This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

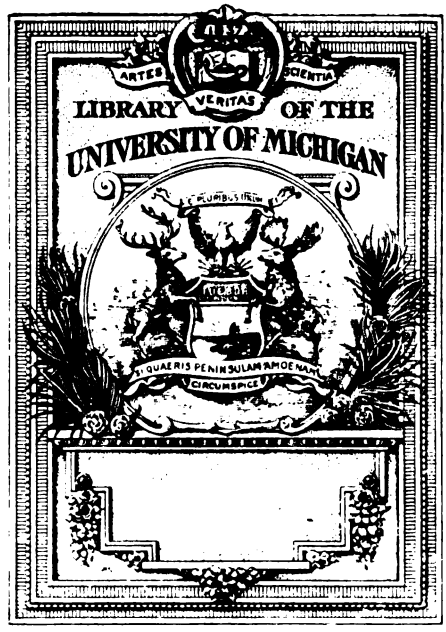
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 935,311


ARTES
IN
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

G 37

GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

HERAUSGEGEBEN

VON

FRANZ PFEIFFER.

SECHSTER JAHRGANG.

MIT EINEM REGISTER ZUM IV. – VI JAHRGANG

WIEN.

VERLAG VON TENDLER & COMP.

1861.

INHALT.

Seite

Das Adjectiv in den Nibelungen. Von Adolf Holtzmann 1
Dietrich und seine Gesellen. Bruchstück, mitgetheilt von A Barack 25
Zum Karlmeinet. Von K. Bartsch 28
Campatille. Von I. V. Zingerle 44
Über Johannes Rothe. I.—VI. Von F Bech 45. 257
Das Märchen vom Zaunkönig. Von F. Pfeiffer 80
Zur Litteratur Hans Rosenplüts. Von R Köhler 106
Die Wanderlust der Schwaben. Von F. Pfeiffer 109
Die Heimchen. Von W. Menzel 129
Die Rede von den XV Graden. Mitgetheilt von W. Dolfel 144
Die Sempacher Schlachtlieder Von O. Lorenz 161
Nachtrag dazu. Von F. Pfeiffer 185
Zu Walthers Liedern. Von K. Bartsch 187
Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie. Von I. V. Zingerle:
I. Sunna-Katharina 214
II. Zwerge mit Geiseln 215
III. Windopfer 217
IV. Feueropfer 218
V. Der Schmied vom Oberland 221
VI. Kohlen und Schätze 411
Kleine Mittheilungen. Von F. Bech 222
Beide. Von I. V. Zingerle 224
Der Scheich (mit einem Holzschnitt). Von F. Pfeiffer 225
Zum Märchen vom Zaunkönig. Von H. F. Massmann 236
Von Thors Müttern und Frauen. Von W. Menzel 287
Hacberta. Von Demselben 294
Der Helle Krieg. Von I. V. Zingerle 295
O Sehnen du viel bittres Kraut. Von Hoffmann von Fallersleben 304
Ein Weib und drei Liebhaber. Von R Köhler 306
Zur deutschen Heldensage. II. Der Rosengarten von Worms. Von L. Uhland . 307
Herzog Ernst. Bruchstücke des alten Gedichtes. Von F. Pfeiffer 350
Bruchstücke aus Iwein. Von Demselben 357
Zu einem Spruche Walthers. Von Demselben 365

Seite
Mich wundert, daß ich fröhlich bin. Von R. Köhler 368
Zu Hartmanns Gregor. Von K. Bartsch 372
Sante Margareten Marter. Von J. M. Wagner 376
Deutsche und griechische Kindersprüche. Von K. Schenkl 380
Gauriel von Montavel. Von Konrad von Stoffeln. Im Auszuge bearbeitet von Adalbert Jeitteles 385
Zu Heinrich und Kunegunde. Von R. Bechstein 422
Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung. Von Moriz Thausing 435
Das Märe von den Gäuhühnern. Ein Beispiel des Strickers. Von F. Pfeiffer . 457
Zu Wolframs Parzival. Von H. Holland 467
Allein. Von R. Bechstein 471

LITTERATUR.

Recensionen:
Lindenschmitt, L., 1. die vaterländischen Alterthümer der fürstl. Hohenzollernschen Sammlungen zu Sigmaringen; 2. die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit. Von A. Holtzmann 110
Diefenbach, L., Origines Europæae. Von Demselben 112
Runge, H. der Quellkultus in der Schweiz. Cuntze, L. Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Schöpf, J. B. Johannes Nasus. Von I. V. Zingerle 113
Wöber, F. X., Wort- und Sachverzeichniss zu J. Grimm's d. Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache. Von F. Pfeiffer 115
Sachse, Fr., Über den Ritter Kei. Von Demselben 116
Wernhers, des Priesters, driu liet von der maget; herausg. von J. Feifalik. Von K. Bartsch 117
Quitzmann, A., die heidnische Religion der Baiwaren. Von M. Büdinger . . . 123
Wackernagel, W., Ἔπεα πτερόεντα 125
Kynewulfi poetæ aetas ænigmatum. Ed. Fr. Dietrich 125
Frauer, L., Lehrbuch der ahd. Sprache und Litteratur 126
Schade, O., veterum momentorum theot. decas 126
Pfeiffer, Friedr., altnordisches Lesebuch. 126
Schade, O., Paradigmen zur deutschen Grammatik 127
Lucæ, Car., de Parzivalis poëmatis Wolframi Eschenbacensis aliquot locis . . . 127
Freidank, von Wilh. Grimm. 2. Ausg. 128
Reinardus Vulpes, ed. G. Knorr. Von K. Bartsch 128
Sant-Marte, Parcival-Studien. 1. u. 2. Heft. Von F. Wolf und F. Pfeiffer . . . 233
Birlinger, A. und R. Buck, Volksthümliches aus Schwaben. Von E. L. Rochholz 243
Rieger, M., alt- und angelsächsisches Lesebuch. Von A. Rochat 245
Holland, H., Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal 246
Mätz, J., die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit 247
Wittstock, H., Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände 248
Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreiches Baiern 249
Zacher, J., die Historie von der Pfalzgräfin Genofeva 249

Seite
Seifart, K., Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Dorf Hildesheim. 2. Sammlung 250
Mosen, G., die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge 250
Grösse, J. G. Th., der Tannhäuser und der ewige Jude. 251
Alpenburg, J., Ritter von, deutsche Alpensagen 252
Steub, L., das baierische Hochland 252
Manhardt, W., die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. I. Theil. Von L. V. Zingerle 253
Jahrbuch für romanische und englische Litteratur; von F. Wolf und A. Ebert. 2. Band. 254
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 7. Jahrg. 255
Johannes, die Limburger Chronik; herausgegeben von K. Rossel 255
Harff, Ritter Arnold v., Pilgerfahrt; herausgegeben von E. v. Groote 255
Eye, A. v. und Falke, J., Kunst und Leben der Vorzeit 256
Dietrichs erste Ausfahrt; herausgegeben v. F. Stark. Von K. Bartsch . . . 256
Rußwurm, C., Sagen aus Hapsal, der Wilk, Ösel und Runö 382
Elsässisches Samstagsblatt, herausgegeben von F. Otte. Jahrg. 1860. 383
Schiller, K., zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes . . 384
Schuller, J. K, das Todaustragen und der Muorlef. Von L. V Zingerle . . . 384
Rumpelt, H. B., deutsche Grammatik. 1 Theil 472
Weinhold, K., über den Beilaut 474
Schleicher, A., die deutsche Sprache. Von F. Stark 486
Der Schwanritter von K v. Würzburg. Herausg. von F. Roth. Von K. Bartsch 494

DAS ADJECTIV IN DEN NIBELUNGEN.

VON

ADOLF HOLTZMANN.

Es hat mich oft gewundert, daß der vierte Band der Grammatik mit seinen überraschenden und großartigen Entdeckungen noch so wenig zu besondern Arbeiten über den syntactischen Gebrauch einzelner Schriftsteller gereizt hat. Wenn schon für die Formenlehre der Fleiß eines Mannes kaum ausreicht, so ist für die Syntax, die nur aus der Beobachtung aller Fälle hervorgehen kann, eine Theilung der Arbeit geradezu nothwendig. Für den Meister müssen die Jünger die Masse des Stoffes zubereiten.

Im Folgenden soll dargelegt werden, wie sich das Adjectiv in den Nibelungen und in der Klage verhält in Bezug auf starke, schwache und abgeworfene Flexion.

I. VORAUSGEHENDES ADJECTIVUM 1) OHNE ARTIKEL steht es immer stark. Für alle Casus zahlreiche Beispiele; daher hier keine Belege. Die Ausnahmen sind selten oder nur scheinbar. 116, 1 *in vil grimmen muote*; aber C hat *grimmē*, D *grimmem*; es ist zu bessern. 219, 1 *mit gemeinen râte* C gegen alle andern, ist als Schreibfehler zu betrachten.

Lachmann behauptet zwar zu (856), daß in den Nibelungenhandschriften das Adjectiv im Masculinum und Neutrum nach der Präposition sehr häufig schwach decliniert erscheine. In den guten Handschriften sind solche *en* statt *em* so selten, daß sie als Schreibfehler angesehen werden müssen; nur die Handschrift h, die nicht in Betracht kommt, hat sie öfter, und in A sind sie nicht selten. Lachmann verlangt *en* z. B. (860), 1 gegen alle Handschriften zu Gunsten einer seiner metrischen Grillen.

Kl. 2988 *von lieben* (CBA, *liebem* D) *ougen blicke.* Der Schreibfehler erklärt sich aus dem gewöhnlichen Plural (295, 3. 1708, 1), an den die Schreiber zuerst dachten.

1208, 1 *des küniges næhsten mâge* ist richtig, weil der Superlativ nicht ohne Artikel stehen könnte, wenn der Genitiv nicht vorausgegangen wäre.

1258, 2 *waz mag ergezzen leides, wan vriuntlîche liebe, swer die kan begân.* Nur J hat *friuntlîchiu.* Es ist ein sehr schöner Fall von Attraction; *liebe* ist zwar der Nominativ zu *mag ergezzen,* steht aber als Accusativ, wie das folgende *die.* Ganz ebenso 2401, 2 *iuch möhte wol gezemen den fride mînes herren, ob ir den ruochet nemen.*

1625, 4 *liebiu mære* versteht sich von selbst statt des Fehlers.

Nicht einmal der Vocativ macht eine Ausnahme; er liebt zwar von Alters her die schwache Flexion des Adjectivs, sieh Gr. 4, 559; aber in unserm Lied zeigt er immer starke, wo nicht ein Pronomen oder Artikel vorhergeht. 16, 1 *vil liebiu frouwe mîn!* 52, 1 *vil lieber vater mîn!* 228, 2 *vil edeliu küniginne*: 2037, 2. 290, 3 *lieber bruoder!* 1872, 4 *snelle degene!* 766, 2 *liebe friunde!* B C, *lieben* die andern. Daher auch 1532, 1 *vil lieben boten mîn* aus a in *liebe* zu bessern ist, wenn nicht vielleicht das vorhergehende *beide* die schwache Form entschuldigt. Kl. 1855 *tugenthafter man!* 2034 *vil küener recke Gêrnôt!* 2153 *mit dir, vil tugenthafter man!* 3038 *vil liebiu tohter!* 3205 *edeliu marcgrâvin!*

Es ist also die schwache Form nicht gestattet, außer wo sie durch ein vorhergehendes Pronomen verlangt wird, wovon unten. In 1982, 2 *ir seht wol, edelen knehte!* (wo jedoch A *edel* hat) steht zwar *ir* nicht unmittelbar vor dem Adjectiv, ist aber doch die Veranlassung der schwachen Form *edelen.*

Es steht also die Regel fest, daß das freie Adjectiv immer stark, nie schwach, decliniert. Dagegen ist die unflectierte Form im Nominativ und auch im Accusativ nicht selten. Und zwar Fälle des Neutrums Sing. wie *guot gemach, guot gewant, zierlich gewant* bedürfen keiner Erwähnung. Im übrigen scheint sich diese Form auf gewisse Fälle und Wörter zu beschränken. Zuerst im Vocativ. 1299, 1 *vil edel Rüedegêr!* 2353, 3 *edel ritter küene!* 2275, 3 *vil edel küene man!* (Sing.)

Kl. 1605 *vil tiwer degen guoter!* 1810 *vil guot swert!* 3150 *edel marcgrâvin!*

Im Nom. und Acc. Plur. Neutr. erscheint *niuwe* unflectiert. 87, 1 *er bringet niuwe mære.* 1460, 1 *niuwe* (*niwiu* B) *mære koment.* 327, 1 *iteniuwe* (*iteniwiu* A) *mære sich huoben.* 1394, 4 *iteniuwe kleit.* (Accus.)

Gern bleibt *grôz* unflectiert. Ich stelle hierher auch Fälle mit vorhergehendem Pronomen. Nicht nur im Neutrum 681, 2 *grôz wunder,* 897, 4 *grôz gesinde,* 1272, 3 *grôz itewîze,* sondern auch im Mascul. Kl. 3519 *grôz gedranc* und im Femin. 868, 2 *iuwer grôz unschulde*; 894, 4 *grôz genâde hân*; 1293, 1 *grôz genâde jehen*; 1220 *heten grôz unmuoze.* Kl. 552 *grôz triuwe*, 576; aber auch 677, 1 *sîn grôziu sterke,* Kl. 3491 *grôziu ungehabe*; 561 *grôziu stünde.* Sogar im Dativ unflectiert 675, 3 *mit iuwer grôz unfuoge* In 1190, 2 *dô wart vil grôze danken getân* ist *grôze* Adverbium.

Weitere merkenswerthe Fälle der abgeworfenen Flexion sind 1784, 1 Ca *daz ist verlorn arbeit.* 599, 3 *dâ wâren sîdîn hütten.* 1192, 4 *diu sol hie zen Hiunen gewaltec künginne sîn.* 1384, 2 *gesaz ûf rîche gesidele,* was vielleicht ein Fehler ist für *rîchez* oder *rîchem.*

Der Gebrauch des unflectierten *ander* ist im Wörterbuch verzeichnet. Nachzutragen ist der Dativ *ander nieman* 1153, 4.

Ebenso lieben die Comparative unflectierte Form, nicht nur im Neutrum 718, 2 *rîcher gewant,* 575,4 *bezzir pferitgereite,* 1159, 4 *getriuwer wîp,* Kl. 854. 1463, 3 *verre rîcher wât* — sondern auch im Accus. Masc. Kl. 92 *tugenthafter frouwen lîp niemen vant*; 1741, 2 *bezzer schilt deheinen,* wo jedoch N *bezzeren.* Es durfte also auch 108, 2 *daz man künic deheinen küener habe gesehen,* stehen bleiben, und ebenso 1878, 2 *küener videlære* im Accus. nach C. Doch steht flectiert Kl. 2185 *deheinen küenern man*; und natürlich ohne Subst. 2115, 4 *einen bezzern*, Kl. 2048 *ein bezzerz.* Der Nominativ des Masc. 737, 4 *antphanc rîcher,* 1250, 4 *ein hœher bote,* 2173, 3 *dehein bezzer wîn.* Kl. 1441 *küener helt,* 2004 *niemen küener,* 2114 *getriuwer degen.* 68, 2 *iemen übermüeter.* 836, 2 *mîn man ist tiurer*, 833, 2 (wo aber C *tiw'r* und *tiurrer,* B *tiwerr,* J *tiurre*), 472, 4 *ein verre kreftiger man,* Kl. 2275 *getriuwer niemen.*

Auch im Femin. Nom. 1417, 2 *nie milter frouwe* 1417, 3 *deheiniu tiurer,* 837, 2 *ich wil wesen edeler.* Accus. 1394, 3 *dehein grœzer.*

Nomin. und Accus. Plur. 1429, 4 *bezzer friunde.* 2157, 4 *küener degene.* Kl. 1272 *küener helde.* 2182. 2 *bezzer degene.*

In den meisten der angeführten Stellen kann die flexionslose Form von den flectierten starken, deren *e* verloren geht, nicht unter-

schieden werden. Dagegen im Genitiv und Dativ ist die starke Flexion deutlich. 1189, 2 *hœhers muotes.* 2, 2 *niht schœners.* 924, 4 *waz küeners.* Kl. 3574 *niht bezzers.* 960, 1 *von bezzerm birsgewœte.* Kl. 797 *von schœnerme wîbe.*

Merkwürdig zeigt der Nominativ von *deweder, ietweder* schwache Form. 1876, 2. 2098, 1. 2425, 2: so ist also auch 183, 4 und 2276, 4 gegen die Handschriften zu lesen. Dagegen der Genit. *ietwederes.*

Sehr auffallend ist ein unflectierter Superlativ. 1773, 3 *Sifriden sluoc, sterkist aller recken, den Kriemhilde man.* Lachmann zu (1671). hält *sterkist* für das schwach declinierte Neutrum, also eigentlich *sterkiste.* Es habe dieß beim masculinischen Genitiv keinen Anstoß gegeben. Ebenso Gramm. 4, 272. Es werden drei Beispiele beigebracht, die schwerlich hinreichen, um einen so auffallenden Sprachgebrauch zu erweisen. Das erste ist aus Otfrid 1, 22, 43 *manno liobosta* im Reim auf *westa.* Es beweist nichts, denn Otfrid setzt in der Reimsilbe Vocale und Consonanten ganz willkürlich, mit gänzlicher Verachtung der Grammatik; er hielt die deutsche Sprache für eine barbarische, die er nach Belieben misshandeln dürfe. So schreibt er z. B. 1, 5, 16 *allero wibo | gotezeizosto,* wo die jüngste Handschrift das grammatisch richtige *zeizosta* gegen den Reim setzt. Für die Grammatik dürfen die Reimsilben Otfrids nur mit der größten Vorsicht gebraucht werden.

Das zweite Beispiel ist aus Notkers Psalmen genommen. Bei Hattemer 115^{b} *mors peccatorum pessima, dero sundigen tod der ist todo wirsesta.* Aber in andern Fällen setzt Notker das richtige Masculinum; bei Hattemer 3, 188^{a} *wihto wirsesto.* 305^{a} *allero steino gruonesto.* 339^{a} *tero goto chunnigosto.* Und im Accusativ 318 *orion der sirium sternon glatesten nah imo fuoret.* Ebenso steht das richtige Femininum 188^{b} *kuotelosi, allero suhto wêlichosta;* 334^{b} *allero himilfrowon zimigosta.* 359^{a} *allero diernon chiusksesta;* 360 *maia, athlantis tohterôn scônista.* Ebenso richtig setzt Notker das Neutrum 177^{a} *alles ubiles meista;* 225^{a} *allero dingo unrehtesta;* 225^{b} *allero dingo zaligosta;* 398^{b} *idcirco dicamus genus generalissimum, allero generum erchenôsta, et speciem specialissimam, allero specierum erchenôsta,* wo er für *species* im Deutschen ein Neutrum im Sinn hat. Danach kann es kaum zweifelhaft sein, daß das obige *wirsesta* einer der zahlreichen Schreibfehler der Handschrift der Psalmen ist; einer der auffallendsten dieser Fehler ist 74^{a} unten *wirdo ih* statt *wir dih.*

Das dritte Beispiel aus dem Leben Jesu der Frau Ava ist ohne alles Gewicht; Hoffmann Fundgruben 1, 146, 11 *do gaben si im ze leste aller ruoch beste*; man schreibe *besten*, da Reime wie *leste* : *besten* in diesem Denkmal ganz gewöhnlich sind.

Ein viertes, von Grimm und Lachmann nicht erwähntes Beispiel könnte man finden in dem Glossar Pa Diutisk. 223 *Falarica, lancia magna quod est teli maximi, suuinspeoz, sper mihil daz ist scafteo maista*; und dieselbe Stelle in gl. K. bei Hattemer 175 *daz ist s. cesteo* (also *scefteo*) *meista*. Allein hier ist wahrscheinlich *scafteo* nicht das Mascul. *scaft*, sondern ein Neutrum *scafti*, welches in gl. K. in der Fortsetzung der Stelle erscheint, *daz ist luzicu mera thane scefti edho phil*; andere Stellen sehe man bei Graff, insbesondere aus Jc *schefti clizantiu* als Nom. Plur. Übrigens zeigt in diesem Glossar der Superlativ öfters die Endung *a* statt *o*, vielleicht weil der Glossator zwar im Lateinischen das Masculinum schrieb, im Deutschen aber das Neutrum übersetzte; z. B. alle drei Exemplare Diut. 231, Hatt. 178 *ferocissimus teorlihhosta, atrocissimus crimmista*. Diut. 200 (Pa) u. Hatt. 166 *pessimus wirsista*, Pa 248 *humilissimus aotmoatista, minimus minista*. gl. K. 212 *novissimus iunkista*. 189 *lucentissimus leohtosta, splendidissimus perahtista*. Dagegen Pa 195 *deterrimum fartunosto*, wo aber Ra *furtanosta*, und gl. K. 164 *firtanosta*; und im Femin. Pa, 233 *gratissima unerlihosto*, Ra *uuerdlihosto*, aber gl. K. 179 *uuerlihhosta*. Das richtige *o* im Mascul. erscheint nicht selten, z. B. Diut. 175 *celeberrimus tiurlihhosto, venerabilis aerwirdigosto*; Hatt. 156. Es ist also in diesem Denkmal keine Genauigkeit.

Es ist also die angebliche Regel, daß der Superlativ des Adjectivs nach dem Genitiv des Masculinums im Neutrum stehe, ohne Begründung. Für unsere Stelle des Liedes müssen wir eine andere Erklärung suchen. Es ist nicht das Neutrum *sterkiste*, sondern das flexionslose Masculinum *sterkist*, das gerade so gebraucht wird, wie die flexionslosen Superlative beim Genitiv im Altsächsischen, sieh Gramm. 4, 502. Da dieser Gebrauch des flexionslosen Superlativs im Hochdeutschen unbekannt ist, so weist unsere Stelle, wie manch andere, auf ein niederdeutsches Original.

Es möge hier eine Abschweifung erlaubt sein. Es gilt für das Althochdeutsche die Regel Gramm. 4, 575: „Superlative finden sich nach vorausgehendem Genitiv Plur. gern in schwacher Form.“ Danach sollte man glauben, daß doch zuweilen der Superlativ nach

dem Genitiv, und außerdem überall, wo der Positiv, starke Form zeige. Dieß ist aber meines Wissens nicht der Fall. Schon im Gothischen liebt der Superlativ schwache Form; aber im Althochdeutschen ist die starke Form so selten, daß sie nur als Ausnahme gelten kann. Noch bei Notker habe ich vergeblich einen starken Superlativ gesucht; dagegen habe ich schwache Form gefunden, wo der Positiv starke zeigen würde, z. B. Hattemer 3, 225 *danne wirdet allero dingo unrehtesta, daz nu rehtesta ist.* 241ª *fone diu ist not, taz tiu wizentheit forderosta sî.* 264ᵇ *tu dinero muoter zeizesto bist.* 268ᵇ *wanda si wizzig unde heilig ist unde ungewartôsta ist ioh skônista.* 278ᵇ *daz fierda daz imo nâhesta was.* 308ª *also ouh tiu hizza starchesta ist in mitten dag.* Ich will nicht alle Beispiele hersetzen; aber Erwähnung verdient noch 362ª *sîn êristporno*, wo der Superlativ *êrist* sogar auf *porno* einzuwirken scheint. Auch vom Comparativ habe ich bei Notker keine starke Form gefunden; das bei Grimm 4, 519 angeführte Beispiel finde ich nicht.

Ebenso steht der Superlativ ohne Artikel nur schwach bei Kero. Hattemer 1, 30 *hreinisto lib. dera horsamii starchistun waffan.* 31 *wirsiston scalcha.* 94 *in iunkistun steti.* Ebenso in den Hymnen, bei Isidor und den Fragm. theot. z. B. 17, 11 *fona himilo hohistin*, was natürlich schwacher Singul. ist, obgleich im lateinischen *e summis caelorum.* Ich zweifle, ob man bei Tatian einen starken Superlativ finden wird.

Dagegen haben wirklich die Wolfenbüttler Stücke *guatlichi in hohostem, gloria in excelsis* (Maßm. 175), und Muspilli *der satanaz altist.* Ferner das Neuburger Gebet (Diut. 2, 382) *an demo giustiemo* (d. i. *jungistemo*) *taga.* Dieß Gebet ist jedoch schon aus jüngerer Zeit, wenn auch nicht aus dem zwölften Jahrh. wie Graff angibt. Otfrid hat ebenfalls *iungistemo* 5, 23, 140 und *von eristera uuoraltí* 3, 20, 156. Die Gl. flor. bei Eccard 2, 986 *unchustichistemo.* Die Wiener Beichte Maßm. 140 *mir sundegistera unde mir meintatigistero uber alla meintatigen.* Dieß sind alle Beispiele des flectierten starken Superlativs, die ich aus älterer Zeit zur Hand habe; unflectierte finden sich öfter. Erst mit dem eilften Jahrh. erscheint auch der flectierte zahlreicher, z. B. in der Wiener Genesis; im Summar. Henrici u. s. w.

Ebenso werden die Ordinalzahlen in den ältesten Denkmälern schwach und ohne Artikel gebraucht. Die ältesten Übersetzungen des Symbolums haben *in thritten* [illegible] *ittin take*, später *an demo*

dritten tage. Bei Maßm. S. 76 erscheint *an demo drizigistemo iare.*

Für das Althochdeutsche ist also schwache Form des Superlativs Regel, und starke nur seltene Ausnahme. Im Adverbium dagegen ist die unflectierte Form die Regel, auffallend auch mit Präpositionen *az jungist, az êrist, ze meist, ze vorderôst* u. s. w. Gr. 3, 106. 587.

I, 2. NACH DEM BESTIMMTEN ARTIKEL schwache Form. Die Ausnahmen sind sehr selten.

37, 2 *vil der varender diete* CB, *varenden* DA. Man kann, wie ich im Wörterbuch vermuthete, *varender* als von *diet* regierten Genitiv betrachten, nach *folc sceotantero* im Hildebrand.

202, 3 *die sturmkülene man* BA (bei mir ein Druckfehler — *külenen*).

304, 3 *diu vil schœniu meit* C, *diu minneklîche meit* N. 2199, 1 *der vil getriwer man* C.

338, 2 *die minneklîche erwerben* C, *die minnehlîchen werben* N.

496, 4 *die wegemüede* A.

797, 1 *der êregernder* (*gernde* N) *man.*

2276, 3 *die êregernde man* CB.

2334, 4 *der* (*ein* D) *viurrôter* (*rôte* BA) *wint.*

549, 2 *die junge künige guot,* wo vielleicht nur der Strich über dem *e* erloschen ist. Ebenso ist 386, 3 *die rehte wazzerstrâzen* vielleicht ein Schreibfehler in C für *rehten* in allen andern.

2269, 3 *dem einem* (*einen*) *man,* wo aber *einem* besondern Nachdruck hat.

Dazu aus der Klage:

346 *diu vil schedelîchiu nôt.*

440 *diu stühelîniu bant* CB, ebenso Wolfram Wh. 423, 21.

2069 *die êregernde* (*den* N) *frouwen.*

2350 *der hôchgeborner mêr.*

3313 *die êre tragende* A (*den* die andern).

3368 *diu lange werndiu* (N *wernde* C) *nôt.*

Es ist dieß im Ganzen eine kleine Zahl von Ausnahmen; auf eine Regel lassen sie sich nicht bringen; doch scheint es, daß die zusammengesetzten Adjectiva besonders geneigt sind, die starke Form zu bewahren, wie *êregernde.* Nicht ganz sicher, weil bloß durch *a* bezeugt, ist 1493, 4 *daz wœgist.*

Eine beachtenswerthe Ausnahme machen öfters Adjectiva, denen nach dem Artikel noch ein Possessivum oder der Genitiv *ir* vorhergeht.

1022, 3 *der mîn vil lieber man* CBJ.
1075, 2 *der ir getriuwer lîp.*
1079, 4 *der ir vil wünneklîcher* (B, *lîche* C) *lîp.*
1246, 4 *daz ir vil grœzlîchez* (B, *grœzlîche* C) *klagen.*
1557, 3 *daz ir vil langez scheiden.*
2072, 4 *daz sîn vil starkez ellen* (C, die andern ohne Artikel).
Kl. 1488 *der sîn vil hôchvertiger* (a N, *hôchvertlîche* C) *sin.*
2573 *daz iuwer grôz ungehaben.*
3591 *daz sîn vil wênigez* (B) *kint.*

Doch ist auch in diesem Fall die schwache Form die gewöhnliche. 66, 3 *die ir vil liehten brünne.*
2145, 4 *diu ir vil grœzlîchen sêr.*
245, 4 *daz sîn vil grœzlîche leit.*
566, 1 *die sîne rîchen geste.*
486, 4 *die mîne hœhsten friunde.*
755, 4 *die unsern lieben friunde.*
1445, 4 *die unser besten friunde.*
1714, 3 *die iuwern schœnen tohter.*
2427, 4 *der mînen edelen herren.*

Es steht ferner die starke Form meistens, wenn ein Zahlwort zwischen dem Artikel und dem Adjectivum steht.

186, 4 *die zwêne grimme starke* (C *grimmige* B) *man.*
212, 3 *die zwêne küene man,* 1827, 1.
Aber 1472, 1 *die zwêne jungen künige* (wo jedoch B *junge*).
Kl. 4024, 4 *die zwêne sumerlange tage.*
Aber 3849 *der drîer edelen künige.*

Die unflectierte Form ist durch den Reim in folgenden Beispielen gesichert:

734, 1 *sprach der lobes rîch,* wofür N *der künic rîch.*
1249, 1 *diu trûric gemuot.* 1946, 3 *Hiltbrant der ellens rîch.* 2153, 1 *Gêrnôt der hôchgemuot.*
Kl. 2364 *Hildeburc diu schanden vrî.*

Es ist also immer der Fall, den Gr. 4, 541 behandelt, bei vorausgehendem Eigennamen. Nur 734, 1 geht der Name nicht voraus; vielleicht hieß es ursprünglich *sprach Gunther der lobes rîch* mit vier

Hebungen, wie 2331, 2 *sprach Volker der helt guot,* wo jedoch ebensowohl *Volker* als eingedrungene Glosse betrachtet werden kann.

Außerdem sind die Beispiele selten.

801, 1 *daz herrenlîch* (*hêrlîche* B) *gesinde.*

Kl. 2545 C *die heidenisch diet.*

Sehr häufig erscheinen die zwei Adjective *edel* und *übel* im Nominativ unflectiert. Da aber daneben öfters *edele* und *übele* steht, und gerade nach *l* das *e* häufig nicht geschrieben wird, so ist es sehr wahrscheinlich, daß überall die schwache Form hergestellt werden muß, wie 47, 4 B *diu edele Kriemhilt.* 1247, 1 B *der edele Rüedegêr.* 1652, 1 A *der edele marcgrâve.* 2049, 1 B *der edele B.* 60, 4 BC *diu edele künigínne*; ebenso 1131, 4 C (fehlt bei Lachmann). 1049, 3 C *der edele recke* (fehlt bei Lachmann). 1051, 2 C *diu edele frouwe* (fehlt bei Lachmann). 217, 4 B *der ubile tiufel.*

I, 3. NACH DEM UNBESTIMMTEN ARTIKEL im Nom. und Acc. Sing. immer starke Form. 4, 3 *ein ellens rîcher man.* 4, 1 *ein rîchiu künigínne.* 661, 4 *ein ungehiurez wîp.* 2130, 2 *ein grimmiu nôt.* 1186, 4 *ein liebez bieten.* Beispiele des Accus. Fem. 133, 2 *ein minneklîche meit.* 189, 2 *eine liehte brünne.* 437, 4 *eine veste brünne.* 944, 2 *eine scharpfe strâlen.* 1158, 1 *eine rîche fürsten abtey.* 1954, 3 *eine schœne frouwen* u. s. w. Im Accus. des Masc. kann starke und schwache Form nicht unterschieden werden.

Abgeworfene Flexion im Nom. Masc. 13, 3 *ein edel man.* 1509, 1 *ein küene spileman.* 1550, 1 *ein vil küene man,* 1813, 1; 1966, 1 Kl. 1057 *ein arm man.* 1453 *ein junc man.* 2051 *ein guot list.* Vom Femin. 2176, 4 *ein übel hôchgezît.*

Im Neutrum vorherrschend. 2, 3 *ein schœne wîp,* 15, 3. 504, 2 *ein küene getwerc.* 514, 4 *ein schœne grüezen,* 1703, 4 u. s. w.

Dagegen im Genitiv und Dativ ist die Regel schwache Form. Ausnahmen sind selten. 941, 2 *in einer kurzer* (B A) *stunde.* 1569, 3 *in einem schœnem* (B) *brunnen.* 1808, 2 *in eime grimmem* (A) *muote.* 2419, 3 *von eime starkem* (A) *swerte.* Also kein einziges Beispiel aus C.

I. 4. NACH PRONOMEN, ZAHLWORT u. s. w.

a) nach dem persönlichen Pronomen.

1281, 3 *ich jâmerhaftez wîp.* 1123, 2 *ich vil armez wîp.* 1287, 1 *ich armiu künigin.* 2388, 3 *ich ellender recke.* 2379, 3 N *ich armer Dieterich.* Kl. 3247 *ich armez wîp.* 840 *ich arm* (*armer* a) *man.* Also mit Subst. immer stark. Ohne Substantiv meistens schwach. 1785, 4

ich vil arme (Ca, Femin.). Kl. 1624 *ich vil arme* (Masc. Reim). Dazu stelle ich sogleich 123, 3 *ich eine*. 180, 1 *ich selbe*. 366, 2 Femin. aber stark. Kl. 1818 *ich ellender*.

Genit. 1066, 4 *mîn, armer Kriemhilde, nôt*. 2202, 4 *mîn, vil ellendes hant*. 1721, 1 *mîn ellendes solt*. Dazu 59, 1 *mîn eines hant*. 1090, 2 *zer mîn eines guot*. 2363, 4 *vor mîn eines handen*. 1176, 4 *mit mîn selbes guote*. 1537, 2 *ine wart mîn selbes mâge nie sô rehte vrô*. Also in allen Fällen stark. Ist Kl. 1618 *owê mîn ellende* unflectiert? schwerlich *ellende* Substantiv.

Dativ. 558, 4 *owê mir armen* (*armer* BA) *meide*. 929, 4 *mir armen wîbe*. 1089, 2 *mir armem wîbe* (CB). 1091, 4 *mir armen wîbe*. 1739, 4 *mir armen* (*armem* B) *wîbe*, 2207, 4. Kl. 2169 *mir vil ellendem man*. Ohne Subst. 1242, 3 *an mir armen* (*armer* aBA). 2211, 1 *owê mir gotes armen* (*armem* B?). Dazu 1054, 4 *mir selber* (Femin.). Also überall Schwanken zwischen starker und schwacher Form. Accus. Kl. 1046 *mich armen Dietrîche*. Dazu 2435, 3 *mich selben*.

Plur. finde ich Nom. nur 1513, 1 *wir selbe*, 1228, 4.

Genit. 2252, 4 *unser ellenden* (*ellender* aJA) *tôt*.

Accus. 753, 2 N *uns wegemüede* (*-müeden* J) *geste*.

1867, 3 *lât uns wegemüeden haben gemach*.

2154, 3 *uns sturmemüede* (CBA, *müeden* DJ).

Von der zweiten Person im Sing. weiß ich kein Beispiel als 1564, 2 *du selbe*. Im Plural ist der wirkliche von dem höflichen zu unterscheiden.

312, 1 *ir guoten degene!* 517, 1 *ir guoten* (*gute* B) *ritter!* 559, 2 *ir edelen* (*vil schœne* BA, *schœnen* DJ) *juncfrouwen!* 874, 1 *ir guoten knehte*: 998, 1 *ir vil bœsen* (*bose* C) *zagen!* 1567, 1 (C fehlt) *ir stolzen ritter guot!* 1678, 4 *ir snelle degene!* (a? NC fehlt) 1725, 1 *ir edelen* (*edele* B, C fehlt) *künige rîch!* 1760, 3 *ir snellen* (*snelle* BA) *degene!* 2001, 1 *ir guoten knehte!* 2065, 2 *ir lieben friunde!* 2171, 1 *ir edelen* (*edel* B) *ritter guot!* 2313, 4 *ir guoten* (*guote* A) *degene*! Während also der Vocativ ohne Pronomen immer starke Form hat, zeigt er nach dem Pronomen in der Regel schwache. Dagegen das Possessivum 574, 1 *ir, mîniu mägedîn!*

Der höfliche Plural 106, 2 *ir, edel Sîfrit!* 2405, 4 *ir eine*.

Vom Genitiv habe ich nur Beispiele des höflichen, und zwar nur mit *selbe*. 910, 2 *mit iuwer selbes hant*.

1493, 3 *nâch iuwer selbes willen*. 1779, 2 *durch iuwer selbes friuntschaft*.

Dativ. 357, 4 *iu hôchgemuoten.* 2390, 3 *iu guoten degenen.* 551, 1 *iu edelen recken beiden.* Dazu höflich 108, 1 *iu selben,* 1486, 4. 2403, 4. 1488, 4 *iu einem.*

Accus. 1502, 3 *iuch lieben herren* (*liebe* im Druck ist falsch). 1067, 1 *iuch lieben friunde mîn.* 2334, 2 *wert iuch edelen recken.* 2237, 3 *wert iuch küenen* (*küene* A) *degene!* 1977, 3 *wert iuch vil ellenden,* 1982, 3. Und 2390, 1 *iuch selben.* Und Sing. 313, 4. 1008, 4.

Von der dritten Person sind Beispiele mit wirklichem Adjectiv sehr selten. Ich habe nur eines gefunden. Kl. 3554 *von im vil armen.* Dagegen oft mit *ein.* 181, 3 *er eine.* 18, 4 *sîn eines,* 468, 4; 1990, 1. 452, 3 *in ein.* Kl. 534 *von ir einer listen.* Kl. 4391 *an si einen* (C, *eine* aBA) Sing. 2359, 2 *si einen zwêne.* Kl. 439.

Mit *selbe.* 346, 3 *er selbe.* 587, 3 *si selbe.* 23, 2 *sîn selbes.* 693, 4 *mit samt im selben.* 1153, 4 *im selben.* 46, 2 *ir selber* (Dativ). Kl. 489 Genit. Sing. 2279, 3 *von ir selber* (Genit. Plur.) *hant.*

Ferner 1146, 1 *ir sumelîcher eide.* 69, 2 *ir beider lîp.* 268, 3 *ir beider man.* 299, 2 *si nâmen ir zweier war.*

Es zeigt sich also, daß in der ersten Person die schwache Form vorherrscht, wenn das Adjectivum allein steht, die starke aber, wenn das Substantivum folgt. In der zweiten Person Pluralis gilt in beiden Fällen fast nur schwache Form.

b) Nach dem Possessiv und dem Genitiv *ir* im Nomin. und Voc. Sing. starke Form oder unflectiert.

63, 2 *mîn einigez kint!* 617, 2 *mîn vil liebiu swester!* 862, 2 *mîn guldîn vingerlîn.* 1084, 4 *mîn vil liebiu frouwe!* 1101, 3 *mîn liebez kindelîn.* 1191, 4 *mîn liebiu frouwe!* 1222, 3 *mîn lieber herre.* Kl. 1255 *mîn wol geruotiu hant.* 365, 2 *iuwer wîziu hant.* 868, 2 *iuwer grôz unschulde.* 1474, 4 *iuwer edeliu swester.*

469, 4 *sîn vil ellenthaftiu hant.* 680, 2 *sîn starkez ellen.* 1072, 4 *sîn grôziu schœne.* 1164, 1 *sîn edelez gebeine.* 964, 2 *sîn edel kocher.* 1189, 1 *sîn liebiu tohter.* 1905, 1 *sîn schœne wîp.* 677, 1 *sîn michel kraft.* Kl. 2349 *sîn ungefüege* (*ungefuegiu* A) *herzensêr.*

42, 2 *ir liebez kint.* 168, 4 *ir starkez übermüeten.* 241, 4 *ir liehtiu varwe.* 242, 1 *ir lieht antlütze.* 284, 2 *ir rôsenrôtiu varwe.* 777, 2 *ir schœner lîp.* 737, 1 *ir vil zühtic muot.* 1286, 3 *ir vil trûric lîp.*

Im Accus. Sing. folgt auf die eigentlichen Possessiva wahrscheinlich starke Form, wie auf den unbestimmten Artikel. Die Beispiele sind sehr selten. 1023, 2 *sîn schœne houbet.* 2377, 2 *mîn liehtez wîcgewant.*

Dagegen nach *ir* folgt im Femin. schwache Form. 49, 2 *durch ir vil grôzen schœne,* 118, 4. 466, 2 *ir starken übermuot.* Doch auch starke. 1310, 3 *ir liebe* (*lieben* N) *swester.* 647, 3 *ir schœne wât* (alle).

Im Neutrum stark. 225, 4 *ir vil liebez herzen trût.* 1277, 4 *ir vil unsenftez ungemach*; und vorausgestellt 377, 2 *niuwez ir gewant.* 2094, 2 *liehtez ir gewant.*

Die übrigen Casus des Sing. gewöhnlich schwach; doch mit Ausnahmen. 192, 4 *an sînem rôtem helme* (CB). 353, 2 *zuo mîner lieben muoter.* 675, 3 *mit iuwer grôz unfuoge.* 1054, 3 *von mîme lieben man.* 2425, 4 *mîns vil lieben mannes.* 2385, 3 *nâch sîme starken leide.* 2106, 4 *mit sîner ellenthafter* (*-ten* DJ) *hant.*

11, 1 *von ir wîten kraft, von ir hôhen werdekeit.* 336, 2 *von ir vil grimmen zorne.* 1025, 2 *mit ir vil lieben frouwen.* 2351, 2 *gegen ir kleinen schar.* 707, 2 *ir edelen ingesindes.* 1023, 2 *mit ir wîzen hant.* 1304, 3 *irs* (wofür zu lesen *des ir*) *vil lieben man.* 1701, 1 *mit ir vil schœnen tohter.* 1702, 2 *ûz ir vil rîchen wæte.* 870, 4 *ir grôzen unfuoge ich mich scham.* Kl. 567 *nâch ir lieben man.*

Aber 564, 4 *ir nœhstem ingesinde.* 685, 1 *ir ungefüeges willen.* 1398, 2 *bî ir vil edelem* (*edelen* BD) *manne.* 2412, 4 *nâch ir vil starkem leide* CBA.

Im Plural fast immer schwache Form.

754, 1 *iuwer besten mâge.* 1900, 1 *mîne vil lieben herren!* 2081, 4 *sîniu kreftigen leit.* 2297, 1 *mîne lieben man* CA. Aber 1836, 4 *durch sîne swinde* (*swinden* B) *blicke.* 2048, 4 *hundert sîner küener man.* Kl. 1723 *sîner ungeteilter* (CD; *-en* N) *spil.* 161, 1 *iwer starke viende.*

66, 4 *ir vil guoten helme.*

384, 1 *ir goltrôten schilde.* 389, 1 *ir vil starken segelseil.* 403, 2 *ir minneklîchen* (*hêrlîche* BA) *meide.* 441, 2 *teilte ir hôhen* (*hôhiu* JA) *spil.* 457, 4 *ir vil scharpfen wâfen.* 531, 1 *ein ir hœhsten mâge.* 614, 3 *ir schœnen mägedîn.* 771, 4 *ir starken soumære.* 1088, 2 *ir besten friunde.* 1092, 4 *ir getriuwen* (*getriuwe* N) *mâge.* Kl. 3835 *ir starken leit.*

Aber auch stark außer den schon bezeichneten Beispielen in N, 816, 3 *ir tumbiu herzen.* 353, 3 *ir schœne* (C, *schœnen* die andern)

mägede (1221, 3 *durch ir manige tugende*). 1156, 4 *unz an ir jungeste* (aber *jungesten* aN) *tage*. 1116, 2 *ir starke tugende*.

Übrigens steht das Adjectivum öfter vor dem Possessiv. 1278, 3 *getriuwer mîner friunde*. 2250, 2 *die edelen mîne mâge*. 508, 1 *mit starken sînen handen*. Kl. 2077 *bî gesundem sînem lîbe*. Dazu die oben schon gedruckten 377, 2. 2094, 2.

Das Possessivum *ir* steht im Lied in C nur einmal, 1304, 3, wo *des ir* zu lesen ist, und zweimal in der Klage, wo es beidemal von D vermieden wird.

c) Nach dem Demonstrativum *dirre* folgt gewöhnlich schwache Form.

50, 1 *disiu selben mære*. 1985, 1 *disiu starken mære*. 2262, 2 *dise rôten bouge*. 2260, 2 *disiu stârken sêr*. 1315, 1 *durch disiu lieben mære*. 300, 2 *dises hôhen gruozes*. 1658, 4 *in disem herten strîte*. Kl. 3113 *dirre lügelîchen mære*.

Aber 2151, 2 *diz starkez* (*starke* N) *hazzen*. 429, 3 *vor disem küenem* (*edeln* N) *recken*. 2038, 4 *ûz dirre angestlîcher* (C, -*chen* a) *nôt*.

d) Nach *al* schwach. 867, 3 *aller valscen dinge*. Kl. 3113 *allez himelische her*. Sonst folgen nur Possessiva, die stark bleiben. 2168, 3 *elliu unser leit*. 793, 2 *alle sîne degene*. 2226, 3 *alle mîne man*. Kl. 1275 *elliu mîniu lant*.

e) Nach *dehein* schwach. 1292, 1 *deheiniu rîchen* (*rîchiu* N) *kleit*. 1417, 3 *deheiniu tiurer*. 1678, 3 *deheinem fremden lande*. 2173 *dehein bezzer wîn*. (1144, 2 *deheinem einem wîbe*).

f) Nach *iemen* und *niemen*. 1093, 2 *niemen lebet sô starker*. Aber 485, 3 *daz iemen lebet sô küene*. 704, 3 *iemen lebender*. 1594, 3 *niemen vremden* (Accus.). 2368, 1 *darinne was niemen lebende* (*lebender* A). Kl. 355 *daz iemen küener wære*. 397 *daz niemen küener solte leben*, 2004. — Vorausgehend 1865, 2 *hât er getriuwen iemen*, womit aber zu vergleichen 148, 3 *hân ich getriuwer iemen*. Von allen diesen Beispielen gehören eigentlich nur 704, 3 und 1594, 3 hieher; doch ist hier nicht ganz sicher attributives und prädicatives zu scheiden. Ebenso ist nicht deutlich zu unterscheiden zwischen Genit. Plur. und Nomin. Masc. Sing. Das Beispiel 1594, 3 *niemen vremden* spricht für den Nomin., aber es fällt in die Lücke von C, die vielleicht *niemen vremder* hatte. Vergl. Gramm. 4, 739. 146, 2 *habet ir iemen vriunde*.

g) *manec* wirkt wie der unbestimmte Artikel. Im Nom. und Accus. folgt starkes, im Genit. und Dat. meistens schwaches Adjectiv.

1633, 4 *vil maniger küener degen.* Kl. 1903 *maniger swinder swertes swanc.* Im Nomin. gewöhnlich *manic* ohne Flexion. 31 *manic rîcher kneht,* oder auch das Adjectiv unflectiert 818, 4 *manic küene man.* — 29, 4 *vil manic schœniu meit.* 1365, 3 *manic wîtiu schar,* wofür N mit Ausnahme von J den Accus. *manige wîtiu schar* mit veränderter Interpunction. 1308, 3 *manic schœne meit.* 871, 1 *manic schœne wîp.* Aber Accusativ 398, 13 *manige schœne meit,* 1323, 2; ebenso 2439, 3 als Accusativ; die Interpunction zu ändern. Es steht einmal *manic* im Accus. 590, 1, aber nur in C, daher zu ändern nach den andern *manigen.* 1330, 4 *maniges küenen recken.* 799, 2 *maniger schœnen frouwen lîp.* 1914, 2 *maniger schœnen frouwen.* 789, 2 *mit maniger liehten schar.* 843, 4 *mit maniger hêrlîchen schar.* 526, 3 *manigem werden man,* 2321, 4. 694, 3 *manigem hôhen man,* 816, 2 *manigem guoten degene.* 30, 3 *manigem küenen man.* Aber öfter in C oder B *manigem küenem man,* 744, 3. 817, 3. 854, 1. 1376, 3. 1515, 3. — 442, 2 *vor manigem küenem* (*küenen* N) *recken.* 1861, 4 *manigem snellem degene.* 1209, 3 *manigem küenen* (*hêrlîchem* B) *man.*

h) Nach Zahlwörtern starkes Adjectiv.

929, 2 *zwei wildiu swîn.* 1848, 1 *zwêne ûzerwelte man.* 2400, 3 *zwêne alsô küene man.* 985, 3 *zwei wildiu pantel.* 1797, 2 *zwei wætlîchiu kint.* 1259, 2 *zwelf rîcher krône frouwe.*

II. NACHGESETZTES ADJECTIVUM. 1) sehr häufig unflectiert, und zwar in allen Fällen, ob das Substantiv allein steht oder bestimmten oder unbestimmten Artikel bei sich hat, und in allen Casus. Einige Beispiele.

315, 4 *degen küene!* 364, 1 *ritter edele!* (Sing.) 2201, 1 *zage bœse!* 539, 1 *ine bin niht bote guot.* 80, 2 *in wœte liehtgevar.* 609, 1 *mit guoten tavelen breit.* 80, 3 *mit schilden niuwe unde breit.*

154, 2 *ein degen vil gemeit.* 954, 4 *ein ber wilde.* 2007, 2 *ein schade kleine.* 2054, 3 *ein eber wilde.* 2140, 1 *ein sturm herte.* 12, 2 *einen valken starc schœn unt wilde.* 19, 3 *in einer bürge, wîten wol bekant.*

143, 3 *der ritter guot.* 1832, 2 *des schaden schedelich.* 728, 3 *des degenes guot* (?). 1413, 4 *der künigînne guot* (Genitiv). 1664, 1 *des heizen bluotes rôt.* 1710, 3 *in dem sale wît.* 7, 4 *die besten recken. starc und vil küene.* 527, 3 *den recken alsô hêr* (Dativ). 1377, 4 *den fürsten edele.* 480, 1 *den ritter edele.* 406, 2 *daz zierlîche marc, guot unde schœne.* 2338, 2 *enpfie die helde mære.* 2419, 3 *ûf die*

helme guot. 307, 2 *die maget lobelich.* 219, 2 *vil der schilde wît.* 1368, 3 *manic site vremde.* 1374, 3 *manic ritter edele.*

1338, 3 *maniges recken balt.* 2364, 4 *vil maniges recken gemeit.* 285, 3 *vor maniger frouwen guot.*

Dieses unflectierte Adjectivum kann auch durch Versetzung vor dem Substantivum stehen. 449, 1 *dô truoc man der frouwen swære und darzuo grôz einen gêr vil starken, scarpf und ungefüege.*

Es versteht sich von selbst, daß *swære unt grôz* nicht auf *frou* zu beziehen ist, sondern auf *gêr.* Weniger deutlich ist in 577, 1 *begürtet mit den sîden, vil schœn unde starc brâhte man den frouwen vil wünneklîchiu marc,* daß *schœn unde starc* nicht zu *sîden,* sondern zu *marc* gehört. Ebenso verstehe ich 370, 2 *grüen alsô der klê dar in si leiten steine,* die Seide ist weiß, aber die Steine sind grün, vergl. 445, 2. Ebenfalls vorangestellt ist das Adjectivum 2112, 3 *sô wær er küen ein man* und 816, 1 *dô huop sich harte hôh ein spil.*

Die nachgesetzten unflectierten Adjectiva erhalten häufig ein unorganisches *e* angehängt, wie umgekehrt die Adjectiva zweiter Declination ihr *e* abwerfen können. *rîch* oft statt *rîche,* z. B. 558, 2 *der künic rîch. klein* im Reim 644, 4. Das angehängte *e* zeigt sich oft in *guote,* z. B. Kl. 1509 *der stolzen helede guote : bluote.* 1559 *dâ si die helde guote zugen.* 2227 *den helt guote.* 3713 *die boten guote.* In allen diesen Fällen ist *guote* unmöglich schwache Form, daher auch nicht im Nominativ 293, 1 *der degen guote.* Ebenso Kl. 379 *ein helt starke.* 1969, 3 *der künic junge.* 2040, 3 *der palas wîte.* In allen diesen Fällen ist nicht schwache Form, sondern unflectierte mit falschangehängtem *e.* So erscheint *kunde* und *unkunde* neben *kunt, unkunt*; zufällig kommt es nicht attributiv vor, wie auch *missevarwe,* 1023, 4. So wenig man neben *guot* ein Adjectiv zweiter Declin. *güete* ansetzen darf, ebenso wenig wird *künde* neben *kunt* gebilligt werden dürfen. Ebenso ist *leide* neben *leit, hêre* neben *hêr* z. B. Kl. 216 *Ezele der künic hêre.* Dagegen *lenge* 684, 1 ist wirklich Adjectiv zweiter Declin. neben *lanc* erster, ebenso *scherpfe* neben *scharpf.* Um so weniger wird schwache Form anzunehmen sein bei Adjectiven zweiter Declination, wie 228, 3 *der gast vil küene,* 280, 1 *der künic rîche,* 227, 4 *der bote biderbe,* 184, 4 *dirre gast vil edele* u. s. w. Es ist überall die unflectierte Form.

Schwierig ist *genuoc.* Was soll sein 2064, 2 C *dô wart rede genuoge getân*? Als schwache Form stünde es allein. Es scheint nichts anders zu sein als ebenso wie *guote* für *guot* eine unorganische

Erweiterung statt *genuoc*. Ebenso 2201, 2 *ich hân genuoge leit unde sêr*. An beiden Stellen in der Cäsur.

So ist wohl auch *deheine* nicht schwache Form, sondern unorganische Verlängerung des unflectierten *dehein*. Kl. 4258 *küniges wîp deheine* (*gesteine*) *bezzern satel nie gereit*. 4266 *dar under was deheine* (*frouwe*). 1159, 4 *getriuwer wîp deheine ist uns bekant*.

2) Flectiert und zwar stark.

1621, 3 *ir morder ungetriuwer* (nur a). 2043, 3 *gewalt vil grôzer*. Kl. 1605 *vil tiwer degen guoter!*

Kl. 879. *der degen guoter* : *muoter*, 353, 3. 2332, 3 *alsam ein lewe wilder* (*wilde* N). 279, 1 *vil manic recke tumber*. Von den Fällen scheinbar schwacher Formen war soeben die Rede.

Beispiele des Accus. Masc. sind nicht selten.

2254, 2 *het ich schilt sô guoten*. 1417, 4 *lop vil grôzen*, 1997, 4. 2277, 3 *durch helm vlinsherten*. Kl. 3818 *frouwen ruof sô swinden*. 3908 *nie haz sô leiden*. 606, 3 *für den palas wîten*. 805, 1 *für den palas rîchen*. 356, 4 *den gast vil edelen*. 449, 2 *einen gêr vil starken*. 946, 1 *einen eber grôzen*. 1347, 2 *in einen palas wîten*. 2127, 4 *durch einen helm vesten*. 12, 2 JA *einen valken wilden*. D *einen valken schœnen unde wilden*.

504, 4 *disen gast vil edelen*. 582, 1 *manigen gürtel spœhen*. 590, 1 *vil manigen buhurt rîchen*. 2264, 4 *manigen slac vil swinden*. 2278, 3 *durch sînen schilt vil guoten*. 1154, 2 *Kriemhilt ir schaden grôzen klagen dô began*.

Im Femininum 137, 2 *die maget edele*. 505, 3 *eine geisel swære*. 1067, 4 *si heten naht vil arge*. Ich habe kein Beispiel schwacher Form gefunden.

Im Nom. Voc. und Accus. Plur. ist die starke Form nicht immer von der unflectierten zu scheiden, aber niemals erscheint schwache. 1542, 2 *helde guote!* 395, 2. 1576, 2 *ir helde küene!* 1458, 4 *boten vremde*. 606, 4 *helde hôchgemuote*. 615, 1 *ritter edele*. 521, 4 *segele rîche* (Acc.). 413, 2 *drî palas wîte* (Acc.) 2106, 4 *er sluoc slege swinde*. 2330, 2 *die helde mære*. 97, 2 *die lewen wilde*. 138, 1 *die künige rîche*. 319, 1 *manige schilde volle man dar schazzes truoc*. 506, 1 *siben knöpfe swære*. 1135, 3 *viere tage lange*.

Da sich im Femin. Accus. Sing. kein Beispiel findet wie *die maget edelen*, und im Plural keines wie *die helde mæren*, so ist wahrscheinlich, daß auch im Mascul. Accus. Sing. überall starke Form gemeint ist.

Für die übrigen Casus sind die Beispiele nicht ausreichend. Sing. Genit. Kl. 2136 *daz Ezele mîner schulde alsô grôzer vergaz.*

Im Dativ zwei sichere Fälle schwacher Form. 78, 2 *ûf jenem sal wîten.* Kl. 3279 *von dem starken jâmer vesten.*

Genit. Plur. Kl. 4358 *sô vil friunde guoter.* 1911, 3 *hôher stân drîer trite breiter* (um drei breite Schritte).

Im Dativ Plur. ist schwache und starke Form nicht geschieden. 590, 2 *von helden lobelîchen.* 2355, 1 *mit grimmen slegen swinden.* Kl. 1806 *ûz sînen vingern langen.*

Es zeigt sich also, daß nur im Dativ Sing. sichere Beispiele der schwachen Flexion vorkommen.

III. PRÄDICATIVES ADJECTIVUM.

Es ist in der Regel unflectiert. Beispiele des Nominativs bei *sîn* und *werden* finden sich in großer Menge, weshalb Belege überflüssig sind. Es ist daher auch 732, 2 *daz si ir sô vremde wâren*, 84, 4 *si wâren in vil vremde* nicht als flectierter Nominativ aufzufassen, ebenso wenig 2277, 1 *ir swert sô scherpfe wâren.* 1023, 4 *dô was missevarwe des degenes gewant.* Dieß ist ein deutlicher Fall des unorganisch angehängten *e*, wovon unter II, 1 die Rede war. Als Flexion könnte es nur die schwache sein, die hier unstatthaft ist. Ebenso steht 2304, 4 *ja ist mir daz wol kunde*, und 1344, 4 *in beiden was unkunde*, statt *kunt* und *unkunt.* Adjective zweiter Declination *künde* und *unkünde* dürfen so wenig angesetzt werden, als *missevarwe.* Ebenso *gelîche* in 2258, 2 *ez wirt iwer gelîche deheiner nimmer mêr.* Also auch 285, 3 *dem stuont si vil gelîche.*

Es wird daher auch *bereite* in 396, 1 *des wâren si bereite* nicht als starke Flexion zu fassen sein, sondern als dieselbe unorganische Verlängerung neben dem richtigen 403, 3 *des wâren si bereit* : *geseit*, und 1693, 1 *unt wârens vil bereit* u. s. w. In der Cäsur wird man lieber die Verlängerung gestatten, dagegen bedenklich sind Fälle außer der Cäsur, wie 604, 4 *daz ir bereite danne sît* C, *daz ir vil bereite sît* BA, aber *bereit* J, *bereitet* D. Ebenso 796, 4 CB *der iuwer hovereise suln wir hôchgemuote sîn.* In diesen beiden Fällen scheint wirklich Flexion stattzufinden.

Eigenthümlich ist 200, 4 *des tages wart in sturme vil manic bluotiger rant.*

Scheinbar schwach ist das Adjectiv 1839, 2 *daz dô tumben wâren.* Ich habe mit Unrecht aus der Noth den Artikel aufgenommen *die tumben*; es ist nicht Adjectiv, sondern Substantiv.

Andere Beispiele: 232, 3 *die muosen wunt belîben oder tôt.* 14, 3 *sus schœne ich wil belîben.* 1341, 2 *sol ich gesunt belîben.* Kl. 551 *si tôt beleip.* 1666, 4 *si beliben tôt* 1984, 3. Und im Accus. 94, 1 *den schatz er ungeteilet belîben muose lân.* 2287, 3 *vrî belîben.*

485, 3 *daz iemen lebet sô küene.* Die Fälle sind schon oben I, 4 f. aufgezählt. Es scheint, daß die unflectierte Form prädicativ, die flectierte attributiv verstanden wird. 2368, 1 *darinne was niemen lebende,* d. i. Keiner drinnen war lebendig; aber *lebender* d. i. Kein Lebendiger war drinnen.

457, 3 *nu er dunke sich sô biderbe.* 818, 1 *diu dûhte si niht lanc.* Kl. 99 *daz si ellende hiez.*

258, 4 *der nu vil sêre wunder lît.* 310, 1 *die ê dâ wunde lâgen.* Kl. 1485 *er vor mir veiger ist gelegen.* 300, 2 *dises gruozes lît maniger ungesunt.* 240 *daz die von in gelâgen tôt.* 577, 2. 115, 3 *daz iemen tôt gelige.* 1654, 2. 1948, 4 *ligen tôt.* 1739, 3. 1019, 3 *ein ritter tôt erslagen.* 1988, 2. 1849, 4 *der noch slâfende lac.*

1578, 4 *der kumet gesunder* (*gesunt* B) *widere,* 1559, 3. 1336, 3 *daz er sô wol gesunder was komen.*

1615, 4 *er kom gesunder hinwider.* 2140, 1 *er kom gesunder der fürr.* 1626, 1 *dô si gesunde kômen.*

Aber 1556, 3 *wir komen widere wol gesunt.*

1629, 2 *daz gesunder unser deheines lîp wider kœme.*

446, 4 *den ir kamerære selbe vierder kûme truoc.*

1140, 2 *solt der herre gesunder sîn genesen.*

1461, 1 *si riten vil bereite.*

2308, 1 *welt ir dar blôzer gân.* 2029, 2 *er begunde videlende gân.* 890, 1 *der künic rûnende gie.*

Kl. 4015 *er bestuont in mîneder.*

1397, 4 *des stuont vil der degene von milte blôz.* 1140, 3 *bî im wære Kr. hende blôz bestân.*

860, 4 *trûric stân.* 872, 4 *vrœlich gestân.* 2128, 4 *dô viel der videlære tôt,* Kl. 1639.

1139, 3 *kameren unde türne sîn wurden vol getragen.*

1944, 1 *sît ir gewâfent gerner ezzet danne blôz.*

Im Accusativ.

226, 1 *dô si den boten kumenden sach.* Kl. 446 (*er*) *den bach vliezenden sach.*

269, 4 *manigen sach man vrœlîchen sît.*

288, 4 *daz man helt deheinen sô wætlîchen nie gesach.*

108, 2 *daz man künec deheinen küener(n) habe gesehen.*

477, 2 *dô si den helt gesunden sach.*

2009, 3 *ir seht mich wolgesunden.*

2111, 3 *nu sihe ich Hagenen rôtez sîn gewant.*

1018, 1 *er sach in bluotes rôten.*

1028, 4 *ern möhte sînen lieben sun lebenden nimmer gesehen.*

2263, 4 *gesihe ih si gesunde* (Fem. Sing.)

2292, 1 *dô si in tôten sâhen.*

Kl. 1644 *nie helt sô gar unhêren ich noch gesach.* 1754 *den sal vol von bluote rôten sach man.*

2202 *ich sô manigen degen hie tôten sihe.*

3266 *ir seht den marcgrâven lebendigen nimmer mêr.*

Aber 933, 4 *sine gesach in nimmer mêr gesunt.*

965, 2 *in sâhen kumende die G. man.*

1041, 4 *Kr. si sach gewâfent,* 1805, 2.

234, 1 *man sach manigen satel blôz.* 1602, 1. 1808, 1. 2110, 1. 2113, 1.

Nicht hieher gehört 652, 4 *man sach in trûrende stân.*

579, 3 *die sach man valevahse gân.*

235, 3 *dâ vrumte manigen tôten des küenen Hagenen hant.* Dieß Beispiel gehört schwerlich hieher, da *tôten* vielmehr Substantivum ist. Aber 201, 2 *die vrumten manigen helt tôt.* 1798, 4. 2022, 2.

230, 1 *si frumten der helde vil erslagen.* 2282, 1 *er ist tôt gefrumt.*

tôt slahen. 96, 1 *die sluog er beide tôt.* 507, 3. 1743, 4. 1972, 4. Kl. 399 u. s. w.

Kl. 1518 *der manigen rinc schart het erhouwen.*

893, 3 *ich gelege in wüeste ir bürge unt ouch ir lant.*

2055, 2 *jâ vellent sîne doene manigen helt tôt.*

1990, 4 *dô frumt er vil der ringe naz.*

1995, 3 *getuon ich eteslîchem die ringe naz.*

868, 1 *Sîfrit hôhe bôt die hant.*

1400, 2 *der hiez machen lære manigen leitschrîn.* 1442, 4 *ich mache iuch guotes rîche,* 1293, 4. 948, 3 *ir tuot uns lære den walt.*

1350, 2 *die machte si ir holt.*

Kl. 173 *si machet wert des mannes lîp.*

314, 3 *etteslîche tôten si liezen dar en lant.* Hier ist *tôten* Substantiv: vielleicht ist zu lesen *etteslîchen.*

551, 3 *den liez ich wol gesunden.* 559, 3 *ich liez in wol gesunden.* 682, 2 *ich wil iuch ledic lân.* 1232, 4 *daz sult ir ungevêhet lân.*

Kl. 2665 *daz ich sô manigen man muoz tôten hinder mir lân.*

1659, 3 *den von Beyerlanden si hundert liezen tôt.*

329, 2 *ir gelîche enheine man wesse ninder mê.* 1537, 3 *dô ich si weste komende.*

1812, 3 *ich weiz in wol sô küenen.* 1247, 3 *er wiste sich sô wîsen.*

1491, 2 *sît ir iuch schuldec wizzet.*

101, 3 *man sol in holden hân.* 1453, 4 *sine hæten in sô wæge deheinen marcgrâven mêr.*

2261, 3 *den sult ir alsô stæte* (D *steten*) *hân.*

40, 1 *lützel deheinen varnden armen man dâ vant.*

1080, 4 *wolgemuoten man Sigemunden vant.* Kl. 1180 *die tôte wurden funden.*

Aber 1059, 2 *dâ si in funden tôt.*

1671, 3 *dô fundens slâfende einen man.*

1274, 4 *die frouwen ir deheiner vrœlîche vant.*

1016, 1 *er hiez in alsô tôten legen.*

1078, 3 *dô kustes alsô tôten den ritter.*

1610, 1 *do er si wol gesunde brâhte.*

2055, 4 *wan ich gast neheinen nie sô leiden gewan.*

2321, 1 *gebt uns Rüedegêren sô tôten.*

383, 3 *ich bring en in gesunden her wider.*

Kl. 893 *man in brâhte tôt zuo disen.* 1245.

1994, 2 *sô wir dich tragen tôten.*

2003, 4 *ein wâfen daz truog er blôz.*

515, 4 *des vant er vil bereite die helde küene.*

Kl. 885 *Ortlieben si funden ligen houptelôs.*

Kl. 1195 *solt ich dich wol gesunden senden.*

1829, 3 *wolt ir slâfende uns ermordet hân.* Eigen ist Kl. 181 *der seit unschuldec wol ir lîp.* 567 *sich unschuldec machen.*

Das eigentliche Prädicat ist unflectiert mit seltenen und zweifelhaften Ausnahmen. Regeln lassen sich nicht gewinnen, da in allen Fällen sowohl flectierte als unflectierte Form vorkommt. Im Nominativ findet sich zufällig bei *belîben* keine flectierte Form, aber *er beleip gesunder* ist wohl ebenso möglich als *er kumet gesunder.* Ergänzende Prädicate werden um so weniger flectiert, je gebräuchlicher sie sind, immer *tôt slahen*, aber doch *holden hân.* Die Partizipia des Activs können zwar im [redacted] ;

aber im Nominativ ist mir kein Beispiel bekannt, kein *kumender*. Zwar *er lît wunder*, aber *er lît slâfende*. Zwar *blôzer gân*, aber *videlende, rûnende gân*. Das Particip des Passivs ist im Prädicat immer unflectiert. *erslagene* (siehe Wörterbuch) ist natürlich Adverbium. Das Prädicat hat nie schwache Form. Zweifelhaft ist nur 1826 *dâ sâzen unervorhten die zwêne degene gemeit*. Von *unervorht*, das schon durch das Glossar R *unarforahter inperterritus* bezeugt ist, wäre *unervorhten* der schwache Nomin. Plur. Besser wäre der starke *unervorhte* wie D und auch B lesen. Doch erscheint einerseits die Nebenform *unervorhten* als Adjectiv, andererseits ist hier wahrscheinlich *unervorhte* als Adverbium zu nehmen, und ebenso *unervorhten*.

Die Grenze zwischen dem attributiven und dem prädicativen Adjectiv ist in der Wirklichkeit nicht fest zu bestimmen. *er bestuont in müeder* betrachten wir als Prädicat, obgleich er müde war; aber 335, 2 *nie geborn wart ein wîp sô starc und ouch sô kûene, ine wolde* u. s. w. ist mit demselben Recht Prädicat: nie wurde ein Weib geboren, das so stark und kühn wäre, daß ich es nicht bezwingen könnte. So könnte man auch 319, 1 *manige schilde volle man dar schazzes truoc* zu den prädicativen stellen, Schilde, die voll Gold waren. Prädicativ ist *breit* in 73, 4 *Sîfrit der fuort ir einen wol zweier spannen breit*. Umgekehrt hätte 2055, 4 *gast neheinen nie sô leiden* zu den attributiven gestellt werden können. Ebenso viele Beispiele bei *sehen* und andere. Nicht immer sind die Fälle so deutlich, wie 2220, 4 *ich ne gesach nie künic sô jungen sô tugentlich gemuot*, wo *jungen* Attribut, *tugentlich gemuot* Prädicat ist. Diese ins Attribut übergehenden, durch Abkürzung eines Satzes entstandenen prädicativen Adjective werden meistens flectiert, aber, wie die Beispiele zeigen, doch auch oft nicht flectiert.

Es bleibt noch übrig, nachträglich einige oben nicht berührte Punkte zu berühren.

Mehrere attributive Adjective erscheinen öfters alle vorgestellt, und zwar alle flectiert. Ich spreche aber nur von wirklichen Adjectiven, mit Ausschluß der Pronomina und pronominalen Adjective, wie *manic, eteslîch* u. s. w.

132, 2 *der stolze vremde recke*. 186, 4 *die zwêne grimme starke man*. 553, 1 *der stolze kûene recke*. 973, 1 *der kûene veige man*. 1320, 2 *von genagelten rîchen pfellen*. Selten sind Beispiele von

unflectierter Form. Denn 508, 2 *den altgrîsen man* ist Composition. Doch das unsichere *edel*, z. B. 182 *daz edel werde wîp*, und beide im Vocativ 2275, 3 *vil edel küene man!*

Gewöhnlich wird das Substantiv in die Mitte genommen zwischen das flectierte und das unflectierte Adjectiv. 20, 1 *der snelle degen guot.* 91, 2 *der edelen fürsten junc.* 238, 4 *vil edeliu küniginne hêr!* 409, 3 *von liehtem golde rôt.* 628, 4 *die schœnen maget lobelich.* 1664, 1 *des heizen bluotes rôt* u. s. w.

Doch kann auch das nachfolgende Adjectiv flectiert sein. Beispiele oben.

Folgen mehrere nach, so können sie alle flectiert oder gewöhnlicher unflectiert sein, seltener ist der Fall, daß das erste flectiert, das andere nicht. 1826, 3 *einen videlbogen starken, michel unde lanc.* 582, 1 *manigen gürtel spœhen guot unde lanc.*

Zum Schluß betrachte ich die Possessiva in Bezug auf abgeworfene starke und schwache Flexion.

mîn, dîn, sîn ohne Artikel vorgestellt, entbehren bekanntlich im Nominativ die Flexion. Für das Femin. einige Beispiele: *sîn muoter* 19, 2. *sîn hant,* 43, 3. *dîn rede* 56, 1. *mîn frouwe* 1519, 2 und öfter.

Im Accusativ unsicher, 339 *gîstu mir dîn swester* (*dine* B). 2399, 1 *mîn hant* (aber nur in A, in C ist es Nomin.). 1906, 4 *ûf mîn triuwe* N, aber C *mîne.* Ebenso 2231, 4. Kl. 2638 *mîn frouwen,* aber die Handschriften *mîne.* Auch der Accus. Masc. ist flectiert geschrieben, aber öfters unflectiert zu sprechen, wie 38, 1. 1859, 2.

Der Nom. und Acc. Plur. meistens flectiert, doch 839, 1 *mîn mägede.* 2223, 1 *mîn bürge* (aber C *mine*).

Das Neutr. Pl. gewöhnlich flectiert. 111, 3 *sîniu lant.* 2223, 1 *mîniu lant.* Kl. 1275 *elliu mîniu lant* u. s. w. Aber 2152, 1 *mîn unt iuwer leit, diu sint.* Kl. 1002 *mîn abgot.*

Die andern Casus immer flectiert, jedoch oft unflectiert zu sprechen, z. B. 1972 *er sluog en vor sînen ougen tôt* zu sprechen *vor sîn ougen.*

Diese unflectierten Formen sind eigentlich nicht Possessiva, sondern Genitive des Personale. Das beweisen die beigesetzten Genitive, die Beispiele oben. *mîn* kann nichts anders sein in *mîn hant* als in *mîn eines hant.* Vergl [illegible] *noch der küniginne hant.*

Deutlich ist *mîn* Genitiv in 1176, 4 *mit mîn selbes guote*, 1537, 2 *ine wart mîn selbes mâge nie sô vrô.*

Es ist eigentlich derselbe Genitiv des Personale, der nach dem Artikel steht. 245, 4 *daz sîn leit.* 1548, 3 B *daz sîn vil schœne wîp.* 1926, 4 *daz sîn gesinde.* Kl. 1438 *der mîn gedinge.* 1488 *der sîn vil hôhvertlîche sin.* 3581 *daz sîn vil wênige kint.* Andere Beispiele oben 1, 2. Ganz gleich sind Sätze wie *der ir getriuwer lîp, die ir vil liehten brünne. mîn* ist ebensowohl Genitiv als *ir.*

Das Possessivum dem Substantiv vorhergehend, duldet eigentlich den Artikel nicht. Man sagt mein Rock, mein Haus, nicht der meine Rock, das meine Haus. So meiden auch die höfischen Dichter den Artikel vor dem Possessivum. Hingegen der Genitiv des Personale konnte sehr wohl zwischen Artikel und Substantiv stehen. Dieser Genitiv wurde dann aber als Possessiv behandelt und erhielt Flexion, gewöhnlich schwache. 481, 2 *die sînen tarnkappen.* 507, 3 *den sînen kamerære.* 635 3, *bî der sînen briute.* 783, 2 *die sînen undertânen.* 860, 2 *die sînen triutinne.* 927, 3 *diu dînen ougen.* 943, 3 *mit der sînen hant.* 944, 4 *die sînen jagetgesellen* u. s. w.

Sehr häufig erscheint aber auch die starke Flexion, die dem Possessiv gebührt. 68, 2 *die sîne man* (C) *degene.* 197, 1 BA *die sîne man.* 312, 2 *nemt die mîne gâbe.* 340, 3 *die mîne swester.* 486, 4 *die mîne hœhsten friunde.* 661, 4 *die mîne lieben frouwen.* 943, 3 A *mit der sîner hant.* 1733, 4 *die sîne schœnen tohter.* 2106, 2 *der sîner snelheite.* 2391, 4 *die mîne mâge* (Accus.). Kl. 838 *der mîner swære.* 1437 BA *die mîne ringe.* 3964 *die sîne man.* Dazu auch 2250, 2 *die edelen mîne mâge.*

Es geschieht sehr häufig, daß in solchen Fällen einzelne Handschriften den Artikel unterdrücken. Die Noth thut dieß öfter, als Ca.

Ohne Substantiv unflectiert 905, 1 *der dîn.* 2060, 3 *der mîn.* Kl. 908 *miniu lant unt ouch diu dîn.* 2643 *iuwer freude unt ouch diu mîn,*

oder schwach 114, 1 *daz mîne.* 836, 2 *der dîne.* 1328, 1 *golt daz mîne.* 1975, 2 *dizze komen daz mîne,*

aber auch stark 1179, 1 *mih unt die mîne.*

Nachgesetzt gilt fast nur die unflectierte Form. Beispiele sind überflüssig. Auffallend dabei ist, daß einigemal der Artikel vor dem Substantiv fehlt; es heißt zwar *der bruoder sîn, diu erbe mîn, den friunden sîn* u. s. w., aber 116, 1 *dâ stuonden friunde sîn* BD (*die*

friunde (CA). 1096, 1 *mir râtent* (*di* B) *friunde mîn.* 1305, 1 *wânet friunde mîn.* 1906, 3 *wie sihe ich friunde mîn* Ca; aber in der Cäsur ist mit der Noth *mîne* zu lesen.

Selten ist Flexion beim nachfolgenden Possessivum. Außer dem eben angeführten Beispiel 1965, 3 *friunde mîne!* aber BD *friunt di mîne!* Kl. 1069 *die nôtgestallen mîne.*

iuwer und *unser* werden nie nachgesetzt. Die unflectierte Form ist vorherrschend. 77, 1 *unser schilde* (Accus.). 456, 3 *unser schilde.* 117, 1 *iuwer brüeder.* 1264, 1 *iuwer magedîn.* 1433, 2 *iuwer friunde* (Accus.). 1474, 1 *iuwer edeliu swester.* 1476, 3 *iuwer swester* (Dativ oder Accus.). 1685, 4 *iuwer herberge* (Genit.). 1240, 4 *ûzir aller iuwer nôt.* 1241, 1 *durch iuwer minne.* 1254, 2 *ze sagen iuwer mære.* 1255, 4 *nâch iuwer minne.* 2176, 2 *uf iuwer helmbant* (Plur.). 2246, 3 *iuwer friunde lîp.* 2249, 1 *gedenket iuwer triuwe.* 2329, 2 *der iuwer helmes schîn.* 2390, 2 *tôt der iuwer friunde.* Kl. 3332 *elliu unser mære.* 2645 *unser ê* (Genitiv Sing.). 1207 *aller unser man* (Genit. Plur.).

Flectierte Formen. 57, 4 *unsern besten friunden.* Kl. 3707 *unserre herren sarwât.* 157, 2 *iweriu leit.* 160, 2 *iuwerm muote.* 121, 2 *allen iuwern degenen.* 162, 1 *tûsent iwerer man* (*iwerr* C, *iwer* N). 436, 3 *durch iuwer schœnen lîp.* Der Nom. und Acc. Plur. *iure* in N 160, 4. Kl. 1202 *nâch iuwern hulden.*

Mit Artikel starke oder weggeworfene Flexion. 151, 4 *die unser widerwinnen,* 314, 2. 1445, 4 *die unser besten friunde.* 1791, 4 *daz iuwer komen.* 796, 4 *der iuwer hovereise suln wir hôchgemuote sîn.* Kl. 2573 *daz iuwer grôz ungehaben.* 3914 *die iwer drî künige.*

Gewöhnlich schwach. 645, 3 *die iuwern kamerœre.* 755, 4 *die unsern lieben friunde.* 983, 3 *die iuwern füeze.* 1085, 2 *des iuren edelen man.* 1697, 3 *des unsern ingesindes.* 1714, 3 *die iuwern schœnen tohter.* 1967, 3 *den iuwern swester sun.* Kl. 1474 *des unsern ingesindes.*

DIETRICH UND SEINE GESELLEN.

BRUCHSTÜCK,

MITGETHEILT VON

A. BARACK.

Das folgende, von mir von einem Incunabeleinbande abgelöste, der fürstl. Hofbibliothek zu Donaueschingen gehörige Bruchstück einer Pergamenthandschrift des oben genannten Gedichtes besteht aus einem quer getheilten, zweispaltig beschriebenen Doppelblatt in Quart und umfasst auf Blatt 1 die Strophen 329—340 und auf Blatt 2a die Strophen 483—486 der Heidelberger Handschrift nach dem Abdrucke in v. der Hagen's Heldenbuche, 2, 225 ff. Den Schriftzügen nach stammt die Handschrift aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrh. Sowohl dieß Alter als die vom v. der Hagen'schen Texte abweichenden Lesarten berechtigen zu einem Abdruck derselben. Noch mehr scheint dieß am Platze zu sein im Hinblick auf das Dunkel, das noch über die verschiedenen Umarbeitungen der meisten deutschen Heldengedichte überhaupt und des vorliegenden insbesondere schwebt. Bemerkenswerth und für diese Frage nicht unwichtig ist der Umstand, daß das Gedicht mit der Strophe 486 (nach v. der Hagen's Bezeichnung) aufhört, indem von Blatt 2 die größere Hälfte der 2. Spalte und die Rückseite ganz unbeschrieben sind. Daß dieß kein zufälliges Abbrechen mitten im Texte war, geht daraus hervor, daß unter der Schlußstrophe (486) noch eine Endbemerkung von nicht viel späterer Hand steht, von der leider wegen Ausfalls mehrerer Stückchen aus dem Pergament nur noch die mit größerer Schrift geschriebenen Worte: „Diz bûch“ sicher zu lesen sind. Zur genauern Charakteristik der Handschrift gebe ich einen getreuen Abdruck.

ERSTES BLATT.

(329.) Man brathe den ritt' vñ dz ros
H' nettig' d' sprach alsus
Er ist von hoh' kúr
Vñ do bi aller schanden fri
Von wañen er geborn si
Wol ich dz an ime spúr
In hat sin manheit vñ sin iugent
Zû dirre not gedrungen
Ich weis wol dz d' rise vntúgent
An ime hat volle brungen
Sin gemûte dz ist so wol getan
Er ist mit schalkeit anī komen

Er mothe sin nich erlŏffen han
(330.) Alsus er vúr den fursten ging
Da in h' nettig' enphing
Jūg man sint gegrûset
Wañan sint ir har bekomen
Wz reisen hant ir vf mich genom̄
Dz ir mir sagē mûzēt
Woltēt ir mir an gewuñē han
Dz lant vñ ûch die veste
Ein kunig mûste michz erlan
Brath er swelf dusent geste
Ich behielte sú vor ime em' me
Nv mûzent ir mī gevangen sin
Wie wollēt ir dz úch irge
(331.) Do sprach von b'nen h' dietherich
So lasze got von himelrich
Mich n'emer kumē hīnē
Kem̄e es ie ī mī gedang
Min friger mût mich dar zû drāg
Ich sûchte ein kunigiñe
Ir frowen vñ ir megetin
Vñ ein getzelt gar schone
In irme d'eneste bin gesin
Nach irme richen lone
Wolte ich g'ne sin bekomē
Dz hat d' rise mich irwant
Vñ alle frode mir benomē
(332.) Was d'enestes hast dv in getan
Wilt dv mich dz wissen lan
Dz mûstv vmbe mich geneissen
Mir wz vmbe dich gar zorn
Ich wolte dich legen in ein torn
Svs heize ich dich besleissen
In isin ringe dûn ich dz
Dz man dich múge schowen
Dir ist ein michelteil hie baz
So vmbe dich gant gie frowen
Vñ vil d' megede wol getan
D' rise sprach so engiēg er mir
Ich wil in bz beslossen han
(333.) Der h're sprach wz sol er dir
Ich wande dz dv in gevangē mir
Zû d'eneste hast h' gefroment
Der rise sprach ich leiz in leben
Er hat sich mir gevangen geben
Grós gût mir vmbe komet
Er hat noch frúnt ich weiz wol wo
Die sulent in von mir losen
Gedinges wz er an mich fro
Er solte vns selten osen
Hatter der gelubede nich getan
Ich wil silb' sw' als er
Od' ab' sin stolzez hûbet han
(334.) War vmbe git er dir gût
V'gebene er des nich endût
War an hast dv in funden
Hat er vns éman ir slagen
Die warheit solt dv mir sagē
Daz er sich hat v'bunden
Ich gen úch kost vñ rich gewāt
Dz ez úch nich v'smahet
Komet vns emā in dz lant
Ob ir mir den gevahet
Der sol mir zû bûzen stan
Solt er nach uw' willē lebē
Wz herschaft moth ich dañē hā
(335.) Got wolte sprach h' dietherich
Dz alle die welt wuste als ich
Wie dz ich bin gevangen
Von eime dugēlosen man
D' ere vf erde nie gewan
Er hat mich hind' gangen
Dz ichz gesage niem' man
Dz gelobete ich bi dem eide
Wz lieb' frúnde ich ie gewan
Dz lit mir also leide
H' rise es mothe noch beschehen
Ir woltent vbir dusent milen sī
Dz ir mich hattēt nie gesehen
(336.) Dz ir mir trowent an den lip
Rethe als ich si ein altes wip
Vrlop ich zû den frowen
Solte vor genomen han
Vur vnzuch sulēt ir nich v'stā
Sit dz ir kunēt drowē
So bitte wir den h'ren mī
Dz er vns beide bereide
In dic ringe stehelin
Dz vns nemā enscheide
Ich getar uw' swelfe wol bestā
Gant nahenand' h' an mich
Joch wan ich besser ding getā
(337.) [redacted] in besach
[redacted] mûte er sprach

Nv wz wol mī wille
Ich wolte dir vrlop han gegebē
So machest dv den mit leide lebē
D' nv sitzet stille
Dv hatest mich zû notē brath
Min lant vñ ûch mī helde
Nv han ich anders mir gedath
Dv bist an manheit belde
Ich wil dich mir gevangē han
Dv komest n'em' fûz von mir
Dv mûst mir starke gisel lan
(338.) In isin ringe er do beslossent wt
Wie dunket úch nv h' frowen zart
Sprachent die risen alle
Wo sint nv die kunigī
Die uw' helfer soltēt sin
Vor dirre sorgen valle?
Doch heissent uw' rinlich phlegē
Es wirt wol v'golten
W' soltę ein susgetanē degen
Lazen kumb' dolten
D' frowen diener ist gesin
Vor leide get sin kūb' an
Ir freischēt ez die kunigin
(339.) Mit spotte ime frode wt benomē
In des wz zû den frowen komē
Die hoh gelobetē geste
Helferich vñ die h'zogin
Ir beider kint ir doch'lin
Vz aronē von d' veste
Zwey hund't ritt'e man do sach
In wūnēclich' wette
Frowen den mā lobes iach
Mit ganzen dugenden stete
Sú wurdēt enphāgen rúlich wol
Also noch dz edel meldet sich
Do mā d' tugēt bedurfen sol
(340.) Selbe zwefte die kunigī gē ī reit
Sú grûste den ritt' vil gemeit
Vñ fragete in vil schiere
Sage mir wūnēcliche fruth
Durch dine ritt'liche zvth
Wes sint die vier banere
Der lewe vñ ûch d' adelar
Die sint h'n diethericheş
So ist dz wisse silb' var
Des furstē helferiches
Daz rat dz fûret h' hiltebrant
Dz vierde fûret eins fursten kīt
Von dierol baldūg hoch genāt

ZWEITES BLATT.

483.) Got gesene dich edele kunigī
Ich wil morgēt hīnā sin
E die suñe vf stige
Got gebe úch allēsamt heil
Mit gelucke ein michel teil
Gen úch ich frowe v'swige
Ich bitte úch edele kunigin
Vñ meist' hiltebranden
Dz ir doch gedenkēt mī
Blibe ich in fromede lande
Nemēt mich ī uw' gebet
Ich wil varn ein vart
Dz keiser groser nie getet
(484.) Vrlop er zû den frowē nā
Ein getw'g heisset sideram
Kam zû ime gegangen
Die lade nam er ime alzehant
Do sprach h' bibūg wol irkant
Nv lant úch nich ir langen
Rithēt úch vf riche kost
Als ich vor han gesprochen
Noch eins h'zen mût gelost
Hin vbir die swelf wochen
Bringe ich ein h'ren gros
Es mûs engeltē noch d' man
Der sich des b'ners nie genos
(485.) Alsus h' bibūg dañē reit
Beldelin wz ûch bereit
D' wolte hin gen mut'
Wid' in sins h'ren lant
Ime gab die kunigī alzehant
Swelf marc goldes lut'
H' hiltebnt swei brevelin
Nv gast du sich'liche
Den einē gib fro Ibellin
Den and'n her dietheriche
Vñ heis des heldes wol enphlegē
Nach sines h'zen mût gelust
Wil ich in mit golde wid' wegē
(486.) Frolich er von dañā ging
Vnrethen weg er geving

Er kam in eine wilde
Do vant er manigen groszen wurm
Do zergangen wz d' sturm
Es nam in gros vnbilde
Do so manig' tot do lag
Gestrowet bi d' wende

Er wande es w' sin iügest' dag
Vñ solte han sin ende
Der smag wart ime ie stark' kût
Er ilte dänen vñ flûch
Die hant slûg er vûr den munt.

ZUM KARLMEINET.

Das Verhältniss der jüngern Bearbeitungen des französischen Rolandsliedes, von denen ich bei Ausarbeitung meines Buches über Karlmeinet (Nürnberg 1861) nur das kannte, was Michel in der Einleitung und Monin in seiner Dissertation gibt, näher zu beleuchten, war mir erst nach fast vollendetem Drucke durch Einsicht der Venezianer Handschrift (Nr. VII) möglich (vgl. S. 389 meines Buches). Wenn nun auch die weitere Vergleichung in dem Resultate meiner Untersuchung nichts ändert, da ich bereits durch die Bruchstücke zu der Überzeugung geführt war, daß für einen Theil des Karlmeinet die französischen Rolandslieder, und zwar die jüngern, Quelle seien, so mag es doch gestattet sein, hier als Nachtrag zu meinem Buche das Verhältniss näher darzulegen.

Wir beginnen da, wo die Übereinstimmung mit Konrad, also auch mit dem alten Rolandsliede Turolds, aufhört. Karl fordert die Seinen nach dem Siege auf, Gott zu bitten, daß er die gefallenen Christen und Heiden sondere (vgl. über Karlmeinet S. 147). Hier heißt es in Übereinstimmung mit Karlmeinet (und Stricker):

Bl. 102ª	'Or vos couchez trestot a oreison,	Karlm. 490, 23.
	chascun prit deu selonc sa entencion	24. 25.
	que nos en face voire division:	26. 27.
	en son servise sont ocis mi baron.'	65. 66.
	a tant se mist chascun a genoillon.	34.
	li rois meisme en fist s'atliction.	45. 47.
	'dame deu pere, par vostre digne non . . .	60.
	faites savrance que ma gent conoisson,	67—69.
	ainz que m'en parte, qu'enterrer la [1]) puisson.	491, 1.

[1]) *Hs.* le.

und übereinstimmend wird das darauf erfolgende Wunder berichtet (vgl. S. 148):

102ᵇ car dex les fist en spines [1]) devenir, 491, 34.
poignant et aspres, si ne poent florir, 35.

Nach dem Begräbniss sendet Karl nach Vianne vier seiner Mannen, *Nevelon, Girart de Blois, Gui de Saint-Homer* (*Omer*) und *Jofroi d'Amori*, andrerseits zu seiner Schwester Berte fünf, *Basin le Borguegnon, Gui de Nevers, Richart d'Orion, Garin d'Alverne* und *Mile de Besencon*. Die Zahl der Boten stimmt ungefähr mit Karlmeinet 496, 42, wo vier Boten an Girard, vier an Bertha gesendet werden; Namen werden hierbei nicht genannt. Je vier wird auch im französischen Texte das ursprüngliche sein; die volksmäßige Sage liebt hierin Gleichheit. Stricker, bei dem die Botschaft an Bertha gar nicht vorkommt (über Karlm. 158) nennt die Namen der an Gerhart gesendeten Boten ziemlich übereinstimmend mit dem französischen Texte *Wîde* = *Gui, Nevelîn* = *Nevelon, Gotfrit* = *Jofroi*, der vierte *Rîchart* entspräche dem *Girart de Blois*; doch findet sich unter den andern fünf Boten auch ein *Richart*. Die Einführung des Grafen von Fundral (über Karlm. 150) hat weder Stricker noch der französische Text, und ich glaube sie beruht auf irgend einem missverstandenen Worte, wenn nicht auf Entstellung von Runceval. Die Klage des Grafen steht an derselben Stelle, wo im französischen Gedichte sich eine ganz ähnliche der Franzosen findet:

105ᵃ Karle chevauce qui s'est mis el retor 492, 21. 24.
por la gastine envers Terre-major. 28.
François regretent durement lor seignor. vgl. 492, 37.
'he, Rollant sire, quel duel et quel iror!
quins [2]) donra mes ni chastel ni honors
ne bones armes ne distrers milsaudors?'
vindrent a Sorges, la erbergent le jor vgl. 493, 13.
sor la riviere qui fu de grant laor.
la cruit al roi grant ire et grant tristor.

Es folgt nun im französischen Texte übereinstimmend mit Karlmeinet Geneluns Flucht, die Stricker erst nach Aldas Tode erzählt (vgl. S. 152). Die Vergleichung des Textes bestätigt, daß nach 493, 21 eine Lücke anzunehmen (vgl. S. 153). Ich will dieselbe,

[1]) *wohl* espines. [2]) *Hs.* Quin.

schon um der Vergleichung mit Stricker willen, aus dem französischen Texte ergänzen. Nach *tristor* heißt es weiter:

105ª escape li sun [li] felon boiseor,
Guenes li fels qui mut la grant dolor,
dont douce France torna en grant error.
Guenes s'adobe com hon de grant fieror, Stricker
il destrier monte Garin de Montensor. 11301.
en fuie torne, n'ot cure de sejor.
quant la novelle en vint al emperaor, 11315.
'a dex', dist Karle, 's'or pert mon trahitor,
105ᵇ james n'aurai ne joie ne baudor.
or i parra se ai nul poigneor:
qui mel rendra, je li croistrai [1]) s'onor,
et a sa vie iert saisi de m'amor.'
Franzois entendent lo cleim de lor seignor, 11318. 19.
mill en saillent par force et par vigor.
avant fu treit maint destrier rabinor: 11321.
desci qu'al vespre n'en prist nuls dels retor.

Fuit s'en fel Guenes sor un destrier morois, 11325.
aler s'en cuide en son regne a Espois vgl. 11327.
o a Tolete ou as autres manois.
par grant vertu assaillirent Franzois,
plus de dis mill les enchauchent manois. 11321.
danz Otes sist [2]) sor un destrier morois,
toz eslaissiez s'en va devant François.
forment l'enchauce par mi les vals [3]) d'Orquois
o li esclos de son cheval sunt frois.

Par la gaudine [4]) . . . . . .
vers Sarragoze la terre l'amirant.
passe une tertre et une eue corant,
enz el chemin vit une gent errant.
mercheant sunt, si vont fie requerant. 11332.
il les salue tot premerains avant. 11339.
cil li demandent de quel part vient errant,
et de chemins et com il sunt aquitant.

[1]) cristrai. [2]) fist. [3]) uals. [4]) *Die Hs. hat* Par la gaudine de son cheval sunt frois, *aus der vorigen Zeile wiederholt. Etwa* s'en vai esperonant.

'seignor, molt bien', ce dist li soduiant,
'n'a home. en terre ne en cist siecle vivant 11340. 41.
qui pas vos toille un sol denier vaillant'. 11342.
'ci venent gent qui me vont caçant, 11349.
je ai ocis un mien prochain parant. 11350.
106a je n'en pui mes, jel fis mon defendant. 11352.
les voz merci, dites lor en itant, 11353. 54.
bien puis ja estre cinc lieues avant'. 11357—60.
et cil responent 'tot al vostre comant.' 11361.
outre s'en passe sor le destrier corant 11362.
et cil s'en tornent tot le chemin errant.
l'eive passerent et le tertre [1]) pendant.
Oton encontrent desoz un auferant. 11363. 64.
il [2]) lor demande 'beau seignor mercheant, 11365.
veissiez vos un chevalier esrant?' 11366.
et cil respondent 'folie alez querant; 11371.
s'eissi se tient com il fait le semblant, [3]) 11376.
n'iert mais bailli por nul home vivant.
cinc lieues larges sanz mencogne dissant, 11374.
a ja passe la grant eve corrant.'
'he dex,' dist Otes qui fus enbeleant,
'li soleuz baisse qui se vet declinant.
n'iert mais baillie, jel sai a esciant.'
arriere torne a cels quil vont sivant, 11379. 80.
si lor conta le dit del mercheant. 11381.
cil s'en tornerent, si vont l'enchauz [4]) laissant. 11385.

Cil s'en tornerent qui ont l'enchauz laissie,
tot droit al ost sunt Franzois reparie.
'baron', dist Karle, 'com avez esploitie?
avez vos pris Guenellon et lie?'
'sire', dist Otes, 'molt l'avons enchauchie:
se dex m'ait, ne l'avons pas baillie.
a mercheans de Lemegges lesie 11391.
que encontrasmes a un tertre puie,
cil nos ont dit conte et enseignie

[1]) tr̄e. [2]) I. [3]) il a fait lescemblant. [4]) lecheuauz.

106b que bien puet estre cinc ligues [1]) eslongie. 11393.
suz en un bois s'est li fels enbuschie.'
'a dex,' dist Karle, 'quel duel et quel pechie!
sainte Marie, com m'avez oblie,
que je nel tieng tant que [je] fusse vengie.
Otes,' dist Karle, 'vers moi avez boissie,
come choarz avez l'enchauz leissie. 11424.
alez vos l'en, je vos doing le congie, 11430.
quar cohart hom ne doit estre essaucie 11420.
ne de seignor tenir chastel ne fie.' 11421.

Dolent fu Karle, iriez et abosmez 11400.
por Guenellon qui li est escampez.
de ce fist Otes que chevalier menbrez: 11455.
ist de la cort sanz congie demander [2]), 11459.
tresqu'a sa tende s'en est corant alez,
od lui ala Sanses et Isorez, K. 494, 20.
deus barons riches qui de lui sunt privez. 11491.
'baron', dist Otes, 'molt doi estre adolez,
jamais en terre n'en serai honorez
por Guenellon qui nos est eschapez.
alez ad armes, chevalier, si montez,
mis cuers mi dit que ja sera trovez'.
li dui baron ont bien lors cors [3]) armez. 11493.
Otes meismes s'est molt bien conreez,
monte en Morel qui fu lamustadez,
issent del ost, n'i furent arestez. 11494.
la lune luist qui lor dona clartez,
trestote nuit hont les chevals astez
tot les esclos que Guenes est alez. 11500.
passerent l'eive et les poiz et les guez.
107a uns paisans les avoit encontrez, 11502.
li paltiners vit les vaussaus armez,
moult bonement les a araissonez.
'je n'ai avoir ne denier moenez.
uns coliers sui, maint fradels ai portez,
de deus lairons ai este desrobez.'

[1]) lingues. [2]) demandēz. [3]) cors *fehlt*.

'amis', dist Otes, 'bien es aseurez; 11503.
mes d'une chose me diras veritez,
se par ci passe uns chevalier armez.' 11504.
'nenil, bel sire, por sainte charitez; 11505.
fors d'une chose me sui ge porpensez:
esgardez, sire, ces granz arbre ramez, 11513.
que vos veez en son cel poi plantez,
iloques dort un chevalier armez. 11507.
sis bon escuz est sor son cors tornez
et son destriers a son braz aresnez 11501.
e a croupe fauve et toz blanz li costez.' 11514. 15.
'e dex', dist Otes, 'par les toes bontez,
ci est li traites, jel sai de veritez.'
coite Morel des esperons dorez, vgl. K. 493, 25.
n'est nulle beste ne cerf tant esfreez S. 11517.
que si tenist deus arpenz mesurez.

Ote [1]) esperone le pendant d'un costal,
car molt redote le traitor mortal:
se il s'esveille o se prent a cheval,
n'iert mais bailliez por nul home carnal.
et de ses armes le set tant a vassal,
se il fust si com autre home leial,
n'eust meillor en France la reial.
sis bons destriers vit venir le vassal, 11518. 19.
107[b] si henist cler, tot fait tentir le val. 11521.
par grant freor saut sus le desloial 11524. 27.
et trait s'espee, tint l'escu comunal.

Grant fierte meine li destrier milsaudor.
cil saut en piez qui de mort ot peor.
l'escu enbrace cum hom de grant vigor.
'ahi fel trahites', dist Otes par iror, vgl. K. 493, 26.
'vos n'alez mie com hom de grant valor. S. 11531.
je vos comant de part l'emperaor,
tornez ariere, si croistra vostre honor. 11535.
mout se fioit en vostre grant vigor,

[1]) Otes.

quant al messaje vos tramist l'autre jor
au roi Marsile, feistes tel folor
dont dolce France est tornee a dolor.
et la reine vos i dona s'amor,
vos en pendrez en son un pui alcor.' 11536.
Guenes l'entent [1]) com hom de grant valor, 11537.
l'escu enbrace, trait le brant de color.

'Otes', dist Guenes, 'vient enimes que vos,
de moi laidir semblez mout orgueillos. 11543.
faites le bien com hom chevaleros,
monter me laisse de sor mon destrier ros,
combatons nos par noz cors ambedos.
ja mostrerons de noz lances les tros.'
ce respont Otes 'trop estes engignos.
se estiez el destrier rabinos,
ja fuiriez parmi ces vals herbos.
je en seroie vers li rois vergondos.
mal de heait, ja en ert cremetos.
prenez l'escu, si montez sor le ros.
108[a] se vos fuiez, trop ferez que boisos. [2])
de l'enchauchier serai mal [3]) talentos:
avant Morel ne puet garir le ros.'

Daß die Übereinstimmung zwischen dem französischen Texte und Karlmeinet auch da, wo die Lücke des letztern aufhört, nicht so groß ist wie vor und nachher, erklärt sich eben aus der Lücke; indem was in dieser enthalten war, fehlte, musste auch das folgende sich anders gestalten. Die Namen der Begleiter Ottos stimmen, *Sanses* und *Isorez*, vgl. *Sampsôn Jorins* 494, 20. 21; der Stricker nennt keine Namen. Die genauere Übereinstimmung tritt gleich nach der Besiegung Geneluns wieder ein:

108[b] sempres le font devant els desarmer, Karlm. 494, 41. 42.
sor un destrier isnellement monter,
sor le plus lent que il poent trover
et dous osberc deriere lui torser 44. 45.
e un escu li font au col porter.
tot droit al ost pensent del retorner 46. 47.

[1]) *aus* len dent *gebessert.* [2]) boisors. [3]) *wohl*

o l'emperere fait [1]) les bieres garder.	49.
quant il vit Guene, si comence a plorer.	495, 3—6.
'Otes', dist Karle, 'gentis estes et ber:	13—15.
o repeustes mon trahitor trover?	
a molt grant tort vos fis ersoir [2]) blasmer.	21. 22.
tenez mon gaje por le droit presenter.'	23.
'sire,' dist Otes, 'ice laissez ester:	
vos estez rois et je sui bacheler.'	vgl. 495, 57.

Ottos Antwort im französischen Texte ist viel kürzer im Karlmeinet, dagegen in ein paar Versen, die der französische Text nicht hat, genau mit dem Stricker stimmend (vgl. S. 154—155), wo also die Gemeinsamkeit der romanischen Quelle nicht zur Erklärung ausreicht, und ein deutsches Gedicht daneben angenommen werden muß.

Karl gibt Genelun zur Bewachung den Vasallen *Ogier* (= Karlmeinet 495, 66), *Sanson* (= 495, 66), *Folques del Mans* (= *Valke van Denmanje* 496, 5), *de Stampes Aton* (= *van Stampes den jungen Haden* 496, 8), *Tibaut de Troies* (= *van Troys Têpolt* 496, 2), *Rambert de Bençon* (= *Rêperîch von Burbon* 496, 1) und *le visdame qui fu de Chaelon* (= *Bidamen van Salôn* 496, 11). Die Namen stimmen genau: es wird dadurch bestätigt, daß der *visdame* (Vizthum) vom deutschen Bearbeiter als Eigenname aufgefasst wurde (vgl. S. 155). Den Wächtern hält Karl dieselbe Ermahnungsrede wie im Karlmeinet 496, 12—34, und die Antwort derselben gleicht sich ebenfalls. Von hier an genauester Anschluß; ich müßte das ganze französische Gedicht ausschreiben, um alle übereinstimmenden Stellen anzuführen. Ich hebe nur Folgendes hervor:

109[b] Li cent message hont molt bien esploitie,	497, 17.
les terres passent, forment sunt travaillie	
tant qu'il vindrent a Viane la sie.	18.
icele nuit sunt molt bien herbergie.	
lors d'amaje [3]) fu Girart reperrie.	30. 32.
quant vit les mes, molt hot le cuer lie	40. 41. 42.
assez les a acolez et baissie.	44. 48.
puis lor demande n'i a gaires targie:	50.
'que fait mesire, laissastes le haitie?'	52.
'oil molt bien en Espeigne hostie.' u. s. w.	62.

[1]) faites. [2]) eisoir. [3]) *steckt hierin ein Eigenname? vgl.* Denmanje 496, 5.

Die beiden Mannen Girarts, die mit den Zurüstungen zur Reise beauftragt werden (vgl. S. 161), heißen im französischen Gedichte 111ª *Bernart et Amauguis*, im deutschen *Bernart und Elmerich*; doch nennt das französische Original ausserdem *Bos de Lions et Gui de Mont-Cenis*; dieser Vers wird in der Vorlage von V^{c} gefehlt haben. Als Führer der Schar nennt Karlm. 500, 11 *Parcys soen Vlorys*, im französischen Texte 111ª *Floires li fix Paris*; die Zahl der Ritter wird übereinstimmend auf 100 angegeben. Alda reitet (vgl. S. 161) zwischen Gerart und Bernart von Pavia; ebenso im französischen Texte.

111ᵇ li dus Girart qi soef l'a norie
la tint as resnes et Bernart de Pavie.

Als längere Probe zur Vergleichung gebe ich Aldas Träume (vgl. S. 161), die Stricker nicht kennt.

111ᵇ	De plusors choses vont tote jor parlant	501, 31. 32.
	et la belle Aude vait forment sospirant,	33.
	Girart apelle, si li dit emplorant	
	'oncle'[1]), fait elle, 'molt ai le cuer dolant	36. 37.
	et cest mon cors tressue et tramblant.	44. 48.
	mestre Aumalguin m'amenez ci davant.	54.
	en nuit sunjai un songne trop pesant.	38.
	n'oi mais tels nus hom qui soit vivant.	
122ª	li clers i vint sor un mulet amblant.[2])	63.
	'bels sire clers', dist Aude la vaillant,	64. 65.
	'or escoutez un poi de mon semblant,	66. 67.
	que il m'avint a noit en mon dormant.	68.
	primer me vint un fauconcels volant.	502, 6. 7.
	les gez des piez furent molt avenant.	9. 10.
	entre[3]) ses ongles me saisi maintenant,	18.
	si m'en porta en son un pui errant:	19.
	la me guerpi, ainc plus n'en vi semblant.	20. 21.
	apres icel me vint autre plus grant,	22.
	que tote Espeigne est vers moi apendant;	
	de Serragoce venoit li dus Rollant	23.
	et Oliver mon frere le vaillant.	
	chacier aloient en un bos verdoiant,	26.
	muerent dous pors qui molt ertent corant[4]).	27.

[1]) ocle. [2]) ablant. [3]) entres. [4]) cōrant.

il les chacerent contre val un pendant,
lez une roche joste un pre verdoiant.
la trestornerent tant arere et avant,
plus de XX ors li furent secorant 30. 31.
qui tos lor chiens i vont deciplinant: 33.
n'en escampa neis un sol vivant. 35.
uns fiers lions vint vers Rollant estant, 40.
de lui mengier fist merveillos scemblant.
et Rollant traist Durendal la trenchant, 48–50.
le destre pie li [1]) trencha maintenant. 55. 56.
bien l'eust mort quant s'en torna fuiant. 52—54.
je me tieng lasse qe [je] n'age perde grant.
forment me dot, dex m'en trai a garant, 503, 20.
por Guenellon le felon soduiant 24.
qui le message porta por mal talant
112[b] au roi Marsile qui en [2]) deu n'est creant. 26.
venduz les a par le mien esciant. 27.
il en a pris et [3]) or et blanc argant,
trente somers chargiez par avenant.
ja desqu'a la n'aurai mon cuer joiant 30.
que je aurai dels messages creant,
que je s'aurai ou il sunt sejornant.' 32.

Girart chevalce et sa gent honeree
e Aude sist il mul qui li agree,
de sor son bras est un poi acoudee,
envers li clers s'est un poi aclinee.
'sire', fait elle, 'je sui molt adolee
et por cest songe travaillee et pence.
tel ne vit mais feme de mere nee
com il m'avint par son l'aube crevee,
si com je fui en son le poi portee
o li falcons m'ot guerpie et levee.
puis vint un aigle hidose et emplumee 502, 60. 62.
sur moi s'asist, si m'a acoverclee 63.
com se ge fusse en terre mer entree.
quant me laissa, si m'a forment grevee, 64. 68.

[1]) la. [2]) quen. [3]) et *fehlt.*

que ma mamelle [1]) senestre en a portee. 69.
puis retorna, si n'a la destre ostee; 503, 1.
ge remes lasse dolente et esgaree,
quant Karle Meine o la barbe meslee 4.
i vint poignent, si m'a illoc trovee, 3.
entre ses braz m'en a sus relevee.
il me venjast, se l'aigle [2]) fust trovee.
apres me dist qe ne fusse adolee, 6.
il a sa gent en fiance retornee.[3])
113[a] de vers Espeigne sailli une nuee
qui plus est noire que n'en est pas fumee
en Roncesvals [4]) une terre effraee.
la a sa gent si fort acoverclee 10. 11.
com s'il fuissent en terre mere entree.
desoz lor piez est la terre crevee, 15—17.
tant en perist, jamais n'est recovree.
a feu grezois vit la terre alumee
qui tot ardoit desci qu'en mer salee.
l'espaile destre li vi del cors sevree 8.
o tot le braz esrachie et ostee.
ja cuit je lasse qu'il ont perte encontree,
peor en ai por celle remenbree, 20.
que Guenellon ala en la contree 24.
au roi Marsile d'Espaigne la desvee. 26.
parole i ot qui mal fu porpensee,
li XII pers li ont molt chier conparee, 25.
la traisson n'en puet estre celee:
je l'ai songee, si est veritez provee.'

Aude la belle fist forment a presier,
molt fu corteise, n'i ot que enseignier,
mes [5]) li fier songnes la fist fort esmaier.
grant peor ot, ja n'en estuet plaidier,
por son bel frere que elle avoit tant chier
et por Rollant son ami le guerrier
qui en Espeigne estoient ostoier.

---

[1]) Que mamalle. [2]) largle. [3]) *nach* retornee *als besondere Zeile wiederholt* Apres me dist. [4]) rencesuals. [5]) Me.

li clerc apelle qui savoit [1]) son mestier.
Aude parole qui ne se velt targier
'bels sire clers, molt me puis merveiller
113[b] si sui pesante, que ne me puis aidier. vgl. 39.
a mie nuit me sort grant engombrier,
avis m'estoit que iere en un ramier, 40.
en un grant val, desoz un aiglentier. 41.
tote nue ere desoz un sentier 43.
fors ma chamise que ne voil despoillier. 45.
lors vindrent ors qui me voldrent mangier,
il me prenoient et devant et derier,
des XXX part me fessoient seignier.
donc oi cor soner et graaillier, [2])
li ors fuirent, ice me fist laissier.
lors vi venir un veillart pautoner 46.
qui me levoit en col de son destrier, 49.
oi m' en portoit en son un grant rochier, 52. 53.
la avoit moines en un petit mostier. 54. 55.
iloc cantoient par damedeu [3]) preier.
a els fui, si lassai l'aversier.
joste l'autel delez un chandelier 56.
gisoient morz dui molt bel chivalier. 57.
ce m'est avis que l'uns ert Olivier, 58.
de joste lui danz Rollant le guerrier. 59.
sire Girart', ce dist Aude al vis fier,
'nus hom de car ne se doit merveillier
se je m'esmai, char li sognes sunt fier. 64.
uncle Girart, quant je dui esveillier,
li malves songe deguerpir et laissier,
lors [4]) me restut de rechief comuechier. 66.
nostre emperere Karle al vis fier 67.
m' aveit menee a mon frere Oliver 504, 12.
et a Rollant le duc qe j' ai tant chier: 11.
114[a] enz en un bos erent aler chachier, 503, 68. 504, 3.
un cerf leverent merveillos et pleignier, 4.
il lasserent aler lor liemier.
si com je fui entree en un sentier,

[1]) soit. [2]) graillier. [3]) damodeu. [4]) Lore.

en une espeisse desoz un loliier,
la me guerpi l'emperere al vis fier. 10.
a haute voiz començai a huchier: 13.
'Oliver frere, car me venez aidier;
sire Rollant, volez me vos laissier?'
ultre passerent apres lor liemier, 18.
mes onques moi ni volsent arasnier. 14.
desoz Rollant trabuche son destrier,
desoz mon frere Ferant qu'il ot tan chier.
soz els vi feindre la terre et le rochier, 20. 21.
que l'uns des contes ne pot l'autre aidier.
quant m'esveillai, si fui en un mostier: 25.
la vi Rollant soz un paille couchier, 27.
de joste lui mon bel frere Oliver. 28.
andui les contes vi ensemble embrachier, 31.
mes onques mei ni volsent araisnier, 33.
quant de la boche m'eissi un esparvier. 38. 39.
il prist son vol, qu'il ne se volt targier,
desus Rollant et desus Olivier. 44. 45.
lors m'esveillai, si laissai le songnier. 46.
je criem, lasse! q'il n'aient engombrier.' 48. 49.

'Dex', dist Girart, 'ci a fiere dotance,
vient li mes, chevalchiez a fiance.'
li clers fu sages des qu'il en fi d'enfance
et fu Normant de la cite de Costance,
astronomie soit bien et nigromance.
114b il prist un livre, si i list sanz fallance, 60.
la mort des contes i vit et la pesance, 61.
et coment Guenes les vendu en ballance 505, 3.
au roi Marsile qui en deu n'a creance.
de XX mil homes n'en ala piez en France.
li clers ot duel, nel tint pas a enfance.
dist a Girart 'chivalchiez a fiance:
de voz amis ne soiez en esrance,
ainz demain none veirez [1]) vos tel semblance
dont il sera dolor oie [2]) en France.'

[1]) uenres. [2]) ioie.

	Li clers fu sages qui la dolor cela:	
	com il ainz pot, son livre en estoia.	
	forment sospire et del cuer angoissa,	
	mais por belle Aude gentement se cela.	
	en autre sens li songne trestorna.	. 4.
	'dame', fait il, 'ne vos esmaiez ja,	11. 12.
	car por le sengne nuls mals vos [1]) n'avendra.	10.
	oez por voir, e traiez vos en cha:	
	li fauconcels qui el pui vos porta	16—19.
	c'est Karle Meine qui ersaoir vos manda,	20. 21.
	e l'aigle fier qui illoc vos trova,	24.
	qui [2]) les mamelles del cors vos esracha,	26.
	ce est une dame que Rollant conquera.	31.
	fieres batailles li dus endurera.	
	icele dame Rollant illoc prendra,	31.
	por sa baute laissier vos en voldra	33.
	e l'espervier [3]) qui del cors vos vola	56.
	ce est un enfens, se deu volt [4]), qui naistra.	57. 59.
	Girart vostre oncle mout bien le norira	
	et Karle Meine grant honors li donra.'	
115[a]	respont bele Aude 'si ert com deu plaira.''	65—68.
	Girart escoute, fierement chevaucha:	70. 506, 1.
	de ce qu'il ot li cuers li engroissa.	
	puis icele ore neient ne se tarja	
	e la belle Aude molt tost esperona	
	desci qu'a Blaive ou la dolor trova.	506, 10.

In Blaive angekommen, fragt im französischen Gedichte Aude sogleich wo Roland und Olivier seien (vgl. S. 162) und Karl erfindet folgende Ausflucht: beide hätten ihn verlassen und heidnische Weiber genommen; er wolle Aude dem Herzoge von Normandie (vgl. S. 162) geben, und als er sieht, daß er sie nicht überzeugen kann, überlässt er sie Ogier (vgl. S. 162) und reitet zu Girart, dem er alles mittheilt. Der Gang der Begebenheiten also wie im Karlmeinet, nur daß hier jene Ausflucht nicht näher angegeben ist und nicht Karl, sondern *'ein biderbe man'* ihr antwortet: vielleicht absichtlich, damit Karl nicht als Lügner, auch nicht zu gutem Zwecke, erscheine. Jetzt kommt Gui de Nevers und kündigt Bertha's

[1]) vos *fehlt.* [2]) Que. [3]) lesperiuier. [4]) volt *fehlt.*

Ankunft an: dadurch wird meine Vermuthung in Bezug auf *ageleize* (vgl. S. 162) bestätigt: der Bote heißt im Karlm. *Gyvainert.* Das Folgende stimmt. Meine Vermuthung, daß nach 509, 16 (oder 14) eine Lücke anzunehmen sei (vgl. S. 163) wird durch das französische Gedicht zur Gewissheit. Der letzte übereinstimmende Vers ist

117[b] vienent a Blaives, laient en sunt entre = 509, 13. 14.

Aude fragt nun, nach dem französischen Texte, Karl nochmals und er gesteht die Wahrheit. Sie wird ohnmächtig. Karl nimmt sie in die Arme und lässt sie nach dem Münster führen; hier trifft der Text wieder mit Karlm. 509, 17 zusammen, also ein Blatt der Vorlage fehlte. Audes Klagen sind ausgeführter als im deutschen Texte. Sie bittet, daß man sie allein in dem Münster lasse, um mit ihrem Bruder sprechen zu können. Es wird ihr gewährt; sie betet und hat eine himmlische Erscheinung (vgl. S. 163); dann öffnet sie die Thüren und Karl mit den Seinen tritt wieder ein. In jener Vision spricht Olivier zu ihr, übereinstimmend mit 509, 47:

121[b] lores parole com se il fust en vie, 509, 45.
'belle suer Aude, ne vos esmaiez mie!
122[a] ne remandrez ne sole ne mendie,
od mei vendrez en la deu conpeignie,
amont el ciel o joie est esbaudie u. s. w.

Alles Folgende schließt sich genau an. Karls Reise und Weg (vgl. S. 170) wird im französischen Gedichte so beschrieben:

passent Anjou et Toreigne et Valie. 513, 33. 32.
tot droit vers Chartres ont lor voie acoillie; 35.
a Boneval une riche abahie 36. 38.
herberja Karle a la barbe florie. 40.

Der Name *Monzoen*, d. i. *Monzûn* (: *doen* = *tuon*) 514, 52 lautet im Originale *Monleon*; hier sagt Salomon übereinstimmend mit Karlmeinet:

125[b] menez le, sire, desci qu'a Monleon. 514, 52.

Der Graf *Otyneir* 516, 1. 2 hat dieselben Beinamen:

126[a] droiz emperere, dist li quns Otoier
qi tient Amiens et Bologne sor mer;

Bologne ist in *Bône* (: *kône*) entstellt. Die Namen, die Karlm. 519, 49 ff. angeführt werden, stehen nicht in der Venezianer Handschrift, vielleicht in einer andern, da sie der Dichter schwerlich erfunden hat: die Venezianer hat an ihrer Stelle nur *Garin de Mon-*

tagu 128ᵇ. Der Graf *Herffen van Leûn* 520, 67 heißt *Herves da Lions* 129ᵃ und der Bekämpfer Pinabels 130ᵇ *Terriz*: der Beiname *Lamp* Karlm. 522, 67 erklärt sich nicht aus dem französischen Texte. Karl gürtet Dietrich das Schwert um, dessen Name stimmt:

131ᵃ Karles le ceinst le riche brand d'acier: . 525, 61.
Corten la clere qui fu al duc Oger. 63. 67.

Die Grieswarten des Kampfes sind ebenfalls mit Karlm. 526, 62 ff. übereinstimmend:

132ᵃ De Loeregne ot fait le duc mander 526, 66.
et dan Bovon, li conte Guinemer 68. 70.
et dan Basin et conte Otoier, 527, 1.
li duc Richart et Salemon le fer. 526, 63.

Von Dietrichs Rosse heißt es, vgl. Karlm. 526, 50:

131ᵃ Mes bon cheval li font apareiller,
Ferant ont pris qui fu al duc Rainer;

im deutschen Gedichte wird Oiger als ehemaliger Besitzer genannt. Aus dem Kampfe hebe ich nur den Schluß hervor:

134ᵇ fiert Pinabel de sor son elme agu, 528, 63—65.
le nasal trenche o l'escharboncles fu 529, 2. 3.
e son osberc qui fu mailez menu.
le nes el menton li a tot parfendu. 4. 5.
Pinabel chiet arier tot estendu.

Meine Zusammenziehung von 529, 3—6 in zwei Zeilen (vgl. S. 179) wird dadurch bestätigt; nur reimte nicht *beine* : *kinne*, sondern *gesteine* : *kinne*, und es hieß:

er sluoc im abe daz nasebant
mit dem edelen gesteine,
die nasen mit dem kinne.

Den Schluß, die Verurtheilung und Bestrafung Geneluns, habe ich bereits nach Monin und Michel S. 181—184 meines Buches verglichen. Er, als das längste der mitgetheilten Bruchstücke, musste hauptsächlich auf die Vermuthung führen, daß von da an, wo der Karlmeinet von Konrad abgeht (Vᶜ), die jüngere französische Redaction Quelle sei.

ROSTOCK, im November 1860. KARL BARTSCH.

CAMPATILLE.

In der Gudrun wird einmal (St. 235) Hetels Burg *Campatille* genannt. Ettmüller gedenkt dabei (Gûdrûnlieder IX.) an Campodunum und an die *Παρμαχάμποι* des Ptolemäus und hält es für keltisch; „auch *tille* scheint keltisch, vgl. *Carduël, Carduil.*“ — Müllenhoff bemerkt, der Name Campatille sei ganz welschfranzösisch und erinnere an Campodunum; seiner Endung nach an Carduil. Die echte Sage kann Hetels Burg nicht so genannt haben, wohl aber ein halbgelehrter Dichter (Kudrun S. 78). San-Marte glaubt, das Wort habe eine nicht geographische Bedeutung, und Ploennies (S. 312) berichtet einfach die Ansichten der Genannten. Mit Recht haben Ettmüller und Müllenhoff auf das verwandte Campodunum verwiesen. In Südtirol gibt es aber auch mehrere Ortsnamen, die mit Campatille und Campodunum entschiedene Verwandtschaft zeigen, z. B. Campenn bei Bozen (Stafflers Tirol 2, 891), Kampill bei Bozen (ebd.) und Kampill in Enneberg (ebd. 2, 291). Kampill lautet dem Campatille noch ähnlicher als Campodunum; es klingt wie eine Kürzung von Campatille. Aber nicht genug! Tirol weist uns einen noch ähnlicher klingenden Namen auf. In der Gemeinde Abtei in Enneberg führt ein Gehöfde den Namen Kampidell (Staffler 2, 298), in Fassa heißt eine Ortschaft Campidello (Webers Tirol 3, 31), eine Gemeinde auf dem höchsten Rücken des Jenesierberges heißt Kampedell (Staffler 2, 943) oder Kampidell (Webers Bozen S. 293). Aus diesen Benennungen klingt uns geradezu das *Campatille* der Gudrun entgegen. Es ist somit ein Ortsname, der bis auf den heutigen Tag sich gerade in jenem Lande fortgeerbt hat, aus dem die einzige Handschrift der Gudrun stammt. Ja noch mehr; das letztgenannte Kampidell liegt wenige Stunden von dem Flusse, nach dem das Heldenbuch an der *Etsch* genannt wurde, und in dessen Thal die Abschrift davon genommen wurde (Erek S. IV.). Kampatille braucht desshalb nicht einem halbgelehrten Dichter zugeschrieben zu werden, er rührt entweder vom Schreiber des Heldenbuches an der Etsch oder dem des Ambraser Codex her. Anstatt des ihm unbekannten *Matelâne* schrieb er den ihm geläufigen Ortsnamen Campatille.

I. V. ZINGERLE.

ÜBER JOHANNES ROTHE.

VON

FEDOR BECH.

Daß der in diesen Blättern öfter genannte Johannes Rothe aus Kreuzburg in Düringen es liebte, in den gereimten Vorreden zu seinen Schriften mit Akrostichen zu spielen, theils um seinen Namen auf einem sichern Wege der Nachwelt zu überliefern und seine Autorschaft sich zu wahren, theils um Denen, welchen er seine Werke widmete, sich angenehm zu machen, ist bekannt. Gleichwohl ist seit langer Zeit gerade dasjenige Akrostichon, welches über Rothes Person und Lebensstellung die wichtigsten und sichersten Aufschlüsse zu geben geeignet war, das nämlich, welches derselbe in seiner Düringer Landeschronik in die Anfangsbuchstaben der aufeinanderfolgenden Capitel gelegt hat, fast so gut wie unbekannt geblieben. Erst vor Kurzem hat der Verfasser dieser Zeilen das Glück gehabt, dasselbe wieder aufzufinden und in dem für das Jahr 1861 bestimmten Osterprogramm des Stiftsgymnasium zu Zeitz ausführlicher darüber gehandelt.*) Daß Rothe die Chronik verfasst hat, kann fortan nicht mehr bezweifelt werden.

I.

[Obwohl über die Person und Lebenszeit des Johannes Rothe aus Kreuzburg durch die von Michelsen in der Zeitschr. d. Ver. für Thüring. Gesch. u. Alterth. 3, 23 folg. aus den Archiven von Eisenach und Weimar mitgetheilten Urkunden einigermaßen Licht verbreitet worden war, hat man doch bisher sich vergeblich umgesehen nach einem beglaubigten sichern Zeugnisse für die alte

*) Da Programme gerade für Viele, die sich am lebhaftesten dafür interessieren, häufig so gut wie nicht vorhanden sind, und da es auch sonst erwünscht sein muß, das Zusammengehörige an einem Orte vereinigt zu sehen, so erlaube ich mir, auf eigene Verantwortung den ursprünglich ebenfalls der Germania zugedachten ersten Artikel, der durch seine überraschenden Ergebnisse für die Geschichte der düringischen Sprache und Litteratur von so großem Belang ist, aus dem gedachten Programme hier wieder abzudrucken und den beiden andern Abschnitten vorzusetzen, von denen ich ihn durch Beifügung eckiger Klammern unterscheide. Pfeiffer.

„Eisenacher Tradition," nach welcher derselbe Johannes Rothe der Verfasser der in der letzten Zeit viel besprochenen düringischen Chronik sein soll. Es fehlte sogar nicht an Solchen, welche die Urheberschaft Rothes bestreiten zu müssen glaubten, vergl. Rückert, das Leben des Heiligen Ludwig, Einleit. S. 17. Erst v. Liliencron hat in der Einleitung zu seiner Ausgabe S. 25—29 den Nachweis zu liefern gesucht, daß der Verfasser des gereimten Lebens der Heil. Elisabet bei Mencken mit dem der Düringer Chronik ein und dieselbe Person sei, und somit aus innern Gründen einen Beweis geliefert für die Autorschaft Rothes. Die Quelle jener Eisenacher Tradition war aber damit noch nicht gefunden, sie muß eine andere gewesen sein. Noch hat es Niemand recht gewagt, diese Quelle aufzusuchen; ja es ist zu verwundern, wie von allen Denen, welche seit Mencken sich näher mit diesem Werke beschäftigt haben, keiner das Allernächste zu sehen und zu greifen vermocht hat. Und doch hat Rothe in seiner Vorrede zur Chronik S. 7—8 nicht gerade undeutliche Fingerzeige gegeben, indem er selbst sagt:

in disseme bûche werdit nû
geêwigit er) name,*
weme is zcu lesin komet zcû,
der kan er nicht vorgrame.

Aber eben weil man diese Worte lediglich auf die Vorrede und das dort angebrachte Akrostichon zu beziehen sich begnügte, dachte Niemand weiter daran, nachzusehen, ob nicht vielmehr die Chronik selbst gemeint sein könnte. Selbst die höchst auffällige Wortstellung im Anfange der meisten Capitel, zu welcher der Verfasser wie nun ersichtlich nur um seines Akrostichon willen veranlasst wurde, hat Niemand auf die Spur geleitet. Verfolgt man nun aber von dem ersten Capitel an — nach der neuesten Ausgabe — die einzelnen Anfangsbuchstaben (*houbitbûchstabe*) und fügt sie gehörig an einander, so treten folgende Worte zu Tage:

1. *Johannes Rothe von Cruzceborg* (cap. 1—24).
   ein prister vnde etzwanne ein (25—49).
   szadschriber zcv Jsenache unde (50—76)
   darnache [*ein cappellan des bischofis* (77—108)
5. *und darnach ein vicarius und*] (109—132)

---

*) Gemeint ist die Landgräfin Anna, welcher Rothe sein Werk gewidmet hat. Vergl. Rothe Chr. c. 758 u. c. 781.

in tvmeherre unde darczv ouch (133ᵃ—155)
schvlmeistir des stiftis unsir liebjn (156—188)
frowin kerchin in der vor genantjn (189—217)
stad der sammente vnde schreib (218—243)
desse rronikin von deme lande (244—268)
vnde der herschaft zcv Doringin (269—295)
zcv dinste und behegelichkeid der (296—324)
dirl [*von den keisern bebistin* (325—349)
vnd] *vchtin forstinnen frowin* (350—374)
Annen landgrauinnen daselbis (375—400)
und marggrafinnen des landis (401—424ᵃ)
icv Missin ouch etiwanne des (424ᵇ—446)
ediln grafin Gunthers von Swarczborg (447—478)
tochtir seligis gedechtenissis dit (479—509)
*ist also vollinbracht noch**) *unsirs* (510—538)
herwin Jhesv Kristi gebort tvsint (539—567)
*feir***) *hundirt ein unde zwenzcig* (568—594)
iar rr noch deme heiligin ostirlichin (595—626)
tage der in deme selbin iare an (627—651)
deme ein vnde zcwenzcigistin tage (652—680)
des brachmandis der ist an der (681—705)
zcehin tvsint ridter abunt (706—728)
unde der ouch ist an sente Albans (729—755)
tag des hei git aemnnad (756—773).

Dieses Akrostichon scheint jedoch in der Zeit vor Mencken bereits Petrus Albinus gekannt zu haben; denn in seinem *Historiæ Turingorum novæ specimen*, herausgegeben von Sagittarius S. 339 sagt derselbe: *Jsenacense* (sc. *chronicon*) *Germanicum a Johanne Roth Luceburgensi* (?) *sacerdote et scriba Jsenacensi etc. paratum narrat* u. s. w.***) Daß Rothe Stadtschreiber zu Eisenach gewesen, ist, so

*) Wie in *nôch* so findet sich *ô* statt *â* gebraucht: Ritter Sp. 987 *getôn* : *von*; 1172 *bôtin* (= *rogaverunt*) : *vorbotin*; 1975 *nôch mêne wôn* : *darvon*; 2139 *lôze* (= mhd. *lâze*) : *di sloze* (= *acres*); andere Beispiele aus der Elisabet führt R. Bechstein an in der Germania 4, 479.

**) Die Schreibung *feir* = mhd. *vier* hat sich noch erhalten in dem Eisenacher Rechtsbuche bei Ortloff 1, S. 667; 684; 698; 701; 743; 744; 743 *feirvalt*.

***) Den Fehler *Luceburgensi* statt *Cruceburgensi* hat schon Michelsen verbessert in der Zeitschrift f. Thür. G. u. Alt. 3, 25.

viel ich mich erinnere, bis jetzt nirgendwo bezeugt und scheint dem Albinus nur aus dem Akrostichon bekannt gewesen zu sein. Auch die neuesten Forscher, welche die Johannes Rothe betreffenden Urkunden veröffentlichten (in der genannten Zeitschr. 3, 27 folg.), haben diese Notiz unbeachtet gelassen.

Das bloßgelegte Akrostichon gewährt nun außer den historischen Angaben, welche Rothe über seinen Namen*), seine Stellung und sein Werk zu „verewigen" gewusst hat, besonders nach zwei Seiten hin wichtige Aufschlüsse. Ein nur oberflächlicher Überblick zeigt nämlich, daß 1) die von dem jüngsten Herausgeber angenommene Reihenfolge der Capitel nicht die ursprüngliche echte ist, und 2) daß die im Text belassene, hauptsächlich dem Schreiber der Sondershäuser Handschrift (hs) eigene Sprache himmelweit verschieden ist von der Rothes. Über den zweiten Punkt wurde bereits im vorigen Jahrgange der Germania S. 228—234 gehandelt. Was dort über Rothes Schreibweise und seine Wortformen gesagt ist, wird durch obiges Akrostichon vollkommen bestätigt; für v. Liliencron selbst aber hätte schon die in der Zeitschr. des V. f. Thür. G. u. A. 3, 35—36 veröffentlichte von Rothe selbst verfasste Urkunde aus dem Jahre 1402 maßgebend sein sollen. Daß der aus unzureichenden Gründen bevorzugte Text hier durchaus nicht am Orte war, lehrt nun zum Überfluß noch der Umstand, daß die in demselben befindlichen Wortformen den Wortlaut des Akrostichon zerstören. So verlangt in der 3. Zeile das Wort *szadschriber* an Stelle des zweiten Buchstaben ein *t*, d. h. zu Anfang des Cap. 51 muß es statt *zwingen* heißen *twingen*. Um Z. 10 das Wort *cronikin* zu erhalten, muß im Anfang von Cap. 249 höchst wahrscheinlich gelesen werden *Corbecke* statt *Rollocke*; v. Liliencron hat an dieser Stelle nur die Lesart von hs. gekannt und sich um die andern Handschr. nicht weiter gekümmert. Z. 17 fordert der Zusammenhang *zcv* statt *icv*; dazu ist nöthig, daß Cap. 424^{b} geschrieben werde *zcu den gezîten* statt *in den gezeiten*. In derselben Zeile muß auch statt *etiwanne* stehen *etzwanne* wie in Zeile 2, und Dr. hat hier richtig *zcu einen geczîtin* (Mencken S. 1710) im Anfange von Cap. 438, hs. dagegen *in einen gezeiten*. Z. 21 ist für *herwin* entweder *herrin* oder *hêrin*

*) Noch Michelsen schwankt mit Mencken, ob er *Rohte* oder *Rothe* schreiben soll, in der erwähnten Zeitschr. 1, 235.

zu schreiben; demnach muß Cap. 542, welches den Buchstaben *r* zu liefern hätte, im Eingange anders als jetzt gelautet haben; vielleicht ist das erste Wort *wie* zu streichen und mit *Reinhardisborn* zu beginnen, oder aber, falls *hêrin* das richtigere wäre, müsste man das ganze Cap. für ein bald nach Rothes Ableben entstandenes Einschübsel halten; ohnehin wird der Fluß der Chronik durch dasselbe gehemmt; möglicher Weise stammt es aus der Feder eines Mönches aus Reinhardsbrunn, der durch Einflechtung dieser Anekdote sein Kloster verherrlichen wollte. Eine nochmalige und zwar sorgfältigere Prüfung der Handschriften kann allein entscheiden, welches hier das wahre ist.

Doch nicht nur durch den schlechten Text hat das Akrostichon Einbuße erlitten, weit mehr noch dadurch, daß schon sehr früh die ursprüngliche Aufeinanderfolge der einzelnen Capitel von den Abschreibern willkürlich geändert wurde, vergleiche die Einleitung v. Liliencrons zur Chron. S. 8 und S. 10. Solche Änderungen und Verschiebungen ließen sich in den ersten 400 Capiteln der Chronik ohnehin sehr leicht und fast unmerkbar anbringen, weil hier der zum Theil nur sagenhafte, lose zusammenhängende Stoff von Rothe selbst weniger streng geordnet und höchst unsicher gruppiert ist. Und wie wenig es dem letzten Herausgeber gelungen ist, hier das Wahre zu treffen, tritt nun sonnenklar zu Tage. Offenbar an falscher Stelle stehen jetzt die Capitel 329—352, deren Anfangsbuchstaben die Worte *von den keisern bebisten und* zu bilden haben; denn das unverständliche *dirl* in Z. 13 ist doch ohne Zweifel mit *vchtin* in Z. 14 zu einem Worte zu verbinden, vergl. Vorr. z. Chr. S. 5: *die erlûchte forstinne* (nach Dr.) und Cap. 392, Z. 9: *ein dir. lûchtir frommer forste* (ebenfalls nach Dr.) sowie Cap. 730, Z. 1. An welcher Stelle sind nun aber die genannten Capp. einzuschalten? Dem Zusammenhange des Akrostichon nach ließen sie sich am bequemsten zwischen Cap. 256 und 257 einfügen, so daß Z. 9 und 10 dann so lauten würden: *der sammente unde schreib desse cronikin von den keisern bebistin und von deme lande unde der herschaft* u. s. w.; sie umfassen ausschließlich Düringische Geschichte aus den Jahren 1025—1089 und reihen sich leicht und ohne Störung an Cap. 256 an, während Capp. 257—328, von den Kaisern und den Kreuzfahrern handelnd und die Jahre 1025—1180 umfassend, sich eben so leicht zwischen Cap. 352 und 353 stellen lassen, so daß mit Cap. 353, von dem Jahre 1086 an, die Erzählung ununterbrochen

weiter fortschreitet. Hiermit stimmt auch die Art, wie Rothe selbst in der Vorr. z. Chron. S. 8. den Inhalt seiner Chronik angiebt:

ein teil ich ouch gesament hân
der hêrschaft von Doringen,
waz bebiste keiser haben getân,
von wunderlichen dingen.

und in dem Register, welches der Mühlhäuser Handschr. voransteht, heißt es nach Stephan, Neue Stofflief. 2. Heft, S. 147: *hie hebet sich an das register der nachvolgenden kronicken, Die do Jnheldit Von anbeginne der werlde Vnd von Bepsten, keisern, konigen, fursten Vnd von Viel geschlechten Disser und ander lande*, womit zu vergl. die Anmerk. bei Mencken l. c. S. 1823.

Eine zweite Stelle, welche in Folge von Versetzung der Capitel verderbt zu sein scheint, ist Z. 4 und Z. 6. Dort hat *darnache* ein *e* zu viel, hier *in* ein *e* zu wenig. Auch diesem Übelstande ließe sich leicht abhelfen, wenn man auf Cap. 38 folgen ließe Cap. 85 bis 132, in welchen von Alexander d. Gr., und hierauf Cap. 39 bis 84, in welchen von den Römern die Rede ist, so daß sich an Cap. 84 unmittelbar Cap. 133 a anschlösse. Diese Umstellung wird um so nothwendiger erscheinen, je schärfer man die Eintheilung wieder ins Auge fasst, auf welche Rothe nach eigener Angabe sein Werk basiert hat. Er rechnet nämlich die erste *herschaft* (Gottes) bis zu Cap. 6; von Cap. 7—14 (Noah) *di ander herschaft;* von Cap. 15—20 (Abraham) *di derte herschaft;* von Cap. 29—38 (Saul, Senno) *di funfte herschaft;* von C. 39—62 (Jul. Caesar) *die sechste herschaft;* von C. 63—151 (Theodosius) *di sebende herschaft**). Auch hiernach wäre also Cap. 85—132, d. h. der von Alexander dem Gr. handelnde Abschnitt, der Zeit wie der Anlage nach weit schicklicher in die „sechste Herrschaft", d. h. zwischen Cap. 38 und 63 unterzubringen gewesen. Endlich wird diese Anordnung unterstützt durch die im Cod. Fabr. (Einleit. S. 8) befolgte Anordnung der Capitel, in Betreff der v. Lil. selbst bemerkt, daß dort „133 a—b nach Cap. 84" gestellt sei. Alsdann würde das Akrostichon zu Anfange folgender Maßen lauten: *Johannes Rothe von Crûzceborg, ein prister unde ein cappellân*

*) In v. Liliencrons Ausgabe heißt es am Schluß von Cap. 151 so: *hi endet sich di 5. herschaft.* Diese Zählung ist der Oekonomie des Ganzen widersprechend, nach welcher die 7. nicht die 5. Herrschaft hier ablaufen muß. Gleichwohl ist der Herausg. auch hier über das schweigsam, was die andern Handschr. enthalten. Vergl. die Eintheilung nach 7 Welten bei Ortloff. 1, S. 18. —

des bischofis und darnâch ein vicarius und etzwanne ein stadschriber zcu Jsenache unde darnâch ein tûmeherre unde darzcû ouch u. s. w. Doch mag dieß einstweilen als bloße Vermuthung gelten.

Es bleibt nur noch der merkwürdige Schluß übrig. Hat Rothe mit dem Jahre 1421, in welchem er sein Werk *vollinbracht* haben will, wirklich zugleich aufgehört an der Chronik zu arbeiten und sie fortzusetzen, so kann seine Arbeit über Cap. 766, in welchem die Haupteräugnisse aus dem Jahre 1420 berichtet werden, unmöglich hinausreichen; ja sie würde vielmehr noch um einige Capitel zurückgehen müssen, so daß Cap. 758 den Schluß des Ganzen bildete, da wohl mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen ist, daß in diesem Falle auch das Akrostichon auf eine passende Art sich abgerundet und mit dem Worte *tag* Z. 29 geendigt haben würde. Indessen bleibt immer noch die Möglichkeit, daß Rothe, obwohl er damals nach der Vorrede S. 6 bereits in hohem Alter durch das Zittern im Schreiben behindert und beim Studieren die Brille zu brauchen genöthigt war, an seinem vielleicht nur einstweilen, etwa zur Überreichung an seine hohe Gönnerin abgeschlossenen Werke selbst nachher weiter gearbeitet habe oder unter seinen Augen habe fortarbeiten lassen. Es wäre dann nicht undenkbar, daß er auch das Akrostichon fortzuführen bemüht gewesen, etwa in der Weise, daß auf die Worte *an sente Albans tag* folgen sollte: *des heiligin mertelers*. Daß dies nicht oder nur zum Theil ausgeführt worden, ließe sich allenfalls aus dem inzwischen erfolgten Tode Rothes erklären. Ganz in Rothescher Weise zurechtgelegt und zwar durch absichtliche Umstellung der Worte hervortretend, als ob sie einem Akrostichon dienen sollten, sind noch die Anfänge von Cap. 764, 766, 769. Mit Cap. 773 hört aber die Rothesche Manier ganz und gar auf. Das hierauf folgende Cap. zeigt deutlich, indem es Eräugnisse nachträgt, die eigentlich in das vorhergehende Cap. gehören, daß spätestens hier die Aufzeichnungen der Fortsetzer beginnen. Schließlich mag noch eine dritte Vermuthung hier ihren Platz finden. Da Rothe so bestimmt versichert, daß er in dem Jahre 1421 gleich nach dem Osterfeste seine Arbeit vollendet habe, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß die Fortsetzer mehrere den Schluß und das Amen enthaltende Capitel absichtlich unterdrückten, um mit ihren Nachträgen besser und bequemer anknüpfen zu können.]

II.

Auf demselben Wege nun, auf welchem es endlich gelungen ist den Verf. der Düringer Chronik zu ermitteln und gegen allen Zweifel sicher zu stellen, ist es mir auch möglich geworden, dem genannten Johannes Rothe noch ein zweites Werk zu vindicieren. Unter den *„Mitteldeutschen Gedichten"* *) nämlich, welche der für unsere ältere Litteratur ebenso unermüdlich als glücklich thätige K. Bartsch neuerdings erst ans Licht gezogen hat, in der Bibl. des litterar. Vereins in Stuttgart Publ. 53. 1860, befindet sich auf S. 98—211 ein Gedicht von 4108 Versen im Düringer Dialekt, das der Herausgeber *„der Ritter Spiegel"* genannt hat unter Bezugnahme auf V. 4101. Die Anfangsbuchstaben der ersten acht Strophen, von V. 1 bis V. 64, zeigen ganz deutlich den Namen *Johannes*. Dazu erhält man mittelst Zusammenstellung der Anfangslaute der kommenden größern Abschnitte und zwar dadurch, daß man V. 1065 und V. 1245 sowie V. 2581 gleichfalls neue Abschnitte **) beginnen lässt, folgendes Akrostichon:

JOHANNES VON CRVZCEBORG ROTHE GENANT.

Hätte der Herausgeber schon entdeckt gehabt, daß dieser Ritterspiegel von Rothe verfasst worden wäre, so würde er in seinen Anmerkungen manche Stelle vielleicht anders gedeutet haben ***). Nur dadurch daß Rothe sich als Verfasser erwiesen hat, ist es dem

---

*) S. 111 V. 365 daselbst ist wohl zu schreiben *dô im* (statt *um*) *sin ding als ubele ginc;* S. 47 V. 244 *von en beiden wart ein schust geant* (statt *genant*); S. 46 V. 230 *gein dem heidin zogter sân* (statt *zeigter*); von dem männlich gebrauchten Worte *ungedult* auf S. 32 V. 1101 findet sich noch ein zweites Beispiel in dem Kolocz. Cod. S. 113 V. 633 = Ges. Abent. 2,103 (590). —

**) Die das Akrostichon bildenden Absätze fangen, nach einer gefälligen Mittheilung von K. Bartsch, in der Handschrift selbst jedesmal mit einem neuen Blatte an.

***) Da der Ritterspiegel, wie man wohl aus V. 4048 daselbst schließen darf, zu Ehren der jungen Fürsten gedichtet wurde, so ist wohl die Annahme erlaubt, daß seine Entstehung in die Zeit zwischen 1400—1402 gesetzt werden könne. Denn in diesen Jahren geschah es, nach Rothes eigener Überlieferung in der Chronik Cap. 752, daß der Sohn des Landgrafen Balthasar *Frederich der junge* im Thiergarten vor Prag zum Ritter geschlagen wurde. Als Motiv im Allgemeinen hat man übrigens wohl den sittlichen Verfall des ritterlichen Standes anzusehen, dem der Dichter hier seine Entstehung, seine Bestimmung, seine Entfaltung in der guten alten Zeit in Erinnerung bringen will. Auch in der Chronik (vergl. S. 563 und Anm.) kömmt der Verf. wiederholt auf dieses Thema zu sprechen, indem er jener frommen Rittersitte lobend gedenkt im Vergleich zu dem Unwesen seiner Zeit; und

Schreiber dieses möglich geworden folgende den Text betreffende Bemerkungen hier anzufügen.

In V. 13 ist zu lesen *hûte (: lûte)*; derselbe Reim weiter unten 703, wo es jedenfalls (vergl. 706) heißen muß *den schrîbet men edil und nennit en hûte.* — V. 473 folg. lies:

bedenke dich, ab ez ein glucke,
waz dû dawedir wollest tû;
dar kegin saltû dich smucke,
ab ungefelle dir komit zcû.

Die Lesart der Handschrift *ungelucke* ist weder als Substantiv noch als Verbum gefasst dem Zusammenhange günstig. Der Dichter theilt guten Rath darüber mit, wie man im Glück vorsichtig, im Unglück *(ungefelle)* nicht zu traurig sein solle. Die Auslassung des verb. subst., hier nach *ab,* ist zwar selten, aber doch nicht ohne Beispiel, vergl. Rückert zu Koeditz 81, 1, ferner Ortloff. 2, S. 172, Cap. 106: *ez wêre dan daz er sô verre im banne* (sc. *wêre)*; und S. 120, 106: *wol daz* (= obwohl) *hîvor in dem LXXI stucke geschreben* (sc. *ist*); und schon Fundgr. 1, 73, 31 und 76, 24 nach *want*; David von Augsb. bei Haupt, Zeitschr. 9, 31: *wan sô ie nâher dem êrsten ursprunge, sô ie lûterr unde schœnerr fluz;* vergl. noch Fundgr. 2, 208, 21; reich an solchen Auslassungen zumal nach *daz dô êhe als* ist der monachus Pirnensis. — V. 529 ist wohl der Reim *in sîme anbeginnen: eselinnen* unverwerflich, nicht nur weil Rothe dergl. Wörter wie *forstinne wertinne* u. s. w. schwach zu flectieren pflegt (sieh in dieser Zeitschr. 5, 229), sondern weil bei ihm auch sonst die substant. Infinitive häufig wiederkehren, z. B. *der glockin klingin* 244, *daz si haben er beginnen* 2293, *mit sîme machin* 3028, *des strîtis ein obirwindin* 3590 u. s. w. — V. 549—551 ist der zweite Vers parenthetisch zu fassen und 549 dem Sinne zu Folge mit 551 zu verbinden, daher nach *Hannibal* und nach *gewinnen* Komma zu setzen; ähnlich ist die Satzfügung 1038—40, 2966—68, 3170—72, 3197—99; Elisab. S. 2044 D. — V. 606: *adir ein ding geant unendelich?* statt *genant*; vergl. 546, 2491, 3267. — V. 613 folg. heißt es:

---

gleichwie er im Ritt. Sp. mit scharfem Tadel von *kûwerittern* (v. 960) oder von *rittern obir kûwedrecke* (v. 943) redet, ebenso gereizt und derb drückt er sich in der Chronik S. 464 aus: *alsô pflag man zcu den gezcîtin frome ritter zcu machene unde nicht obir bosir roubery obir kûwin unde zcegin und obir arme gebûrin alsô man nû an etlichin stetin tût.*

ist ein schilt gehalbîrt glîch
di twernist adir di lenge,
der bunt ist felt dô sunderlich,
daz andir zcu bilde brenge.

Offenbar werden hier die heraldischen Bezeichnungen *felt* und *bilde* (Figur) beim halbierten Schild (*parti* und *coupé*) erklärt; unter *der bunt* ist darum entweder die Verbindung beider Schildhälften, beide Hälften zusammen gemeint oder vielmehr *der biunt* (*piunt, peunt*), d. h. *earum clausura sive circumscriptio*, sieh Mhd. Wörterb. 1, 180ᵇ, 49; vergl. auch Tocht. Syon ed. Schade 449 *bünde*: *stünde;* Martina 86, 64? 88, 52? 107, 88? 158, 70? 240, 48? Der Imperativ *brenge* steht auch bei Ortloff. 2, 274, Cap. 38. — V. 823 ist für *wûchirsetze* wohl *wûchirschetze* zu lesen. — V. 843—45 ist jedenfalls richtiger *beschûrin: stûrin* statt *bescherme*: *sterme* (Handschr. *beschirmyn*: *stürm*), vergl. in dieser Zeitschr. 5, 244 und Ortloff. 2, 173: *wû forstin er land nicht beschûrin und bischofe unglouben stûrin;* Elisab. §. 31: *(ir) solt wîbe unde weisen schutzin schûrin und gewald und unrecht obir si stûrin.* — V. 1315—16 lies:

di pfaffin legin den ketzirn abe,
den heidin der cristin edele.

vergl. V. 1321—22; über *abelegen* mit dem Dativ vergl. v. Liliencron im Glossar z. Rothes Chron. S. 689; Ortloff. 2, 58 Cap. 1; 274, Cap. 38. — V. 1581—82 hätten wie 1763—64 als bloße Inhaltsangaben, als Unterschriften, durch Aus- oder Einrücken aus der Reihe der andern Verse ausgesondert werden sollen, ohne daß man grade anzunehmen braucht, daß sie von der Hand des Abschreibers herrühren; dasselbe ist wohl von den eingeschalteten Verspaaren in der Vorr. z. Chronik S. 9 u. 6 u. 5. u. s. w. zu halten; auch in der Chronik selbst rühren die Inhaltsangaben am Schluß mehrerer Capitel wohl von Rothe selbst her. — V. 1776 *wan dich icht grozis vichtit an*? sollte es vielleicht heißen *grûzis*? vergl. darüber Bartsch zu Strick. Karl 6525 und zu Bertholds Crane 1592; Hartm. LB. S. 16, 14; Pass. K. 199, 20; nicht selten ist in den Distinctionen bei Ortloff. 1 der Ausdruck *einen ze kampfe* oder *kempfliche grûzcen.* — V. 1924 *wi doch dese gelede sint genende* (:*hende*); den Ausdruck *genende* darf man kaum verwerfen, wenn man vergleicht Elisab. bei Graff. Diut. 1, 471: *des quâmen wol genende (:ende) geistliche lûde sâ gereit;* und 484: *daz si der fürsten hende sô hêr alsô genende ûf ûzer erden huoben;* Ortloff. 2, 112, Cap. 79: *bî genendem lîbe.* —

V. 2251 *di sterke und ouch di were, di man tûd mit striteme here?* vielleicht *mit strît eme here?* — V. 2743 *von den muttin werdit si (= di kunst) nicht enkunnin (: kunnin);* im Register S. 224 ist das Wort unter der (Infinitiv-) Form *enkunnen* angesetzt, richtiger war *inginnen* st. v., vergl. mhd. Wörterb. 1, 528; ähnlich ist die Schreibweise *enkên enkêt* statt *engêt entgên.* Ortloff. 2, 215, Cap. 29; 249, Cap. 74; 1, 675; Cap. 84; *keyn = gegen,* 1, 705, Cap. 7; 716, Cap. 51. — V. 2816 kann *und* dem Verse zu Liebe entbehrt werden. — V. 2855 *si gebin di wîse mit den wegen, wô si gewunnen und nicht verloren;* die etwas dunkle Ausdrucksweise erläutert Roth. Chron. 543 gegen Ende: *dô gôben si wîse unde wege, daz etzliche ûf daz sloz quômen sîner gunner* und 567: *daz em wîse unde wege gegebin wordin, daz di sînen ûf Nuwinborg quâmin.* — V. 2889 *man sal abir flîhin alsust: vorlust,* wird gestützt durch Vorr. zur Chronik S. 6: *nû ben ich komin alsust: lust;* Servat. 1228 *vlust: alsust;* Pass. K. 626, 56 *alsust: wollust.* — V. 2895 *ûf daz man kûme werde gesehen?* Handschr. *kune.* — V. 3000 *und sich sêre darûf lehit: gehit* muß in *lêt: gêt,* nicht in *leit: geit* geändert werden; vergl. 3137 *wer sich ûf sîne sterke lêt: slêt.* — V. 3026 *in allirhandin der lûte sachen;* ähnlich ist die Wortstellung Ortloff. 2, 46, Cap. 92 *keiner des tôden mâg;* 306, Cap. 10 *keinem der stad gesinde;* 1, 93: Dist. 2: *âne der andern des kindes mâge;* 312, Dist. 25 *someliche des rîches stete.* — V. 3040 *daz si den eldistin vorswîgin* d. h. zuhören, auscultant, wie *verdagen* in Ges. Abent. 3, 377, 5. — V. 3217 *abir spricht her etzliche hûsritter, di nicht fele hân gestretin,* besser wohl *a. spr. h. etzliche heizin ritter* u. s. w., vergl. 3221. — V. 3674 für den von Bartsch vermutheten Reim *gewonit: wonit* (oder *gewonid: wonid)* spricht das im Düringischen nicht selten vorkommende *gewonde,* z. B. Michelsen Cod. diplom. 65 und 71 *mit allen eren frîheiden und gewonden;* Ortloff. 1, 722, Cap. 94; 2, 151, Cap. 12, 109, Cap. 67, 171, Cap. 103 u. s. w. — V. 3851—52 *man sal den freden stad lazen alsô, daz er folg von dannen geflîhin kan,* für *freden* fordert der Sinn *findin.* — V. 4073 folg.:

wan Mars in deme tarande wêre,
wer krîgisch hen danne bî eme trûge,
den sterkete ez danne unmâzin sêre,
daz her sîne finde vînge und slûge.
îsere zeiner schapeile gemachit
pflag ûf zcu tragene Hercules,
daz gelucke en danne anlachit u. s. w.

für *krigisch hen* ist nicht „*krîgisch her*" sondern vielmehr *krîchisch heu* (mhd. *howe*) zu setzen = foenum graecum Sumerlat. 57, 3; 62, 12, sonst Trigonella, foenum graecum, bei Plinius silicula τῆλις βούκερας genannt. Ein anderes altes Zauberkraut ist das gleich nachher erwähnte *isere*, dessen sich Herkules zu einem Kranze bediente, = Verbena officinalis, Eisenkraut, vergl. Mhd. Wörterb. 1, 757b, 25. — V. 1580 *und lâz en nicht arm vor dir gehin*; hier kann *vordir* = *fürbaz, hinweg* gelesen werden, vergl. Chron. 37 *der zcoch vordir kegen Ungern* und 133 : *unde meinten si vordir zcu trîbin* (Mencken S. 1640). —

Von seltenen Rothe eigenthümlichen Ausdrücken, die theilweise in seiner Chronik wiederkehren und daselbst dem Erklärer Schwierigkeiten machen, merke ich noch folgende an: *Obirwegin* in V. 4086 *ez flûhit dicke ein kûner man, wan sîn fechtin ist obirwegin* (: *gepflegin*) d. h. wenn er im Kampfe besiegt worden ist; ähnlich Chron. 671 (und dazu vergl. das Glossar): *dô wart der strît obirwegen;* vergl. Ritter Sp. 3590 *von nôd sô werdet gar spête des strîtis ein obirwindin.* — *Drûen* = mhd. *trüejen*, in V. 2158: *von stelin wûchir und von roubin drûet keines mannes geslechte*; an eine Änderung in „*dûret*" darf wohl hier nicht gedacht werden; bis jetzt habe ich das seltene Wort, das das mhd. Wörterb. nicht kennt, nur bei Hugo von Langenstein in der Martina gefunden 14, 104: *vor gotis ougen (er) blüejet, dâ bî diu sêle trüejet und wirt dâvon gespîset;* 23, 40: *si grüenent unde blüejent von ir und swie siu trüejent* u. s. w., 71, 78: *dâ diu hôfart blüejet, dâ bôsir wille trüejet,* und bei Frisch. 2, 393a „*truyen, wohl mögen, vigere*" und ebenda „*truyhaft, vigens Pict.*", auch wohl *truhen* 392a = *unrecht gût truhet nicht;**) daß es mit dem althd. *druoa druowa drôa drô* = onus fructus (Graff. 5, 245: Mhd. Wörterb. 1, 401b) zu einem Stamme gehört, unterliegt keinem Zweifel; ebendahin gehört wohl *drouwen* st. v. bei Frauenlob. S. 111, 158, 19: *wîp ist ir êrste name, dâvon sint vrouwen ûf gedrouwen* (: *verhouwen* : *vrouwen*), vergl. Ettmüller z. d. St. und Mhd. Wörterb. 1, 400a, 10. — *Uzmelinge* in V. 806: *desir ritter wart eine grôze schar, si wârin alle ûzmelinge*, vergl. dazu die Beispiele in dieser Zeitschr. 5, 246. — *Enzegin*, mhd. *entsagen* (wie unendlich oft hier und in andern Schriften Rothes *enzeben* = *entseben*) in 1017 : *undir wegin;* 947 : *degin;* 2568 :

---

*) In der Schweiz ist *trüejen*, gedeihen, noch jetzt ein allgemein üblicher Ausdruck, vgl. Stalder 1, 311. Pf.

wegin; 2789 *segin* : *fegin*; 3296 : *gepflegin*; Elisab. 2051 C. : *underwegen*; Ritter Sp. 3412 *wedirsegin* : *pflegin*; Ortloff 1, 660 *segit*; 2, 275 *seger* = Angeber; auch in der Chronik hegt Dr. diese Form, während hs. fast überall *sagen* dafür setzt, vergl. in dieser Zeitschr. 5, 228. — *Obirspelin*, mhd. *überspiln*, in V. 2512 und 4011 = überdenken, meditari, üben; und so Ortloff. 2, 92, Cap. 3 : *waz man vor nicht obirspelit, wan di zcît komit, daz man sîn bedarf, sô feilet di kunst dicke*; denselben Gedanken hat Rothe im Ritter Sp. 1221 folg.:

ist daz man dit vor obirspelit, (?)
und sich mit deme vechtin quelit,
sô werdit ez unendelich getân;

daher wohl in der ersten Zeile zu schreiben, *ist daz man* (*dit*) *nicht vor obirspelit*. Sonst bedeutet *überspiln* = im Spiel besiegen, überlisten, so Martina 97, 107; 148, 45; 216, 86. — *Awizig, owisig*, in V. 1465 : *ein owisiger tummer edil man* und Chron. 330 : *er sach daz der Wigman tum unde owisig was*; Ortloff. 2, 275, Cap. 39 : *ewyssige unware schimpliche rede* („*awisige W. obvisige H.*"); und 265, Cap. 20 : *di trunkenheit machet di wîsen — ungestorme unde bweyssig* (? lies *owisig*); über „*âwitzic*" vergl. Anm. zu Myst. 1, 148, 28. — *Reine*, adv., = gänzlich, von grundaus, in V. 3231 *reine vorgezzin werdin*, 3239 *r. zcuhowen*, 3607 *r. vorgên*, vergl. in dieser Zeitschr. 5, 244. — *Ûzgrabin*, st. v., in V. 2090 : *der ritter sal nicht stelin noch des nachtis ûzgrabin*, ebenso in der Chronik, vergl. in dieser Zeitschr. 5, 246. Bartsch in der Einleitung zu den Mitteld. Gedichten S. 30 denkt an „das Ausgraben des Grenzpfahles, um auf Kosten des Nachbars sein Feld zu vergrößern", wozu allerdings passt eine Stelle Rothes bei Ortloff. 1, 721—22 : *wer dô howit holz daz gesaczt ist — adir grebit steine ûz di zcu mâlsteinen gesaczt sint*. — *Darfetûm* = Mangel, in V. 2540; ebenso Chron. 457 *dorfethumes* (Dr. *darfetummes*) und 459 *dorffthum* (Dr. *darfetum*). — *Obirgiftig*, adj., in V. 1838 : *ist einer alzcu milde, der heizit obirgiftig*; vergl. die Stelle aus der Chronik in dieser Zeitsch. 5, 243. — *Dradil*? in V. 1955 *des lîbis dradil* (: *adil*); ob dasselbe was *tredil* in der Martina 147, 8? sieh Mhd. Wörterb. 3, 101[a]; das Wort scheint mit *trade*, ahd. *trado trada* = fimbria ora lacinia vestimenti zusammenzuhängen, vergl. Mhd. Wörterb. 3, 67[b], Frisch. 2, 389[a-b], und bedeutet an unserer Stelle wohl so viel als Zierrath, Kleiderschmuck in Troddeln und Fransen bestehend; möglich daß auch *die goltraten, goltroten* in Pass. K. 440, 44 und 515, 19 hieher gehören. — *Vorhanden hân* in V. 3411, 3559, Elisab. S. 2045 C.,

2060 A., 2069 B., 2078 B., 2079 B., Ortloff. 2, 270, Cap. 15; 168, Cap. 83; 270, Cap. 25; 280, Cap. 55. — *Ûzrichtig*, adj., = promptus strenuus, in V. 1364: *gestrenge tugintsam und ûzrichtig*; Ortloff. 2, 305, Cap. 6: *vorsichtig gûtig ûzrichtig*; 309, Cap. 20: *aller beste zcu den ammechtin und allergeredest und ûzrichtigest.* — *Louftig*, adj., = peritus habilis in V. 2783; ebenso Chron. 493; Vorr. z. Chron. S. 3; Ortloff. 2, 23; Koeditz. 17, 7. — *Unendelich*, adj., findet sich 1) von Personen gebraucht, in der Chronik 188: *der keisir vil zcu Constantinopel wârin unde allis unendeliche, daz si zcins den heidin gebin mustin;* 493: *vil anedelicher* (? lies *anendelicher*) *snôder manne*; ebenda: *mit den gemeinen anendelichen wîbin;* 526: *ein teil anendelicher bischofe, di vorlumundt unde obiltetig wârin*; 541: *etzliche unendeliche pfaffin*; 546: *mit sîme anendelichen* (so auch Dr.) *bôsen râte, der sîn pflag;* 562: *dô wâren vele bôfen unde anendelichis* (so auch Dr.) *volkis*; 751: *si sazten konig Wenzcelaum abe also einen anendelichen unde vorsumenden konig;* Ortloff. 2, 100, Cap. 30: *eime anendelichen oder unwitzigen manne*; 236, Cap. 18: *der anendeliche schuldiger;* 278, Cap. 50: *unendeliche adir gebrechliche luthe;* 265, Cap. 19: *ab her sich halde zcu unendelicher und bôser geselschaft und daz sîne mit unendelichen wîben bôslich vorzcere;* 300, Cap. 122: *daz ist der unendelichen râtslûthe schult;* 305, 6: *wer eme selbir bôse und unendelichen ist;* 2) von Sachen: Chron. 606 *der lîcham unsirs herrin wart an anendeliche* (so auch Dr.) *stete gelegit unwerdiclichen;* 706: *von unendelichen sachen;* Ortloff. 2, 208: *mit dem bôsen unendelichen gerichte.* Die Beispiele zeigen, einmal daß Rothe schwankte zwischen *anendeliche* und *unendeliche*, und zweitens daß er dem Worte eine allgemeinere Bedeutung gab, um das zu bezeichnen, was seinem Wesen, seiner Aufgabe, der Sittlichkeit, der Ehre nicht entspricht oder ihr zuwider ist, vergl. das Glossar zur Chronik. Auch die zum Ritter Sp. 2092 gesammelten Beispiele werden sich hiernach beurtheilen lassen.

Diese ausführliche Erörterung einiger Rothescher Ausdrücke wird zugleich genügen, um auf die sprachliche Verwandtschaft der hier zur Vergleichung herangezogenen Denkmäler resp. der von Ortloff herausgegebenen Rechtsquellen mit den Schriften Rothes hinzuweisen und somit zugleich einen Beweis abzugeben für den folgenden dritten Theil dieser Untersuchungen.

III.

Die Casseler Papierhandschrift („Mss. poët. et rom. 4. nr. 8"), aus welcher der ebenbesprochene Ritterspiegel von Johannes Rothe stammt, enthält nun auch drei Bücher deutscher Stadtrechte unter dem Titel: *Dit ist von der erbeschaft und dez sint dry bucher. Daz erste ist von sippeschaft. Daz andir von hergewete und gerade und lîpzucht. Das derte von husunge eckirn und vihe*, abgedruckt von Ortloff im 1. Bande seiner Sammlung deutscher Rechtsquellen, Jena 1836, S. 625 folg. Schon der Umstand, daß diese Schrift mit dem erwähnten Ritterspiegel zusammen in einem Bande steht, noch mehr aber die oben gezeigte Ähnlichkeit des Dialektes und Stiles machen es höchst wahrscheinlich, daß wir auch hier ein Werk Rothes, wenn auch ein unvollständiges vor uns haben.

Daß eine solche Ähnlichkeit der Sprache, selbst ihren eigenthümlichsten Zügen nach, sowohl mit dem Ritterspiegel als mit der Chronik Rothes vorhanden sei, dieß wird die folgende Zusammenstellung, in der nur das allerwichtigste erwähnt werden soll, noch deutlicher ergeben. Und zwar

1) rücksichtlich der Substantive: *Ayzcucht*, st. f. bei Ortloff. 1, S. 109, 110, 706, 707 (vergl. Walch, V. B. 2, 98); dasselbe Wort ist gemeint in Chron. S. 631, Z. 2 unter *aytuch*, vergl. diese Zeitschr. 5, 234. — *Anzal* = der in Bezug auf eine gewisse Menge dem Einzelnen zufallende Antheil, das Verhältniss (Schmell. 4, 249), Chron. S. 493, Z. 17; Ortl. 1, S. 709, 732, 743; 2, S. 225 (81); 237 (23). — *Brôt;* Chron. 363, Z. 21: *ich scheme mich nôch brôte zcu gên*, ebenso 355, Z. 5; Ortl. 2, 292 (92) *man sal in mit nichte lâzen nôt leiden ader nâch brôte gên.* — *Eventûre* in der Redensart *sîn e. stên* = es wagen, riskieren, dafür einstehen, Chron. 420, Z. 2 von unten; Ortl. 2, 96 *sînes gûtes eventûer unde wâge stên*; 2, 124 *der mûcz sîne e. dormede stên;* 2, 244 *sîn ebenteuer stên mit deme missewachsen* (Anzeiger f. K. d. D. V. 3, 276 *des shal und wil he sîn eventuer staen*). — *Gedrengnisse*, st. n. Chron. S. 208, 230, 291; Ortl. 1, 678; 2, 297 u. 298. — *Gescheftenisse*, st. n. Chron. S. 135; 339, Z. 17; Ortl. 2, 308 (17); 310 (26); 316 (45). — *Lîpnisse*, st. n. in dieser Zeitschrift 5, 242; Chron. 206 *mit gâbe unde lîpnisse;* Ortl. 2, 166 (78) *liebnis geschenk adir gâbe;* 208 *gâbe gelt und libnisse.* — *Vordechtenisse*, st. n. vergl. Glossar z. Chron. S. 703; Ortl. 2, 289, Z. 4 und das Zeitwort *vordechten* Ritt. Sp. 2400. — *Vorhabenisse, vorhebenisse* = elatio, Selbstüberhebung, Chron. 79, 338, 491; Ortl. 2, 23 (3); 309 (24); Ritt. Sp.

195; meist neben *hôchfart* gestellt. — *Wiltenisse* als st. n. Chron. 90 und Ortl. 1, 701. — *Ergatzunge*, Chron. 253, Z. 17; 254, Z. 10 nach Dr.; ebenso Ortl. 2, 26 (10). — *Missebîtunge* st. f. vergl. diese Zeitschr. 5, 242, Chron. 401 *dise m. gote unde ketzerîe*, Ortl. 2, 246 (57) *mit bôsen eiden, flûchen, gote missebîtunge.* — *Schickunge*, st. f. = Gestaltung Verfassung Ordnung, Chron. S. 12 und Ortl. 2, 307 (13 und 15); 218 (1). — *Wanderunge*, st. f. = Wandel, Chron. 343 *ein lîplicher jungeling unde einer zcemelichen wanderunge eines heiligen lebens*; Ortl. 2, 318 (52) *bederfe luthe unde einer gotlichen wanderung.* — *Mogelichkeid*, Chron. 527, Z. 4 von unten: *schatzunge geben nôch m.;* Ortl. 2, 172 (104) *der tregt di kost nâch m.* — *Samewizzekeid*, st. f. = conscientia; Ritt. Sp. 390 und Ortl. 2, 285. — *Vorlazenheid* st. f. = Zügellosigkeit, Chron. 193; Ortl. 2, 296 (109). — *Freislichkeid*, st. f., Chron. 320 und 362; Ortl. 2, 54 und 55. — *Grunt*, als st. f. = Vertiefung Schlucht Thal, Chron. 620, Z. 9 *in einer langen grunt*; Ortl. 1, 731; vergl. Jerosch. S. 168 und Sündenf. ed. Schoenem. 1991. — *Gût*, st. n., hat wie in der Chronik (sieh in dieser Zeitschr. 5, 229) so auch im Ritt. Sp. z. B. 414 und 418 und Ortl. 1, 648 und 649; 2, 58 u. s. w. im Plural fast nur *gûte*, nicht *gûter*. — *Loube*, st. f., = „Bodenraum" Gloss. z. Chron. S. 718; Ortl. 2, 99 (24) *schûnen louben kammern;* 1, 712 *hat einer sîn kornlouben adir schûnen vormît.* — *Metegeselle*, sw. m., Chron. 241 (Z. 20); Ortl. 2, 104 (46). — *Phorte*, sw. f., Chron. 40 *funfzen tor unde andir pforten vil;* Ortl. 1, 702 (2) *vor allin toren unde phortin;* 2, 60 (11) *di tore mit den pforten.* — *Partîge*, st. f., Chron. 199 und 429; Ritt. Sp. 2966; Ortl. 1, 692. — *Schank*, st. m., ein Mitteldeutschland eigenthümliches Wort, = spintrum armarium toreuma Schafreide, steht bei Ortl. 1, 704 *alle în geworchte schenke, ladin unde fenstere*; 2, 113 *ez ist nicht allin luthin bequemelich er gereitschaft in schenken, ladin ader in kasten zcu legene*; in den gleichartigen Stellen der Distinctionen fehlt der Ausdruck; Chron. 475 *si brôchen die schenke ûf dô* (*daz heilege sacrament*) *ynne stund.* Vergl. Frisch. 2, 173^{b} und Schmell. 3, 372. — *Slenkere*, sw. f. (mhd. *slinge*, fundibula, Sumerl. 32, 60) Ritt. Sp. 1141 *zcu deme quam David gegangin mit einer slenkirn und sîme steckin*; Ortl. 2, 123 (1) *do erslûg her Goliam den resen mit sîme hertstabe und slenkirn*, vergl. Jerosch. S. 220. — *Smacht*, st. f.? Elisab. 2078 B. *und leit jâmer und ouch di smacht* (: *nacht*); Chron. 241, Z. 4 *unde liden hunger unde smacht;* und 540, Z. 12; Ortl. 2, 294 *got der sendet uber dich hunger und smacht;* vergl. Jerosch. S. 221. — *Strâm*,

st. m. Chron. 154 *des Reynes strâm*; 223 *des meris strâm;* Ritt. Sp. 3759 *di wazzir di nicht mit strâme flîzin;* Ortl. 1, 731 *in flîzindem strâme ûf flîzinden wazzern* und *in dorfen dô nicht strâmewazzere flîzen.* — *Strîtschif,* st. n. Chron. 369 und 493; Ortl. 1, 701. — *Strûter,* st. m. Chron. 40, 51, 74, 87 u. s. w.; Bartsch. z. Ritt. Sp. 555; Ortl. 2, 95 (13); vergl. Pfeiff. z. Mar. Legg. 14, 55. — *Truwegelobede,* st. n. Chron. 230 und 295; Ortl. 2, 309 (21). — *Unrât,* st. m. Chron. 558 *der stift in grôze schulde unrât unde schaden quam;* Ortl. 2, 293 (99) *do mochte grôzer unrad unde schade invallen.* — *Uberlast, obirlast,* st. m. Chron. 36 *daz on di von Troyan grôzin obirlast getan hatten;* 183 *si taten em vel obirlastis*; Ortl. 2, 246 (60) *den Juden sal man keinen unzcemelichen obirlast tun.* — *Vorrât,* st. m. Chron. 366 *mit gûtem vorrâte;* Ortl. 2, 273 (37) *nicht ân gûten vorrât,* vergl. in dieser Zeitschr. 5, 238. — *Vorgang,* st. m. (mhd. *fürganc*) Chron. 417 *der rât sulde vorgang haben*; Ortl. 311 (29) *ir wille nicht vorgang hat.* — *Weg,* st. m. Chron. 134 *also her einen weg mit den forsten unde rêten gemacht hatte* (d. h. Abkommen Vermittelung Aussöhnung bewirkt hatte); Ortl. 2, 285 *daz er ez habe zcwuschen in beteydinget und ûf gûten wân einen weg gemacht.* — *Wederwille,* sw. m. Chron. 308 *in deme wederwillen geduldig unde senftmûtig*; Ortl. 2, 267 (22) *in sînem wederwillen nicht zcu ungeduldig;* vergl. in dieser Zeitschr. 5, 246 und Wiggert. Scherfl. 1, 53. —

2) rücksichtlich der Adjektive und Adverbien: *Abestendig* = abtrünnig, Chron. 161, 327, 522; Ortl. 1, 683. — *Eigen,* Chron. 200, Z. 1 *daz monstir brante abe von eigenem fûre;* Ortl. 1, 745 *von eigen fûre.* — *Gerade,* adj., Chron. 46 *di sterkisten und geredisten,* Ortl. 2, 309 (20) *allergeredist und ûzrichtigest* und öfter. — *Mechtig,* adj.; Chron. 50 *di Rômer santen einen m. boten* = legatum; Ortl. 2, 171 (102) *man sal dâ beider partige luthe und mechtige boten habe,* vergl. in dieser Zeitschr. 5, 242. — *Gewaltig,* Chron. 611 *do sprachen der forsten gewaldigen* = Bevollmächtigte; 65, Z. 22; 32, Z. 25; Ortl. 2, 184 (31) *der herrin gewaldigen ader sîn selbstbote.* — *Gezcuchtig,* adj.; Chron. 344 und Ortl. 2, 274. — *Gûtlôs,* adj., Chron. 478 si wolden *lieber gûtlôs denn êrlôs werden*; Ortl. 2, 245 (54) *daz man dî lute damit êrlôs und gutlos machte* und 277 (46). — *Isenisch,* adj. = eisenachisch, Chron. 416 und 417 *mit der isenischen borg;* Ortl. 1, 655 (18) *dit ist isenisch recht.* — *Mogelich, unmogelich,* in der von Rückert z. Koeditz. 53, 13 bemerkten Bedeutung, sehr häufig in der Chronik wie bei Ortl. 1, 713 (36); 755; 2, 152; 194; 234 (11) u. s. w.

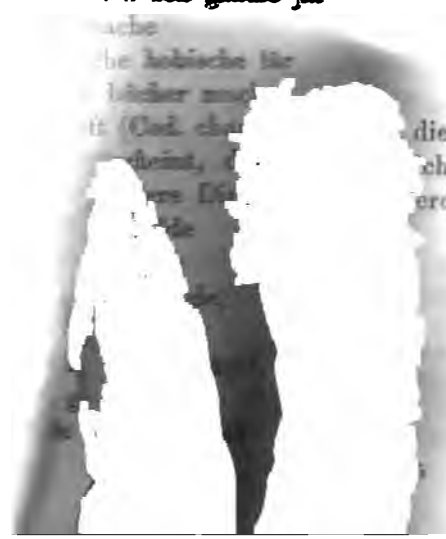
— *Nêrlich*, vergl. die Stellen aus Rothe in dieser Zeitschr. 5, 242; Ortl. 2, 289 (82) *ûf daz nêrlichste ader ûf daz swechste* (opp. *ûf daz beste und êrlichste*). — *Reisig*, adj., Chron. 327 *reisige pherde*; ebenso Ritt. Sp. 2209; Ortl. 2, 141 (76) *daz reisige ph. dâ der man sîme herren uffe dînen sal*; im Sachsp. 3, 51, aus welchem die letzte Stelle entlehnt ist, steht dafür *daz reitephert dâ der m.* — *Redelich, unredelich*, vergl. Gloss. z. Chron. 723; nicht minder oft bei Ortl. 1. und 2. in dem dort angegebenen Sinne. — *Schifrîche*, Chron. 13, Z. 4 *grôze sch. wazzer* und 389, Z. 9; dasselbe bei Ortl. 2, 58 (3); 59 (1); vergl. Parz. 354, 5; 535, 3 mit den dabei vermerkten Varianten. — *Vaste* = multum mit dem Genitiv, Gloss. z. Chron. 701; Ortl. 2, 57 *vaste unfredis*. — *Vêlig* = sicher; Chron. S. 34, Z. 7 von unten; 269, letzte Z. *her solde des lîbis fêlig sîn* (so Dr.); Ortl. 2, 210 (6) *si sullen ires lîbes und gûtes fêlig sîn*; vergl. in dieser Zeitschr. 5, 238. — *Unein* = discors, Chron. 1773 nach Mencken (fehlt bei v. Liliencron S. 524, Z. 10); Ortl. 2, 292 (97). — *Unrêtig*, Ritt. Sp. 3251—56 *di vordrozzenheid machet eme sînen mût unlustig und unflêtig, daz her danne — — werdit gar unrêtig*; Ortl. 2, 277 (46) *di bôse unkûschheid machit di luthe êrlôs sinnelôs gûtelôs unstête unrêtig unflêtig* (so nach der Wolfenb. Handschr.). —

3) rücksichtlich der Verben: *Aberîzen*, st. v. Ritt. Sp. 2672 dem Ritter ist verboten, daß er *sî girig und rîze alz abe*; Ortl. 2, 296 (107) *der rât sal ir formunde sîn und ir nymand lazen daz ire abrîzen*. — *Andelogen* = überantworten, in der Chronik häufig, ebenso bei Ortl. 1, 730; 2, 51; 103; 240; 276; 318; vergl. in dieser Zeitschr. 5, 230. — *Antrîben*, st. v. = zu treiben beginnen, betreiben, Chron. 342, Z. 4 von unten; häufiger im Ritt. Sp. z. B. 331, 489, 1242, 3399; Ortl. 2, 239 (30). — *Boygen* = flectere; Chron. 190 *mit geboygeten knyen*; Ortl. 1, 680 *mit gebogten knyen*. — *Begunst*, Particip zu *beginnen*, sieh in dieser Zeitschr. 5, 236; Ortl. 1, 683 (2) *di klage di vor nicht begunst ist*. — *Bekumen*, c. gen., Chron. 36 *wir bekomen einez wechsels*; Ortl. 2, 238 *gerichtes und rechtes obir in bekomen*. — *Bestecken*, sw. v., von *bestackter tag, bestackte nacht* (= festgesetzter Termin) Beispiele aus der Chron. in dieser Zeitschr. 5, 230; Ritt. Sp. 3938; Ortl. 2, 107 (57); verdorben ist *bestrackter tag* Ortl. 2, 131 (27); 183 (27); 238 (25) u. s. w; die Distinctionen haben an den verwandten Stellen *den bescheiden, den genanten tag*. — *Bekinden, sich*, = Kinder bekommen, Chron. 263; Ortl. 1, 655 (18); 658 (27); 2, 40 (61); 41 (63). — *Bezucken*, sw. s. = hintergehen überlisten bethören, Chron. 286, Z. 9 von

Bedeutung. — *Wederziehen* (mhd. *widerziehen*), st. v., *daz her den kouf wederzîn sulde* = rückgängig machen; 35) *so mag man den kouf mit rechte nicht wederzîhen.* — auf Ähnlichkeit des Stils im Allgemeinen genügt es, n andern Eigenthümlichkeiten, auf die Rothe charak- reite des Ausdrucks hinzuweisen. Sie zeigt sich nament- äufung von meist synonymen Wörtern, sowohl von ls von Adjektiven. So z. B. Chron. 357 *alsô recht gelich wêre; si worden zwitrechtig hezzig ungehôrsam, ir grôzer starker ernster man,* 251; und ebenso bei 4) *der kouf ist unbestentlich suntlich und schentlich esetze der heiligen cristenheid; einen einfeldigen unvor- ader kindischen menschen.* Nicht minder häufig Sub- 371 *weder got weder recht weder zeucht unde êre; strîte roube unde brande;* 554 *tûscherige ungloube und zerîge;* desgl. bei Ortl. 2, 369 (24) *vorhebenisse hôch- weder recht gleich unde bescheidenheid,* 2, 257 (111)

diese Zusammenstellungen an sich schon genügen, Rothes in Bezug auf die Eisenacher Rechte bei d 2. Bande mehr als wahrscheinlich zu machen, so zu erwähnenden Zeugnisse und Gründe hoffentlich en noch möglichen Zweifel darüber zu beseitigen, in der Vorrede zu seiner Chronik (nach

h *zên gantze jâr*



die v. Lil, cht oder erden:

der Chron. in dieser Zeitschr. 5, 243; ebenso gebraucht findet es sich bei Ortl. 2, 244 (48); 249 (72) *der Cristen hat dem Juden gereth ader gelobet di phande zcu losen;* 253 (91). — *Schicken,* sw. v., Chron. 102, Z. 24 *si musten mit on (= den merwîben) zcu schicken haben* = coitum habere; Ortl. 1, 747 *also ab eines mit eime wîbe zcu schicken hat in der kerchin, si sîn êlich adir nicht.* Chron. 102 *si wâren an deme lîbe wol geschicket unde grôz* und 201, Z. 14; ebenso Ortl. 2, 261 (7) *di wol geschickten.* — *Spannen,* st. und sw. v., Chron. 607, Z. 6 *si spynen on in vezzer;* Ortl. 2, 246 (58) *er spennet in in ein vezzern;* 1, 712 (32). — *Sprechen,* st. v. Chron. 540 *daz er in etzliche lant unde stete sprach* (= Einspruch that, beanspruchte); 564 *do sprach lantgrave Frederich în*; sieh Gloss. zur Chron. 713; Ortl. 1, 696 *daz kind mochte wol in des stiffatirs formundeschaft sprechen* (die Distinctionen: *daz muchte in d. st. f. daz wol weddersprechen).* — *Stên, stêhin;* Chron. 640 *den êrbarn luthen, di grôz in den Juden stunden* = bei den Juden viel verpfändet hatten; Ortl. 2, 116 (92) *davore daz ez in den Judên stunde;* Chron. 383 *ez stêt nicht zcu sagen;* 348 *daz stêt nicht allez hie uzzcurichten;* Ortl. 1, 737 *enstehit nicht weder zcu nemen.* — *Stechin,* st. v. Ritt. Sp. 3482 *di jêger — — di bern stechin u. di wilden swîn;* Ortl. 1, 751 *so sal man er* (sc. *der wilden swîn*) *in eines herrin walde nicht jagen stechin adir schîzin.* — *Vorbûzen* = damnum resarcire, Chron. 609, Z. 4; Ortl. 1, 751. — *Vorvlûchen,* sw. v., mit dem Dativ construiert in den Stellen aus der Chronik, welche in dieser Zeitschr. 5, 239 verzeichnet stehen; in gleicher Weise bei Ortl. 2, 57 *Cayn, deme got dorumme vorflûchte.* — *Vorvolgen,* sw. v. = „concedere, willfahren", Chron. 619 *daz si sînen willen vorvolgte*; 637 *daz geschenke unde daz verfolgen*; Ortl. 2, 240 (33) *si geben iren millen ader vorfolgen darzcû*; vergl. Rück. z. Koed. 10, 4. — *Vormunden,* sw. v., Ritt. Sp. 3071; Ortl. 1, 694 (18); 695 (32); 2, 259 (2). — *Vorheben* st. v., Chron. 606 *daz si der bete vorhabin blebin*; Ortl. 2, 291 *des man wol vorhaben blebe.* — *Uberligen, obirligen,* st. v., Chron. 173 *daz em der bischof u. alle sîne vînde obirlagen*; Ortl. 2, 285 (69) *wî her sich bescherme und sînem wedersachen oberlyge.* — *Ûz gên,* Chron. 414, letzte Z. *er wolde ir des nicht ûzgehin;* Ortl. 2, 238 (24) *ginge im des der schuldiger vrevelichen ûz;* 316 (45) *unde word in* (= iis) *danne des ûzgegangen.* — *Ûzgeben,* st. v., c. acc. = begaben ausstatten, Chron. 288, Z. 1; Ortl. 1, 670 (62); 671 (66). — *Ûzrichten* und *ûzsmûcken* finden sich im Ritt. Sp., in der Chronik und bei Ortloff überaus häufig in

verwandter Bedeutung. — *Wederziehen* (mhd. *widerziehen*), st. v., Chron. 615 *daz her den kouf wederzîn sulde* = rückgängig machen; Ortl. 2, 101 (35) *so mag man den kouf mit rechte nicht wederzîhen.* —

In Bezug auf Ähnlichkeit des Stils im Allgemeinen genügt es, abgesehen von andern Eigenthümlichkeiten, auf die Rothe charakterisierende Breite des Ausdrucks hinzuweisen. Sie zeigt sich namentlich in der Häufung von meist synonymen Wörtern, sowohl von Substantiven als von Adjektiven. So z. B. Chron. 357 *alsô recht billich unde mogelich wêre; si worden zwitrechtig hezzig ungehôrsam,* 417; *ein geradir grôzer starker ernster man,* 251; und ebenso bei Ortl. 2, 240 (34) *der kouf ist unbestentlich suntlich und schentlich und wider di gesetze der heiligen cristenheid; einen einfeldigen unvorstanden tôrichten ader kindischen menschen.* Nicht minder häufig Substantiva: Chron. 371 *weder got weder recht weder zcucht unde êre*; 422, *mit krîge strîte roube unde brande*; 554 *tûscherîge ungloube und irretûm unde ketzerîge;* desgl. bei Ortl. 2, 309 (24) *vorhebenisse hôchfart unde rûm*; *weder recht gleich unde bescheidenheid,* 2, 297 (111) u. s. w.

Wenn nun diese Zusammenstellungen an sich schon genügen, die Autorschaft Rothes in Bezug auf die Eisenacher Rechte bei Ortloff im 1. und 2. Bande mehr als wahrscheinlich zu machen, so werden die noch zu erwähnenden Zeugnisse und Gründe hoffentlich dazu dienen, allen noch möglichen Zweifel darüber zu beseitigen. Rothe selbst nämlich sagt in der Vorrede zu seiner Chronik (nach der Ausg. von v. Lil. S. 2)

rechte sampnete ich zên gantze jâr
der stat zcu Isenache
und dorzcu manche hobische lâr
unde begunde ir bûcher mache

und nach der Gothaer Handschrift (Cod. chart. B. N. 180), die v. Lil. nur flüchtig angesehen zu haben scheint, denn er weiß nicht oder verschweigt daß dort noch ganz andere Dinge berichtet werden:

mîn sêlgerêde ich wolde
nue setzen unde mache
mit bûchern, als ich solde,
mit den von Isenache.
er worden sechse an der zcal,
drîe von den gûten seten,
di andern drîe ûz prîsen sal

daz recht von andern steten etc.
ich samnete, als ich konde,
zcwei bûcher ouch den forsten etc.

Diese Stelle findet sich mitgetheilt von Rückert in einer Anmerkung auf S. 17 seiner Einleitung zu Koeditz von Salfeld. Daß er Rechte gesammelt*) und zwar zunächst in drei Büchern, welche ausschließlich davon handelten, sagt also Rothe selbst. Daß die in der Casseler Handschrift befindlichen drei Bücher von *der erbeschaft* zu diesen von Rothe erwähnten Rechten gehören, erweist sich auch aus der von Johannes Purgoldt im Anfange des 16. Jahrhunderts veranstalteten Redaction, welche Ortloff im 2. Bande der oben genannten Sammlung deutscher Rechtsquellen herausgegeben hat unter dem Titel: „*das Rechtsbuch des Johannes Purgoldt.*" Der Antheil, welchen dieser Joh. Purgoldt, der für das Jahr 1490 als Stadtschreiber von Eisenach nachgewiesen worden ist, an dieser Sammlung beanspruchen könnte, ist wohl mit Ausschluß einiger Verse, mit denen er Rothes Namen und Autorschaft gleichsam hat verwischen wollen, und höchstens mit Ausnahme der vielleicht von ihm herrührenden Auswahl und Anordnung, ein ganz unbedeutender. Daß vielmehr in den ersten 10 Büchern des Joh. Purgoldt, und nur von diesen kann hier die Rede sein, fast alles aus der Rotheschen Rechtssammlung entlehnt ist,**) dafür sprechen zuvörderst zwei, man kann dreist behaupten ohne Wissen und Willen Purgoldts erhaltene Akrosticha. So entdeckt man in der gereimten Einleitung zum ersten Buche, in welcher Kenner Rothen schon an seiner Sprache und an seinen Versen wiedererkennen werden, den Namen *Johan* . . . Die Einleitung ist jedenfalls unvollständig und nicht ohne willkürliche Veränderungen seitens Purgoldts überliefert; sie bestand ursprünglich aus Abschnitten von je 12 Verszeilen, von denen aber nur die fünf ersten erhalten sind und in ihren Anfangsbuchstaben den wie es scheint unvollständig überlieferten Namen *Johann* noch zeigen. Besser hat sich Rothes Name zu verewigen gewusst in der gereimten

*) Auf eine nähere Beschäftigung Rothes mit alten Rechtsbüchern gehen auch seine eigenen Andeutungen im Ritterspiegel v. 678 und in der Chronik S. 107, Z. 5 von unten sowie bei Ortl. 1, S. 701, Z. 4 von unten.

**) Möglicher Weise können auch die verschiedenen Bilder, mit denen die einzelnen Bücher geschmückt sind, nach Ortl. S. 14 Anmerk., von Rothe selbst entworfen sein; vergl. namentlich das erste Cap. des 4. Buches; Rothe selbst sagt in der Vorr. zur Chron. S. 1: *nûwe bûcher unde ouch bilde mit den sô kortzewille ich vele.*

Vorrede zum 5. Buche. Was dort jetzt in Form zweier größerer Abschnitte gedruckt ist und den Eingang bildet, zeigt sich bei genauerer Betrachtung als eine Reihe von 8 Strophen zu je sechs Verszeilen. Diese stellen mit den darauf folgenden größeren Abschnitten zu je zwölf Zeilen in ihren *houbitbûchstabin* folgendes leicht erkennbare Akrostichon dar:

a Johanne Rothen.

Aus diesen Akrostichen allein schon darf man mit ziemlicher Gewissheit schließen, daß der Verfasser des Originals, aus dem hier Rechte entnommen sind, niemand weiter als Rothe gewesen ist.

Die dem 3. und 4. und 9. und 10. Buche vorgesetzten Verse, in welchen der letzte Ordner und Abschreiber Johannes Purgoldt in etwas abweichender Manier seines Namens Gedächtniss zu stiften gesucht hat, sind ihrer Fassung nach von ganz anderer Art als die, welche den übrigen Büchern theils mit theils ohne Rothes Namen als Vorrede beigegeben sind. Ihre Sprache, ihre Formen sind fast 100 Jahr jünger; sie sind aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wie aus den gelegentlich vorkommenden Jahrzahlen ersichtlich ist, sieh Ortloff Einl. S. 12—13. Dahin weisen auch die Reimereien, welche Purgoldt eigenhändig fabriciert und neben die Rotheschen Verse gesetzt hat. Purgoldt bindet durch den Reim *newth* : *lewth* S. 120, *vestigkeydt* : *neydt* S. 258; soweit herabgekommen war die Sprache zu Rothes Zeit noch nicht, bei ihm würden diese Formen lauten *nicht, lûth*(*e*), *vestigkeid, nîd,* zu Reimen sich also gar nicht eignen; ebenso wenig hat er, nach den von ihm vorhandenen Gedichten zu schließen, unvollständige Reime wie *werden* : *wehren* S. 258; *schaden* : *laben* S. 319, *abgeschryben* : *vorswygen* S. 320, oder gar Reime wie *zcyren dich* : *derhalde dich* S. 258 gestattet. Die auf der zuletzt genannten Seite befindliche Vorrede entlehnt sogar ihren Gedankeninhalt zum Theil aus Rothe; denn wenn es dort heißt: *waz helfen gesetze undt freyheit dich, szo man dyrs nicht wyl halden! han ichs vorstanden, szo ists orsach, das blyndheyt dich regyret, deyn gesezze seyn worden alsso swach, das sich der nymands yrreth,* so ist dies wohl nur Rothen nachgesprochen, welcher in seiner Vorr. z. Chron. S. 2 gesagt hatte: *di alden sind vorstorben, er wîsheid sêre kranket, der gehôrsam ist vortorben! des sind gar wênig nutze di bûchir in, den blinden.*

Frei von solchen Sprachformen und Reimen einer spätern Zeit sind auch die gereimten Einleitungen zum 6., zum 7. und zum 8.

Buche; auch erscheinen sie in ihrem Stile nicht bloß alterthümlicher sondern auch gewandter und fließender; daher sie ohne Bedenken Rothen zugewiesen werden können. Man sieht überhaupt hier gleich, wo von Purgoldts Hand eine seiner Zeit mundrechtere Form eingeschwärzt ist, so daß es kaum schwer halten dürfte das Rothe eigenthümliche Colorit überall wieder herzustellen. Ebenso erkennt man in den einzelnen Paragraphen des prosaischen Theiles, daß der Text, welchen Purgoldt benutzte, weit hinter seiner Zeit lag; einen großen Theil der älteren Formen hat er gradezu stehen lassen; Altes und Neues läuft hier bunt durch einander. Am meisten ist die ältere Ausdrucksweise verwischt und fast nicht mehr zu erkennen in den letzten Büchern, d. h. im 9. und 10. Hier aber ist wieder die besondere Art des Stoffes der darin behandelt wird, hier sind die eigenthümlichen Citate aus latein. und griechischen Classikern wie aus Büchern des A. T. in Anschlag zu bringen und verdienen ein ganz besonderes Augenmerk. Dieselben Quellen nämlich mit den ganz eigenen Bezeichnungen werden von Rothe zum größten Theil auch im Ritterspiegel citiert; man vergleiche die sorgfältige Zusammenstellung, welche Bartsch daselbst auf S. 35 bis S. 36 seiner Einleitung gegeben hat mit der, welche bei Ortloff S. 5 steht. Aber auch in der Chronik beruft sich Rothe auf ganz dieselben Gewährsmänner, wie *Johannes mit dem guldin munde, Origenes der grôze lêrer* S. 112, *Sente Gregorius* S. 141, *Cassiodorus ein râtisman und grôzer lêrer* 140, *der êrsame prîster und grôze lêrer Bêdâ* 153, *der grôze lêrer Anshelmus* 274, *der grôze lêrer Hug, Aristotiles* 417 und 637.

Hin und wieder ist im Ritterspiegel wie in der Purgoldtschen Sammlung auf ein und dieselbe Stelle verwiesen. So heißts Ritt. Sp. 1785—95:

Aristotiles ouch alsô spricht,
daz einen togintsamen man
machit ein togint alleine nicht,
di her ûbit und trîbet an,
ein swalbe ouch nicht brengit
den lenzin wan si komit geflogin — —
noch den sommer brengit ein warmer tag
adir zcwêne adir drî,
sundirn wan der vele gesîn mag,
sô sal ez danne ein sommer sî —

und ebenso Ortl. 2, 123 (2): *alsô der meister Aristotiles spricht: nicht*

ein warmer tag adir zcwêne brengen den sommer, sondern vel warme tage gehôren dorzcû daz es sommer werde. Alsô ist ez ouch daz einer vorstendig unde ein redelicher burger werde, dô gehôret nicht ein stucke ader zcwei des rechtin zcû, — — sundern vele stucke etc. —

Ritt. Sp. 3057—60

Aristotiles der spricht:
wan man houptlûte wel kîsin,
sô sal man der jungin nemin nicht,
man mochte andirs vorlîsin.
wer wole ist erfarin
und had ez dicke getrebin an,
den sal man mit nichte sparin,
man sal en zcu formunde hân —

dasselbe ist citiert bei Ortloff. 2, 316 (46) *der furmund sal nicht zcu jung sîn, daz meinet Aristotiles dô her spricht: di jungen togen nicht zcu sûne unde redlichen dingen, wanne si sind eigenwillig und unvorsûchet.* —

Vergl. Ritt. Sp. 1813—14 mit Ortl. 2, 233 (7). — Ritt. Sp. 3573—84 steht ein Citat aus *meister Sallustius*, welches mit etwas andern Worten wiederkehrt bei Ortl. 2, 214 (41). — Ritt. Sp. 2745 folg. heißt es:

von allin lûtin saltû lerne,
spricht Sênecâ, waz dir ist unkundig,
ungeschemit und ouch gerne,
sô werdistû wîse und mundig —

und bei Ortl. 2, 23 (3): *Senecâ, der rômischer râtisman spricht alsô: numer saltû abgelâzen wîsheid zcu lernen — — und waz dû nicht kanst noch eigentlichen nicht weizist, daz saltû nicht bergen noch dich schemen zcu frâgen und zcu lernen* etc. —

Ritt. Sp. 3029 und 3049—53:

ez spricht der meistir Plâtô:
di schiflûte dicke undergehin,
wan si varin in der zcweitracht
und darumme zcu krîge stehin,
gewislîchen danne er schade wacht —

und Ortl. 2, 308 (17): *dit rûrit der meister Plâtô dô er spricht: di râtslûte sullen bewaren, daz si sich nicht under einander krîgen umb di ûzrichtung des gemeinen nucze, wen in geschehe anders alsô den fergen, di sich umb di meisterschaft alsô lange krîgen daz si ertrinken.* —

Ritt. Sp. 2429 folg.

ez sprichet sente Gregôrjus:
gar sêr des folkis menige u. sterke
ist zcu deme strîte gar ummesus,
dit sal man ebin merke,
wanne nicht gûdir rât darzcû
mit wîsheid komit gerichte,
daz man alle ding ûf daz beste tû,
sô werdit der strîd zcu nichte —

und Ortl. 2, 318 (51): *ungewappente lûte und unvorstandene rûmen daz veld; sente Gregôrjus der spricht: di sterke werdit zcumâl vorstôzen, di nicht gezcîret werdit mit wîsheid.* —

Ritt. Sp. 3181 folg.

mêr derselbe lêrer (Gregôrjus) spricht:
sehistû einen frommen christenman,
den saltû erzcornen nicht,
du salt gotis forchte hân,
ûf daz en got nicht reche,
der in sîme herzcin ist —

und Ortl. 2, 300 (120): *ez spricht sente Gregorjus: fromme arme togintsame lûte sal man allezîd êrbarlich halden dorch gotis willen, daz er icht erzcornet werde, der in eren herzcen wonit.* —

Vergleiche auch Ritt. Sp. 2841—48 mit Ortl. 2, 318 (51) *ez schrîbet meister Bôêcius* etc. —

Ritt. Sp. 465 folg.

Sênecâ der spricht alsô:
wiltû nicht vorterbin,
sô sal dîn gemûte wesin frô
und nôch der wîsheid werbin etc.

und Ortl. 2, 284 (68): *daz lêret meister Senecâ; dô her spricht: hobsche frôlichkeid ist den lûten gesund, und waz des menschen sêle erfrowet, daz sterket ouch den lîcham* etc. —

Ritt. Sp. 2609—14:

î tîfir man sûchit kunst und togint,
î hêrlichir si werdin fundin,
und waz man nicht lernit in der jogint,
ez komit darnâch wol zcû den stundin,
wanne man ez gerne kunde,
daz man sîn danne muez enperin —

und Ortl. 2, 91—92: *y man ein kunstlichs ding tiffer suchet, y ez herlicher funden* (cod. *fundet*) *werdit*; *wes man in der jogunt nicht lernen well, daz kan man in deme alder nicht.*

Außer mit dem Ritterspiegel haben die Rechtsbücher nun auch Berührungen mit Rothes Chronik, welche wahrscheinlich machen, daß beide nur einen Verfasser haben. Vor allem gehört dahin die Darstellung der Sage von dem Ursprunge und der Einwanderung der Sachsen, von der Unterjochung der Düringer. Die Quelle, welche hier Rothe benutzte, war wohl zunächst der von ihm viel citierte Sachsenspiegel oder *daz lantrecht* (B 3, Art. 44, §. 2). Obwohl er selbst zu Anfange sagt — Ortl. 1, 700 — *daz man ez lesit unde beschrebin vindit in den aldin erônken* (sieh v. Liliencron. Einl. S. 13), so deutet er doch weiterhin bei Erwähnung der *lassen* an, daß er die betreffende Stelle des Landrechtes kannte; ebenso fügt er in der Chron. S. 107 hinzu: *di heizen noch in dem lande zcu Sachsen unde in iren rechtbûchern di lassen.* Während die Distinctionen bei Ortl. 1, 319 (8) genau, nicht mehr und nicht weniger, wiedergeben, was im Sachsenspiegel über vorliegenden Gegenstand enthalten ist, so bemüht sich dagegen Rothe, die Sage weiter auszuschmücken, sowohl in den Eisenacher Rechten bei Ortl. 1, 700 bis 702, als auch in seiner Chronik S. 104—108 = Cap. 133[a] bis 134. Nach den Eis. Rechten ertrinkt ein Theil der *Petrioli* mit ihren Schiffen, *daz quam darvone zcû, daz si in dem wiltenisse kuntschaft der wazzer nicht enwusten*; dasselbe besagt die Chronik S. 104: *der ertrunken zcumale vele, umbe daz si des wazzers kuntschaft nicht enwusten.* Ferner wird der Name der Sachsen in der Chronik S. 104 so gedeutet: *di Petrioli* (so Dr., *Petracali* hs.) *di man nennet Sachsen unde zcu latîn Saxones, daz alliz lûtit zcû dûtsch di Keselinge, wan ez gar harte volg was zcû der erbeid unde zcû strîten*; dieselbe Deutung in den Eisenacher Rechten S. 701: *von den Petrioli quamen Sachsin unde heizen noch Saxones, daz als vel gesprochin ist als keselinge adir harte steine, als die petrioli ouch thûn.* Auch die Erklärung des Namens *Doringe* ist beiden Darstellungen gemein; die Chronik S. 105 sagt: *sô wâren di Doringe einfeldige lûte unde kunden mit dem strîte nicht, dorumbe sô nantin di Sachsin di Doringe tôrlinge, daz si sich zcu strîten tôrlichen staltin*; die Eisen. R. (Ortl. 1, 702) leiten den Namen ebenfalls davon ab, *umme daz si tôrecht wârin zcu strîte unde sich des nicht vorwustin.* Dagegen sind in keiner der beiden Darstellungen die Sachsen als *unse vordern*

genannt, wohl aber haben die Distinctionen l. l. dieses Attribut aus dem Sachsenspiegel beibehalten, welches zugleich ein Beweis dafür ist, daß jene Sammlung trotz ihres verwandten Dialektes für eigentliche Düringer nicht berechnet war.

Vom *Nemroth* heißt es bei Ortl. 2, 147 (2): *daz rîche erhûb sich von eime resen, der hiez Nemroth, der was zcehen ellen lang, der hûb an zo bûben den grôzen torm zcu Babilonia. Disser was der êrste der ye gestreit, der ye her gemachte, der ye banir gefûrte unde wôpen.* Ganz dem entsprechend schildert ihn die Chronik S. 26, Cap. 21: *der Nemroth was ein rese, zcwelf* (?) *ellen lang, her was ein grôzer und ein starker man* (nach der Genes. 10, 8 et Vulgat. *Nemrod cœpit esse potens in terra et erat robustus venator coram domino*), *her was der êrste der sich gewalt annam ûf deser erden unde di lûte twang; her was der êrste der yn* (?) *her gemachte, der yn* (?) *bannyr gefûrte, der yn* (?) *gestreit. her bûwete — — den grôzen torm.*

In den Eisen. Rechten ist die Rede von einem Privilegium der Pfaffen S. 736: *di pfaffin mogen in er frîheid abir zcu ir* (?) *wol leimen grabin âne orloub, doch alsô daz si di farewege nicht vorgrabin und di steinwege und andirn gemeinen gebûw nicht entletzen.* Die Entstehung dieses Rechtes wird in der Chronik S. 508 folgendermaßen erzählt: in einem Kriege mit den Söhnen des Landgrafen Albrecht im Jahre 1306 brachen die Bewohner von Eisenach zwei Türme *an unser lîbin frowen kerchin* nieder *unde nômen on di glocken abe daz si lange wîle ungelût wârin; unde dô di von Isenache zcu gnâden mit den jungen forsten quâmen, dô richten si sich ouch mit den pfaffen unde erlîzen si dorumbe des wegegeldis unde wilgetin si mit dem borneleimengrabin**) *in yrem ringe unde tatin gote unde der kerchin gnûg dorumbe.*

Von noch erheblicherer Bedeutung für Bestimmung des Verhältnisses, in welchem Rothe zu der genannten Purgoldtschen Sammlung steht, sind Cap. 499 und Cap. 736 in der Chronik. In dem ersteren bespricht er die Spaltungen, welche um das Jahr 1258 zu

*) d. h. sie machten sie *willig*, versöhnten sie damit daß sie ihnen das Recht Lehm zum (Ziegel-) Brennen zu graben ertheilten; vergl. S. 380 *sie willigeten si wormete si kunden* und S. 516 *si unwilligeten si mit brande unde nôme wô si kunden. Borneleimen* — so ist wohl zu schreiben — ist gebildet wie *bornekamere* = „Brenn-, Schmelz-, Münzkammer" bei Forstem. Gess. Saml. der St. Nordhausen S. 70 und dessen Die alt. Ges. der St. Nordh. S. 139, oder *bornemeister* bei Michelsen Rathsverf. v. Erfurt S. 45; vergl. *bornen burnen*, mnd. = brennen, wie bei Rothe Chron. 477.

Erfurt*) zwischen Rath und Bürgerschaft und unter den Rathsmitgliedern selber, in dem andern ganz ähnliche Vorfälle aus dem Jahre 1387, welche sich zu Eisenach zugetragen haben. Von letztern war Rothe höchst wahrscheinlich selbst Augenzeuge und stand als junger Priester, da er im Jahre 1434 im hohen Alter gestorben ist (vergl. Michelsen in d. Zeitschr. d. Ver. f. thür. Gesch. 3, 1, 43), möglicher Weise am Ende der zwanziger oder im Anfange seiner dreißiger Lebensjahre. Von den Mishelligkeiten zu Erfurt berichtet er, daß sie auf dringendes Bitten der Bürger durch den damaligen Bischof *Gerhard von Menzce* geschlichtet worden seien, *der ted alsô ein wîser man unde nam zcû om wîse meister, di sich vorstunden ûf stete zcu halden nôch der lêre Aristotelis, der vele dorvon geschrebin hat, daz man* 12 *in den rât sulde setzen, di sulden geprûfete frome lûte sîn unde der sulde ein teil von den rîchen ein teil von den alden ein teil von den mittelmêzigen ein teil von den jungen sîn unde sulde der rête drî feir ader funfe machen di nôch einander sêzen, unde obir di rête unde râtismeister sulden zcwêne von den eldisten sîn* etc. Ähnlich lautet es bei Ortloff 2, 148 (3): *di grôzen meister unde wîsen heiden in der stad Athênâs — — stunden in grôzer wîsheid wî sich di stete halden sullen alsô Aristotiles in sînen bûchirn schrîbet* u. s. w. und S. 262 (10): *der meister A. schrîbet ouch in sînem ferden bûche von den steten alsô: ez sîn in einer iglichen stad drîerlei lûte, di uberrîchen u. di armen und die mittelmêzigen* u. s. w. Überhaupt bilden die Bücher des Aristoteles *von den steten, von den gûden seten*, in der Form wie sie Rothe vorlagen, für ihn eine Fundgrube von Rathschlägen und Lehren; er bringt sie an und prunkt damit wo er kann, am häufigsten in den 6 letzten Büchern (5.—10. B.) des Purgoldtschen Rechtsbuches. Kaum hatte er eine lateinische Übersetzung derselben, höchstens nur ein Compendium, oder vielleicht bloß eine Sammlung von Sentenzen daraus zur Hand, vergl. hierüber Ortl. 2, 268 und zwar den Anfang von Cap. 24. In noch höherem Maße mag er diese Quelle ausgebeutet, wenn nicht gar übersetzt haben in den drei Büchern, welche nach der Lesart der oben bei-

*) Vergl. Michelsen, Die Rathsverf. von Erfurt, S. 10—11. In dem *chronicon Erfurtens. civitatis* S. 563 A. bei Mencken. tom. II sowie im *Erfordianus antiquitatum variloquus* ebendaselbst S. 486 D. wird das Jahr 1255 angegeben, als in welchem das neue städtische Regiment errichtet worden sei. Der bei Michelsen citierte H. A. Erhard, welcher gleichfalls dieses Jahr angiebt, scheint aus den zuvorgenannten Quellen geschöpft zu haben.

gebrachten Gothaer Handschrift *von den gûden seten* handelten. Es ist demnach sehr fraglich, ob v. Liliencron Recht hat, wenn er in der Anm. zu dem in Rede stehenden Capitel der Chronik bemerkt, die Berufung auf Arist. stamme aus einer Erfurter Chronik, um so mehr als er es für unnöthig hält die betreffenden Chroniken namhaft zu machen, ja es zweifelhaft lässt, ob er überhaupt welche eingesehen habe oder nicht. Wie sehr vielmehr Rothe selber es liebt sich auf Aristoteles zu berufen und von ihm praktische Rathschläge für seine Heimath zu holen, davon geben die letzten Bücher der Purgoldtschen Sammlung fast auf jeder Seite Zeugniss. Ganz besonders zeugt auch dafür das 736. Cap. der Rotheschen Chronik. *Obir alle dinge,* so beginnt dasselbe, *ist gût unde nutze den steten eintrechtigkeid unde gehôrsam, wen von disen zcwên werden kleine stete mechtig, unde von zcweitracht unde ungehôrsam vorterben grôze stete unde vorarmen.* Auf ähnliche Weise übersetzt Rothe bei Ortloff 2, 314 (41): *ez sprichet meister Sallustius alsô: von eintrechtigkeid sô wachsen kleine stete unde werden rîche, von zweitracht sô vorterben grôze stete unde werden arm.* Ferner wenn in der Chronik fortgefahren wird: *dis schrîbet Arist. in sînen bûchern von den steten: dorumbe ringet nymant nâch amechten her wolle entzwer der genîzen adir ymanden dringen unde leide thûn adir fromer gehaldin werden denn her ist,* so stimmt auch dieß mit einer Stelle bei Ortl. 2, 313 (40), die aus dem Aristoteles Rothes entlehnt ist: *syben sachen sîn, von den zcweitracht in den steten werden: di êrste ist umb die êre, alsô wanne etzliche rîche lûthe, di dô swacher gebort sîn ader unordentliches lebens, darnâch stên daz si ouch in den stetin gewaldig werden; — — di andere sache ist der gewin, alsô wanne di amechtlûthe von eren amechten alzcû grôzen genîz haben; — — di derte ist, wanne man den ungefrundten und den gemeinen lûthen unrecht zcûlèget* etc. vergl. auch Cap. 39 daselbst. Die Chronik knüpft weiter an diese Betrachtung die Erzählung, wie 1387 einige Bürger, *di in den rât zcu Isenache nicht gût genûg wârin unde die man umbe iren gebrechen nicht dorîn kîsen wolde,* durch ein Geldgeschenk beim Landgrafen Balthasar erreichten, daß er sie in den Rath setzte, so daß dieser um 12 Mitglieder vermehrt wurde. Sie hatten *den gûtlichen herren* beredet, sie wollten dafür sorgen, daß die Stadt *ûz alle eren schulden komen sulde, di zcu der zît noch gar geringe wârin*; so bald sie aber eingesetzt waren, *swûren si heimelichen zcusampne weder den rât; also wart der rât des râtis unmechtig* (*âmechtig*?) *unde ouch der*

gemeine, wan di nûwen keins helfen wolden zcu bûzen obirtretunge der gesetze, alsô vorging dorvon der gehôrsam eintrechtigkeid gesetze innunge unde allis daz sich zcu redelichkeid gezcûet. Diese folgenreichen Ereignisse scheinen es zu sein, auf welche Rothe wiederholt und mit besonderem Nachdruck hindeutet. So kann er in der Vorr. S. 2 nach Erwähnung seiner der Stadt geleisteten Dienste nicht unterlassen seine Mitbürger vor Zwietracht und Ungehorsam zu warnen, die in der Sünde, und zwar vorzugsweise in der *ungedult*, in der *hôchfart*, in dem *hazze* ihre Wurzeln haben; dann fährt er daselbst fort:

ny stad ny clôster noch er glîche
âne gehôrsam unde eintrechtigkeid
ward vornêm sêlig ader rîche,
daz mag ich sprechin ûf mînen eid,
vindet man nicht gehôrsam,
in himmel und ouch in helle.
warumbe ist man nû deme gram,
daz alle ding kan bestelle? *)

Und wenige Zeilen darauf gedenkt er auch der Fürsten, die durch Eigennutz und Gewinnsucht verführt nicht wenig dazu beitrugen den Ungehorsam zu fördern, indem er ihnen zuruft:

doran gedenket, ir forsten,
lâzet gehôrsam nicht vorgên
unde lâzet ûch nôch der gâbe nicht dorsten
sal anders ûwer hêrschaft bestên.

Sollten diese Worte wohl ohne alle Beziehung auf das Geldgeschenk gesprochen sein, welches, nach obiger Stelle aus der Chronik, dem damaligen Landgrafen Balthasar seitens der zwölf neuen Rathsmitglieder für ihre Ämter zu Theil geworden war? Aber auch in den Büchern *von den schepfen, von den râtismannen, von den amechtlûthen*, d. h. in den 6 letzten Büchern bei Purgoldt, spielt Rothe wiederholt auf die erwähnten Vorfälle an, wenn er vor Zwietracht warnt und die Ursachen aufzudecken bemüht ist, aus denen dieselbe entsteht. So sagt er z. B. 259 (4): *dorumb ist ez nuzzer unde bezzer in den steten, daz di râtslûthe, wanne der râtsmane*

*) Die Interpunction, welche v. Liliencron diesen Versen gegeben, ist wider den Sinn. Der Dichter wollte sagen: ohne Gehorsam kann weder eine Stadt noch ein Kloster noch sonst dergleichen, im Himmel so wenig als in der Hölle, gedeihen und glücklich werden. Für das überlieferte *vornym* ist *vornêm(e)* geschrieben worden, worüber zu vergleichen Chron. 307, Z. 9; 314, Z. 10; Ritt. Sp. 2582.

under in gebrichet, daz si danne andre fromme lûthe zcû in kîsen, danne daz man in si gebe ader zcûsetze; wanne under den lûthen, di unglîche sethen haben, blîbet nummer stête fruntschaft noch eintrechtigkeid. Und auf S. 314 (42): *zcu behaldunge der eintrechtigkeid und daz in der stad kein zcweitracht ûfstehe, di sêre komit von missetrûwen, daz die gemeinen lûthe zcu den amechtlûthen haben, daz man gloubet ader wênet, daz den lûther unrecht unde unglîch geschehe, dorumbe sô ist dese gewonheid korzceliche ûfgestanden, diwîle di stete mit schulden etzwaz gerungen haben, daz man etzliche ûz der gemeinde zcu furmunden kûset.* In der letzten Stelle scheint die Beziehung auf die Vorfälle um das Jahr 1387 kaum zweifelhaft. Wenn das Institut der *formunden* ein *korzceliche* d. h. vor Kurzen, bald darnach (wie zu Anfang des Cap. 254) erst entstandenes genannt wird, so kann die Zeit, in welcher Rothe die Bücher *von den schepfen* und *von den râtismannen* verfasste, nicht weit davon abliegen, fällt also wohl noch in das 14. Jahrhundert. Hiermit stimmt auch, wenn er im Akrost. seiner Chronik von sich selber sagt, daß er *etzwanne ein stadschrîber zcu Isenache* gewesen sei, vorausgesetzt, daß er besonders als solcher veranlasst war eine neue Sammlung von Rechten vorzunehmen und die Bücher über Schepfen und Rathsmannen zu schreiben. Denn der Ausdruck *etzwanne* hat in der Chronik stets nur die Bedeutung von *ehemals, vormals*, wie im Glossar S. 700 richtig angegeben ist, vergl. noch S. 149 Z. 16; 195, Z. 17 und 20; 213, Z. 20; 252, Z. 4 u. s. w. Übrigens scheint aus den Klagen, welche Rothe selbst in der Vorrede S. 2 über erfahrenen Undank wie über mangelnden Gehorsam u. dgl. äußert, nicht undeutlich hervorzugehen, daß er mit seinen Arbeiten wenig Glück gehabt, daß vielleicht die gewünschten Erfolge der neuen Gesetzgebung oder Gesetzrevision, auf die er als *gelarter schrîbêre* wohl einen großen Einfluß ausgeübt hatte, an der Leidenschaftlichkeit (*ungedult*) der Bürger scheiterten.

Kann nun nach den beigebrachten Beweisen in Betreff des Antheils, der Rothe an dem Eisen. Rechtsbuch bei Ortl. 1, 625 folg. wie an der Purgoldtschen Sammlung gebührt, kaum noch gezweifelt werden, so ist gleichwohl nicht zu verkennen, daß die Form, welche Rothe diesen Schriften gab, verloren gegangen, und daß uns in den gedachten Werken wahrscheinlich nur Trümmer eines größern Ganzen verblieben sind. In Betreff der Eisen. R. bei Ortloff. 1 ist dieß gewiss; dort sind die Vorreden und die Einleitungen weggelassen,

während sich größere Stücke davon bei Purgoldt erhalten haben; außerdem fehlen dem Inhaltsanzeiger nach, welcher diesem Eisen. Rechtsbuch beigegeben wurde, vom zweiten Buche allein 64 Artikel. Auch in der Purgoldtschen Sammlung sind ziemlich deutliche Spuren davon vorhanden, daß das Original eine ganz andere Anordnung hatte. Einmal kommen, wie Ortloff auch angiebt S. 10, „in verschiedenen Büchern an mehreren Orten Verweisungen auf Capitel des „Rechtsbuches vor, deren Citat nicht zutrifft." Und dieß kann kaum anders erklärt werden als dadurch, daß man annimmt, es habe das Rechtsbuch früher eine total andere Gestalt, mindestens einen größeren Umfang gehabt, und es seien Verweisungen nach der frühern Anordnung in der spätern aus Versehen stehen geblieben. Daß Purgoldt solches Versehen oder besser solche Gedankenlosigkeit zugemuthet würde, dazu berechtigt allein schon seine Blindheit, die er dem Rotheschen Akrostichon gegenüber an den Tag gelegt hat. Weit unwahrscheinlicher wäre es, wenn man schon dem ersten Sammler, als den wir nun Johannes Rothe anerkennen müssen, solche Versehen zutrauen wollte, so daß er, wie Ortloff S. 10 meint, „aus einer ganz „andern Sammlung eines Dritten die Capitel mit den darin befindlichen auf diese andere Sammlung bezüglichen Citaten herübergenommen hätte"; am allerwenigsten könnte mit Ortloff, falls wirklich eine solche Sammlung eines Dritten Rothe vorgelegen hätte, an das Rechtsbuch nach Distinctionen gedacht werden, schon darum nicht, weil die in Rede stehenden unaufsuchbaren Citate auch auf dieses Werk keine Anwendung erlauben. Ebensowenig Grund ist zu der Annahme vorhanden, als könnte die Purgoldtsche Sammlung aus dem Eisen. Rechte bei Ortl. 1 hervorgegangen sein; das eine wie das andere wird vielmehr für einen Auszug aus dem Original zu halten sein. Denn während beide manche Artikel mit einander gemein haben (vergl. Ortl. 2, 4 in der Anm.), enthält jedes für sich wieder kleinere und größere Abschnitte besonders, die gleichwol ihrem Stil und ihrem Dialekte nach sich in nichts von denen unterscheiden, die beiden Sammlungen gemeinsam sind. In dem Rechtsbuch bei Ortloff 1 scheint die Grundform wenigstens in Bezug auf die Anzahl der Bücher gewahrt und beibehalten worden zu sein, falls man die in der oben mitgetheilten Variante des Cod. Goth. enthaltenen Worte hierauf beziehen darf: *di andern drîe ûz prîsen sal daz recht von andern steten;* auf diese Grundzahl war auch, nach den Citaten zu schließen, das sogenannte *kettenbûch der stadt Isenach*

sub praetorio oder *daz stadtrecht im kettenbûch ûf dem râthhawss.* S. 11 und S. 55 Anm. basiert. Von ganz eigener Art dagegen sind, abgesehen von den gereimten Vorreden, die mehr parānetisch gehaltenen Unterweisungen und Regeln, welche Purgoldt theils in die Anfänge der einzelnen Bücher, theils aber und besonders in die zwei letzten Bücher verwiesen hat. An diesen letzteren lässt sich noch ein anderer Grund nachweisen, welcher die Annahme unterstützt, daß die Rothesche Sammlung aufgelöst und zertrümmert worden ist. Mehrere Capitel des 9. und 10. Buches nämlich haben ganz in derselben Weise wie die Chronik in ihrem Anfangssatze eine absichtlich veränderte von der gewöhnlichen Weise abweichende Wortstellung. Bei Rothe ist es erlaubt hieraus den Schluß zu machen, daß solches lediglich zum Behuf eines besondern Akrostichon geschah, für welches jedes Capitel seinen bestimmten Buchstaben zu liefern hatte. Einige Worte, freilich ohne allen Zusammenhang, scheinen sich erhalten zu haben. So stellen im 9. Buch die Anfangsbuchstaben von Cap. 36 bis 42 in ihrer Aufeinanderfolge noch das Wort *wîsheid* dar, die vier vorhergehenden Capitel noch das Wort *stat*, wenn man nämlich den Anfang von Cap. 35 ändert in *tôrlich ist ez und nicht gût*, eine Stellung die bei Rothe äußerst häufig vorkömmt; ebenso zeigen Cap. 91—94 das Wort *czwei*, 98—100 das Wort *rât*. Oder sollte es natürlicher sein anzunehmen, daß nur ein blinder Zufall diese Worte so zusammengewürfelt habe?

Überhaupt entsteht hier die Frage, ob diese letzten 2 Bücher aus dem Rechtsbuche selber oder nicht vielmehr aus einer andern Schrift Rothes, etwa den Büchern *von den gûden seten* entlehnt und erst von spätern Händen mit den Stadtrechten willkürlich zu einem Ganzen verschmolzen worden sind. Die Beantwortung dieser Frage, falls sie überhaupt möglich ist, mag einer spätern umfassenderen Untersuchung vorbehalten bleiben. Sie hängt genau zusammen mit der Untersuchung über das Verhältniss, in welchem das Eisen. Rechtsbuch und die Purgoldtsche Sammlung 1) zu dem genannten *Kettenbûch* und 2) zu den Distinctionen stehen. Ortloff in seiner Einl. zu dem 1. und 2. Bande seiner Sammlung hat freilich ohne langes Besinnen und ohne auf die Sprache weiter zu achten die genannten Distinctionen als die Quelle für unsere beiden Sammlungen hingestellt. Der aus drei Handschriften zusammengetragene Text aber, welchen Ortloff hat drucken lassen, ist um mindestens 70—80 Jahre jünger als der des Eisenacher Rechtsbuches. Daß gleichwohl die

Distinctionen weit älter seien, glaubt er folgern zu dürfen besonders aus zwei vom Herausg. nicht weiter benutzten Handschriften, von denen die eine am Schlusse die Jahrzahl 1387, die andere 1388 tragen soll. Ehe aber die Frage entschieden werden kann, welche Sammlung für die ältere zu halten, bedarf es doch jedenfalls einer genauern Einsicht in jene angeblich älteren Handschriften, wenn nicht geradezu einer bessern auf jene älteren Quellen gegründeten Textesrevision. Ohnehin ist es ein Irrthum, der freilich viel dazu beigetragen hat die obige Hypothese nur um so glaubhafter zu machen, wenn Ortloff S. 54 Einl. meint, die ganze Compilation des Eisenacher Rechtsbuches gehöre erst der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an. Dawider spricht, selbst wenn man nicht wüsste, daß Rothe der Verfasser wäre, schon die Sprache, welche offenbar auf eine weit frühere Zeit zurückweist. Daß endlich die Bezeichnung der Rechtssätze als Kaiserrecht, Landrecht, Weichbildrecht in dem Eisen. Rechtsbuch und der Purgoldtschen Sammlung sich ebenso gebraucht findet wie in dem Rechtsbuch nach Distinctionen, beweist fürs erste nur, daß beide aus gleichen Quellen hervorgegangen sind. Daß Rothe selbst als Sammler aus den Quellen geschöpft, daß er den Sachsenspiegel, das Weichbildsrecht, die älteren Eisenacher Rechtssätze benutzt habe, ist nach seiner sonstigen Art zu arbeiten wie nach seinen Kenntnissen und Fähigkeiten zu schließen durchaus nicht unwahrscheinlich. Zum mindesten sind die Quellen des kanonischen Rechts, wie *meister Wilhelm, meister Johannes, Heinrich von Merseburg, Raimundus* u. s. w., auf welche bei Purgoldt öfter verwiesen wird, von Rothe selbst gebraucht worden; vergl. Ortl. 2, S. 301 (126).

IV.

Der Sprache nach darf man schließlich auch noch das kleine ebenfalls aus dem oben genannten Casseler Codex entlehnte Fragment, welches W. Crecelius im Nürnberger Anzeiger Jahrg. 1856 S. 273—76 und S. 303—304 hat abdrucken lassen, dem *Johannes Rothe* zueignen. Daß es sich seinem Inhalte nach einigen Stellen des Ritterspiegels (v. 2617—2620, 2625—28, 3465—3484) nähert, ist wohl nur ein Beweis mehr dafür, daß beide von demselben Verfasser herrühren. Die Vermuthung scheint sehr nahe zu liegen, daß dasselbe einer längern dem Rechtsbuche eingefügten Deduction entnommen ist, die sehr leicht sich da anbringen ließ, wo von den

die einzelnen Innungen betreffenden Gesetzen wie z. B. im 5. Buch der Distinctionen die Rede sein mochte; auch im 9. und 10. Buche der Purgoldtschen Sammlung fehlt es nicht an ähnlichen längern Episoden.

ZEITZ, December 1860.

DAS MÄRCHEN VOM ZAUNKÖNIG,

das in vielen Gegenden Deutschlands bis heute sich lebendig erhalten hat, ist ein uraltes gemeinsames Eigenthum der indogermanischen Volksstämme. Schon die Beinamen, die der Trochilus bei den Griechen und Römern führte, Basiliskos und Regulus, lassen erkennen, daß ihnen die Fabel bekannt war, und gleicherweise liegt den verschiedenen Namen, welche die germanischen und romanischen Völker dem Vöglein geben, überall der Begriff von *regulus* zum Grunde (vgl. Halling in Mones Anzeiger 1835, 313. 314 und Massmann in Hagens Germ. 9, 66). Dazu kommt, daß Aristoteles (hist. anim. 9, 11) und Plinius (hist. nat. 10, 74) deutlich von Feindschaft, von Zerwürfnissen zwischen Adler und Trochilus reden. Auf Plinius beruft sich zwar Thomas Cantimpratensis in seinem liber de natura rerum (13. Jhd.); was er jedoch über den Trochilus beibringt, lässt vermuthen, daß er noch andere Quellen zu Rathe gezogen habe. „Trochilos, ut dicit Plinius, avis est, quam in Italia regem avium dicimus. avis quidem omnium avium minutissima, sed, ut dicit Plinius, quantum minor corpore, tanto velocitas maior. est autem animositate tam magna, ut contra aquilam avium reginam audeat attemptare conatus“ (Stuttg. Hs. Bl. 89[d]). Konrad von Megenberg übersetzt 184, 16 ff. folgendermaßen: „trochilus haizt ain künigel. von dem spricht Plinius, daz ez ain künig und ain herr sei der andern vogel in dem land Italia, daz ist pei Venedig und in Lamparten. daz künigel ist der klainst vogel under allen vögeln. aber als vil und ez klainer ist an dem leib, als vil ist ez sneller an dem flug, sam Plinius spricht. — daz vögel ist sô muotig und sô manhaft, daz ez sich wider den adlarn getar setzen und überhebt sich seins snellen flugs.“ —

Ein weiteres wichtiges Zeugniss für das hohe Alter der Fabel und mehr noch für den gemeinsamen Ursprung der verschiedenen

Überlieferungen hat W. Grimm in Wolfs Zeitschrift für deutsche Myth. und Sittenkunde 1, 2. 3. beigebracht, indem er dort aus einer Sammlung von Thierfabeln, die der Rabbi Barachia Nikdani oder Hanakdan in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. in hebräischer Sprache dichtete, in deutscher Übersetzung das Märchen vom Zaunkönig mittheilte, dessen Fassung in überraschender Weise mit den mündlichen deutschen Überlieferungen (worüber Kinder- und Hausmärchen 3², 246. 247 zu vergleichen) übereinstimmt.

Einen neuen Beleg für die lebendige Verbreitung dieser Sage in Deutschland noch während des Mittelalters, ein Mittelglied gleichsam zwischen jenem jüdischen Zeugniss des 13. Jhd. und den Überlieferungen aus der Gegenwart gebe ich hier durch Mittheilung eines Gedichtes aus dem 15. Jhd., das in einer fast dramatischen Gestalt das Märchen vom Zaunkönig erzählt. Es steht in der Handschrift der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München Cod. germ. 714, Pap. in Quart. Die rohe Form hat es mit allen in dieser reichhaltigen Sammlung enthaltenen Erzählungen, Schwänken und Fasnachtspielen gemein. Zum Theil mag die schlechte Überlieferung einige Schuld daran tragen; im Ganzen jedoch ist diese Verwilderung in Vers und Reim ein Merkmal aller bürgerlichen Dichtung des 15. Jahrd. und es scheint nicht gerathen, hieran viel zu ändern oder zu bessern.

Abgesehen von der Mangelhaftigkeit der äußeren Form enthält das Gedicht manchen frischen Zug und treffenden Ausdruck. Der Inhalt der eigentlichen Erzählung stimmt mit der bekannten Überlieferung ohne wesentliche Abweichung. Zu den Zeiten als das Geflügel noch redete und sprach, versammelten sich die Vögel auf Betrieb des Adlers und dieser stellte, da alle lebenden Wesen ihr Oberhaupt hätten, den Antrag, daß auch sie sich zur Wahrung ihrer Sicherheit und ihres Ansehens einen König wählten. Dieser Vorschlag fand Beifall und sie traten zu einer Berathung über die beste Art und Weise der Wahl zusammen. Sie kamen aber zu keiner Einigung und es erhob sich, zum großen Ärger des Adlers, ein wüstes Geschrei unter der uneinigen Schaar. Da sprach der Falke, es scheine ihm das Beste, wenn sie um das Königreich flögen: wer am höchsten auffliegen könne, der solle König sein. Dessen war der Adler zufrieden, vor ihnen allen schlug er sein Gefieder zusammen und rief: wohlan, so wollen wir um das Königreich fliegen. Das hörte ein kleines Vöglein, wohl das Kleinste von allen, und setzte sich unbemerkt auf seinen Rücken. Als der Adler über alle

hinauf bis in die Wolken gestiegen war, rief er: das Königreich ist mein, und alle sprachen: ja, es ist dein, denn du bist allen vorausgeflogen. Da that das Vöglein, indem es sich noch höher in die Wolken schwang, einen Ruf: nein, das kann nicht sein, von Recht gehört das Königreich mir. Darob erschrak der Adler, und that, indem er sich nach dem Vöglein umsah, das selbst König sein wollte, einen Schlag. Da sah er es hoch über ihm in den Wolken und klagte, unter Drohungen gegen das Vöglein, daß er ihm nicht nachkommen könne. Dieses verkroch sich, erschreckt und die Rache des Adlers fürchtend, in seine schützende Hecke. Auf die Frage des Falken, wo denn ihr König hingekommen, antwortete der Adler: er hat sich vor meinem Zorne versteckt. Da aber Gott es so gefügt und ich nicht König sein kann, so möge er kommen, damit wir ihn hier bestätigen. Der Falke schlägt vor, einen Boten an ihn abzusenden, der ihn rasch herkommen heiße. Die Schwalbe empfiehlt dazu die Kohlmeise, weil sie des Königs Tagreise kenne. Diese schwingt sich auf ihren Weg und richtet dem Könige die Botschaft aus, indem sie ihn der friedlichen Gesinnung des Adlers und der Bereitwilligkeit aller Vögel, ihn als König zu ehren, versichert. Als die Kohlmeise ihnen das Königlein vorstellte, empfiengen sie ihn schön und setzten ihm eine Krone auf und gelobten ihm Gehorsam.

Bis hierher (V. 144) steht die Erzählung, wie bemerkt, mit den andern Überlieferungen im Einklang. Nun folgt aber noch ein zweiter Theil, in welchem die Vögel, auf die Bitte des Königs, ihm zu seinen Ehren zu rathen, allerlei Räthe ihm ertheilen. Den Anfang machen die guten (bis V. 308), dann folgen, der Aufforderung des „Herolds“ gemäß, seinem Herren nun auch zu seinen (des Herolds) Ehren zu rathen, die schlechten Lehren. Gegen das Ende tritt dann, man weiß nicht wie, die Seele eines gemeinen Fräuleins auf, und ganz zuletzt der Teufel, dessen Erscheinen sich noch eher begreifen lässt, indem seine Äußerungen gewissermaßen den Trumpf zu den vorausgehenden schlechten Räthen bilden. Dieser Schluß mit seinem burlesken Inhalt und das Dazwischentreten des Herolds erinnern lebhaft an die Fasnachtspiele der Nürnberger Schule und dürften wohl aus dieser hervorgegangen sein. Eine andere Frage ist, ob der zweite Theil des Gedichtes mit den Rathschlägen der Vögel schon früher einen Bestandtheil des Märchens bildete oder erst vom Verfasser unseres Gedichtes hinzugefügt wurde. Volksmäßiges hat der Inhalt dieser Sprüche gar nichts, vielmehr entspricht er durch-

aus der didaktischen und moralisch-religiösen Richtung, von der die bürgerliche Dichtung des 14. und 15. Jhd. geleitet und beherrscht war. Gleichwohl halte ich dafür, daß der zweite lehrhafte Theil nicht erst im 15. Jhd., sondern schon früher der Fabel angehängt wurde. Darin bestärkt mich folgende Wahrnehmung.

Unter dem Titel „Vogelgespräch" oder „Vogelsang" gibt es mehrere Gedichte, in welchen, gerade wie in unserem zweiten Theil, die Vögel in Gesprächsform ihrem Könige gute und schlechte Lehren ertheilen. Und auch hier ist es das Königlein, der Regulus, der sie dazu auffordert und an den sie ihre Reden richten. Ich glaube daher nicht, daß sie ursprünglich als selbständige Gedichte entstanden sind, sondern bin der Ansicht, daß sie früher verschiedenen Bearbeitungen des Märchens vom Zaunkönige angehörten und dann, vom ersten erzählenden Theil losgetrennt, dem Zug und Geschmack der Zeit zu lehrhaften Zwecken dienen mussten. Von diesen Vogelgesprächen kenne ich folgende vier verschiedene Fassungen, deren eine sich in doppelter Überlieferung erhalten hat.

1. Papierhandschrift des 15. Jhd. auf der k. öffentl. Bibliothek in Stuttgart Cod. phys. fol. Nro. 30. Bl. 203^{a-d}. Da das Gedicht noch unbekannt und für die Spruchdichtung von einigem Belang ist, theile ich es hier ganz mit.

1. REGULUS.

Ich bitte euch herren alle sampt,
sit ich uwer künig bin genant,
das ir nement miner eren war,
wie das ich reht und eben far,
das ich stande lasters fri,
als liep uch min hulde si.

2. DER ADELER.

Herre, ir sont milte sin und reht leben,
lehen lihen rittern und knehten geben.
noch eren süllent ir werben,
umb uwer lant sont ir sterben,
und wenn die armen uch clagen,
das süllent ir enden und nüt vertragen.

6*

3. DER FALKE.

Herre, haltent uwer künclich gebot,
so habent ir ere frûge und spot
von uwern dienern überal,
das bringet uch ere unde schal:
durch die welt gemein
wirt uwer lop nüt klein.

4. DER BLOFUOSZ.

Herre, ich rot uch in truwen,
daz üch nüt mag beruwen.
uff mine truwe ich daz sprich:
sint den frommen heimlich,
daz behaltet uch lop und ere,
dis ist min rat und lere.

5. DER HABICH.

Herre, wellent ir fride han,
so sont ir dise viere nüt lan.
worhaft, getruw, milt, bescheiden,
so mügent ir nieman geleiden.
als wurt uwer lop gemeret,
und (ir) von aller welt geeret.

6. DER SPERWER.

Herre, ich wil uch sunder rat geben,
tugenthaft bescheiden süllent ir leben,
daz hôrt uch sunderlich zuo
alle zit spote und fruo.
so wurt uwer lop erkant
wit durch alle lant.

7. DER GIRE.

Herre, du solt nemen waz man dir git,
gloube (*l.* gelobe) wol, gip nieman nüt,
ahte nüt waz man von dir klage,
durch daz man dir daz guot zuo trage,
da mit sich din schatz gemeret,
als mich mein vernunft leret.

8. DER RAPPE.

Herre, ich rate dir,
wilt du folgen mir,
so mahtu nüt wol genesen,
du wellest denn ein schalk wesen.
daz kummet dir, herre, wol
und machet dir dinen kasten vol.

9 DER WIHE

Herre, ich wil dir sagen,
wilt du dich reht betragen,
so nim einen sitten an dich,
den von kindes uf habe ich
gefüret gar uff wilder haide,
in holcz, uff velde und in weide:
es sie uff velde oder uff stroßen,
so soltu, herre, nieman nüt erloßen.

10. DIE ÜLE

Herre, was du vahest an,
das sol dir noch glücke gan.
du solt dich von den lüten ziehen
und allzit die fromen fliehen
und hüte dir vor der gemain,
so bestu dinen willen allein.

11. DIE KREGE.

Herre, du solt rassen und kriegen
und solt do mit die welt betriegen,
dar uff süllent dine sinne wesen.
wiltu vürbaß genesen,
so ker dar uff dinen sin,
das ist din nucz und din gewin.

12 DIE NAHTGALLE.

Herre, wellent ir rehte leben,
so merkent mich vil eben.

man priset uch alczit als man sol
die den irs bietent wol
mit allen dingen und daz gerne sehen,
dovon mag uch kein hinderrede geschehen.

13. DER SITKUST.

Herre, ich sage üch in gancen truwen
und mag uch ouch nüt beruwen:
hûten uch vor dem man,
der vil klaffens kan,
wenn die klaffer von falschen truwen sint,
in der geschrift man daz geschriben vint.

14. DIE TROSCHEL.

Herre, lobe din gesinde zuo mossen,
wis frölich ob tisch und uff strossen.
daz bringet dir nucz und frome,
wo es dir mit fûge zuo kome,
und sige dir schande und laster leit,
so treist du wol der Eren kleit.

15. DER PFOWE.

Herre, nüt volge dem bôsen rat,
so hilfet dir got frûg und spat,
sich, herre, wer falsches in herczen treit,
der ist dins schadens wol gemeit,
du solt schirmen waz from ist,
und hûte dich vor der falschen list.

16. DER WIDEHOPF.

Herre, du maht prûfen an mime nest,
unreine sin dunket mich daz best
und dar zuo üppige zuo sin,
daz rûret zuo gewin,
als es mir ouch wol an stot,
min hus buwe ich mit kot.

17. DIE AGLEISTER.

Herre, ir sint ein werder man,
wer da vil klaffens kan,
den sollent ir verhören zuo stunt.
tût man uch ût von den armen kunt,
daz sü habent missetan,
daz süllent ir in nüt varen lan.

18. DER GOUCH.

Herre, wer dir dienet mit truwen,
dem soltu lonen mit ruwen.
den armen soltu versmohen,
mit schaden suochen und zuo im gohen,
also tuon ich meinem ungelichen,
die müssen alle von mir wichen.

19. DIE GANS

Künde ich mime herren einen rot geben,
daz er mich liesse leben,
wenn er gedehte zuo essen min,
daz er hette ein ganczes swin
mit hut und hor also gancz,
damit blibe mir min beilz gancz,
ich wolte bi mime eide
daz mich im nieman möhte leiden.

---

2. Papierhandschrift des 15. Jhd. auf der k. öff. Bibliothek zu Stuttgart Cod. poet. fol. Nro. 4. Bl. 112ᵃ—114ᵇ. Die Darstellung ist von der vorhergehenden verschieden, obwohl sich die Sprüche im Einzelnen da und dort berühren; man halte gleich den Anfang „der gyer" zu Strophe 7 in Nro. 1. Hier sind es 25 Vögel, aber der eigentliche Anfang mit der Frage des Königs fehlt. Bei jedem der Vögel steht links eine gemalte Abbildung mit darüber gesetztem Namen.

1. DER GYER.

Herre, myn (*l.* nim) waz man dir git
glob vil und gebe nymant nit
waz leyt dir dar an waz yman clage
uff daz man dir daz guet her iage
an stetten krigk saltu dich lan
so mögen wir ganczen föllen han.

2. DIE HUWE.

Herre, fryße allein waz du hast
und curoch (*l.* ruoch) nit wer dir verkeret daz
wo eß dir her werden magk
so spriche alles here in mynen crag
alles mir und nyma(n)s mee
so dynnen ich dir fürbaß als ee.

3. Die krawe. — 4. Der rabe. — 5. Der sperwer. — 6. Der myrßfogel (?). — 7. D(i)e lerche. — 8. Dye nachtegal. — 9. Dye wachtel. — 10. Der wyhe. — 11. Der spechtte. — 12. Die atzeln. — 13. Der marckopff (?). — 14. Der wartgenger. — 15. Diste(l)-finck. — 16. Daz czyschin. — 17. Der phawe. — 18. Der storck. — 19. Der späre. — 20. Der widhopffe. — 21. Die uellen. — 22. Der kranche. — 23. Die gans.

24. DER GÜCZGÄUCH.

Horent ir herren mynen gesangk
wie sůß und wie milder clang
der durch dey wolcken deüschet (diuzet)
und in den hage filůßet (*so*, = fliuzet)
des han ich lange gelernet genuege
ich kan nit mee dan gueggugk
gesingen den armen als den richen
von mynem wysse ich nit enwichen
als manche[n]s herren rät man thuet
der umb myde (*l.* miete) und umb snödes guet
sich selber und das recht verkeret
des rechtes swiget und unrecht leret
ich sprechen eß uff mynen eyd
das man umb libe noch umb leyd

nit von dem rechten sol[len] enwichen
iß ge an den armen oder den richen
doch wirt daz recht sere umb gekeret
wer recht thuet der wirt nue ungeeret
daz ist mir swere wo die sache fruntschafft hat
daz recht serre dar an ergat
(S)o*) solt myn herre die bossen flyhen
(Un)d die gueden zu syn[n]em rad zyhen
(. . . .)gent den vorssen (*so*) dügentlichen
(Und du has)t mit eren din riche.
roth. (Hie hat) der fögel gesang eyn ende
(Got) uns syn gnade sende sende (*so*).

3. In zwei Handschriften erhalten:

a) Papierhandschrift zu St. Florian bei Linz (vgl. Diutiska 3, 276), und daraus abgedruckt in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur. Bd. 40. Anzeigeblatt S. 15—17.

b) Papierhandschrift der Nürnberger Stadtbibliothek cent. VI. 43° 8°, daraus in verbesserter Gestalt mitgetheilt von K. Bartsch Erlösung S. XLIII—XLV. Es sind mit dem Könige, der aber nicht wie Bartsch, durch den Fehler zu Ende irre geführt, meint, der Eisvogel ist, im Ganzen 47 Vögel; nur die erste und letzte Strophe bestehen aus vier, alle übrigen aus zwei Zeilen.

Anfang und Ende der St. Florianer Handschrift.

1. DAS CHUNIGL.

Ir herren gebt mir ewern ratt
wann unser ding uneben statt
wie wir des landes ere behalten
trewn das muss gelikche waldtn.

47. EYSVOGELL.

Ir herren ewr ratt stet nicht geleich
ich wenn versaumpt sey unser reich
und schull wir lang in eren leben
das muss mir grosz geluckche geben.

*) Das Eingeklammerte ist in der Hs. abgerissen

4. Eine Papierhandschrift im Besitze des Dr. Kaltenbaeck in Wien, und daraus durch Chmel mitgetheilt im Notizenblatt der kais. Akademie der Wissenschaften I. Jahrg. 1851. S. 153—156.

1. DAS KÖNIGL SPRICHT.

Ich konigl von gotes gnaden trag die edl cron
dar umb das ich der armen verschon
mittail dem armen als dem reichen
das wir in frewdn dort lebn ewigcleichen.

2. Der Adler. — 3. Der Geyr. — 4. Der Edlvalckh. — 5. Der Aufe. — 6. Der Sparber. — 7. Die Cra. — 8. Die guet Tawb. — 9. Specht. — 10. Gryes Vogl. — 11. Raphe. — 12. Lerich. — 13. Höher. — 14. Sittich. — 15. Spatz oder Sperke. — 16. Plabfuess. — 17. Marwolt. — 18. Habich. — 19. Geydl. — 20. Zeysl. — 21. Styglitz. — 22. Schafittl. — 23. Wydhopfh. — 24. Storich ain Knopf am Halss. — 25. Gans. — 26. Alster. — 27. Phab. — 28. Schnartz. — 29. Kranbitvogl. — 30. Krumpschnabl. — 31. Kernbeyss. — 32. Gawbitz. — 33. Pruethenn. — 34. Guckitzer.

35. ALL VÖGL.

Wir arm vogl in der gemain
unser vernunft ist gar clain
wellen die herren lassen im Ratt
wir sein all gleich wie der schatt
hewt all frisch und gesund
morgen in der vogler schlund.

Diese Version ist dadurch von besonderem Interesse, weil sie, bezeichnend genug, in Kaiser Maximilians Stube oder Schlafkammer zu Innsbruck gemalt und geschrieben war. Nicht unmöglich wäre es, daß die Verse von des Kaisers eigener Hand herrührten.

DER VOGEL GESPRÄCH. (*roth.*) *Bl.* 38ᵃ.

Nu vernempt all hübschlich
ein materi gar lüstlich.
die materi ist seltsam ie,
des müest ir mir verjehen hie.
Zuo den zeiten das geschach,
do alls gefögel redt und sprach 38ᵇ.
und einer den andern wol vernam
wo einer zuo dem andern kam,
'nu hoert' sprach der adler,
'ich hab besunnen guote mer:
wolt irs zuo dank haben,
so wolt ichs euch gern sagen,
dar zuo tregt mich mein muot,
wolt es euch dünken guot.'
der falk sprach 'nu sagt an,
wan ir seit der edelst werhan.
wir wollen euch alle volgen sein,
scholt wir dar ümb leiden pein.'
der adler sprach 'nu hoert zuo
das ich euch wil raten nu.
wann alles das da lebt
allweg ein gewältiger ob in strebt,
dem sie untertenig müßen sein,
das wer auch der rat mein,
das wir des würden eintreht
und weleten ein künig, der uns wer reht 39ᵃ.
und wer ouch unser aller haubtman,
des müeste wir alle ere han.
süsst sind wir verirret gar
und haben kein rat unter unser schar,
des müeßen wir alle jagirr sein
und dar ümb leiden große pein.
dar ümb sagt mir, ob es euch dünkt guot
und laßt mich wissen ewern muot.'
Die vogel über ein traten
und wolten sich beraten,

16. der elte und ed.

was das best möcht gesein,
das sie da mit kœmen über ein.
si kunden des nit erdenken:
das begund sie sere krenken.
unter dem gefügel allerlai
huob sich ein so groß geschrai,
das der adler zuo in trat
und sie gar güetlichen bat.
er sprach 'wie tuot ir also? 39ᵇ
des geschraies bin ich gar unfro.
ich sprich es auf mein ere,
das müet mich von euch sere,
das ir so wunderlichen tuot,
das dünkt mich von euch nit guot.'
der falk sprach 'her adlar,
es ist ein unvereinte schar.
ich wolt das wir auf zügen
und ümb das kunkreiche flügen:
wer am hœhsten kan auf fliegen,
der sei unser kunig on betriegen.'
Der adler sprach 'das dünkt mich kluog.'
sein gefider er zuosammen schluog
vor in allen gemein
beide groß und klein:
'wir mügen nit lenger hie ligen,
wir wollen umb das kunkreich fliegen.'
das erhort ein kleines vögelein,
es moht wol das minst sein, 40ᵃ.
das unter in allen was:
dem adler es auf den rück saß,
das er sein nie wart gewar.
der adler huob sich all enpor
bis das er in die wulken kam.
das gefogel in bald vernam,
er sprach 'das künikreich ist mein!'
sie sprachen all 'ja es ist dein,

42. so *fehlt*. 43. trat] sprach. 57. kluog] guot. 67. gewar. also kom es unter su dar. der adler nam sein klain war und huben sich alle empor *Hs*. 69. er — kam] sie kamen.

wann du bist uns vor geflogen
und für uns alle aufgezogen.'
das küniglein tet einen ruf
und zoch sich in die wulken uf:
'nein, es mag nit gesein,
von reht so ist es mein.'
der adler sere erschrak
und tet nach im einen slak.
er sach, wa doch wer das vögelein,
das selber künig wolte sein.
er sah es in der wulken hoch
und schrei laut 'ach und och,
und scholtu unser künig sein,
das überwint nit das herze mein.
ich kan dir nit nach kumen,
das schol dir wenig frumen.'
das klain vögelein ser erschrak,
es flog hin in seinen hag
und ließ sein got walden
und wolte sich behalden;
wie wol es sein nie verworchte,
den adler es doch vorchte
und trückt sich under.
des namens alle wunder.
Der valk sprach 'wie ist dem also,
das wir nit wissen, wo
unser künig ist kumen?
adler, was habt ir vernumen?'
der adler sprach 'er vörcht mich,
dar ümb so behelt er sich.
got schol es alles walden:
er dörft sich nit behalden
vor mir, ich gan im wol
der eren so es sein schol.
aber het es got gewolt von himelreich,
so wer ich vil lieber künig sicherleich.
seit es doch mit gesein mag ie,

76 auff.

das er doch köm, so bestetiget wir in hie.'
Der valk sprach 'es leret mein muot,
so deuht mich, es wer gar guot,
das nach im flüg ein bot
und ließ in kumen drot.'
der adler sprach 'wen woll wir im senden,
der uns die sach schier kan verenden?'
die schwalb sprach 'die kolmeis
die weiß wol sein tagreis.'

DER VALK. 41b.

'Ir kolmeis, ir schült den künig suochen
und sprecht, wir wollen sein geruochen,
seit im got hat die ere gegeben,
so schollen wir nach seim gebot leben.'
Die kolmeis hin ir straß schwang
und vant den künig, der was krank.
si sprach 'got grüeß euch here
nu und immer mere'.

DER KÜNIG.

'Wie gemant mich das,
das mir der adler ist gehas?'

DIE KOLMEIS.

'Auf die trewe mein,
es schol verricht sein
unter den vögeln überal,
für war ich das sprechen sol,
und schült mit mir zuo in kumen,
es schol euch gen in allen frumen.'

DAS KÜNIGLEIN. 42a.

'Ich tuo gern was ich schol,
wolten si gen mir tuon wol.'

DIE KOLMEIS.

'Ich glob euch bei den trewen mein,
das sie euch all untertenig sein.'

DIE KOLMEIS.

'Seht, ich bring euch ewern hern,
den solt ir gar gern ern.'
Sie enpfiengen in gar schone
und setzten im auf ein krone
und teten im all gehorsam.
der künig das wol verguot nam.
der künig sprach 'wir woln ziehen
und in den walt auf einen baum fliegen.'
sie flugen alle gemein
beide groß und klein
auf einen baum lüstig zwar,
sie sassen alle mit einander dar.

DER KÜNIG. 42b.

'Nun ratet all mein hern
mir zuo meinen ern.
des wil ich euch immer dankend sein,
die weil ich hab das leben mein;
und gebt mir ewern getrewen rat,
das ist uns allen nit missetat.
das glob ich euch von herzen wol,
als ein herr den seinen tuon sol.'

DER ADLER.

'Tugent ere und miltikeit
schol allen künigen sein bereit.
der arm und der reich
schüllen im gefalln geleich;
und scholt in gleich mit varn,
wolt ir gots gebot bewarn,
und seit mit rat milde,
so wirt euch das guot nit wilde.'

DER VALK. 43a.

'Wenn du hoch auf flügst,
so wiß wir das du her ab schlüegst.

153. danken.

in deiner herschaft hab diemuot,
das ist dir an der sel guot.
laß iemant seiner armuot gelten nicht,
so hat got selber zuo dir pflicht.'

DER PELICANUS.

'Wiltu mit got bestan,
so scholtu trew zuo den deinen han
und beweis es mit der tat,
als es Christus selber beweist hat,
do er die seinen mit dem tod erlost,
die da heten keinen trost:
er erlost sie von der helle glüet,
da vor uns auch alle got behüet.'

DER VENIX.

'Vernew dich an deim leben,
so wil dir got sein huld geben, 43b.
und weist du dich an keiner missetat,
so tritt an der rewen pfat,
so macht got widerleben dich
und teilt dir mit sein himelreich.'

DER SCHWAN.

'Gots muoter in dem herzen dein
schol alle tag vermanet sein
und gots schmacheit und sein leiden groß
trag stets in deines herzen schoß,
so vergißet got dein nimmer
und scholt dich mit im frewen immer.'

DER SPERBER.

'Bis keusch und stet,
das sint mein ret,
und leb auch rein bei,
so wirstu aller bosheit frei.
so gibt dir got auch zuo lon 44a.
die hübschen ewigen kron.'

DIE LERCH.

'Das sint mein ler:
lob deinen schöpfer
und hab auch rew
umb din schult alt oder new
und würk auch die werk guot:
glaub mir, got dir güetlich tuot.'

DER STIGLITZ.

'Richt auch gar gleiche
dem armen und dem reichen
und hüet dich vor valscheit,
so tregstu der eren kleit.'

DIE KOLMEIS.

'Laß dich erbarmen
witwen und armen
und gib in deinen trewen rat,
herre, dir das wol an stat.'

DER PFAB. 44ᵇ.

'Ja, herr, das dunkt mich guot,
habt auch nicht übermuot
und tragt ein diemüetig leben,
so wil dir got alles guot geben,
und sih got selber an,
so wirst du ein gotsförchtiger man.'

DER GOLANDER.

'Du scholt gern singen
und nach got ringen,
so wirt dir got geben
zuo lon ein seligs leben
in dem fronhimelreich
nu und immer ewikleich.'

DAS ZEISLEIN.

'Künig und auch hern
scholten sich zuo tugent kern

und scholten bosheit lassen
an wegen und an strassen,
wann niemant wirt frum genant, 45a.
wirt nit tugent an im erkant.'

DER SITTICH.

'Bis zeitig an deiner tat,
das ist auch mein rat.
und alle dink tuo zeitlich,
es gerewet nimmer dich,
wann wer da würkeit,
grosse vernuft dar an leit.'

DIE NACHTIGAL.

'Lobe got in dem meie
mit gesang mancherleie,
lob in mit grossen sorgen
den abent und den morgen
und mit allen werken guot.
got das gar sanft tuot
und ist im gar löbleich
und hilft der sel in himelreich.'

DIE DROSCHEL.

'Mit gesang lob got, 45b.
der hilft dir aus aller not,
wann dir niemant bas gehelfen mag.
beide nacht und auch tag
scholtu genad an im suochen,
so wil er dein geruochen.'

DIE SCHWALB.

'Fleug hin und her
also das dein got beger.
wie denn dein ende ist,
so gedenk vor an den milten Crist,
der die marter durch dich leit,
so kümpst du zuo aller selikeit.'

---

235. *so.* w. en zeit?

DER STRAUSS.

'Sih inniklich in des priesters hant,
so wirt dir got selber bekant,
und ere den priester suo aller zeit,
wann alle selikeit an im leit:
got er von himel bringen kan
uns suo trost an allen wan.
war got und bluot in den henden sein 46ª.
zeiget er uns suo augen schein.
dar ümb schol man den priester eren,
er kan den wek des himels leren.'

DER EISVOGEL.

'Wer got in seim herzen treit,
dem volgt nach alle selikeit.
wer gern an got gedenket,
den teufel er gar ser krenket.
dar umb, herr künig, gedenk an got,
so leidet ir kein not.'

DER CRINIS.

'Bis menlich und milde vol,
das simt einem künig wol,
und hab auch stets frischen muot,
so geschicht dir alles guot,
und hab auch reu da bei,
so macht dich got aller sorgen frei.'

DER SPECHT.

'Mit trewen ernere dich, 46ᵇ.
so erbarmt sich got über dich,
und vermeide unrecht guot,
der sel es gar sanft tuot.
du beschatzest aber die leut dein,
suo reht des teufels magstu sein.
das sag ich dir sicherleich,
on ende immer ewikleich.
wiltu aber bei got bestan,
so scholtu den armen das ir lan.'

DER URHAN *).

'Die herrn schüln mit frid leben
und auch guoten rat geben
und alle valscheit meiden
und gen in auch kein untrew leiden,
das ist der werlt troestlich
und auch got gevellich.
das sag ich euch gar eben,
mit frid scholt ir leben.'

DER SIGELL. 47a.

'Wer disen ratgeben volgt gar,
der ist behalten, das ist war,
und kümpt ins himelreich,
da frewd ist immer ewikleich,
die nimmer kein ende hat.
nu tretet alle an den rat,
der euch hie ist gegeben.
zuo lon wirt euch das ewig leben
dort mit got on ende
on alle missewende.
das uns das allen müeß geschehen
nu scholt ir alle amen jehen.'

DER HEROLT.

'Nu ratet auch meinem heren
mir zuo meinen eren.'

DIE GRASMUCK.

'Herr der künig, ir kennet mich,
wann ir seit nit vil grœsser denn ich,
ir seit gar menschlichen gestalt, 47b.
eya, jaget ir mich in den walt.'

DER SPERLING.

'Unkust scholtu erkiesen sein,
da wanet guote lüsst bei.

*) *mit rother Dinte in* Arhan *verändert.*

blint krump und schleht
die laß dir alle sein gereht.
die minner und die frawen
scholtu gern schawen.
die meid und ouch die nunnen
gar vil kürzweil kunnen:
mit minniklichen sachen
künnen sie vil kurzweil machen.'

DIE FLEDERMAUS.

'Wenn die leut vom weg kumen,
so schaff deinen frumen,
was die leut des abents han
des morgens scholtus haben vertan:
e es ir keiner innen wert,
so scholtu es langst haben verzert.' 48ª.

DER MUSCAM.

'Nu merk mein lere
und bis miserere.
du scholt nit still ligen
und scholt hin und her fliegen
und scholt gar gescheit sein,
so erkriegstu die notürft dein
über ein meil, das du gefülst dich.
sehet, herr künig, das rate ich.'

DIE AGELASTER*)

'Nu magst nicht genesen,
du muost ein schalk wesen.
falscheit und bosheit
schol dir nimmer wesen leit.
schnode dink scholtu han,
so wirstu ein redlich man.'

DIE LERCH

'Kröten, frösch und schlangen 48ᵇ.
füllen dir dein wangen.

*) Agerlaster *Hs.*

bistu denn weis,
so fleuh guote speis
mit wein bier und trank,
so wirstu reich on ir aller dank.'

DER RAB.

'Du magst genesen zuo keiner frist,
du volgst denn bœser list.
zuo den gesell dich zehant
und wird in wol bekant,
so muoß es sere an got stan,
scholtu dem galgen entgan.'

DIE TAUB.

'Traht das du nimmer frid seist frei,
so wont dir niemant bei,
und schendig und zornig darzuo
beide spat und auch fruo.
und scholt auch heßig sein, 25a.*)
so fliehen von dir die besten dein.'

DIE EUL.

'Verbirg dich des tags vest,
so vindestu guot gest
die boesen oder frumen
oder wa sie zuo dir kumen.
du seist verr auß gezogen,
so haben sie denn gelogen
und sint die gest denn betrogen.' (*so*)

DIE TULE.

'Red was dein herz gert,
so bistu zuo hofe wert.
lüg, trag vast zuo mit,
daz ist aller claffer sit:
so wirt dein wol gelacht
und hinterwertling ubel bedacht.'

---

349. met? *) *die Hs. verbunden.*

DER WIDHOPF

'Sih, herre, an mein nest! 25b.
unflat dünkt mich das best.
also halt, herre, das haus dein,
als ich tuo das nest mein,
so kümpt niemant gern zuo dir,
als die andern vogel tuon zuo mir.'

DER WEIG.

'Der hüener und der küchlein
der schol vil wesen dein,
also von den bawrn die hern
sich allzeit füllen und nern
und wollen ja ir walden.
also scholtu es, herre, auch halden
und hie und dort nemen
und keins gleichen remen,
so wirt dir des teufels lon
und kümpst in des Lucifers tron.'

DER KUKUK.

'Volg meiner lere, 26a.
traht, das ein ander dein kint nere,
es ist beßer, das hundert sterben
denn das du und die dein verderben.
schick es mit solchem geschicht,
das du genuog hast und sie nicht.'

DIE KRA.

'Wiltu volgen meinem rot,
so iß dein schlechts fleisch und brot
und laß das wilpret und ander guot geret,
also denn zuo hofe gehœret (*so*).

DIE ENT.

'Ich bin die ent und heiß quacquak
und verschlick auch gern was ich mag

die frösch und die vische.
405 die begreif ich gar resche.
auch laß ich mir nit verschmahen
guot und bœs was ich mag vahen.' 26ᵇ.

DER REIGER.

'Du scholt dich des fleißen,
das du iederman scholt bescheißen.
410 wer dir guot und ere tuot,
auf den trag stets bœsen muot
und in guot nimmer gedenk sein:
sih, herre, das ist der rat mein.'

DER WASSERRAB.

'Tuo mort und alle schand,
415 herr, ge her in deim land.
pfadhawch diebe und stelen
scholtu vor niemant helen
und laster und schad und alle schand
scholtu vast zuo dir ziehen im land,
420 so fürcht man dein gewalt.
also du, herre, leben salt!

DER RŒTELWEIER.

'E du des morgens issest fruo 27.ᵃ.
übel tuon scholtu,
an allerlei sachen
425 tuo vast bosheit machen,
bis zornig hin und dort
und stifte manchen mort,
so hat man vor augen dich.
das rat ich dir sünderlich.'

DIE GANS.

430 'Nim hie und dort,
so wirt dir schier ein bœs wort,
und bis wilde da mit,
herre, das ist mein sit,

421. scholt *Hs.*

so wirstu selten liep
und heist doch ein hünerdieb.'

DER HENFLING.

'Gebt ewern mannen gewalte,
das sie sich vor den leuten behalte.
und heist sie kark und bœs sein, 27b.
so meidet man den hof dein,
niemant schol kein guot von dir han,
da von man dir selten guotes gan.'

DER GREIF

'Nim vast wa du es vermacht
und suo got hab kein acht
und fürcht dir vor got nicht,
wie dir von got hinden nach geschicht,
so wirstu aller eren frei.
nu hœrstu was mein lere sei.'

DIE SEL.

'Der bœsten meid sel bin ich doch
und sih dem teufel in sein loch,
so macht mein große bosheit,
das mir .... ie was bereit.
wer lieb von mir begert,
des selben ich in gewert
und tet das er wolt 28a.
wie oft ich scholt.
und wer mich an legt die bet,
des selben willen ich gar gern tet,
und truog dennoch ain krenzlein
und wolt ie ein reine meit sein
als man ir noch vint vil.
die sint mein gespil
die gar gern eins willen tan
und wollen sein dennoch kein wort han.
den muoß auch als mir geschehen
und müßen dem teufel in sein ars sehen

umb dise große mißetat,
das ir nimmer mag werden rat.'

DER TEUFEL.

'Die so bœsen rat geben
schüllen in unsern hulden leben.
herr künig, tuot mein lere
und schintt die armen sere 28b.
und nemt vast unrecht geschos,
so wirt dein sele nimmer peinlos,
so verdient ir groß herzenleit,
das ist euch von den armen bereit.
hoho, herr künig, ir seit mein
und gehœrt zuo der helle pein.
des schüln wir alle sein fro.
nu schreien wir alle hoho!
wol her, ir künig, wir wöln euch geben
zuo lon ein jemerliches leben
da in der helle bitterlich
on ende und ewiklich.'
Hie hat das vogelgesprech ein end
das got uns allen sein huld send.

FRANZ PFEIFFER.

ZUR LITTERATUR HANS ROSENPLÜTS.

Manche Leser der Germania werden es mir Dank wissen, wenn ich sie auf ein neuerdings erschienenes Buch aufmerksam mache, in welchem ungedruckte Dichtungen Rosenplüts veröffentlicht sind. Das Buch, in welchem niemand so leicht Rosenplütsche Gedichte suchen wird, führt den Titel: Das Königthum Georgs von Podiebrad. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des Staates gegenüber der katholischen Kirche, zumeist nach bisher unbekannten und in Auswahl mitgetheilten Urkunden dargestellt von Max Jordan, Dr. phil. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1861.' Hier finden wir unter andern Beilagen S. 394—427 aus der Dresdener Handschrift, welche

467. ir] in.

Keller Fastnachtsspiele S. 1326 ff. ausführlich beschrieben hat, fünf Stücke von Rosenplüt, und zwar

A. *Der Turken Vastnachtspil*, S. 394—402.

Dieß Stück ist, obwohl der Herausgeber versichert, es sei noch nirgends gedruckt, schon von Gottsched im Nöthigen Vorrath 2, 48 ff. offenbar nach derselben Dresdener Handschrift und von Keller a. a. O. S. 288 ff. nach mehreren andern Handschriften herausgegeben. Die verschiedenen unbedeutenden Abweichungen bei Gottsched und Jordan müssen Lese- oder Schreibfehler des einen oder des andern sein.

B. *Von den Turken*, S. 403—408, bisher ungedruckt, angeführt von Keller S. 1340 und Gödeke Grundriss §. 94, Nr. 7.

Es ist ein Lied an den Adler d. i. den Kaiser, der zum Türkenzug aufgefordert wird, voll politischer Anspielungen, die unter allegorischer Hülle (Vogelnamen) versteckt sind. Die Dichtung gewährt auch manche Ausbeute für das Lexicon an einzelnen seltenen Wörtern und an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Hervorzuheben ist auch Strophe 24:

Troyanus vnrecht hasset
des hat in eyn zirckel
in der helle in den ewigen frid gefasset,

eine Hindeutung auf die bekannte Geschichte vom Kaiser Trajanus (vgl. Massmanns Kaiserchronik 3, S. 753), und Str. 38

Darius der kunig
muss dorumb in menschen plut ertrincken,

eine Verwechslung mit Cyrus.

C. *Von hertzog Ludwig von Beyern*, S. 408—414, bisher ungedruckter Spruch, angeführt bei Keller S. 1332 und Gödeke §. 94, Nr. 29, welcher mit Recht hinzusetzt 'für kunde Rosenplüts wichtig.' Der Dichter trifft im Gebirge eine Zwergin und stellt sich ihr folgendermaßen vor:

... Ich bin ein fremder abenteurer,
Zu fursten, zu herren, zu kunigen und zu keisern,
Und bin irer wappen nachreiser,
Nach Adams ere zu plasaniren
Und auch ir varb zu difidiren,
Und such an iren hofen mein narung.

Dann zählt er verschiedene Länder Africas, Asiens und Europas auf, die er durchreist habe: nirgends habe er einen Fürsten gleich

dem Herzog Ludwig gefunden. Auch andre deutsche Fürsten werden dann noch gelobt und gepriesen, und das Gedicht schließt mit einem Gebet zu Gott für diese Fürsten. Aus letzterm hebe ich folgende Stellen hervor S. 413.

Gib (sc. Gott) *in* (sc. den Fürsten) *zucht als dem kaiser Otten* und S. 419

Gib in weisheit als dem Daniel,
Daß iglicher sein landt und leut regir
Als herzog Gottfridt von Pelgir,
Gib in ein gedechtnuss als kunig Eckhart.

D. *Von der Hassenflucht,* S. 414—421, bisher ungedruckter Spruch, angeführt bei Keller S. 1330, Gödeke §. 94, Nr. 5 und im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1859, S. 329.

E. *Ein Spruch von Beheim,* S. 421—427, bisher ungedruckt, angeführt bei Keller S. 1330, Gödeke §. 94, Nr. 6 und im Anzeiger a. a. O. Beide unter D und E mitgetheilte Sprüche beziehen sich auf die Treffen von Tachau und Tauß und sind geschichtlich sehr interessant. Rosenplüt beschreibt die Treffen als Augenzeuge, wie aus der lebendigen Schilderung überhaupt und aus der Wendung 'da sahe ich' S. 422 und 423 hervorgeht.

Ich bemerke schließlich noch, daß der Text der mitgetheilten Stücke an einigen Stellen sehr dunkel und öfter entschieden verderbt ist. Daß Herr Dr. Jordan die Handschrift immer richtig gelesen hat darf man bezweifeln und eine nochmalige Vergleichung wäre wünschenswerth. Seine vollständige Unkenntniss der damaligen Sprache hat er durch einige Anmerkungen genügend verrathen. S. 406 heißt es:

der greif den kefer vber megelt (: *außleget*).

Dazu bemerkt der Herausgeber: '*Megeln* = lat. mejere.' Woher derselbe das Zeitwort *megeln* kennt weiß ich nicht, und wie er dann den Satz verstehen will begreife ich nicht. Offenbar ist zu lesen *vbermeget,* von *übermügen,* überwinden, Frisch 1, 668ᵃ, mhd. WB. 2, 11.

S. 408 Str. 39 steht:

Herr adler bestellet eben
das man wol zu hute.

Der Herausgeber übersetzt: 'daß man wol zu haue.'!!

In der Stelle S. 410:

Kein persefangk so weit nie kam,
Das er des fursten gleichen funde,

erklärt der Hg. *persefang* durch *'Parzival'*! *Persefang* ist das nicht selten in verschiedenen Formen vorkommende *Persevant*, vom französischen parsuivant, eine Art Herold, vgl. Frisch 2, 44, Schmeller 3, 191, mhd. WB. 2, 469.

S. 414 vermuthet der Herausgeber *sochen* (*behut sie dort vor ewigen sochen*) sei vielleicht so viel wie 'soden, sieden.' Die richtige Erklärung hätte er aus Schmeller 3, 191 nehmen können.

Das Fragezeichen auf S. 397 nach *Ses*, *Zinck* und das 'sic' auf S. 401 nach *ehalten* bekunden auch die Unkenntniss sehr bekannter Wörter.

WEIMAR, März 1861. REINHOLD KÖHLER.

DIE WANDERLUST DER SCHWABEN,

mag nun der Name ursprünglich die Schweifenden bedeuten oder nicht, ist sprichwörtlich. „Welches Land liefen die Schwaben nicht aus?" — „Die Schwaben und das böse Geld führt der Teufel in alle Welt" (s. Simrock, Sprichwörter Nro. 9302. 9304). Um so auffallender, daß von den bekannten zahlreichen Volkswitzen aus früherer Zeit (vgl. W. Wackernagel in der Zeitschrift f. d. Alterthum S. 258 ff.) keiner dieser gewiss uralten Neigung der Schwaben, fremde Länder zu durchstreifen, gedenkt. Der Güte meines Collegen Miklosich verdanke ich den folgenden hübschen Spruch, der in launiger, gewiss volksmäßiger Weise erklärt, wie die Wanderlust dem Schwaben weniger angeboren als anerzogen ist. Die Verse stehen von einer Hand des 13. Jhd. auf dem letzten Blatte einer auf der Wiener Hofbibliothek befindlichen Handschrift (Cod. 2447. pag. 68^b) eingezeichnet.

Quando Suevus nascitur,
tunc in cribro ponitur,
dicit ei mater
simul atque pater:
foramina quot cribro
hoc ordine sunt miro,
tot terras circumire
debes, sic vitam finire.

FRANZ PFEIFFER.

LITTERATUR.

1. **Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich Hohenzoller'schen Sammlungen zu Sigmaringen**, beschrieben und erläutert von Ludwig Lindenschmitt, Vorstand des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz. Mit 43 grav. Tafeln und 103 in den Text gedruckten Holzschnitten. Mainz, Verlag von Victor v. Zabern 1860.

Ein hervorragendes, epochemachendes Werk. In dem obern Donauthal finden sich nahe beisammen, und meistens unberührt von der Bodencultur, Denkmäler der früheren Bewohner des Landes, von den Opferplätzen der Urzeit an bis zu den großen Friedhöfen der Alamannen der ersten christlichen Zeit. Im fürstlichen Museum in Sigmaringen sind, insbesondere durch die unermüdete Thätigkeit des Directors desselben, Herrn von Mayenfisch, die Ergebnisse sorgfältiger Ausgrabungen und Nachforschungen aus allen jenen Wohnplätzen, Opferstätten, Grabhügeln und Friedhöfen verschiedener Zeiten vereinigt und bieten dem Forscher in seltener Vollständigkeit und Zuverlässigkeit die Mittel zum übersichtlichen und vergleichenden Studium der Alterthümer des obern Donauthals. Auf Befehl des Besitzers des Museums, des Fürsten Carl Anton, wird diese besonders wichtige und lehrreiche Sammlung vaterländischer Alterthümer in dem vorliegenden schön ausgeführten Werk der Forschung in den weitesten Kreisen zugänglich gemacht, und die Beschreibung und Erläuterung derselben hätte schwerlich einem geeignetern Mann übertragen werden können, als dem thätigen und kundigen Vorstand des Centralmuseums in Mainz, Herrn L. Lindenschmitt. So vereinigt sich alles, um dieses Werk zu einem der wichtigsten für die deutsche Alterthumskunde zu machen. H. Lindenschmitt schlägt einen neuen Weg ein. Statt, wie gewöhnlich, von den ältesten Zeiten in die bekannteren herabzusteigen, beginnt er umgekehrt mit den sicher erkannten und in allen Beziehungen deutlichen Alterthümern der merovingisch-alamannischen Periode, und sucht von diesem festen Boden aus in die ältern dunkeln Perioden einzudringen. Offenbar ist in einem Gebiete, das noch so vielen Raum darbietet für unerwiesene Behauptungen und falsche Voraussetzungen, diese neue Methode, die vom Deutlichen und Sichern ausgeht, die vorsichtigere und darum bessere. Die Alterthümer aller germanischen Völker des fünften bis achten Jahrhunderts sind einander auffallend gleich; sie zeigen, daß das eindringende Fremde mit einem zähen nationalen Element zu kämpfen hatte, und sie berechtigen daher zu Schlüssen auf die ältern heidnischen Zeiten. Die Beschreibung der Waffen, der Kleidung, des Schmucks und der Geräthe der alten Alamannen, wie sie hier nach den Ausgrabungen aus den ersten christlichen Friedhöfen gegeben und mit reicher Belesenheit erläutert wird, muß nach dem Gesagten nicht nur für die Zeit und den Ort der Denkmäler, sondern für die gesammte germanische Alterthumskunde von der höchsten Wichtigkeit sein. Wir erhalten hier z. B. über jedes Stück der altdeutschen Bewaffnung eine ausführliche Untersuchung, die jeder deutsche Antiquar mit Nutzen lesen wird.

Aber auch die römischen Antiquare werden hier manches finden, was für sie von Werth ist, z. B. S. 22 die Untersuchung über das älteste römische *pilum*. Höchst interessant ist ferner die Herleitung eines eigenthümlichen Styls der Ornamentik aus altgermanischer Holzsculptur, und die Abweisung der von Ferdinand Keller und Waagen behaupteten Herkunft desselben aus Irland.

Indem Lindenschmitt auf die ältern Perioden übergeht, kann er nicht umhin, den gemüthlichen Alterthümlern entgegenzutreten, welche beim Anblick jedes Stückchen Erzes außer sich gerathen vor Ehrfurcht und Bewunderung für die großartige Cultur des Keltenvolkes, die von den barbarischen Germanen verwüstet worden sei. Es ist ein hauptsächliches Verdienst dieses Werkes, daß dieses Fantom eines von den Germanen grundverschiedenen, hochgebildeten Keltenvolkes, das aber doch wieder dasselbe sein soll mit der völlig wilden Urbevölkerung Irlands, hier von Seiten einer gründlichen und allseitigen Betrachtung der Grabalterthümer in sein Nichts aufgelöst wird. Die Keltenfrage ist in der Germania nicht behandelt worden, sie kann nicht gelegentlich in einer Anzeige erschöpft werden; ich hoffe anderwärts darüber zu berichten, nachdem ich lange genug im Vertrauen auf die stille Macht der Wahrheit geschwiegen habe, um nicht durch Erbitterung der Personen der Sache zu schaden. Ich begnüge mich daher, auf die einschläglichen wichtigen Untersuchungen Lindenschmitts, die mir zur besondern Freude gereichten, aufmerksam zu machen, und insbesondere die schlagenden Ausführungen über die angebliche uralte Metallurgie des Keltenvolkes zu empfehlen. Es ist mir wirklich überraschend, daß in diesem Punkte die Vernunft sich zuerst bei den Liebhabern und Sammlern alter Schwerter und Scherben Bahn bricht, früher als bei den Historikern und Philologen. Doch werden auch diese noch nachfolgen; man muß nur die Geduld nicht verlieren.

Schließlich beschreibt der Verfasser mit gleicher Umsicht und Besonnenheit die Reste der ältesten Culturperiode, die sich in Felsenhöhlen und in den Pfahlbauten der Schweizer Seen vorgefunden haben.

Das Werk wird ohne Zweifel mächtig dazu beitragen, der gemüthlichen Alterthümelei ein Ende zu machen, und eine wissenschaftliche Periode unserer germanischen Alterthumskunde herbeizuführen. Noch viel wichtiger in dieser Beziehung verspricht folgendes Werk desselben Verfassers zu werden.

2. **Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit**, nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalien zusammengestellt und herausgegeben von L. Lindenschmitt. Verlag von Victor v. Zabern in Mainz.

Will man in Erforschung unserer Alterthümer über den gemüthlichen Dilettantismus hinauskommen, so ist vor Allem eine vollständige Übersicht des Vorhandenen nöthig. Diese wird hier angestrebt und, wie die sieben erschienenen Hefte zeigen, in erfreulicher Weise erreicht. In sehr saubern Abbildungen erhalten wir alle, in irgend einer Beziehung wichtigen Waffen, Geräthe, Schmucksachen, Gefäße und Sculpturen der heidnischen Vorzeit aus allen Sammlungen Deutschlands. Wir sehen der Fortsetzung des Werkes und besonders dem

Texte, dessen Anfang erst mit dem 10. Hefte ausgegeben werden soll, mit Verlangen und mit hochgesteigerter Erwartung entgegen.

Wir hoffen, daß der Verfasser ermuthigt wird, seinen Plan noch weiter auszudehnen, und auch die nordischen, englischen und französischen Alterthümer aufzunehmen. Insbesondere wünschen wir, daß nicht nur die in den Gräbern gefundenen Gegenstände beschrieben werden, sondern auch die Gräber selbst, die Denkmäler aller Art von Stein und Erde, die Bauwerke, die Steinringe, die sogenannten Druidenaltäre, Cromlech und Menhis, die Pictenburgen und Pictenhäuser, kurz alle die zum Theil erstaunlich großartigen Werke, die man unter dem Namen der druidischen oder keltischen zu befassen pflegt. Es ist bereits eine Menge vortrefflichen Materials vorhanden, aber es ist zerstreut in zahllosen ältern und neuern, insbesondere französischen und englischen Büchern und Zeitschriften. Es ist ein dringendes Bedürfniss, daß auch diese Zeugen der Vorzeit in einem Sammelwerk vereinigt werden, und wir hoffen, daß das germanische Centralmuseum in Mainz wirklich der Vereinigungspuukt werde für alle Alterthümer des ganzen keltisch-germanischen Stammes.

A. HOLTZMANN.

Origines Europaeae. Die alten Völker Europa's mit ihren Sippen und Nachbarn. Studien von Lorenz Diefenbach. Frankfurt. Verlag von Joseph Baer. 1861.

Es ist eine erfreuliche Folge der neu angeregten Fragen über das Verhältniss der Kelten zu den Germanen, daß man die erhaltenen gallischen Sprachreste sorgfältiger sammelt und erläutert. Den Anfang machte Bellognet in seinem verdienstlichen, aber noch unvollendeten Buche ethnogénie gauloise. Ihm folgt Diefenbach, der um so mehr zu einer kritischen Sichtung des gallischen Wortvorraths sich gedrängt fühlen mußte, als er selbst durch seine ungenauen, zum Theil falschen Angaben in seinen celtica Irrthümer verbreitet hatte. Der eigentliche Inhalt der origines ist dieses berichtigte gallische Wörterverzeichniss, das jedoch, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, nicht streng auf gallische Wörter beschränkt ist. Vorausgeschickt ist eine längere Abhandlung über Rassen, Sprachen, Kelten, Ligurer, Iberer, Germanen und viele andere Völker Europas und Asiens, in welcher man möglicher Weise irgend eine Notiz, die man anderwärts übersehen hat, zu seiner Belehrung finden kann. Nebenbei hat das Buch auch die Absicht, mein Buch: Kelten und Germanen, zu widerlegen. In die Sache selbst kann ich hier nicht eingehen; ich bemerke, daß Diefenbach mit aller seiner Gelehrsamkeit mich selbst nicht überzeugt hat, daß aber auch ich kaum noch hoffe, ihn zu meiner Ansicht zu bekehren. Andere werden schwerlich von diesem Buch eine große Einwirkung auf ihre Ansichten erhalten. Wenn ich z. B. und viele Andere meinen, das gallische Wort *gaesum* sei in allen deutschen Sprachen erhalten *gêr, geir, gâr*, so findet Diefenbach dieß gar nicht der Erwähnung werth, sondern behauptet, für *gaesum* lasse sich nichts deutsches beibringen, als altn.

kesia. Dagegen daß *alauda* brittisch sei, ist ihm kaum zweifelhaft, weil es ein kymrisches Wort *allwed* gibt, welches der Schlüssel heißt. Meine Erklärungen von Gaesati, Grannus, Ogmins u. s. w. werden auf die einfachste Weise beseitigt, durch Stillschweigen.

Diefenbachs Buch ist gewiss sehr verdienstlich; es gibt eine Menge von Stoff und Vergleichungen; und hat alle die schönen Eigenschaften, die Diefenbachs Bücher haben. Man hat diesen Stoff und diese Vergleichungen zum Theil nicht nöthig, zum Theil gehören sie nicht zur Sache; aber man findet immerhin vieles, wofür man dankbar ist, und manche dieser aufgehäuften Vergleichungen kann vielleicht auf die rechte Spur führen. Aber Niemand wird von Diefenbach eine mit Schärfe geführte Untersuchung, eine drängende und überzeugende Beweisführung erwarten. Für meinen Theil habe ich den anständigen Ton zu rühmen, wie ich ihn bei meinen Herrn Gegnern nicht immer finde.

A. HOLTZMANN.

---

1. **Der Quellkultus in der Schweiz.** Von H. Runge. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller 1859.
2. **Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck.** Von L. Curtze. Arolsen. Verlag von A. Speyer 1860.
3. **Johannes Nasus,** Franziskaner und Weihbischof von Brixen. Von Joh. B. Schöpf. Innsbruck 1860.

1. Runge weist aus den Überlieferungen und dem Glauben des Volkes nach, daß in der Schweiz Quellkultus in ausgedehnter Weise bestanden habe, und zeigt dann bestimmte gottesdienstliche Gebräuche auf, die sich auf das Wasser beziehen. Die Abhandlung ist mit großer Sachkenntniss und Umsicht geschrieben und gehört zu den besten Arbeiten dieser Art. Es ist nur zu wünschen, daß andere dem Beispiele des Hrn. Runge folgen und den in Sagensammlungen massenhaft zusammengetragenen Stoff zu wissenschaftlichen Monographien benützen und verarbeiten möchten. Glänzende und längst ersehnte Resultate würden nicht fehlen, und die Erforschung deutscher Sagenkunde und Mythologie würde dadurch um ein gutes Stück gefördert werden. Möchte der Herausgeber vorliegender Schrift den anderen Elementen und ihrem Kulte bald seine Aufmerksamkeit und ähnliche gediegene Schriften widmen. — Da der Raum dieser Zeitschr. nicht erlaubt in's Einzelnste einzugehen, beschränkt sich Referent auf folgende Bemerkungen. R. weist mit vielen Belegen nach, daß es in der Schweiz heilige Brunnen, Heidenbrunnen, Zeitbrunnen, Hungerbrunnen, Jungbrunnen gebe. Bei den Quellen, die mit Legenden in Verbindung stehen, erfährt man, daß die drei h. Jungfrauen, von denen in Baiern und Tirol so oft erzählt wird, auch in der Schweiz bekannt sind. Auf dem Rigi ist der Schwesterbrunnen zu Kaltbad, bei welchem zur Zeit der Verfolgungen der habsburgischen Landvögte drei h. Jungfrauen sich niedergelassen haben sollen. Ein zweiter Schwesterbrunnen ist zu Rasp (Kanton Zürich) S. 11. — Zur Stelle „die Kirche weiß von der heil. Columba, der

auch im französischen Jura, Quellen und Steine geweiht sind, nichts" (S. 12) ist zu bemerken, daß hier wohl unter den drei h. Columba, welche die Kirche kennt, jene gemeint sei, von der es im Martyrologium Rom. 31. Dec. heißt: „Apud Senonas sanctae Columbae virginis et martyris quae, igne superato, in persecutione Aureliani imperatoris gladio caesa est. — Die Segnungen empörter Gewässer kommen noch in Tirol vor (vergl. Tirol. Sg. Nr. 162). Ja in einigen Gegenden Tirols wird, wenn eine Procession über einen Bach zieht, derselbe gesegnet. — Zu S. 16 vergl. Hesiods Tage und Werke. V. 755 ff. — Zu der Stelle: In den Ganges darf der Hindu nicht speien, gibt ein Aberglaube in Waldeck ein interessantes Gegenstück. Dort heißt es: „Wer in das Wasser speit, speit unserm Herrgott in die Augen" Curtze S. 412. Zu weit geht die Behauptung, daß ein Rest der den Gewässern dargebrachten Menschenopfer unzweifelhaft die Ertränkungen der Verbrecher und namentlich der Hexen im Mittelalter seien (S. 24). Zu dem Glauben, daß Seen und Flüsse alljährlich ein Menschenleben fordern, mag bemerkt werden, daß dieser Glaube auch bezüglich der Berge vorkommt. So sagt man in Oetzthal: „der Timbels will jährlich sein Opfer haben." — Daß Isengrind ursprünglich ein Wolf war, ist unzweifelhaft. S. 27. — S. 30 sollte auf Iwein 637 und Krone S. 3046 verwiesen sein.

2. Diese sehr fleißige Sammlung enthält 37 Märchen, 140 Sagen, viele Volksreime, Räthsel, Sprichwörter, Aberglauben, Sitten und Gebräuche, nebst einem recht dankenswerthen Idiotikon. Jedem Abschnitt geht eine Einleitung voran, worin der Herausgeber zeigt, daß er sich über die bezügliche Litteratur wohl unterrichtet hat. Den Kern des Buches bilden die Märchen und Sagen; in den letztern begegnen uns oft der wilde Jäger, der Teufel, weiße Jungfrauen mit Schätzen und Springwurzeln, Hünen und Hollen, Zwerge und Hexen. Weniger reich sind die Sitten und Gebräuche vertreten und man muß bedauern, daß Curtze das in seiner Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums Waldeck über Ostereier, Maibäume, Eierlesen, Erntehahn (S. 404 ff.) ausführlich Mitgetheilte nicht in vorliegende Sammlung aufgenommen hat. — S. 187 vermisst man ungerne die versprochene Abbildung des Wolfes. Zu dem darüber Berichteten vergl. Wolf Zeitschrift 1, 284. — Der Teufel in Nr. 10, 11, 13, 14 ist nicht auf Wuotan zu deuten. Auffallend ist die Sage Nr. 41, worin die Hollen als Riesenweiber auftreten. Es ist hier ein Verwechseln der Riesen und Zwerge, wie dasselbe in Tirol öfters zwischen den Lorgen und Nörglein vorkommt. Auch die Hünen nähern sich hier (Nr. 43) den Zwergen und schieben Wechselbälge unter. Die Nr. 47 erwähnte Ceremonie bei dem Feuerheerde, womit man die Holle vertrieb, bestand wohl im Kochen in Eierschalen oder Eichelnäpfchen, s. Grimm Mth. 437. Tirol. Sg. S. 61. — Das Schmieden der Zwerge ist S. 228 irriger Weise auf das Gedeihen der Erdgewächse gedeutet. Es hat Bezug auf das Erzeugen und Bearbeiten der Metalle in den Bergen. Zu S. 230 ist zu bemerken, daß Hexenringe frei von Gras sind, Elbenringe zeigen üppigern Graswuchs. Es ist in Nr. 58 somit vom letzteren die Rede. — Zu Nr. 61 vergl. Kuhn Norddeutsche Sagen Nr. 236. Runge Quellkultus S. 25. Rochholz 2, 207. Bechstein thür. Sagenbuch 1, 36. Maurer isländ. Sagen S. 86. Tirol. Sagen S. 416. — Die Sage, die von der Weibertreue zu Weinsberg erzählt wird und durch ganz Deutschland verbreitet

ist (vergl. ihre Litteratur Tirol. Sagen S. 395) haftet in Waldeck an der Weidelburg Nr. 114. — Die Bemerkung, daß die Mittelreime und Pausen nur bei wenigen Dichtern des Mittelalters vorkommen S. 320 muß dahin beschränkt werden, daß dies nur vom 13. Jahrhundert gilt, denn im 14. sind beide Reimarten nicht selten. — Bemerkenswerth ist, daß viele Aberglauben, die anderswo an die Andreasnacht oder an den hl. Abend sich knüpfen, in Waldeck auf den Mathiastag bezogen werden.

3. Diese treffliche Biographie muß hier genannt werden, weil sie S. 70 ff. einen kleinen, aber werthvollen Beitrag zur Litteratur der Sprichwörter enthält. Johannes Nas, jeder Zoll ein Mann des Volkes, liebte in seinen Schriften Volksredensarten und Sprichwörter zu gebrauchen. Joh. Bapt. Schöpf hat diese sorgsam gesammelt und eine Auslese davon am Ende seines Aufsatzes, der das Programm des Gymnasiums zu Bozen ziert, mitgetheilt. Jeder Freund deutscher Spruchweisheit wird ihm dafür dankbar sein.

I. V. ZINGERLE.

Franz Xaver Wöber, Wort- und Sachverzeichnis zu J. Grimms deutscher Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache. I. Theil: Wortverzeichnis. Wien 1860. A. A. Wenedikt. IV und 604 Seiten in gr. 8°.

Wer sich in J. Grimms deutsche Grammatik gewissermaßen hineingelebt hat, wird, obwohl dem Buche selbst alles abgeht, was einem Register oder auch nur einer Inhaltsübersicht gleichsieht, dennoch in der Regel rasch oder doch ohne zu großen Zeitverlust finden was er sucht. In der Regel, nicht immer; denn wem von uns wäre es nicht schon begegnet, daß er das Gesuchte gar nicht oder doch nicht in dem Augenblick fand als er dessen bedurfte? Es sollte mich wundern, wenn nicht der verehrte Verfasser selbst schon in diese Lage gekommen wäre. Ein vollständiges Register ist daher immerhin für Alle ein erwünschtes, für Anfänger oder mit der Grammatik weniger Vertraute ein geradezu unentbehrliches Hülfsmittel, und wir dürfen dem Verfasser dankbar sein für die ungeheure Mühe, der er sich zu unserer Bequemlichkeit unterzogen hat.

Das erste Erforderniss eines guten Registers ist Vollständigkeit und Genauigkeit der Citate. So weit ich durch eigenen Gebrauch mich habe überzeugen können, muß ich dem Verfasser das Zeugniss geben, daß er mit musterhafter Sorgfalt und Pünktlichkeit gearbeitet hat. Als ein erheblicher Fehler ist zu tadeln, daß bei Wörtern, die öfter, aber in ganz verschiedener Bedeutung vorkommen, zur Orientierung des Benützers nicht gleich die verschiedene Bedeutung oder der lateinische Ausdruck beigesetzt ist. Unter *kâs* z. B. werden 11 Stellen citiert. Das erstemal ist *kâs* das altfries. praet. = *elegit*, das zweite mal litth. = *quis*, u. s. w. Durch jedesmalige Beifügung der Bedeutung bei mehrfach vorkommenden Wörtern, was ohne besondern Raum in Anspruch zu nehmen leicht hätte geschehen können, wäre uns viel Mühe und Zeitverlust erspart und die praktische Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht worden. Doch soll dieser Tadel unsern Dank für die Aufopferung

des Verfassers nicht schmälern; im Gegentheil wünschen wir, daß es ihm möglich sein möchte, dem ersten Theil auch den zweiten mit dem Sachregister, dessen besonders der vierte Band der Grammatik bedarf, recht bald folgen zu lassen.

F. PFEIFFER.

Über den Ritter Kei, Truchseß des Königs Artus. Von Dr. Friedr. Sachse. Berlin 1860. 20 SS. 8.

Wenn man den Namen Kei's nennen hört, denkt wohl jeder unwillkührlich an einen hämischen vorlauten Großsprecher, an einen zwar stäts zum Kampfe bereiten, aber immer mit Schand und Spott daraus hervorgehenden Ritter. Und in dieser Gestalt erscheint er allerdings in der bei weitem größern Anzahl der deutschen Artusromane, im Iwein, Wigalois, Lanzelet, in Heinrichs Krone, in Freibergs Tristan, z. Th. auch bei Wolfram und im j. Titurel, und in diesem Lichte ist er auch in den Litteraturgeschichten, namentlich der von Gervinus dargestellt. Nicht vortheilhafter und besser ist er im Garel vom Pleier, wovon Zingerle in den Runkelsteiner Fresken einen Auszug gegeben hat (Bogen 10[a]), und in dem noch ungedruckten Gauriel von Muntavel von Konrad von Stoffeln (S. 43—45 der Donaueschinger Hs.) geschildert. Gleichwohl ist dieß nur die eine, unschönere, die Kehrseite seines Bildes. Die andere Seite zeigt uns ein völlig verschiedenes, weit vortheilhafteres Bild. Beide nebeneinander zu stellen und unbefangen zu würdigen hat sich Hr. S. in dieser hübschen kleinen Schrift mit feinem Sinne zur Aufgabe gemacht. „Nach den altenglischen Darstellungen ist Kei einer der tapfersten Helden des Königs Artus, und auch in den deutschen Dichtungen, selbst solchen, die Ungünstiges von ihm berichten, wird seiner oft noch des Rühmlichsten gedacht. Er ist Truchseß und Seneschal des K. Artus, daher als einer der ersten Hofbeamten überall mit Rath und That rasch zur Hand. König und Königin lassen sich seinen guten Rath gern gefallen, ja er ist wohl der Einzige, der guten Rath ertheilen kann. Er ist anerkannt der Tapfersten Einer und er ist sich seiner Tapferkeit wohl bewusst. Er drängt sich daher zum Kampfe vor überall, wo es die Ehre des Hofes, wo es das Wohl seines Fürsten und Herrn zu erheischen scheint. — So schildern ihn Hartmann, Heinrich vom Türlein, Wolfram, namentlich aber der tugendhafte Schreiber in einem Gedicht (MSH. 2, 102), in welchem Gawein und Kei zu einander reden. Nach dieser Darstellung erscheint Kei als ein höchst tüchtiger, angesehener Ritter, als ein zuverläßiger Rathgeber seines Fürsten, als ein treuer Wächter wahrer ritterlicher Ehre und als ein energischer Zuchtmeister jeder Verletzung des höfischen Anstandes und feiner Sitte, ohne welche Artus Hof gar nicht hätte bestehen können."

„Das Wohlgefallen an der Verzerrung und Verunstaltung eines so hochgestellten, eines ursprünglich so ausgezeichneten und anerkannt tüchtigen Ritters gehört dem Geschmack der damaligen Zeit an und rührt vielleicht nur von dem Bestreben her, dem Ernste den Scherz an die Seite zu stellen, wie dieß bei allen mittelalterlichen größern Gedichten, selbst im Nibelungenliede, zu bemerken ist. — In der That ist diese Doppelerscheinung des Guten und Schlechten, des Schönen und Häßlichen, des Ernsten und Lächerlichen ganz

dem Geiste und Geschmack des Mittelalters angemessen, und es müssen solche Gegensätze, will man die Schätze älterer Zeit richtig verstehen und genießen, nach dem Geschmacke, der Bildungs- und Culturstufe ihrer Zeit betrachtet und gewürdigt werden."

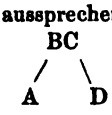
Zur richtigen Würdigung dieser eigenthümlichen und bisher fast räthselhaften Gestalt hat der Verf. durch seine sorgfältige Untersuchung Wesentliches beigetragen und uns das Verständniss Kei's eigentlich erst erschlossen.

F. PFEIFFER.

Des Priesters Wernher Driu liet von der maget nach einer Wiener Handschrift mit den Lesarten der übrigen herausgegeben von Julius Feifalik. Wien, C. Gerolds Sohn. 1860. XXX, 128 Seiten 8. $1^2/_3$ Rthl.

Dieselbe Handschrift, aus welcher Feifalik 'die Kindheit Jesu' herausgab (vgl. Germania 5, 247—256) bot ihm auch Wernhers Marienleben, und wie von jenem Gedichte, so glaubte er auch von diesem den ursprünglichen Text in der Wiener Handschrift gefunden zu haben. Eine Überarbeitung hat Wernhers Gedicht ohne Zweifel erfahren und zwar noch im 12. Jahrhundert: die Berliner Handschrift enthält eine solche. Mit Recht erblickte Hoffmann in dem Docenschen Bruchstücke (Fundgruben 2, 213) ein Fragment der ursprünglichen Bearbeitung. Was einer dritten Bearbeitung anzugehören schien, das Mone'sche Bruchstück (Anzeiger 5, 156—164) ist nicht wie Haupt (Zeitschrift 7, 257) wähnte 'mit etwas größerer Kunst' umgearbeitet, sondern gehört gerade der ursprünglichen Bearbeitung an. Das Verhältniss der verschiedenen Bearbeitungen klar zu erkennen, trägt allerdings die Handschrift des Deutschordensarchivs zu Wien bei, die außer der Berliner die einzige vollständige ist: daß sie aber deswegen 'die ursprünglichste und echteste Fassung' (S. XIII.) biete, dieß zu widerlegen wird im einzelnen Falle nicht schwer sein. Dagegen enthalten meine Bruchstücke, die zu derselben Handschrift mit den Mone'schen gehören, in Wahrheit den ältesten unüberarbeiteten Text: außer ihnen noch Docens Bruchstück, das in einem kleinen Theile mit meinen Bruchstücken zusammenfällt und den besten Text unter allen gewährt. Feifalik betrachtet das Verhältniss der Hss. und Bearbeitungen so:

A, die Wiener Handschrift, der ursprüngliche Text; B (Docens Bruchstück) und C (Mones und meine Bruckstücke) eine erste; D (die Berliner Handschrift) 'eine zweite noch mehr ins Breite gehende Umarbeitung', die erst auf Grund der ersten entstanden sei. Ich will, indem ich den Beweis nachher geben will, hier gleich das wahre Verhältniss aussprechen:



d. h. BC enthalten den ursprünglichen Text; A und D sind zwei von einander unabhängige Bearbeitungen; jede von ihnen hat das Original vor sich gehabt, aber auf verschiedene Weise geändert. D, wiewohl im Ganzen freier verfahrend, scheint doch die ältere Umarbeitung, sie bewahrt viele alterthümliche Ausdrücke, Assonanzen, die in A bereits entfernt sind. A dagegen weicht viel weniger in größeren Partien vom Originale ab, wiewohl sich ein Bestreben zu verkürzen zeigt, A verhält sich in dem was es gibt knechtischer zum Urtexte, verräth aber durch Entfernung alter Reime eine verhältnissmäßig junge Zeit, und durch die an die Stelle jener gesetzten rohen Reime (denn zwischen rohen und freien Reimen waltet ein großer Unterschied [1]) einen ungebildeten Dichter. Daher kann des Herausgebers Angabe, die Handschrift gehöre vielleicht noch dem zwölften Jahrhundert an, schon aus diesem Grunde nicht richtig sein: sie ist bereits von Pfeiffer (Germania 5, 247) widerlegt. Wir kommen mithin beinahe zu dem entgegengesetzten Resultate als Feifalik: A ist verhältnissmäßig der schlechteste, gewiss der jüngste Text. Damit soll nicht gesagt sein, daß D in allem dem Urtexte näher steht als A; in vielen Stellen hat A das ursprüngliche bewahrt wo D ändert, aber eben so häufig tritt der umgekehrte Fall ein.

Der Herausgeber handelt, nachdem er das Handschriftenverhältniss besprochen von der Frage, ob Wernher von Tegernsee als Verfasser des Marienlebens betrachtet werden dürfe, wie bisher allgemein geschehen. Er verneint sie mit Recht: freilich gelingt es ihm nicht eine andere bestimmte Persönlichkeit an die Stelle zu setzen noch auch dem Dichter eine neue Heimat zu erwerben. Den von Wernher erwähnten Weltpriester Mangold, der den Dichter förderte, nachzuweisen, ist ihm ebenfalls nicht geglückt. Endlich spricht die Einleitung von der Quelle des Gedichtes, die er in dem *pseudoevangelium Matthaei de nativitate Mariae* findet.

Ich gehe zur Betrachtung einzelner Stellen über. Zu den häufigsten Fällen gehört es, daß A den Unterschied der Reimworte, das in einem schließenden *n* besteht, auszugleichen sucht, vgl. 17. 39. 53. 55. 167. 239. 401 u. s. w. Einen Beleg haben wir gleich in den ersten Zeilen des Gedichtes, wo A aber den Reim auch noch auf andere Weise zu glätten sucht. 4—6 liest D:

diu geruoche ouch mîne sinne
und mîne bruste erreinen
vor aller slahte meile.

A hat *von aller slahte meinen*; es müßte wenigstens *meine* heißen, denn der Pluralis ist nicht üblich. Aber *meil* ist das echte und passt auch zu dem Bilde *erreinen* besser: 'von allen Flecken rein machen.'

66. *gruoz* in A für das alterthümliche *mandunge* in D.

76. A mit drei Hebungen, D mit fünf, was Wernher am Schlusse der Absätze liebt, also das echte ist.

79. *materje* (: *herje*) hat, wie der Reim zeigt kein langes *ê* in der mittleren Silbe (auch das lateinische Wort nicht).

97. Die zwei hier ausgefallenen Zeilen dürfen nicht fehlen: A gewährt in

[1]) Darnach ist Feifaliks Behauptung, daß in A mehr ungenaue Reime vorkommen als in den übrigen Handschriften, zu berichtigen: mehr rohe allerdings, alterthümliche!

Folge dieser Auslassung, die wegen des doppelt ungenauen Reimes (*erbûwen* : *niuwe*) geschehen scheint, eine verkürzte Präteritalform *chundet* (: *geschundet*), die dem echten Texte nicht zukommt. Warum schreibt hier der Herausgeber *u*, während *ü* in *stunden* 41, *für* 65 u. s. w.?

122. Auch hier hat D die üblichen fünf Hebungen, A nur vier.

142. Nach dieser Zeile sind von A zwei Verse ausgelassen wegen des Reimes *ervinden* : *kinde*; noch klarer ist der Grund bei den nach 152 ausgefallenen vier Zeilen, die die Reime *bluome* : *ruowe*, *michel* : *sicher* in D bieten.

159—166 weichen stärker von D ab, aber auch hier sprechen die Reime dafür, daß D das ursprüngliche bewahrt hat; A hat nur einen ungenauen Reim *sêle* : *hêre*, der echt sein mag, D dagegen die viel alterthümlichere *himele* : *gesidele*, *anger* : *slangen*.

189—190 sind entschieden unecht, sie fehlen in D: der Beweis liegt in dem Reime *namen* : *âmen*, wie darin daß die vorhergehende Zeile (188) die fünf Hebungen hat, also den Schluß des Absatzes bildet. Dem Gedanken fügen 189. 190 nichts neues hinzu. Reime wie *namen* : *âmen* begegnen in dem Texte der Kindheit Jesu in A ebenfalls, daher die Vermuthung begründet ist, daß beide Gedichte von demselben Bearbeiter, der nicht älter als die Mitte des 13. Jahrhunderts ist, umgearbeitet wurden.

205. 206. Hier scheint weder A noch D das ursprüngliche zu bieten. Wenn *Jacôbe* : *ê* (A) reimt, so ist doch wenigstens *Jâcôbe* zu schreiben; aber *in des himels hôher ê* ist ein Unsinn; D reimt *dâ nâh* : *sah*, was auch unwahrscheinlich und willkürliche Besserung ist. Der echte Text lautete:

Jsâac und Jacôbe,
der in des himels hôhe;

denn *b* und *h* dürfen assonieren.

229. 230. A *ziersam* : *lobesam* (ich führe der Kürze wegen gewöhnlich nur die Reimworte, nicht die Verse an), D reimt *chunne* : *ersprungen*; jedenfalls ist letzteres der echte Reim, der zugleich beweist, daß dem Dichter *u*, nicht der Umlaut *ü* zukommt.

242. *swâ ez geschriben sî* in A, offenbar entstellt: *swâ* erklärt sich auch graphisch aus *sô wā*, *ez* aus *is* für *ich*.

243. *bereitunge* in A für das ältere *garewunge* in D.

269. 70. A *chrankheit* : *leit*, in D *brôde* : *schône* (adv.), jedenfalls ist letzteres das echte, das zugleich dem Dichter den Umlaut *oe* abspricht.

281. A lässt wieder zwei Zeilen aus, wegen des alterthümlichen *hiwische* (: *tische*).

291. 292 in A an die Stelle von vier Versen in D getreten; der Reim *sie* : *vie* (*vihe*) verräth den Bearbeiter; dagegen hat A (295—298) vier Zeilen wo D nur zwei hat, aber auch hier liegt wenigstens in der letzten eine Entstellung in A vor: dem Bearbeiter war *chorter* fremd und er gab der Zeile einen andern Sinn. Daß D hier das echte hat, zeigt schon die klingende Schlußzeile von fünf Hebungen.

367. *tûbe* : *versûmunge* ist keine Assonanz, wohl aber *tûbe* : *versûme*, wie D liest; *versûmunge* die jüngere von A eingeschwärzte den Reim entstellende Form.

Wenn schon aus diesen angeführten Stellen hervorgeht, daß in der Mehrzahl D dem ursprünglichen Ausdruck näher steht als A, so können wir das

Verhältniss noch bestimmter erkennen, wo wir C zur Gleichung haben. 415—6 reimt D *chunden* : *stunden*, A *chumberlich* : *sich*: daß hier beide Hss. geändert haben zeigt C, wo der Reim *versûmen* : *chummern* lautet. Letzteres Wort gehört zu den zahlreichen Schreibfehlern in C, es muß *châmen* lauten. ahd. *kâmjan* 'klagen', vgl. Graff 4, 396.

425—26. CD reimen *entwichen* : *michel*, von A geändert in *gewîchen* : *herzechlichen*.

433. reimt C *hôhe* : *vrône*, A *schône* : *vrône*, hier ändert auch D.

489. ist *chumber* in A ein Schreibfehler für *chunder*, wie CD haben.

498. A schreibt *sweinent* für *sweiment*, um den Reim (: *meinent*) zu glätten.

515. C reimt *sachen* : *geschaffen*, A *sachen* : *gemachen*, D lässt beide Verse aus.

591. *sinnen* : *entrinnen* in A; auch hier hat D den echten Reim *sûne* (*siune*) : *châme*; der Grund der Änderung scheint in dem ersten Reimworte zu liegen, das auch 855 entfernt ist (A *lûne*), wo CD übereinstimmend *sûne* haben.

593. *vinten* : *ilten* in A sieht wie echt aus; vergleicht man aber D *vianden* : *erchande*, so sieht man, daß A das alterthümliche *viant* entfernen wollte. Daß A *erchande* im Texte vor sich hatte, sieht man aus dem davon abhängigen *daz* 596.

603—4. in A sind unecht: der Reim *ane* : *sesame* (für *sesamene*, vgl. 256) kann Wernher nicht zukommen. Nach 606 sind zwei Zeilen mit dem Reime *ofte* : *tohte* (D) ausgeworfen. 607—8. haben in A unrichtigen Reim *dar* : *swâr* (für *zwâre*), D hat wohl das richtige *dar* : *Ysachar*.

823—4. reimt A *wegen* : *segen*, CD *êwen* : *vlêhen* (*vlêgen*), vgl. 163 wo diesen Reim auch A beibehielt.

870. Die hier ausgefallenen Zeilen von C und theilweise D enthalten in C einige Reime, die die Ursache der Entfernung in A zeigen: es reimt *undermischen* : *hiwische* (vgl. zu 281), was auch in D entfernt wurde; aus gleichem Grunde wurden in AD zwei Reimzeilen mit dem Reime *hoche* : *sache* (vielmehr *hôhe* : *sâhe*) umgeändert, von jedem Bearbeiter auf verschiedene Weise, so daß man recht die Unabhängigkeit der beiden Bearbeitungen von einander, ihre Abhängigkeit von C (oder dessen Originale) sieht.

877. *schalle* : *alle* A, *wâren* : *vrâgen* C, ebenso in den folgenden Zeilen *zæme* (adj.), : *chæme* A, *schæne* : *quæme* (oder *chæme*) C: es kann nicht zweifelhaft sein, wo hier das richtige liegt.

884. setzt A das dem Sinne widerstrebende *minne* für *stimme* in C, um den Reim zu glätten.

1016. Daß hier der ursprüngliche Reim *frist* : *dienst* (beide Hss. lesen *dienst*, während D hier ändert) ist, braucht kaum bemerkt zu werden.

Nach 1044 lässt A zwei Zeilen des Reimes wegen (*loben* : *komen*) aus: CD haben sie. Aus demselben Grunde sind nach 1048 zwei Zeilen, die C, nicht D, hat, ausgeworfen.

1055—56. macht das Verhältniss von C zu A einer-, zu D andrerseits wieder recht klar.

C.	A.	D.
vor gotis geburte	*vor gotes geburte noch,*	*ê das got menniske wurde*
swie guot die liute worhten.	*swaz die liute tâten doch.*	*âne suntliche burde.*

Beide Bearbeiter (A und D) entfernen den ihnen zu frei erscheinenden Reim, jeder auf verschiedene Weise.

1083—84. wo CD gegen A stimmen, hat A eine unerlaubte Verkürzung des Präteritums *entrant'* (: *pant*).

1085—86. reimt C *volgære* (*volgâre*) : *wâren*, A ändert, D lässt aus. 1089 stimmen wieder CD gegen A, die Ursache der Änderung scheint *glast* gewesen zu sein. Ebenso 1093 CD gegen A, welches *heiligôn* (: *lôn*) entfernen wollte.

Nach 1098 lassen A sowohl als D mehrere Zeilen aus, D nur zwei, A dagegen vier. Der Grund scheint für beide (oberdeutsche) Bearbeiter in dem Reime *karten* : *marter* zu liegen, den sie auslassen: er beweist wie so manches andere, daß der Dichter kein Oberdeutscher war, kein Baier, wozu ihn die bisherige Überlieferung und auch Feifalik stempelt. Wenn der Herausgeber bemerkt (S. XXI) 'sicher ist bloß, daß unser Dichter in Baiern geboren ist: Reim und Sprache bezeugen dieß,' so mag das von der Überarbeitung A und auch von D gelten, wiewohl es keineswegs 'sicher' ist, nicht von C, in welcher Hs. wir den unzweifelhaft echten Text besitzen. Die mitteldeutschen Sprachformen, die C an sich trägt, weisen auch auf die Heimat.

Nach 1118 hat Vf. eine Reihe von Versen (12 in C) ausgelassen, die mit geringer Abweichung auch D hat, und dafür zwei an die Stelle gesetzt, die von der Erfindungsart und Reimroheit des Überarbeiters sind:

nu helfe got der guote
durch sîn werdez pluote;

die Hs. *plût*, also meinte der Bearbeiter *der guot* : *pluot*, mit drei Hebungen. Auch D hat einiges geändert und versucht die Reime zu glätten, so *ledigunge* : *abgrunde* (D *ledig* : *wandelunge*), *gezouwe* (C hat *gezæme*) : *hôhe*, D *scouwen* : *gezouwe*.

1121. ist der Reim in CD übereinstimmend *ingesinde* : *nîde*, A zieht dieß und das folgende Reimpaar in eins zusammen *insinde* : *vinden*; das ursprüngliche scheint *ingesîde* : *nîde* zu sein, wie D wirklich hat, und auch dieser Reim weist auf mitteldeutsche Gegenden.

Nach 1148 überspringt A wiederum eine Reihe von Versen, unter denen ein Reimpaar *lôn* : *heiligôn*, das auch in D geändert wird (vgl. zu 1093), während die übrigen aus C beibehalten sind. Ebenso sind nach 1188 acht Reimzeilen von C in A ausgelassen, die D getreu überliefert, mit Ausnahme eines Paares, das aus einer Assonanz in einen reinen Reim verwandelt ist.

1193. in A eine unerlaubte Verkürzung *huot* (für *huote*) : *guot*, CD haben übereinstimmend das richtige.

1201. reimt A *alter* (Altar) : *salter*, jedenfalls das jüngere, C hat *altære* : *sprœche*, das richtige hat in diesem Falle D wie die Übereinstimmung mit B ergibt *altære* : *lære* (für *læse*). *sprœche* in C scheint eine der vielen Schreibfehler der unachtsam geschriebenen Handschrift.

1207. *Gabriêl* : *hêr* in BCD, A allein ändert *Gabriêl* : *snel*.

Nach 1210 sind zwei Zeilen ausgelassen wegen des Reimes *ir* : *vil* in BC, auch D ändert in *vil* : *wil*, behält aber doch die Verse bei.

1233—34 lesen BC:

daz si wolte erschînen
bî den heiligen wîben.

A. *wolde beliben*
bî den reinen wîben.

D. *mit den was diu maget rein*
alsô daz sie stæte schein.

Auch hier ist das Verhältniss des Urtextes zu den Bearbeitungen klar. Beide wollten die Assonanz entfernen, A indem es den zweiten Reim beibehält, den ersten ändert, D indem es unter Bewahrung des ersten Reimwortes das andere vertauscht. Im folgenden ändert und lässt A stärker aus, D nur zwei Zeilen, die übrigen werden geändert.

1329—30 liest C:

Dô si begunde wahsen, AD: *Dô si wahsen begunde,*
dô wart si an dem vahse *dô wart sie an der* (*in kurcer D*) *stunde.*

Der Grund der Änderung in beiden Bearbeitungen lag offenbar in *vahs*, das den Bearbeitern nicht geläufig oder verständlich war, wiewohl es noch im 13. Jahrhundert wenn auch vereinzelt vorkommt. Ich bemerke die Stelle deswegen, weil sie zu den wenigen gehört, in denen die beiden von einander unabhängigen Bearbeitungen zufällig zusammen stimmen. Doch erklärt sich das im vorliegenden Falle leicht: die Umkehr der Worte, die nahe lag, um *wahsen* aus dem Reime zu entfernen, führte von selbst darauf, das häufig zur Reimfüllung namentlich bei schlechten Dichtern dienende *an der stunde* darauf reimen zu lassen. Das entfernte *vahs* bringt D als *hâr* in die folgende Zeile, A lässt es ganz aus, verstand das Wort also wohl nicht.

1362—64 liest C:

die des tempels pflâgen
das si die maget gâben.

A. *die des tempels pflâgen* D. *die des tempels pflâgen,*
daz sie ir ane lâgen. *daz sie niht scholte betrâgen.*

Auch hier ist die Abhängigkeit von C und die Unabhängigkeit von AD unter sich unverkennbar.

1376 treffen AD in der naheliegenden Änderung des Reimes *gewinnen*: *dingen* in *gewinnen*: *minnen* zusammen: doch habe ich nichts dagegen, wenn man sogar *minnen* als das ursprüngliche und *dingen* für Schreibfehler von C hält.

2561—62 in A an die Stelle des Reimes *minne*: *meringe* in C getreten, weniger wegen der Assonanz als wegen des zweiten Reimwortes, das der Bearbeiter in A nicht verstand.

Der nach 2576 ausgefallene Abschnitt den C hat und den D zum Theil wenn auch umgearbeitet bietet, ist, wie die Reime zeigen, echt.

Nach 2672 sind in A zwei Zeilen ausgefallen, D hat sie aber umgearbeitet, C reimt *wâre*: *genâde.*

2729—30 lauten in C:

einen engel den er sande,
der vloug vil ilende.

A. *einen engel sant er dar:* D. *sînen engel er in sande*
dâ er Jôseph wart gewar. *der in des guotlich ermande.*

A lässt wegen seiner Änderung die folgenden vier Zeilen aus, D aus eben dem Grunde kürzt die folgenden zwölf Verse in zwei ab.

Wem nach den hier gegebenen Proben das Handschriftenverhältniss noch nicht klar ist, den würde ich auch nicht überzeugen, wenn ich das ganze Gedicht auf diese Art collationierte. Aus einem so gänzlichen Verkennen der wahren Sachlage, die dem Herausgeber auch ohne die Kennt-

niss meiner Bruchstücke (vgl. S. XXIX), mit Hilfe von B und D so wie des Mone'schen Bruchstückes einleuchten musste, ergibt sich das Gesammturtheil über die vorliegende Ausgabe: sie darf nur als Abdruck einer ziemlich schlechten Bearbeitung von Wernhers Texte, nicht aber als eine 'Ausgabe' des Originals gelten.

Der Titel der Ausgabe beansprucht freilich nicht den echten oder einen kritischen Text zu geben: wenn auch die Einleitung nichts anders besagte als die Erklärung, der Herausgeber wolle den Wiener Text abdrucken und die Lesarten beifügen, gleichviel ob jener richtiges oder falsches enthält, so würde man allerdings sagen müssen, es sei dieß ein kritikloses, dem heutigen Standpunkte nicht mehr entsprechendes Verfahren, das etwa der Zeit vor den ersten Lachmannischen Texten angehört; aber immerhin wäre eine solche Kritiklosigkeit besser als eine so ganz verfehlte Kritik, die mit dem Anspruch das Wahre zu ermitteln Irrthum auf Irrthum häuft.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß Wernher nach den vorhandenen, nun vermehrten Hilfsmitteln einer kritischen Bearbeitung bedarf, die den echten Text so viel als möglich gibt. Wo BC vorliegen, da wird sich das mit Hinzuziehung der Bearbeitungen trotz der vielen Schreibfehler in C fast überall erreichen lassen; im übrigen wird genaue Abwägung von A und D, der beiden Überarbeitungen, an manchen Stellen auf das richtige leiten, an vielen freilich auch im unklaren lassen. Im allgemeinen wird man den Grundsatz festhalten müssen, daß, wo A im Vergleich zu D durch den entweder glätteren oder einer jüngern Zeit angehörenden rohen Reim Bedenken bietet, man sich an D zu halten hat. Immerhin sind die Bruchstücke des echten Textes umfangreich genug, um durch sorgfältiges Beobachten die Art und Weise jeder der beiden Bearbeitungen kennen zu lernen und darnach Rückschlüsse zu machen, wo uns der echte Text verlässt.

ROSTOCK, im December 1860. KARL BARTSCH.

Dr. A. Quitzmann, die heidnische Religion der Baiwaren, erster faktischer Beweis für die Abstammung dieses Volkes. Leipzig und Heidelberg. Wintersche Verlagsh. 1860. XX, 315 Seiten in 8.

Der Titel des Buches ist nicht allzuglücklich gewählt; denn von faktischen Beweisen für die Abstammung eines Volkes kann doch eigentlich kaum in einem andern als physiologischen Sinne gesprochen werden. Auch ist Ref. wegen des etwas befremdenden Titels mit einiger Bedenklichkeit an die Lectüre des Buches gegangen; seine Bedenklichkeit war aber bald gemindert, als er Wesen und Absicht des Buches erkannte. Hr. Q. hat mit nicht geringem Fleiß und Geschick alle die Sitten und Sagen innerhalb der Grenzen des baierischen Stammes zusammengestellt, aus welchen sich für die ursprünglichen religiösen Vorstellungen derselben ein Resultat gewinnen ließ. Indem nun der Verf. in jedem einzelnen Falle den am besten erhaltenen germanischen Mythus, in der Regel den nordischen, an die Spitze stellt, die entsprechenden auf baierischem Stammesboden sich findenden Orts- und Per-

sonennamen hinzuzieht, gewinnt man ein ansprechendes und belehrendes Bild. Auch gegen die Anordnung des Stoffes lässt sich im Wesentlichen nichts einwenden: der Verf. bespricht zuerst die Gottheiten, dann die Halbgottheiten und Mittelwesen; der vierte Abschnitt behandelt sodann die Spuren der Kosmogonie und Eschatologie, der fünfte die äußeren Kulturverhältnisse, der sechste endlich die gottesdienstlichen Gebräuche, zu welchen auch die Verehrung der Elemente gezogen ist.

So erwünscht und dankenswerth nun auch die vorliegende Arbeit ist, welche einen mannigfach zerstreuten Stoff zusammenfasst, wie er vornehmlich in einer Reihe von landschaftlichen Sagen- und Sittensammlungen, wie den Arbeiten von Panzer, Zingerle u. A. vorlag — wie sehr auch, wie gesagt, dieser erste Versuch Anerkennung verdient, die mythischen Überlieferungen eines ganzen deutschen Stammes vorzuführen, so bedauert doch Ref., in anderen Beziehungen dem Verf. entgegentreten zu müssen.

Einer Reihe von einzelnen Irrthümern und Fehlschüssen mag hier nur vorübergehend gedacht sein. Der von den Bollandisten edierten vita Ruperti wird S. 6 als einer guten Quelle neben der 'conversio Bagvariorum' gedacht, obwohl neben den 'breves notitiae' überhaupt nur von der letzteren die Rede sein kann; ebendas. ist von einem arianischen Christenthume der Baiern vor S. Rupert die Rede, obwohl schon die Taufe des Herzogs durch den fränkischen Bischof, den Hr. Q. vertrieben sein lässt, eine solche Annahme ausschließt. Von einem 'alten Herminonenboden am Radhost in Mähren' (S. 52) zu sprechen hat genau dieselbe Berechtigung, wie von einem alten Gothenboden im Waldaigebirge zu erzählen. Daß auf dem heutigen Boden des baierischen Stammes keine Denkmäler des Isiskultes aus Römerzeiten erhalten seien (S. 120) ist ein Irrthum: eben diese sind häufig genug. Auf welche Weise die Namen der Wochentage zu den Germanen übertragen worden sind, ist bis jetzt unenträthselt und Rückschlüsse aus denselben auf mythische oder religiöse Stammesvorstellungen (S. 69) bedürfen großer Vorsicht. Zuweilen verfällt der Verf. in die Gefahren jener Biographen, welche ganz fernliegende Dinge in Beziehung zu ihrem Helden setzen: da wird Votinge und sogar Winburch in Beziehung zu Wuotan gesetzt (S. 21), obgleich bei dem ersten Namen die Endung (—ingas) schon auf einen ganz menschlichen Urheber hindeutet, und bei dem zweiten der Verf. selbst nachträglich das Unmögliche eingesehen zu haben scheint. Eben dahin gehört es, wenn die mit 'Hirsch' gebildeten Namen als mit dem Kulte des Frô, die mit *loh* wenigstens vermuthungsweise mit dem Namen Loki's, etliche mit *ram* gebildete mit dem Namen Ran's zusammengestellt werden; das stärkste in dieser Art ist aber wohl, daß die zu *hugu* gehörenden Namen mit dem nordischen Meergotte Oegir zusammengebracht und als einer der Beweise für das ursprüngliche Seeleben der Baiern aufgefasst werden.

Aber das sind Einzelheiten, welche dem Werthe der Schrift im Ganzen wenig Eintrag thun würden. Und in die Kategorie der zuletzt genannten Vermuthungen gehört auch eine Anzahl von ganz einleuchtenden, wie denn dem Ref. die Bemerkung (S. 72) Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, daß mit *ar* zusammengesetzte Namen zu Aer, Ear, dem Kriegsgotte zu ziehen seien.

Wenn der Verf. aber nur nicht aus einer sonst wirklich verdienstlichen und mühsamen Arbeit Schlußfolgerungen gezogen hätte, welche trotz ihres Anspruches auf unabweisbare Richtigkeit doch nur eine Aussicht auf zweifelhafte Möglichkeiten eröffnen, daß die Baiern Sueven und Herminonen u. s. w. seien! Die Controversen wie die etymologischen und anderweitigen Hypothesen der Vorrede wären zum Vortheile des Buches ebenfalls am besten ganz weggeblieben.

Sieht man aber von diesen, wie von den Schlußfolgerungen ab und will in dem Buche nur einen sehr fleißigen und wohlgeordneten Versuch erkennen die heidnische Religion der Baiern darzustellen, so wird man mit lebhaftem Danke gegen den Verf. sein Buch aus der Hand legen.

Wien, März 1861. MAX BÜDINGER.

Ἔπεα πτερόεντα. Jubelschrift zur vierten Säcularfeier der Universität Basel, VI. September 1860 im Auftrage der philosophischen Facultät verfasst von W. Wackernagel. Basel 1860. 50 Seiten 4.

Der Verfasser handelt, ausgehend von dem homerischen Ausdruck, dem er den häufigen deutschen *daz mære vliuget* und ähnliche mit Recht zur Seite stellt, in dem größten Theile der Abhandlung von der Verwendung der Vögel in der Dichtung, Sage und Mythe. Daß diese Schrift aufs neue wieder glänzendes Zeugniss von des Verfassers weitumfassender Gelehrsamkeit, sowie von der sinnreichen Anschauung und Combination gibt, die wir aus frühern Abhandlungen W. Wackernagels kennen, das brauchen wir kaum besonders hervorzuheben.

KARL BARTSCH.

Kynewulfi poetae aetas aenigmatum fragmento e codice Lugdunensi edito illustrata a Francisco Dietrich. Marburg 1860. Elwert. 26 SS. u. 1 lithogr. Tafel. gr. 4. 12 Sgr.

Der Verfasser sucht zu beweisen, daß Kynewulf außer Elene auch Andreas gedichtet habe, weist ihm ferner Guthlac's Leben, den Phoenix und die Fragmente eines Physiologus im Codex Exoniensis zu. Diese Beweisführung ruht indess, namentlich was die letzten drei Dichtungen betrifft, auf sehr schwachen Füßen. Parallelstellen, Übereinstimmung des Ausdruckes in einzelnen Versen, reichen doch nicht hin, um verschiedene Dichtungen auf einen Dichter zu häufen. Dagegen leuchtet die Zeitbestimmung, daß Kynewulf noch dem 8. Jahrhundert angehört, ein.

K. B.

Frauer, Dr. Ludwig, Prof. am obern Gymnasium in Schaffhausen, Lehrbuch der althochdeutschen Sprache und Literatur. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Oppenheim am Rhein, E. Korn. 1859. VIII, 310 SS. 8.

Das Buch gibt zuerst eine 'Geschichte der althochdeutschen Literatur' (S. 1—51), hauptsächlich mit Benutzung Wackernagels; dann folgt die 'Grammatik der althochdeutschen Sprache' (S. 52—115), im wesentlichen Auszug aus J. Grimms Grammatik, so weit sie das althochd. angeht. S. 116—198 wird durch die Texte eingenommen, unter denen nichts wichtiges vermisst wird, und bei denen die durchgängige Längenbezeichnung zu loben ist. Nur bei Otfried, bei dem der Verfasser merkwürdigerweise noch nicht Kelle's Ausgabe benutzt hat, ist hier der metrischen Accente wegen weggeblieben: was kaum zu billigen. Im Anhang folgen einige Stücke der ältern Edda und des Heliand, mit wörtlicher Übersetzung: sie hätten füglich wegbleiben können. Den Schluß bildet ein wohl ausgearbeitetes Glossar. Im Ganzen können wir das Buch empfehlen.

K. B.

Schade, Oskar, phil. Dr., veterum monumentorum theotiscorum decas. Vimariae, ap. Böhlavium. 1860. 2 Bl. 66 SS. 8. $^1/_2$ Thlr.

Die zehn hier behandelten Denkmäler sind: 1. der von Karajan herausgegebene Hirten- oder Hundesegen, für den nichts neues geleistet ist, in dessen Erklärung aber mancher Irrthum sich findet, wie *gawerdô*. 2. Das lateinisch-deutsche Gedicht auf Otto I. und Heinrich, mit einigen guten Besserungen. 3. Die Beschreibung von Himmel und Hölle, deren poetische Form Haupt hergestellt, also auch nichts neues. 4. Die mitteldeutsche Evangelienharmonie, deren Bruchstücke Weigand aufgefunden. 5. Merigarto, in welchem manche Stellen gebessert sind. 6. Über Ezzos Gedicht, das Schade in dem von Diemer 'Schöpfung' genannten Gedichte erblickt: er zerlegt dasselbe in zehnzeilige Strophen, die nichts weniger als sicher sind. 7. Das Gedicht zum Lobe Salomos in der Vorauer Hs., auch dieß muß sich in 10zeilige Strophen zerschneiden lassen. 8. Sequenz auf Maria, die Schade in die Übersetzung der Bücher Moyses eingeschoben glaubt (Diemer 71, 20—72, 8). 9. Lamprechts Alexander, in die bekannte Schadesche 6zeilige Strophe zerlegt und in oberdeutscher Mundart wiedergegeben! 10. Konrads Rolandslied, das wohl mit Recht höher hinauf gerückt wird, unter Heinrich den Löwen.

K. B.

Altnordisches Lesebuch von Dr. Friedrich Pfeiffer, Privatdozent an der Universität zu Breslau. Text. Grammatik. Wörterbuch. Leipzig, T. O. Weigel. 1860. X, 366 Seiten gr. 8.

Eine sehr fleißige und sorgfältige Arbeit, die das unzuverläßige Buch Dietrichs entbehrlich macht, wenn es auch keine solche Manigfaltigkeit der

Texte gewährt wie dieses. Nach dem Vorwort zu schließen beabsichtigt der Verfasser auch für die andern germanischen Litteraturzweige ähnliche Lesebücher. Die Texte beschränken sich auf die beiden Edden und einige spätere epische Lieder. Grammatik und Wörterbuch (bei letzterem hätten wir häufigere Verweisungen auf die Textstellen gewünscht) sind mit großer Sorgsamkeit gearbeitet.

K. B.

Schade, Oskar, Paradigmen zur deutschen Grammatik. Gothisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch. Für Vorlesungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1860. VI, 98 SS. 8. 12 Ngr.

Ob es wirklich ein so großes Bedürfniss sein sollte, daß jemand, der Vorlesungen über deutsche Grammatik hält, zu diesem Zwecke genöthigt ist einen neuen Leitfaden herauszugeben? Es scheint nachgerade Mode zu werden. Uns will das dringende Bedürfniss nicht einleuchten. Existieren doch schon genug solcher Grundrisse, und unter den vielen wird sich doch einer finden, in dem man die Formen, die man sonst an die Tafel schreiben müsste, richtig verzeichnet trifft. Das vorliegende Büchlein ist, insofern es nur Paradigmen enthält, ziemlich umfangreich geworden, und geht wohl damit über das nächste Bedürfniss hinaus. Oder hält es der Verfasser auch für nöthig neuhochdeutsche Paradigmen anzuschreiben? Einzelne Unrichtigkeiten sind uns aufgestoßen, S. 15 wird ein mhd. starkes Substantivum *man* (für *mane*) angeführt, wohl 'Mähne'; aber *man* ist nicht st. masc., sondern st. fem., als welches es daneben bei Schade decliniert ist. Warum S. 57 die Form *es* (als gen. sing. von *ez*) eingeklammert ist, sieht man nicht ein; im nhd. Paradigma ist *es* auch eingeklammert, aber die Form *sein* nicht beigeschrieben, während mhd. *sin* neben der Klammer steht.

K. B.

Lucae Carolus, de Parzivalis poematis Wolframi Eschenbacensis aliquot locis. Halis Saxonum, typ. orphanotrophei. 1859. 45 Seiten. 8.

Der Verfasser bespricht Stellen vom siebenten Buche an, da, wie er sagt, das erste bis sechste in Vorlesungen auf Universitäten am meisten bearbeitet sei. Er beginnt mit den ersten 30 Zeilen des 7. Buches (338, 1—30), in denen Wolfram die Episode von Gawan einleitet und sich wegen derselben rechtfertigt. Außerdem werden noch folgende Stellen besprochen: 368, 9—15: 481, 19—26. 487, 1—4. 576, 13—17, alle mit anerkennenswerther Sorgfalt, die keinem Dichter so noth thut wie Wolfram. Der Wunsch, einen vollständigen Commentar zum Parzival zu haben, wird durch solche Erklärungsversuche einzelner Stellen jedesmal aufs neue rege.

K. B.

Freidank von Wilhelm Grimm. Zweite Ausgabe. Göttingen, Dieterich. 1860. XXIV, 316 Seiten 8.

Die Vollendung der längst verheißenen zweiten Ausgabe des Freidank hat der Herausgeber nicht mehr erlebt. Sie unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich durch die ungleich größere Fülle des benutzten handschriftlichen Materials, das in der Einleitung dargelegt ist. Die Mittheilung der überaus zahlreichen Lesarten nimmt mehr als die Hälfte des Buches in Anspruch. Die Seiten- und Zeilenzählung der ersten Ausgabe ist beibehalten worden: Verse, die jener fehlten, sind durch kleine Buchstaben am Rande (a b etc.) bezeichnet. Die Untersuchungen der Einleitung sind weggeblieben, ebenso die erklärenden Anmerkungen. Dagegen ist das Reimverzeichniss, das bei Freidank unentbehrlich ist, mit aufgenommen.

K. B.

Reinardus Vulpes. Emendavit et adnotavit Guilelmus Knorr. Utini, P. Voelckers. 1860. X, 62 Seiten. 12.

Es ist das nach dem niederländischen gearbeitete lateinische Gedicht Baldwins, das Campbell (Hagae Comitis, 1859) zuerst veröffentlicht, und das hier kritisch gereinigt erscheint. Der einzige Druck vom Jahre 1473, der das Gedicht bewahrt hat, ist voll von Druckfehlern. Die Berichtigung derselben und genaue Vergleichung mit dem Original ist das Verdienst des Herausgebers, der in der Besserung mancher Stellen von Haupt unterstützt wurde. Beide Gelehrte aber haben manchmal etwas zu viel des Guten gethan im Verbessern und den Dichter nicht selten corrigiert. Namentlich gilt dieß von mehreren Stellen, wo die Elision, die Baldwin meidet, eingeschwärzt worden ist. Die Latinität macht der Herausgeber jedenfalls manchmal classischer als sich der Dichter träumen ließ: so war 145 *dum transivit hiems* nicht zu ändern in *cum transivit hiems*; auch 352 war *dum* beizubehalten. Ebenso kann *perveniet* 753 recht wohl stehen bleiben. 857 war zu interpungieren *potens es, quia vilis ego.* 874 ist *teballus* zu schreiben und auf Dieffenbachs supplem. 574^c so wie Grimms Wörterbuch 2, 236 zu verweisen. 994 statt *ducas* ist ohne Zweifel *aucas* zu lesen.

K. B.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

DIE HEIMCHEN.

Schon vor vielen Jahren (in meinem Literaturblatt 1845 Nr. 19 und 1849 Nr. 11) habe ich unter den nächtlichen Geisterzügen, die unsere Volkssage kennt, den Einzug der Ungeborenen und den Auszug der Todten unterschieden. In der Germania 2, 234 und meiner deutschen Dichtung 1, 145 habe ich sodann insbesondere die Heimchen, mit denen die gute Mutter Perchta am 6. Januar umherzieht, durch Keime, Embryonen erklärt und ihren Umzug dem der wilden Jagd oder der des Todtenheeres gegenüber gestellt. In Mannhardts Götterwelt der deutschen und nordischen Völker, Berlin 1860 Seite 289, finde ich meine Erklärung der Heimchen zum erstenmal adoptiert, doch ist der Gegenstand auch hier, wie von mir selbst in den im Eingang citierten Stellen nur kurz behandelt. Ich erlaube mir daher, ihn hier noch weiter zu erörtern.

Grimm D. M. 415 bezieht die Heimchen auf den Tod (Freund Hein), will sie Heinchen geschrieben wissen und bezeichnet sie ausdrücklich als „abgeschiedene Geister." Es handelt sich hier im Gegentheil um Ungeborene, die erst in die Welt kommen. Indessen scheint der Grundbegriff des Heimchens der einer vom Körper getrennten Seele zu sein, gleichviel ob vor oder nach ihrer Vereinigung mit dem Körper, und insofern konnte man sich auch die, im Herbst unter den Stoppeln zirpenden Grillen, welche das Volk Heimchen nennt, als die zurückgebliebenen und klagenden Seelen der abgeschnittenen Ernte denken. Jedenfalls sind unter Heimchen nicht bloß die Seelen von Menschen, sondern auch die von Thieren und Pflanzen, kurz alles organischen Lebens zu denken.

Von dieser Art sind die sogenannten Heinichen, welche sich am Allerheiligentag (1. November) Abends auf dem Oybin versammeln und in feierlicher Procession in ihre unterirdischen Behälter zurückziehen, Gräve, Sagen aus der Lausitz S. 108. Sie bezeichnen das im Herbst absterbende Leben und bedeuten die Seelen der Pflanzen, die in ihre Heimat zurückkehren, wenn der Leib, die Ernte, von den Menschen in die Scheuern gebracht wird. Auch die vom Feld in die Häuser kommenden Grillen nennt man Heimchen als Hausgeister (Chim, Chimgen nach Prätorius Anthropodemus 314 oder Chimmeke, Temme, Volkssagen aus Pommern N. 241). Allein wenn diese Heimchen Genien der erstorbenen Vegetation sind, so hindert das nicht, daß andere als Seelen der noch im Keim verschlossenen Vegetation müssen angesehen werden.

Das sind ohne Zweifel die zahllosen Heimchen, welche nach Börners Sagen aus dem Orlagau S. 113, 126, 133, 153, 159, 167, 173, 182, in der Perchtennacht (6. Januar) der Mutter Perchta folgen, die mit einem goldenen Pfluge oder auch in einem Wagen durch die Länder zieht. Der Perchtentag ist auch in Baiern und Tirol sehr heilig. Schmeller b. W. B. 1, 195. Weber, Tirol 2, 174. In Schwaben heißt er heute noch der „oberste Tag." Mit dem 6. Januar enden die zwölf Rauhnächte oder längsten Nächte des Jahres in der Wintermitte, mit denen das alte Jahr schliesst und das neue beginnt.

In diesen heiligen Nächten sieht man alles Künftige wie alles Vergangene (vergl. Germania 2, 231), Perchta aber als die gute Naturmutter führt alle Kinder, die sie im nächstenJahr haben soll, oder die Keime aller Pflanzen, Thiere und Menschen, die erst geboren werden sollen, in das neue Jahr ein. Dasselbe Heimchenvolk ist ohne Zweifel gemeint, wenn es im Namenbuch des Konrad von Dankrozheim heißt:

Dar nach so komt die milte Behte,
Die noch hat gar ein groß geslehte.

In v. Alpenburgs Mythen aus Tirol S. 64 folgen der Perchtel eine Menge Kinder in weissen Hemden. Einem Kinde, dessen Hemd zu lang war, so daß es darüber fiel und nicht mit fort konnte, sagte ein Bauernknecht scherzend: „Huderwachel hintennach!" band ihm aber mitleidig das Hemdchen los. Das Kind dankte und verschwand, die Perchta aber sagte zu dem Knecht, er habe das Kind erlöst, indem er ihm einen Namen gegeben habe, und verleihe ihm

dafür Glück und Segen. Dem liegt wohl die Vorstellung zu Grunde, daß das Kind eine aus dem Himmel verbannte Seele, ein gefallener Engel und zum irdischen Leben wie zu einer Strafe verbannt war, sofern es aber schon vor der Taufe einen Namen erhielt, erlöst war und in den Himmel zurückkehren konnte. Daselbst S. 65 kommt vor, daß die Perchtel in der kurzen Zeit, in der sie zwei Worte spricht, mit ihrem ganzen Kinderheer schon drei Stunden weit fort ist. Das charakterisiert die Großartigkeit ihres Umzugs um die ganze Erde.

Nach Börner 116, 133 sind die Heimchen „ungetaufte Kinder" und man hört ihr kindisches Weinen, aber alle sind gleichartig und von gleicher Größe. S. 142 erzählt B. von einer Mutter, die ihr eben gestorbenes Kind ganz zuletzt im Zuge der Heimchen gesehen habe und der das Kind zugerufen habe, sie solle nicht mehr weinen. Das würde sämmtliche Heimchen als bereits gestorbene Kinder bezeichnen, allein diese Erzählung verräth in ihrer Sentimentalität einen modernen Ursprung und scheint mir nicht echt zu sein, wenigstens widerspricht die Bitte des Kindes, die Mutter solle nicht weinen, dem eigenen Weinen der Kinder.

NachKeller, Grab des Aberglaubens 1, 185. 6, 389, besteht das zu Weihnachten durch die Luft ziehende Mutisheer aus neugeborenen Kindern, die ungetauft begraben worden sind und man hört aus dem Zuge heraus die klagenden Kinderstimmen.

Der Name Mutisheer kommt sehr häufig in Schwaben vor. Schwab, Rauhe Alb 312. Man erklärt ihn gewöhnlich als muthiges Heer, so wie auch wüthendes Heer. Allein es liegt in ihm offenbar ein Gegensatz gegen das wüthende oder wilde Heer der Todten. Aus einer schätzbaren Mittheilung des Herrn Schullehrer Günzlen in Kaih ersehe ich, daß man sich im Schwarzwalde die wilde Jagd als einen stürmischen Zug, angeführt von einem kopflosen Reiter auf einem Schimmel mit vielen lärmenden Hunden, das Mutisheer aber als einen unsichtbaren, nur mit einer höchst lieblichen Musik in der Luft vorüberziehenden Zug denkt. Nichts ist an diesem Zuge furchtbar, sondern alles reizend und anziehend; nur muß man sich hüten, daß man nicht grade unter ihn zu stehen kommt, sonst wird man in die Luft erhoben, und verschwindet mit dem Zuge. So heißt es auch von den Berchten in der Mehrzahl, sie ziehen in der Perchtennacht durch Tirol, aber „mehr hör- als anschaubar durch trügerische Laute lockend." Weber, Tirol 1, 630.

Man kann hier an das weibliche Gefolge der Diana oder an Elben denken. Doch entspricht der Gegensatz gegen den wilden Jäger und Todtenanführer mehr der Mutter Bertha, welche die Ungeborenen ins Leben bringt. Sollte im Mutisheer nicht der im Kindermunde entstellte Name Mutter liegen? Das wäre wenigstens für Schwaben und Baiern, wo man Muete für Mutter sagt (Schmeller b. W. 2, 653. 658), natürlicher als die Erklärung aus *muot = ira,* Grimm d. Myth. 883 oder aus *mottes des fées = tumuli,* Grabhügel, Bosquet, la Norm. 177 oder aus *muote* = Matte, fruchtbare Alpe, Schaubach 4, 8. Der Name kommt übrigens häufig als Ortsname in den Alpen vor und nicht selten mit der mütterlichen Bedeutung. Die Mythe oder der Mythenstein, hoch ragend über den Vierwaldstätter See mit Felsen, die den Namen Rokenstock und die Spinnerin führen. Meyer von Knonau, Schwyz 57; dazu das Flüsschen Muota und das Muottathal, in dem ein Kindlibach fließt, das. 60, Motten und die Mottener Haube, ein Berg in der Rhön, Schneider, Rhön 34. E. Meier, Sagen aus Schwaben, berichtet viel über das Mutis-, Muotis -, Mutes -, Modes -, Modisheer (N. 140—158). Es besteht aus kleinen Kindern mit feinen Stimmen von einem Mann angeführt N. 157, das. N. 158 von einer verwünschten Frau geführt. Mit lieblicher Musik N. 141. 155. — Rochholz theilt in Wolfs Zeitschrift 1, 147 ein Räthsel aus dem Argau mit:

de mueth
Mit de breit huet
hat meh gæst
weder der wald tannæst,

was den Sternenhimmel bedeuten soll. Ich glaube, es wird besonders die Milchstraße darunter verstanden und unter der Mutter mit den vielen Gästen die oben genannte milte Behte mit ihrem großen Geschlechte. In Sommers sächs. Sagen 1, 12. wird eine Frau Motte genannt, in der nämlichen Bedeutung von Bertha, indem sie in den zwölf Nächten umherzieht und denen, welche in dieser Zeit spinnen, das Garn verdirbt.

Ein Muotisheer dürfte auch wohl das Volk der *witte wyven* (weißen Weiber) gewesen sein, von denen Corn. Kempensis de orig. Frisiae III. 31. erzählt, sie ließen aus einer Höhle bald Musik und frohes Lachen, bald Weinen und Klagen, besonders auch von kleinen Kindern hören und man hütete in dieser Gegend die kreisenden Frauen und neugeborenen Kinder, damit sie nicht von den weißen

Frauen geraubt würden. Von einem Zug der Zwerge durch die Luft mit schöner Musik, die man bei Stolberg hört, berichtet Pröhle in den unterharzischen Sagen S. 46.

Es ist wohl möglich, daß nach so langer Zeit in der Vorstellungsweise des Volkes vermischt worden ist, was im altheidnischen Glauben bestimmter auseinander gehalten war, und daß demnach unter dem Muotisheer bald der Einzug der Mutter Perchta mit den Heimchen, bald auch ein anderer Umzug der sogenannten Diana oder Herodias mit Weibern, vielleicht den im letzten Jahr gestorbenen Weibern, vielleicht auch ein lustiger Umzug der Liebesgöttin, der Elbenkönigin etc. gemeint war.

Bedeutungsvoll scheint, daß Perchta auf einem Wagen fährt, Börner 182. Wenn man annimmt, sie bringt die neuen Seelen und Keime des Lebens auf die Erde vom Himmel herab, so liegt es nahe zu glauben, sie sei die Milchstraße hinabgefahren.

Die Strömung aller Lebenskeime von oben herab wurde sichtbar erkannt in der Milchstraße, deren sanfte Lichtfunken ein Nachbild des ursprünglichen Feuerregens aus Musplheim darstellten, entsprechend dem zarten Begriff des noch ungeborenen und geisterhaften Lebens.

Die Milchstraße hieß bei den Angelsachsen *Vaetlingastraet*, Grimm d. M. 330. *Vaetling* ist soviel als Wicht, Wichtel, gothisch *vaihts*, von *wihan* wehen, aber auch wecken, lateinisch creare, Grimm d. M. 409 und wachsen, crescere; damit verbindet sich aber auch der Begriff des Öffnens, Scheinens (das Weiße) und des Erkennens (Wissen, Witz). Wætlinge sind Hauche, Genien, Seelen, geistige Keime der Dinge, das erste Offenbaren und Scheinen des Lebens. Ich beziehe hierher auch das unter dem Namen *Vedavece* bekannte Geisterheer, welches sich zuweilen bei Schloß Prostranitz in Krain blicken lässt. Unterredungen aus dem Reich der Geister 2, 503. In der Grafschaft Mark heißt die Milchstraße Wiärstrate, d. h. Wetterstraße, weil, wenn sie recht hell scheint, schönes Wetter bleiben soll. Wöste, Volksüberlieferungen. Doch dürfte bei Wiärstrate zunächst nicht an das Wetter, sondern an die Wätlinge zu denken sein.

Auf merkwürdige Weise hat Berthold in seinen Predigten (Grimm in den Wiener Jahrbüchern 32, 239) den großen und kleinen Bären als zwei Wagen unterschieden. Vom großen sagt er

nur, seine Räder bedeuten die vier Cardinaltugenden, vom kleinen aber, auf ihm führen die Kinderseelen zum Himmel.

Bei den Angelsachsen hieß die Milchstraße aber auch *Earmingstrete*, *Irmingstraet*, Grimm D. M. 330. In Westphalen und Thüringen Irings- oder Euringsstrasse, das. 332. Dazu heißt das Sternbild des großen Bären oder Wagen der Irminswagen, das. 329. Grimm identificiert Iring und Irmin mit dem nordischen Rigr. Nach dem Rigsmal ist Rigr zugleich Stammvater der drei Stände oder der Menschen überhaupt, was mit der Idee eines Herabkommens der noch ungeborenen Keime und Seelen in der Milchstraße übereinstimmen würde.

Aber auf demselben Wege kehrten auch die Todten von der Erde zurück. Deshalb hieß die Milchstraße auch der Helweg, d. h. der Weg der Todesgöttin Hel mit ihrem Helwagen; ferner Wodansweg und Karlsweg. Grimm D. M, 138, d. h. der Weg, auf dem Wodan mit dem wilden Heere der Todten auszieht. Karl ist wohl nur Beiname desselben Gottes. Nach ihm heißt das Sternbild des großen Bären auch Karlswagen.

Am bedeutsamsten ist der mittelniederländische Name der Milchstraße Vroneldenstraet, d. h. Frau Hildens Straße, Grimm D. M. 262. Hilde, Hulda oder Holle erscheint hier als die Mutter und Führerin der Wätlinge auf ihrer Wanderung vom Himmel zur Erde. Dasselbe ist Frau Bertha mit dem unzähligen Volke der Heimchen. Es darf, seit Grimms vortreffliches Werk erschienen ist, als bestimmt angenommen werden, daß Frau Holle im nördlichen Deutschland dasselbe Wesen ist, wie im südlichen Frau Perchta.

Die Vorstellung, daß die Seelen aus dem Himmel auf dem Wege der Milchstraße zur Erde herabkommen, um hier irdische Leiber anzunehmen, ist uralt und stammt aus Asien. Bei den Indern heißt die Milchstraße *Surawithi* (Weg der Götter) oder Siddhimarga (Weg der Frommen). Der Römer Ovid nennt sie (in den Metamorphosen I. 170.) den Weg der Götter zur Burg des Jupiter. Porphyrius und Macrobius aber, auf die ich ausführlicher zurückkommen werde, nennen sie den Weg, auf dem die Seelen aus dem Himmel zur Erde niederkommen und ins irdische Leben eingehen und auf dem sie auch wieder nach dem Tode in den Himmel zurückkehren, beide nach dem ältern Pythagoras. Porphyrius sagt ausdrücklich, nicht ein Weg der Götter, sondern zu den Göttern sei gemeint. Bei unsern altnordischen Vorfahren hieß die Milch-

straße unter andern Helweg, d. h. der Weg zur Hel oder Todesgöttin; bei den Angelsachsen insbesondre Earmingstraße, worunter man die Straße der Armen, d. h. der armen Seelen, verstehen will. Bei den alten Lithauern hieß die Milchstraße *Panksztu-Viclas*, d. h. Weg der Vögel; unter den Vögeln aber verstand man Seelen der Verstorbenen (Hanusch, slawische Mythologie S. 272.) Nach einer lithauischen Sage bei demselben Hanusch S. 415 wohnen die Seelen der Seeligen am nördlichen Ende der Milchstraße. Weg der Vögel heißt sie auch bei den Finnen (Grimm, deutsche Mythologie S. 478). Die Perser nennen die Milchstraße *Hadschiler Juli*, d. h. Weg der Pilger, worunter wieder nur die Pilger zum Himmel verstanden sein können. Auch der Name der Jakobsstraße bezeichnet einen Weg der Pilger, da der Hauptwallfahrtsort in Spanien das Grab des heiligen Jakobus zu Compostella ist. Strauch (Astrognosia S. 140) bemerkt, die Milchstraße bewege sich nach Westen und Compostella sei der große Wallfahrtsort im fernsten Westen Europas, daher die Pilger zwischen ihm und jener Himmelsstraße eine Übereinstimmung gefunden hätten.*) Endlich kehrt derselbe Glaube auch in Amerika wieder. Bei den Irokesen heißt die Milchstraße der Weg der Seelen (Mayer, mythologisches Taschenbuch 1, 128). Pfad der Geister heißt sie bei den wilden Indianern am oberen Missouri (Maximilian, Prinz zu Wied, Reise 2, 152) oder auch Weg der Asche (das. 2, 223). Noch verdient bemerkt zu werden, daß der Delphin, bei den Griechen bekanntlich Führer der Seelen ins Elysium, ein Sternbild ist, welches dicht an der Milchstraße steht.

Wer möchte bei so vielen Zeugnissen zweifeln, daß dergleichen Benennung auch eine übereinstimmende Vorstellungsweise zu Grunde gelegen.

Was „der Weg der Frommen“ bei den Indern bedeute, lässt sich leicht errathen, wenn man in Betrachtung zieht, daß nach der Lehre der Brahmanen alle Menschen ursprünglich gefallene Geister sind, die im Himmel lebten, zur Strafe für ihren Sündenfall aber als Menschen oder Thiere in irdische Leiber eingehen müssen, wenn

*) Der Glanz der Milchstraße soll vom Wiederschein der zahllosen weissen Pilgerstäbe herühren. Engelgrav panth. cœleste 2, 28. Beckmann hist. orb. 1—6 Sousa, exped. hist. apost. s. Jacobi, Lisb. 1727. Acta erud. 1734 p. 145. Curiositäten 8, 138.

sie aber tugendhaft leben, zum Himmel in ihrer ursprünglichen Reinheit zurückkehren dürfen. (Ausführlich entwickelt in Holwells Nachrichten von Hindostan). Der Weg, auf dem diese Rückkehr (wie das Niedersteigen) Statt findet, ist die Milchstraße. Da beinah dieselbe Lehre auch bei den alten Persern (nach dem Zendavesta) galt, so dürfte auch bei ihnen die Milchstraße dieselbe Bedeutung haben, womit der schon genannte persische Name derselben übereinstimmt.

Nach einer schwäbischen Vorstellung steigen die Engel noch immer auf der Milchstraße wie auf der Jakobsleiter vom Himmel herab und zu ihm auf. Meier N. 262. In einer norddeutschen Vorstellung könnte eine Erinnerung an eine uralte indische liegen, Nach Kuhn, nordd. Sagen S. 457, heißt nämlich die Milchstraße nicht nur *Wagenpat* (Pfad des Wagens) sondern auch *Kaupat* (Kuhpfad?) Die Kuh aber ist nach altindischer Symbolik Inbegriff der ganzen organischen Natur. Nähere Bestätigung findet diese Lehre bei dem römischen Dichter Manilius, welcher in seinem astronomischen Gedicht 1, 9, das Hinaufsteigen der Seligen auf der Milchstraße zu den Sitzen der Götter schildert, und bei Cicero, welcher im Traum des Scipio ganz dasselbe sagt. Den eigentlichen Schlüssel zu dieser Symbolik der Milchstraße finden wir aber bei Porphyrius und Macrobius, die uns übereinstimmend berichten, was die Pythagoräer und Neuplatoniker von der Milchstraße gehalten, und die dadurch beweisen, daß die Pythagoräer*) im Wesentlichen nichts anderes lehrten, als was auch das Schastra des Brahma bei den Indern lehrt. Nach Porphyrius (de antro nympharum, 16—28) ist die Erde nur in Folge des großen Sündenfalls im Himmel bevölkert worden; indem es die reinen Geister im Himmel nach dem Fleisch gelüstete und sie, Körper annehmend, als Menschen auf Erden geboren wurden. Ihre Sünde war eben das Gelüsten, zu einem Körper zu gelangen. Hätten sie sich von dieser Lockung nicht verführen lassen, so wären sie ewig frei und rein im Himmel geblieben und nie von dem Schmutz der Erde verunreinigt, von den Leiden der Erde gemartert worden. Das Gelüsten wird von Porphyrius symbolisch bezeichnet durch den Honig. Honig sagt er, ist Sinnbild des Todes, weil die verlockende Süßigkeit den Tod der himmlischen Geister, d. h. das Niedersteigen derselben in die

*) Die Verbindung des Pythagoras mit den Kelten erhellt aus Diodor V. 28.

irdische Natur, zur Folge hatte. Der Leib ist gleichsam Sarg der Seele. Im Gegensatz gegen den Honig aber ist Galle das Sinnbild des Lebens, weil durch des irdischen Daseins Bitterkeit die gefallenen Geister wieder geläutert und zur Rückkehr in den Himmel fähig gemacht werden. Die sämmtlichen gefallenen Geister werden aber personificiert im Saturnus. Dieser, sofern er gefesselt und entmannt wird, bezeichnet die sämmtliche Geisterwelt, die durch den Sündenfall, d. h. durch die Sucht, einen irdischen Leib anzunehmen und auf irdische Weise zu genießen, ihre himmlische Freiheit und Macht verloren hat und in die irdische Sklaverei und menschliche Schwäche gefallen ist. Die gefallenen Geister sollen aber einst wieder frei werden, wenn sie die Fesseln der irdischen Natur durch den Tod abgestreift haben, und dessen sind die Saturnalien der Römer ein Vorbild. An diesem Fest, welches in der Wintersonnenwende gefeiert wird, wurden alle Sklaven wenigstens einen Tag lang für frei erklärt, welches die einstige Befreiung aller Seelen und die Rückkehr der saturninischen Vorzeit, der paradiesischen Freiheit und Gleichheit vorbedeuten sollte.

Demnach war das Jahresleben überhaupt ein Sinnbild des gesammten Weltlebens. Durch die Wintersonnenwende wurde das Ende der Dinge und die Wiedergeburt bezeichnet, eben deshalb aber durch die Sommersonnenwende der Anfang der Dinge, oder der Sündenfall, die Geburt ins Irdische. Namentlich die Ägypter, sagt Porphyrius, hätten in diesem Sinne den Anfang des Jahres in das Sommersolstitium gesetzt. Man müsse sich die Sache folgendermaßen vorstellen. Der Himmel hat zwei Pforten, eine des Ausgangs im Norden und eine des Eingangs im Süden. Durch die erste gehen die gefallenen Geister aus und steigen in die irdische Natur hinab, durch die andere kehren sie in den Himmel zurück. Die erste heißt die Pforte des Mondes, denn alle Menchenseelen kommen aus dem Monde herab, wenn sie irdische Körper beleben sollen; deshalb herrscht auch der Mond im Zeichen des Krebses während der Sommersonnenwende. Die zweite Pforte aber heißt die des Saturn, weil alle Seelen der Verstorbenen zum Planeten Saturn übergehen; deshalb beherrscht Saturn das Zeichen des Steinbockes im Wintersolstitio. Warum aber die Seelen mit Übergehung der anderen Planeten gerade aus dem Monde kommen und gerade in den Saturn übergehen, das erklärt sich ausschließlich aus dem Verhältniß dieser beiden Gestirne zur Milchstraße. Der Thierkreis,

den die Planeten beherrschen (der Saturn als der fernste beherrscht December und Januar, der Jupiter November und Februar, der Mars October und März, die Venus September und April, der Merkur August und Mai, die Sonne den Juli und der Mond den Juni), wird von der Milchstraße zweimal durchschnitten, und zwar in den beiden Solstitialzeichen, im Krebs und Steinbock. Die Milchstraße aber stellt in ihrem unzählbaren Lichtfunken-Gewimmel nichts anderes dar, als eben das unzählbare Volk der gefallenen Geister, die aus dem Himmel zur Erde niederkommen, oder von ihr wieder zum Himmel aufsteigen. Da wo die Milchstraße den Thierkreis im Krebse durchschneidet, empfängt sie aus den Pforten des Mondes die herabsteigenden Seelen, und da wo sie den Thierkreis im Steinbock durchschneidet, führt sie die Seelen durch die Pforte des Saturn wieder in den Himmel zurück. Die zahllosen Lichtfunken, welche die Milchstraße bilden, nennt Pythagoras ein Volk von Träumen (*δῆμος δὲ ονείρων ἀι ψυχαὶ, ἀς συνάγεσθαι φησιν εἰς τὸν γαλαξίαν*), weil die Seele, indem sie das himmlische Bewusstsein verliert und in den irdischen Leib eingeht, gleichsam nur schläft und träumt; weshalb auch von Saturn, dem Repräsentanten aller Seelen, gesagt wird, er sitze in einer tiefen Höhle und schlafe und warte auf den jüngsten Tag, an dem er wieder erwachen soll (Plutarch, Abhandlung vom Mondgesicht).

Den Namen der Milchstraße erklärt Porphyrius als Sinnbild der Säugung Neugeborner: *τὸν (γαλαξίαν) ὁύτω προσαγορευόμενον, ἀπο τῶν γάλακτι τρεφομένων, ὅταν εἰς γένεσιν πέσωσιν.* Und Macrobius, der sonst fast ganz mit Porphyrius übereinstimmt, sagt (somnium Scipionis 1, 12): *Ideo primam nascentibus offerri ait (Pythagoras) lactis alimoniam, quia primas eis motus a lacteo incipit in corpora terrena labentibus.* Damit wird auch die bekannte Mythe der Alten (Manilii astr. 1, 9) erklärt nach welcher die Milchstraße der Milchausfluß der Göttin Juno ist, mag auch die Übereinstimmung auf den ersten Blick nicht einleuchten. Bei Hygin (poëta Astron. 2, 43) findet man die verschiedenen Recensionen dieser Mythe kurz zusammengestellt. Nach Eratosthenes (catast. 44) nahm Juno unwissend den neugeborenen Herkules (das Sonnenkind), den Sohn ihrer verhassten Nebenbuhlerin, an die Brust, warf ihn aber sogleich wieder von sich, als sie erfuhr, wer er sei, und dabei floß ihr die Milch aus, die seitdem die Milchstraße bildet. Nach Andern wurde Herkules nicht weggeworfen, sog aber so heftig, daß ihm die Milch wieder aus

dem Munde lief. Noch Andere sagen, die Göttinmutter Ops habe, als sie dem Kinderfresser Saturn statt eines Kindes einen Stein zur Speise dargereicht, ihm auch Milch dazu geben sollen und zu diesem Behuf sich selbst gemolken und ihre Brust so stark gedrückt, daß die Milchstraße davon ausgeflossen sei. Vergl. Diodor 4, 9. Pausanias 9, 25—2.

In dieser Mythe ist im Grunde nichts anderes gesagt, als was die Pythagoräer sagen, denn Juno und Ops sind Mondgöttinen, sind eben der Mond, aus dem im Zeichen des Krebses die Seelen in die Milchstraße ausfließen, um auf die Erde und dadurch zur Geburt zu gelangen. Juno hat den Monat Juni, in welchem nach der Ansicht der Ägypter und Pythagoräer die Seelen in die Geburt eingehen sollen, den Namen gegeben, sie ist die eine janua (Thür, Pforte des Himmels), deren es nach Porphyrius zwei gibt (die andere ist Saturn als Januarius). Wenn nach Apulejus (Metam. 11. vgl. St. Croix über die Mysterien S. 315) bei der Feier der Isismysterien im alten Ägypten eine Brust, aus welcher Milch floß, herumgetragen wurde, so scheint auch hier der Mond als erste Ernährerin der Seelen gemeint gewesen zu sein; denn jene Mysterien hatten durchgängig über die Physik hinausliegende psychische Beziehungen.

Der Weg durch die sieben Planeten wurde nach Celsus bei Origines VI. 22 in den Mithrasmysterien die Leiter des Mithras genannt, was wieder auf den Zusammenhang dieser occidentalen Lehre mit einer frühern orientalischen hinweist und für unsre specielle Frage nicht ganz unwichtig ist, weil bekanntlich zwischen den Persern und Deutschen eine sprachliche und sittliche Verwandtschaft Statt fand.

Der Mond ist der letzte der sieben Planeten, die letzte Stufe, aus der die Seelen zur Erde herabsteigen. Vom Monde aus kommen sie unmittelbar zur Erde und in den Mond kehren sie auch wieder zunächst zurück, wenn sie aus dem Leben scheiden und den Rückweg zum himmlischen Äther antreten. Der Mond ist also der wichtigste Vermittler zwischen der Milchstraße und der Erde. Ist nun Irinc, Heimdall, Tuisko der Herr der Milchstraße, so kann auch sein Sohn Mannus folgerecht als der Mond aufgefasst werden. Nach einer dänischen Sage (in von der Hagens Jahrbuch der deutschen Sprache und Alterthümer S. 360) erscheint der Mond als ein Käse, der aus der Milch der Milchstraße zusammengeronnen ist.

Verfolgen wir die Abstammung jener deutschen Götter weiter zurück, so wäre Tyr, Ir oder Zio der ewige Lichtäther oben am Himmel, dasselbe war der griechische Zeus, sein Sohn Irinc, Tuisko,

Heimdall wäre die Milchstraße, die aus jenem Äther fließt, und dessen Sohn Mannus erst der Mond. Den Rigr aber dürften wir eher mit Mannus, als mit Tuisko identificieren, weil von ihm unmittbar die Abstammung des Volks auf Erden ausgieng.

Auf diese Weise wäre nun die Herkunft der Menschen aus einer höheren Welt genügend erklärt. Ist auch in der Edda nirgends, wie im Schastra des Brahma und wie im Zendavesta, von einer Schuld die Rede, in Folge deren die ursprünglich reinen Seelen zum Eingehen in die niedere Welt verdammt worden wären, so liegt doch in der Art, wie nach der Edda die ganze irdische Schöpfung untergehen muß, eine gewisse Anerkennung ihrer Unvollkommenheit und der Verschuldung ihrer Bewohner; und man darf behaupten, daß die Edda den orientalischen Grundzug besser bewahrt hat, als die griechische und römische Mythologie, in der er verloren gieng, während nur die Mysterien ihn festhielten.

Inzwischen tritt in der deutschen Sage von Iring der Begriff der Schuld deutlich hervor. Nach dieser bei Wittekind enthaltenen, freilich schon ganz historisch gefassten Sage, bricht sich Iring, nachdem er seinen König Hermanfried verrathen hat, mit dem Schwerte Bahn durch die Verfolger und diese Bahn soll nun die Milchstraße sein. Offenbar hat man also hier ein mythisches Wesen nur in die thüringische Geschichte übergetragen. Der Gedanke aber, daß Iring sich mit dem Schwerte die Bahn bricht, stimmt trefflich mit dem letzten Schwertkampf der Götter in der Edda überein. Denken wir uns Irings Zug als den Einzug der Seelen auf der Milchstraße in die Welt, so ist derselbe schon eben so kriegerisch, als es später das Weltende ist. Sollte nicht mit diesem martialischen Grundgedanken auch die Sitte des Nordens übereinstimmen, der zufolge sich Sterbende mit Eisen verwundeten, weil nur der nach dem seligen Walhalla kommen konnte, der im Kampfe gefallen oder gewaltsam durch Schwert oder Lanze getödtet war?

Noch gibt es eine griechisch-römische Mythe, durch deren bisherige Dunkelheit und Confusion die alte Lehre von der Milchstrasse durchschimmert, und die in einer besonders nahen Beziehung zu unsrer deutschen Mythe steht, weshalb wir sie hier ein wenig näher ins Auge fassen wollen. Die Mythe des Eridanus. Unter dem Eridanus wird insgemein der Po verstanden, der Hauptfluß des Landes, in welchem die keltische und vielleicht germanische Welt wahrscheinlich in sehr frühen Verkehr trat mit der griechisch-römi-

schen Welt. In diesen Fluß Eridanus stürzte, nach der aus Ovid allgemein bekannten Mythe, Phaeton hinab, als er den Sonnenwagen seines Vaters Helios vorwitzig bestiegen hatte, die Rosse nicht zu lenken verstand und beinah die ganze Welt in Brand steckte. Nach der 152. Fabel des Hyginus musste eine große Sündfluth den Weltbrand löschen und aus dieser Sündfluth blieb Niemand übrig als ein einziges Menschenpaar, Deukalion und Pyrrha, welches die Erde neu bevölkerte*). Der durch Phaetons Sturz bezeichnete verbrannte Weg am Himmel soll aber die Milchstraße sein, wie Hygin in derselben Fabel und außer ihm noch viele andere Alten behauptet haben (Plutarchs Meinungen der Philosophen III. 1. Manilius astr. I. 733. Achilles Tatius 24). Also sehen wir in dieser Mythe die Milchstraße abermals in Verbindung mit einer Verschuldung im Himmel und mit einer neuen Bevölkerung der Erde durch ein erstes Menschenpaar. Der Name des Flusses Eridanus muß uns aber hier von besonderer Wichtigkeit sein, weil er an den deutschen Ir und Iring erinnert. Servius, der unerschöpflich reiche Scholiast des Virgil, sagt zu dessen Aeneide VI. 659, Phaeton selbst habe Eridanus geheißen und dem Flusse nur seinen Namen gegeben, und VIII. 77 Eridanus sei der Fluß aller Flüsse, was nur vom Himmelsfluß und mythisch zu verstehen ist, da Servius sehr wohl größere Flüsse auf der Erde kannte.

Sofern Phaeton-Eridanus, aus dem Aether kommend, oder dieser Feueräther selbst in die irdische Natur sich niedersenkend, die Stufenleiter der Planeten zu durchmessen hat, identificiert er sich auch mit den Planeten und wird, durch die Pforte des Saturn gehend, Saturn selbst. Hygin (poet. astr. II. 42) erzählt, Phaeton sei, nachdem er in den Eridanus gefallen, als Saturn wieder an den Himmel emporgestiegen. An derselben Stelle berichtet Hygin, daß Phaeton auch der Planet Jupiter sei. Phaeton sei nämlich von Prometheus

*) Vom Po in Italien hat sich diese Mythe in der keltischen Welt bis nach Wales in England fortgepflanzt, denn nach den gälischen Triaden gab der keltische Gott Hu (Dionysos Hyes?) der auch den Namen Peryddon führt, diesen letzteren Namen dem Flusse Dee, der aus den beiden Quellen Dwyvan und Dwyvach floß. Diese beiden Quellen dachte sich die gälische Sage aber zugleich als einen Mann und ein Weib, die aus der großen Sündfluth allein übrig blieben und die Welt neu bevölkerten. In Peryddon ist nun der Eridanus, und in Dwyan Deucalion sehr deutlich wiederzuerkennen. Unter dem Fluss aber ist nichts anderes als der Menschenstrom zu verstehen.

gemacht worden und der schönste unter allen Menschen gewesen, weshalb ihn Jupiter zum schönsten unter den Planeten gemacht habe. An einer anderen Stelle macht Hygin (de planetis 18) den Phaeton zur Sonne. Man ersieht hieraus nicht nur den Eintritt des Äthers in die Planetensphäre, sondern auch die Doppelseitigkeit der Phaetonsage, sofern nämlich Phaeton nicht bloß als der vom Himmel Herabsteigende, sondern auch als der wieder Aufsteigende gedacht wurde.

Für des Phaeton-Eridanus gute Bedeutung spricht auch die berühmte Argonautensage, nach welcher die Argonauten den Fluß Eridanus hinaufschifften, um nach allen Gefahren im Osten seligere Länder im Westen zu finden. Ferner sprechen dafür die Beziehungen des guten Gottes Dionysos zum Fluß Eridanus in den Dionysien des Nonnus, worin Mysterienlehren der Wiedergeburt vorliegen, auf die wir hier aber nicht näher eingehen wollen. Es möge genügen, dargethan zu haben, daß Phaeton-Eridanus nicht bloß im Sinn des Herabkommens in die Welt als ein vorwitziges und thörichtes, sondern auch im Sinn der Wiedergeburt als ein heilbringendes Wesen aufgefasst worden ist und insofern sehr wohl dasselbe mythische Wesen sein kann, was der deutsche Iring, und was der nordische Heimdall ist, als Wächter des gesammten Weltlebens und als Vater aller erschaffenen Wesen, wie ihn die Voluspa gleich im Eingang nennt, da sie alle magir Heimdallar heißen.

Rufen wir uns in Erinnerung zurück, was oben über den Eintritt des Lebensstroms aus der Milchstraße in den Thierkreis durch die Pforte des Mondes in der Sommermitte und über den Austritt aus dem Thierkreis durch die Pforte des Saturn in der Wintermitte gesagt ist, so verstehen wir nun auch den altdeutschen Gespensterglauben, der sich an die Johannis- und Christnacht knüpft. Es ist bekannt und in Grimms Mythologie ausführlich erörtert, daß in der Johannisnacht sich das Reich der bösen Dämonen aufthut, gegen welche Johannisfeuer, der Gebrauch des Johanniskrauts und andere Heilmittel angewendet wurden, und daß andrerseits in der Christnacht sich das Reich der Todten aufthut und in den nächst folgenden zwölf Nächten als das wilde Heer umzieht. Das sind die von der Erde ausziehenden Seelen, die durch die Pforte des Saturn den Rückweg in die Milchstraße einschlagen.

Deswegen hieß auch die Christnacht im Norden der Juulabend, das Juulfest; denn juli ist derselbe Name, den die Milchstraße noch

heute bei den Persern führt (juli Hadschiler: Weg der Pilger). Daher kommt auch der Name des Julius oder des Monats, der unmittelbar auf die Johannisnacht in der Sommermitte fällt. Der Juli im Sommer bezeichnet den Weg ins Leben, das Juulfest in der Wintermitte den Weg aus dem Leben. Ganz eben so stehen sich Januar und Juni entgegen, janua die Pforte des Saturn in der Wintermitte, und eine zweite janua als Pforte des Mondes in der Sommermitte.

Auf den Gegensatz zwischen dem weiblichen und männlichen Weltprincip, Sonne und Mond, wird von Porphyrius a. a. O. ein Licht geworfen, welches in der deutschen Sage ziemlich deutlich wiederscheint. Die Seelen gehen aus durch die Pforte des Mondes, getrieben vom Süd- oder Todeswinde, sie kehren aber zurück durch die Pforte des Steinbocks, getrieben vom Nord- oder Lebenswinde, welcher Boreas heißt. In diesem haben schon andere den Buri und Bör der Edda vermuthet, so wie im Kaukasus, von dem Pseudo-Plutarch de flum. 11 sagt, er habe früher die Ruhestatt des Boreas (*βορέου κοίτη*) geheißen, Asgard oder die Asenburg. Vergl. Ritter, Vorhalle, 464.

Die für uns wichtigste Stelle ist aber Porphyrius de antro 29: *καὶ τῶν θεολόγων πύλας ψυχῶν ἥλιον τίθέντων καὶ σελήνην καὶ διὰ μεν ἡλίου ἀνιέναι, διὰ δὲ σελήνης κατιέναι.* Hier ist deutlich ausgesprochen, die Seelen steigen aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit hinab unter der Vermittlung des Mondes und dagegen wieder zurück unter Vermittlung der Sonne, vom Monde also geht die Schuld, von der Sonne die Erlösung aus. Wenn die Vermuthung richtig ist, daß die alten Deutschen unter ihrem Stammvater Mannus den Mond (mâne) verstanden haben, so würde dies mit der pythagoräischen Lehre, nach welcher zunächst alle Seelen der Menschen aus dem Monde herkommen, übereinstimmen. Auch würde damit der Gedanke ausgedrückt sein, daß eine Schuld allein durch das menschliche Geschlecht in die Welt gekommen sei. Zugleich aber würde die pythagoräische Lehre mit dem Grundgedanken der deutschen Sage auch darin zusammentreffen, daß der Sonne, als der Erlöserin, der schönste mütterliche Beruf zuerkannt wäre.

WOLFGANG MENZEL.

DIE REDE VON DEN XV GRADEN.

MITGETHEILT VON

WILHELM DOLFEL.

Bekanntlich bildete die Mystik den stärksten Gegensatz zur Scholastik im engern Sinne; sie folgte aber doch dem allgemeinen scholastischen Charakter des Mittelalters, indem sie das Allerfreieste was es geben kann, die religiöse Anschauung, die Ekstase des Gemüthes, in einem zwar verschiedenartig, doch immer streng geregelten Stufengange darstellte. Den Schriften der deutschen Mystiker, die diesen Stufengang zu ihrem Inhalte haben, schließt sich eine bisher noch unbekannte wohl aus der Mitte des 14. Jhd. an, die in der Bibliothek der P. P. Prämonstratenser auf dem Strahow in Prag handschriftlich (Sig. III. 183) aufbewahrt wird. Der gegenwärtige Bibliothekar daselbst, P. Erwin Weyrauch, benachrichtigte von seinem Funde Herrn Prof. Höfler, der es mir überließ, denselben, so weit dieß erforderlich sei, zu veröffentlichen. Die Pergamenthandschrift, eine ebenfalls noch aus dem 14. Jhd. stammende Abschrift, besteht aus 103 Blättern in Duodez; die Schrift ist von einer Hand und ziemlich sorgfältig, so daß sich nur wenige Correcturen finden, unter denen einige von späterer Hand, von welcher auch die Bemerkung auf der ersten S. der Hs. herrührt: „Diz buch ist der sustern zu Kampe in der klusen intgegen Boparden über gelegen in Tryrer bistum." Wir werden hierdurch, wie durch die Sprache, an den Niederrhein verwiesen, und zwar war zu Campe, das zwei Meilen oberhalb Coblenz gelegen ist, ein Kloster der Tertiarierinnen, die sich sehr wohl an einer Schrift erbauen konnten, welche in leicht verständlicher Weise, unter stäten Anklängen an das hohe Lied, die Hauptlehren der Mystik wiedergiebt.

Gehobenere Stellen sind in Reimprosa, die mitunter (S. 92^b sq.) zum ermüdendsten Reimgeklapper ausartet, abgefasst; der Eingang und das Schlußgebet nähern sich mehr der Regelmäßigkeit vier mal gehobener Verse. Die Hinweisung auf die „Lilie" (42^b . . . wan dat haven wir in der lilien vollîchere gesprochen) hat wohl kaum die Bedeutung, daß dieses von Hoffmann v. Fallersleben Germ. 3, 56. erwähnte Werk denselben Verfasser habe wie unsere „rede" (92^a, 100^b); gewiss konnte der Verfasser der letzteren, höchst

wahrscheinlich ein Klostergeistlicher (s. 75b und die Verwahrungen im Schlußgebet), wohl voraussetzen, daß seine Leser die Lilie recht gut kannten.*)

Ebensowenig wird die Erwähnung der „begînen“ (83b . . Dat sprechen ich durch etzelîche . . . . die gesteren wâren under den denzerinnen inde hûde sint under den begînen) für die Bestimmung der Zeit der Abfassung einen Anhaltspunkt gewähren können; denn wenngleich diese Secte hier noch nicht als ketzerisch zu gelten scheint, so wussten sich ja gerade in diesen Gegenden ihre Anhänger noch gegen den Schluß des 14. Jhd. hin den Ruf und Anschein der Rechtgläubigkeit zu bewahren (Hahn, Gesch. der Ketzer im Mittelalter 2, 519—520).

Die Schrift ihrem ganzen Umfange nach zu veröffentlichen, wäre durch die Bedeutung ihres Inhaltes kaum gerechtfertigt; ich habe nur das Bemerkenswerthere ausgehoben, sonst aber bloß den Ideengang so klar als möglich, ohne die bildliche Ausdrucksweise des Verfassers in die begriffsmäßige umzusetzen, wiederzugeben gesucht.

Auf einiges in speculativer Beziehung Bedeutende habe ich theils im Texte, theils in den Schlußbemerkungen hingewiesen.

„Jhêsu, sûze al âne *mâze*, lûther honich al âne *râze*,[1] minne Jhêsu, der minnen *strâze*, setze mich alsô in de *sâze*, dat ich dich nimer enge*lâze*, biz ich venden die mêzige un*mâze*[2], inde die ungemezene *mâze!* Ich minnen die minne, die dû *bîs*, lêre mich dich sô bin ich *wîs*; want dû hâs der wîsheide *prîs*, dû dâ alle herze *sîs*. Lêre mich gûte wie gût dû *sîs*, dat ich dich kente in alle *wîs*. Gif dich mir dat dû sîs *mîn*, benim mich mir dat ich sî *dîn*. Setze mich in dich, ei sunnen*schîn*, breide dich in mich, verdrenkende *wîn!* Ich mûze dîn al eines *sîn*, sûze minne, starc inde *fîn*. In dat dife der wîs*heide*, an die hô hoffenes sîs mîn ge*leide*. Leide mich in der minnen *breide*, inde in dat lange der stêdich*heide*, dat ich dînen lof alsô *breide*, dat mir dîne (1b) genâde sî be*reide;* dat ich van der rechter wâr*heide* bit engeineme valsche niet enge*scheide*. Ich gân durch dich in dise ar*beit;* dîne stûre sîn mir ge*reit*, bize ich dare werden ge*leit*, dâ di brutluch volle*geit*, di der

*) Dann hätte er wohl: „dat haven wir — gelesen“ oder einen ähnlichen Ausdruck gebraucht. So aber scheint kein Zweifel, daß der Verfasser der Rede von den XV Graden auch der der „geistlichen Lilien“ ist. Pfeiffer.

geist bit dem geiste be*geit*: dâ des slâfes sûzi*cheit* die brût wêrlîche wachen *deit*[3] in des brûdegumen heimeli*cheit*, in der drunkener nûchter*cheit*, in der nûchterer drunken*heit*. Ich besweren bit der selven *minnen* alle, die noch vleischlich an iren *sinnen*, die noch strît havent dâ en*binnen*, dâ dir geist dat vleisch noch nicht enmac ver*winnen*, die noch nicht kleinlich enkunnen *minnen*, dat sie sich noch entzîn[4] van *hinnen;* bizze sie der hôger *minnen* in deme geiste baz werdent *innen*, sô willen ich dat si here *rinnen*." (Hs. „reinen)."

Wie schon aus dieser Einleitung, die so ziemlich die Hauptlehren der mittelalterlichen Mystik enthält, hervorgeht, scheidet sich aus der Gesammtheit der Christenheit eine Anzahl solcher, die das Ziel aller Creatur, die Vereinigung mit Gott, so weit dies auf Erden möglich ist, schon erreicht hat, somit eine Anzahl auserwählter, besonders gottgefälliger Menschen. Es gibt aber noch andere Erwählte[5], die aber nicht wie jene die Welt für nichts achten, und bloß wie Maria zu Jesu Füßen sitzen, sondern die in der Welt wirken und arbeiten und so viel als ihnen möglich gute Werke verrichten. Auch in diesen ist Gott, aber nicht in gleicher Weise wie in den besonders Erwählten, wie er denn überhaupt in den Menschen sehr verschieden gegenwärtig ist. Bald als bloßer Gast, da der Same des Gotteswortes bisweilen bloß auf Steine fällt; bald als Pilgrim, wenn die Seele im Glauben und der Liebe noch nicht vollkommen ist; bisweilen als Kaufmann, der wechselnd kommend und gehend der Seele Tugenden und Sehnsucht nach ihm vermehrt, oder wie ein Hausvater, der verschiedene Tugenden für sein Haus, die Seele, gewinnt, besonders aber jene, die *contemplacio* benannt ist, vermöge welcher die Seele alle ihre Sinne, die sie in die Ferne leiten, in sich zieht, und dann den seligen Sprung thut, der sie in das Innerste der Gottheit trägt; und diese Tugend mag „ein staruge"[6] heißen. (4.[5]) ... „alsus dûnt, die contemplieren willent; zû allen porten (Hs. „porzen") zient si ire sinne in sich, die ûzwert gespreidet wâren,[7] inde springent dan den sêligen sprunc in den bûngart ove in den wîn-(5[a])kelre ove in die wurzekamere ove entrûwen in die bettekamere des sûzen brûdegumen. Na diseme gelîchenisse die duget, die die contemplacio heizet, mach ich, alse mich dunket, heizen ein starunge; wande dat heizen wir staren, als ieman bit allen sinnen ein dinc aleine ane sit."

Bisweilen ist Gott als Arzt in der Seele, indem er mit kräftigen Salben unsere Schwäche in seine Stärke, unsern Tod in sein

Leben, unsere Menschheit in seine Gottheit verwandelt, so daß wir nichts sind als Gott, aber von Gnade und nicht von Natur. Auch als Kämpe ist er in der Seele, solange sie noch Versuchungen erleidet; als Lehrer, der ihr den Abgrund seiner verborgenen Weisheit, als König, wenn er ihr seine Gewalt, Herrschaft und Glorie offenbart; als Hirt, wenn sie bedenkt, wie er in die Welt kam, das verlorne Schaf zu suchen; als Bruder, da er die starunge nur als Mensch, also als unser Bruder, selbst fühlen kann. Die starunge aber ist dreifach; die eine hat man so lange man noch in diesem Leibe ist; sie ist selten und düster und kurz, dem Essen vergleichbar, mit Zeitaufwand und Arbeit verbunden; dieß fällt bei der zweiten, die dem Trinken ähnlich ist, weg, denn der Leichnam, von dem diese seligen Seelen ja schon geschieden sind, trägt nicht mehr die Sinne auswärts, aber noch vergisst die Seele ihrer selbst nicht ganz, denn sie begehrt noch ihres früheren Gesellen, des Leibes, der ja noch geziert und verklärt und mit ihr verbunden werden soll. Ist dieß endlich geschehen, dann kann sie unbeirrt den dritten Grad erreichen, „alse (24ᵇ) de mensche niettes mê enbegeret, noch engedenket, dan des sûzen liven aleine, inde den alsô vollîche hait, dat si sîn niet mê haven enwille noch enmach.“ — (So viel ich weiß, ist diese Weise der Unterscheidung unserem Verfasser eigenthümlich, und sonst kaum irgendwo von diesem zweiten Grade der starunge die Rede.)

Endlich ist Gott in der Seele als Bräutigam, der Gottes Sohn ist, dem alles lobsinget, was er geschaffen hat, und der doch nie genug gelobt wird; doch sprach sein Lob in ausgezeichneter Weise der heil. Augustinus. — Und nun folgt dieses, die confessiones des berühmten Kirchenvaters eröffnende, in philosophischer Beziehung sehr merkwürdige Lob, das die Eigenschaften Gottes zwar setzt, sie aber zugleich auch wieder negiert, und somit die Idee des Schöpfers, in fernem Nachklang neoplatonischer Lehre, als die des Undefinierbaren, Unsagbaren darstellt, als der er auch von den bedeutendsten Mystikern mit größtem Nachdruck bezeichnet wird. Die Stelle lautet:

(28ᵇ) . . „Here, dû bis grôz unde sêre lovesam, inde dîner wîsheide enis engeine zale. Dû weckes uns, dat uns luste dich loven, want dû hâs uns zû dir gemachet inde unse herze is unrûlich bizze it reste in dir. Dar umbe sage mir *wat dû sîs mîn got.* Wat bis dû wan mîn here got? want we is here âne dich here

ove we is got âne dich, got. Ovirste, bèste, geweldiste, allergeweldiste, barmherziste inde gerehtiste, hêmelîchiste inde offenbâriste stêde inde unbegrîflich, unwandelbêre inde dû wandeles alle dinch, inde die stolzen leides dû in dat aldir, inde si enwizzen es niet. Inde dû dês alle zît eteswat, inde restes alle zît. Dû gewinnes manich dinc, inde enbis niet durftich. Dû dreges inde irvolles inde bedeckes alle dinch, dû skeppes inde vollebrengis alle dinch, dû sûkes sô dir doch niet engebreke (29ª), dû minnes ende enberes niet. Dû geres inde bis sichir, dich berûit inde enbis niet rûich, dû zurnis dich inde bis senfmûdich; dû wandeles die werc inde enwandelis niet dîn rait. Dû enbis nimerarm inde vrowes dich van der winnungen; dû enbis niet gir inde êsches doch wûchir. We hât iet, dat dîn niet enis? Dû gildes scholt inde bis doch niet scholdich; dû virlezes die scholt inde envirlûses niet. Inde wat haven ich gesprochen, mîn got, mîn leven, mîne hêlige sûzicheit, inde wat is dat ieman van dir sprichet, alse he van dir sprichet? Wê den die geswîgent, want sô wat si klafen, si sint doch ie stummen. We sal mir geven, dat ich in dir reste? We bistû mir? Ei mir, sage mir durch dîne grôze barmherzicheit, here got mînir, wat dû mir sîs! Sprich mînir sêlen: ich bin dîn heil! Sprich alsô, dat ich dich hôre! Mînes herzen (29ᵇ) ôren si sint vor dir here, dûe si ûp, inde sprich mînir sêlen: Ich bin dîn heil. Ich sal nâ desir stimmen loufen inde sal dich begrîfen; here, enbirch dîn antlitze vor mir niet. Ich sal sterven, dat ich niet ensterve, dat ich dîn antlitze sie; inde ich sal dich loven inde singen dîne namen, ô allir ovirste! want dû bis allerweldich inde gût (Hs. „guit"), ô allir sûverlîchiste, dû de scheppes inde vûges alle dinc." — Warum aber heißt Christus Bräutigam und die Seele Braut? Er liebt die Seele wie ein Bräutigam die Braut, sie aber bringt ihm geistliche Kinder; doch heißt sie auch seine Schwester wegen der Reinigkeit der Liebe. Sie verwundet den Bräutigam mit dem éinen ihrer Augen, denn sie hat ein rechtes, mit dem sie geistige Dinge merkt, die starunge, und ein linkes, das durch die fünf Sinne die äußerlichen wahrnimmt. Doch nicht alle Bräute sind gleich an Liebe und Gnade; einige thun alle Dinge nur der Liebe des Königs willen; andere wollen dabei doch auch einigen vergänglichen Genuß; andere sind erst am Beginne der Liebe. Doch éine nur ist die vollkommene Taube, die Braut, der keine Tugend gebricht, und die iede zur rechten Zeit und im rechten Maß gebrauchen kann. Und

wie diese sollen alle Seelen beschaffen sein, die in den seligen Umhalsungen des Lieben entschlafen wollen; doch da man zu diesem Schlaf nicht schlafend zu kommen vermag, so müßen mit des weisen Bräutigams Hilfe die Grade bestimmt werden, die die selige Seele emporschreiten muß, damit sie zu diesem Schlafe gelangt.

Dabei äußert der Verfasser die Überzeugung, daß dieser Stufengang schon in der Minne Sang enthalten sei, weshalb er auch erklärt, immer daher die Bestätigung entlehnen zu wollen.

Der erste Grad heißt *cognitio*, die Erkenntnis. Diese ist dreifach; die natürliche, wie sie die heidnischen Philosophen hatten; die durch Belehrung, wie sie den Gläubigen zu Theil wird, ohne die es z. B. unmöglich wäre, das Geheimniss der Trinität kennen zu lernen; endlich die durch geheime Vernunft, wenn Gott der Seele die Erkenntniss seiner Gewalt, Weisheit und Güte schenkt, klarer und reicher, als dieß Lehrer zu lehren vermöchten. Und auch da gibt es wieder Abstufungen, und den höchsten Grad erreicht wieder nur die Braut, die ihren Bräutigam zumeist liebt und erkennt. Von der Demuth und der Erkenntniss der Menschwerdung muß man durch die Versöhnung emporsteigen zur Erkenntniss seiner Gnade, und dann erst erreicht man den Grad der „starunge", wenn man Gott liebt, weil er an sich gut ist.

Die Liebe, die der Erkenntniss folgt, ist der zweite Grad; denn ohne Liebe ist die innere Erkenntniss unmöglich. Hier wird der noch jungen schwachen Seele Trost verliehen, denn hier erfährt sie liebend Gottes Langmuth und Barmherzigkeit.

Der dritte Grad ist die Begehrung, die der Liebe so verwandt ist, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann; denn das Geliebte möchte man besitzen, und dieser Wille heißt die Begehrung; und zwar begehren wir manches was wir nicht besitzen, aber auch manches was in unserem Besitze ist und zwar letzteres immer um so mehr, je mehr wir es erkennen und lieben.

Der vierte Grad ist der Vorschmack der göttlichen Gnade (oder wie die Braut sagt: der König leitet sie in seinen Keller — noch nicht in den Weinkeller! s. den 13. Grad. —); durch ihn erweckt Gott in der Seele starke Hoffnung, indem er ihr Begehren einigermaßen erfüllt und sie stärkt, die Widerwärtigkeiten zu ertragen, die sie ohne diese innere Freude nicht zu ertragen vermöchte. Dadurch werden wir in den fünften Grad herübergeleitet, die Geduld im Missgeschick, das die Braut von fremden und be-

freundeten erfährt; wir nennen diese Tugend auch die Feindesliebe.

Der sechste Grad ist die bescheidene „wîsheit und die wîse bescheidenheit," die sich im Glauben, Lehren und Wirken äußern soll: im Glauben, daß man nicht falschen Propheten glaube; im Lehren, daß man selbst andere weise Seelen vernehme, denn man kann nur zu leicht irren; endlich in den Werken, indem ja keine Tugend ohne Verständigkeit bestehen kann, auch die Liebe nicht.

Der siebente Grad ist der geheime Trost, welchen der Liebe der Lieben gibt, ihre Furcht tröstend und ihre Verwirrung erleuchtend. Denn oft will die Seele Gott ganz klar erkennen, schauen, ehe sie sich selbst kennt; dieß ist aber unmöglich. 60 ... „dû wilt iezû dû lûthere wârheit genzlîche bit den engelen bekennen, inde dû wilt iezû den middendach mîner sicherheide inde mîner clârheide inde mîner rasten begrîfen, wan ê dat geschie, sô mûst dû dich selven bekennen, wan mich enmach nieman bekennen, he enbekenne sich." Mit diesem Gedanken hat die deutsche Mystik das Fundament der gesammten neueren Philosophie ausgesprochen, obschon sie freilich es beim bloßen Postulate bewenden ließ. —

Will nun der Mensch sich selbst erkennen, so findet er sich als Seele und Leib.[8] Die Seele ist nach Gott gebildet, der Leichnam aus Erde geschaffen; die Seele ist ein Abbild der Dreifaltigkeit, somit wol geeignet, dem Menschen Werthschätzung seiner selbst einzuflößen. Sie hat an sich die Güte, die Gewalt und die Weisheit, ist aber doch einfach (einveldich), unsichtbar und ewig.

Der achte Grad ist die Demuth, die in der Liebe ihren Ursprung hat. — Doch möge dieser Absatz, der ganz in Reimprosa geschrieben ist, hier unverkürzt seine Stelle finden.

„64[a] .. De echte grât is dû ôtmûdi*cheit*, dû van der minnen dat aneginne ent*feit*; (want eine andere kumt van der vorten, dû is disere alsô ungelich alse dû minne inde dû vorte underscheiden sint). Alse de sundêre besit sîne *sunden*, inde sîner sêlen vreisame *wunden*, sô wirt he ime sel*vere* smêlich inde ni*dere*, sô wie he och enbûzen ge*bêre*. Inde noch dan dat si sich zû gode *kêrent*, noch dan sint si under*scheiden* van den die ôtmûdich sint in irer reini*cheide*.. Dis givet uns Augustînus ur*kunde* in deme bûche van deme mage*dûme*; want he givet den reinen megeden dise *lêre*, dâ he si dû ôtmûdicheit wilt *lêren*; he sprichet: ich enwillen ûch (64[b]) niet wîsen an die sun*dêre*, dat si ûch dû ôtmûdicheit *lêren*, want si sint

ôtmûdich van iren *sunden*, dat wîsen ich ûch bit diseme ur*kunde*: Marîâ Magdalena inde der sundige *man*, des gerechtikeit den phariseum ver*wan*, centurio inde de rîche Zache*us*, de den sûzen Ihêsum vrôlîche entfinc in sîn *hûs*, den de centurio niet endorste ent*fên*, dise alle gên einer sîde stên (Hs: dise gen alle meinen side sten), want si sint alle ôtmûdich van den *sunden*, wan wir haven eine hôere ôtmûdicheit *vunden*, dû den gûden aleine ge*nûget*, die ire consciencia niet en*vrûget*.[9] Dise willen wir leiden an den burnen der ôtmûdi*cheit*, dû van der minnen entspringet inde be*steit*: dat is de aller sûziste Ihê*sus*, nemelîche diser ôtmûdicheit *hûs*, den dû minne aleine hât ôtmûdich ge*machet*. Hôret ir megede inde ent*wachet!* Warumbe quam de hô inde werde hei-(65ª)*lant* sô sêre ôtmûdich in dit jâmer*lant*, dâ he vile nâ nimanne en*vant* de ime geve spîse herberge ove ge*want*, bizze dat men on an dat schentlîche krûze *bant* bit starker nagele dôtlîchen *bant* (Hs. der starker nagele de dôtlîche bant) an beiden vûzen inde an iewedere *hant*. Sage wat hât un gezogen an dise ôtmûdi*cheit* inde an des dôdes iâmer*cheit*, wan dû grôze minne *aleine*, die sô gût was inde sô *reine*. Allernêst is *si* ime an der ôtmûdi*cheide*, van dere he wolde in sîner mens*cheide* nemen dat ane*ginne*, dû grôze minne*rinne* (Hs. der grozer m.), dû aleine is mûder inde *maget*; in si willen ich dat ir ûre ougen *draget* inde merket warumbe inde wie ôtmûdich si *sî*, dû van allen sunden sô reine was inde *vrî*, sus wêrlîche dû overste *brût*, des brûdegumen ein sunderlich *drût*, dere die wort genûgent sunder*lîche*, die dû brût in der minnen sange *sprichet*; si sprichet: dû der kuninc in (65ᵇ) sîneme gemach *was*, nardus einen ruch *gaf*. Nardus is einer hande nider *krût*, des sich aleines bâget[10] dû gûte *brût*, dat is einen starken gûden ruch have ge*geven*, des de rîche kuninc mûste ent*seven*. Drî sachen sint an diseme *krûde*, die gehôrent zû der ôtmûdicheit der *brûde*. It is nider, dat bezeichent dû ôtmûdi*cheit*, dû in ire selvere iemer zû nidere *steit*. It is heiz van na*tûren*, want duse ôtmûdicheit birnet van der minnen *vûre*. De gude inde de starke ruch bezeichent de gûde *mêre*[11] dû van den ôtmûdigen wirt gespreidet *sêre* beide vur gode inde vur den *lûden* zû deme love der gûder *brûde*. Dit krût gaf sînen rûch sô *sêre*, dat des heimeles inde der erden *here* des ruches sô wale ge*luste*, dat he in der meyde lîf inde sêle kumen *mûste*, inde nemen van ire unse mens*cheit*. We mach volle sprechen diser dugede (66ª) werdi*cheit*, dû got an der brûde aller meist ane *sach*, alse si selve be-

zûgede dû si *sprach*: mîne sêle si lovet mînen *heren* inde mîn geist is vrô in got mînem (Hs. meinem) hei*lêre*. Want he hât ane gesien sîner dernen ôtmûdi*cheit*, dar umbe sal mir werden gesprochen sêli*cheit* van allen die dâ sulen geboren *werden* in allen geschlechten der *erden*. Merket alle ir die brûde *sît*, diser grât den de brûdegume *sît*, vor anderen dugeden sô sunderlîche, alsô dat dû overste brût niet enlove ire reini*cheit* an ire selvere noch dû minne noch du verdoldi*cheit* an den si doc was wêrlîche volle*kumen*: volget ire, willet ir ûp disen hôen grât *kumen*, inde sît underdân deme sûzen brûde*gumen*, de sô manichveltlîche schaffet ûren *vrumen*. Inde sô he ûch sunderlîchere gût *deit*, alsô mê sulet ir halden dû ôtmûdich-(66ᵇ)*heit*, dû imer birne van na*tûren*, entfenget van der minnen *vûre*. Want ihr enhât der grozer sunden niet ge*dân*, die ûch an der ôtmûdicheit dîn be*stân*. Dar umbe ôtmûdiget ûch durch dû *minne*, dat ir disen grât wêrlîche (Hs. werltliche) muget *gewinnen*. Enerhevet ûch niet over die sun*dêre*, wan volget der heilsamere *lêre* dû sprichet: dîne ôtmûdi*cheit* sal wassen nâ dîner werdi*cheit*. Sô dû minre bis vor gode inde vor den *lûden*, deste ôtmûdiger salt dû sîn bit der br*ûde*; den it (Hs: es) is wâr dat sente Grego*rius* van diser dugede sprichst al*sus*: Sô we andere dugede sunder ôtmûdicheit zû samene *leget*, he deit alse de pulver wider den wint *dreget*."

Der neunte Grad ist die stæte Erinnerung an den Bräutigam, die die Braut gewinnt, wenn sie nichts mehr im Himmel- oder Erdreiche begehrt als den Lieben allein; doch wie viele tragen in ihrer Seele lieber das Verlangen nach Zeitlichem, Vergänglichem. Doch Gott allein ist alle Güte; willst du gut sein, so trage ihn in deinem Herzen, willst du selig sein, so mußt du es mit ihm und durch ihn werden.

Willst du seiner gedenken, willst du ihm nachfolgen, so denke an alle Martern und Qualen, die er von seiner Geburt an leiden mußte, und trage um seinetwillen alles was er um deinetwillen getragen hat; freue dich mit den Glücklichen und traure mit den Traurenden. Wer aber zu schnell über des Kreuzes Bitterkeit hinauskommen möchte, der kennt dessen Herrlichkeit nicht; die allein haben seine Bitterkeit überwunden, die sie froh und gerne wieder trügen, und denen die Bürde des Kreuzes leicht schien; denn diese wißen auch recht, wer sie selber sind.

Der zehnte Grad ist das Vollgefühl der göttlichen Gnade; hier kann uns keine Noth, selbst der Tod nicht, und keine Creatur mehr vom Feuer der Liebe, von Christo scheiden.

Die hieraus entspringende selige Sicherheit ist der eilfte Grad; wir geben hier wieder des Verfassers eigene Worte:

„(73ᵇ). De elifte grât is dû sêlige sicher*heit*, dû die brût van der vûlungen der genâden ent*feit*, dat entuschen ire inde deme lieven nimer enwerde engein gesc*heit*, alse uns Paulus bit den vure sprochen worden kundich deit. It is gût dat wir die wort ever br*eiden*, die he sprichet van der sicher*heide*; want he spricht: we sal uns van godes minnen sc*heiden*, wilîche nôt ove angest ove der vîende ovel*lage*[12], of hunger of nachetheit, of dat swert of wilîche andere *plâge* mach mich gescheiden van godes *minnen*, (74ᵃ) dû uns deit alle (Hs. ane) widermûde ver*winnen*? Ich have stêtlîche des sicher*heit* dat unser van gode enwirt engein gesc*heit*. Dit sprichet he ouch bit anderen *worden*, dû he deser sicherheide was sicher *worden*: Ich have gestriten einen gûden *strît*, mîn loufen is kumen an sîne leste *zît*. Dar umbe is mir der gerehticheide *krône* behalden in den dach zû *lône*. Ô wie sêlich is dû samenwitzic*heit*[13], dû in ire weiz duse sicher*heit*, inde mach sprechen bit vrî*heide* der brûde wort van der sicher*heide*. Sie sprichet: Dû bis schône, mîn live, inde wale gedân, unse bedde is bit blûmen besprenget. Nû merke van wie grôzer sicher*heit* kume diser worde sûzic*heit*. Si lovet vore den brûdeg*ume* inde darnâ ir bedde dat it sî schône van den *blûmen*, alse si sprêche: ich weiz wale dat dû schône *bis*, inde dat dir engein bedde zimelich en*is*, wan dat dir gelîche bit der schônh*eide*; wan ich bin sô si- (74ᵇ) cher an mîner samenwitzic*heide*, dat ich dich laden zû unseme bedde bit sicher*heide*, dat it entfê alsamen uns *beide*. Dit bedde is ûp ein spanbedde ge*leget*, dat sich bit vier stollen[14] ûp *dreget*. Der eriste is dû lêrunge reht inde gût, de ander is de gedanc vlîzich inde v*rûth*, de dridde is dat reine ge*bet*, de virde is dat vollekumene *werch*. Hin ave is gemachet dat span*bedde*, dar uppe liget der brûde *bedde*. Dat spanbedde is dat geistlîche leven, dâ uppe dat senfte bedde der samenwitzicheide liget; dâ uppe liget dat weiche kussen der mûzicher starungen, dâ uppe der brûde hovet raste vindet. Die zwei lîlachen, die men her ûp *leget*, bezeichent dû reinicheit diu dû brût *dreget* beide enbûzen inde en*binnen*, brennende van der reiner *minnen*. Dit bedde is bit der blûme der dugende besp*reidet*, dar in si den schônen brûdegumen *leidet* (75ᵃ). Hie mûzen wir drî stede mirken, dâ inne men die blûmen vindet: in deme velde, in deme garden inde an deme bedde. In deme velde vindet men die bl*ûmen*,

dan ave sprichet de schône brûde*gume*: Ich bin dû blûme des veldes inde dû lilie des dales. Die veltblûmen lîdent dat unstêde weder inde werdent dicke van den bôsen diren zetreden. Bit disen blûmen mugen di lûde wale bezeichent werden, die under der werelde gotes dinste sich haven begeven, die der bôser zungen wâz inde (fehlt in der Hs.) weder mûzen *lîden*, inde die sundêre enmugen si niet ver*mîden*, die ire schônheit hazzent inde *nîden*. Want si sint sêlich, si sint deme ge*lîch*, de sprichet, dû lilie des dales bin *ich*; de ûp die getretene herze niet kumen en*mach*, de durch uns in einer kribben *lach*, inde leit dat on die vreislîche dir ze*trâden*, die he lût gûtlîche zû sînen ge*nâden*. It enwart nie alsô zetredene blûme, alse dû ôtmûdige lilie, de brûde-(75ᵇ)*gume*. — Die blûmen die in deme garten *wassent*, si sint vor den diren wale be*waret*, dat wir alsô mugen *dûden*: die ledige dir sint die wereltlîchen *lûde*, wan doch stênt si under den dornen die si stechent, alse de brûdegume zû der lilien spricht: Mîne vrûndinne is under den dohteren alse die lilie under den dornen. *Dise blûmen sint die clôsterlûde*, die beslozzene godes *brûde*, die dicke gemûdet[15] *werdent* van den die bit on sint in der selver *herden*; die heizent dohtere inde sint *dorne*, want si mûdent die ûzer*korne*, inde die wîze blûende brûde ver*mechent*[16], inde si bit iren dornen *stechent*. Wan dû brût mach dise dorne gerne *lîden* durch dû durne krône ires sûzen *lieven*, dû he durch si drûch sô verdoldic*lîche*, dat he si krônede in sîneme kunine*crîche*. Mit disen selven blû-(76ᵃ)men is der brûde bedde be*spreit*, alse si in den selven dugeden *geit*, die wir bit diser zweierhande blûmen ver*nemen*, inde nû on ordiniren ir *leven*. Inde wirdet bit den veltblûmen lancmûdich inde ôtmû*dich*, inde bit den gartblûmen gehôrsam reine inde verdold*ich*. Sô wilt si bit grôzer sicher*heide* den liven zû ireme bedden *leiden*, dat si lovet van der starc*heide*."

Der zwölfte Grad ist das gelustlîche Essen, das geistliche Essen, das nur die schmecken, denen Gott den Geist des Schmeckens gegeben hat, d. i. denen es in dieser Welt, in diesem Leichnam, nicht gefällt, bei denen der Geist so die Oberhand gewonnen hat, daß der Leib ihm dient und zu Gottes Dienste folgt. Diese geistliche Speise stärkt die Seele so, daß sie bis zu Gott selbst dringen kann, hin zum Baume des Lebens, der inmitten des Paradieses steht. Dann „restet" die Seele „under diseme boume, alse sîne lêrunge erlîhtet alle die swârheit, dâ si mide besweret mach werden; alse men si hazzet inde vaset[17] inde missesprichet durch den namen ires

lieven, sô vlûet si under den schaden des blades dat is des lieven wort, want he sprichet: ir sît sêlich alse ûch die lûde hazzent inde vasent inde alse si ûch vermaledîent durch mînen willen; vrôet uch inde sît blîde, want ûr lôn is grôz in deme himelrîche."

Der dreizehnte Grad ist der Trank, der Trank des geläuterten Weines, der *verdrenkende dranc*, von dem der Verfasser selbst nie trunken worden, und über den die wahrhaft Trunkenen nichts zu berichten vermögen; denn wer völlig trunken gewesen vergisst seiner selbst. Dies berichtete dem Verf. eine selige Seele, die noch im Leibe war, und die an einem Tage des Jahres, da dieß Werk geschrieben worden, so trunken war, daß sie keinem ihrer heimlichen Freunde (wir befinden uns hier wohl unter Gottesfreunden) berichten konnte wie ihr gewesen. Denn während die Seele auf dem vorhergehenden Grade noch vollkommen Herrin des Leibes ist, achtet sie auf ihn nun nicht mehr, ja sie kann die Sinne nicht mehr gehörig beleben, da sie nur ganz nach innen gerichtet ist. „Ûp disen grât, heißt es S. 82ᵃ, sint die kumen, die wir bewîlen sien antweder in deme gebede, of an deme geistlîchem gedanke, of van der maht der lêrungen underkumen, inde van on selven (82ᵇ) gevremdet werden, dat si niet enwizzen wat si dûnt inde doch ietswat dûnt; sien wizzen wat si sprechent inde sprechent doch ietswat; si gevent eine stimme, dâ engeine bescheidene wort ane en lûdent, want sie enrûrent dû zunge niet nâ der gewonheit der natûren, wane van deme sturme des geistes, de si sô ervullet, dat si dû vollede mûzen ûz lâzen, inde die lidere, die dû natûre zu sprechene hât gezimret, si engenûgept niet dû inreste sûzicheit gare ûz ze dragene. Rehte alse dû merken maht an eineme ovene, de vile vûres hedde, inde ein kleine loch. Bewîlen slûge dû flamme dar ûz gelîche, bewîlen de rôch, inde dat selve vûr dat dar ûz slûge enhedde sînes schînes niet vollîche; inde darumbe alse si noch geswîgen noch envollen gesprechen enmugen, sô mûzen si *krîschen*, dat is *jubilieren*, des maniche dumbe lûde gemûdet (83ᵃ) werdent, die dû maht des geistes niet enwizzen." — Diese nun, wenn sie aus der Ekstase wieder zu sich kommen, können sich rühmen, daß der Herr sie in seinen Weinkeller (s. d. 4. Grad) geleitet hat, wo die Seele die Süßigkeit kostete, die zuerst auf diesem Grade empfunden wird. Nicht lief die Seele selber hinein, auch riss sie Gott nicht mit Gewalt dahin, was jenen gesagt ist, die auf dem ersten Grade schon sich Bräute nennen; „die (83ᵇ) gesteren wâren under den

dencerinnen, inde hûde sint under den begînen, gestern vleischlich, hûde geistlich, gestern sungen an deme danze, inde hûde jubilierent inde erkiten[18].“ Nur jene sind aber vollkommene Bräute, deren Liebe wohl gegliedert ist, als Gottesliebe ungemessen, als Nächsten- und Selbstliebe in rechtem Maße. Des Nächsten große gute Werke mehr zu lieben als die eigenen kleinen, und doch das Eigene nie zu vernachläßigen, das ist nur sehr wenigen gegeben, und wird selbst nur in Klöstern selten geübt; vielen „wêre (85ᵇ) livere dat einen iren brûder *drômede,* dat he got sêge, wan dat ein *ander* on dicke *alwachende* ze siene pflêge.“ Auch sollen wir in den Menschen, Freunden und Feinden, nur Gott lieben, und unsere Liebe für sie vermehren oder vermindern, je mehr oder je minder sie in Gottes Gnaden sind, je mehr oder je weniger Tugenden sie haben.

Der vierzehnte Grad ist „dû gesunde sûchede,“ die gesunde Krankheit, da der göttliche Schütze das Herz verwundet und selbst in die Wunde fließt. Da verblutet sich das Herz — indem alle fleischlichen Gedanken vertrieben werden —, da wird es „siech“, d. i. unempfänglich für alles Äußerliche, nur den suchend, der es verwundet hat, ja da stirbt es wohl bisweilen. Zur Heilung des Siechthums aber äße wohl die Seele am liebsten den, der sie verwundet hat; lindern aber können auch die Tugenden und Verdienste des Bräutigams. Auf diesen Grad gekommen bedürfen die Seelen der Demuth und der Hoffnung; jener, damit sie immer wähnen, sie hätten noch nichts erreicht (begriffen); dieser, damit sie, wieder entnüchtert (entnûhtert), nicht zu schwermüthig werden und des Bräutigams so vergessen als solle er nie wiederkommen. Das ist ja eben die „gesunde sûchede,“ daß man zu erhöhter Liebe und Begehrung gestärkt wird und den Bräutigam wieder zu kommen zwingt.

Vom fünfzehnten Grad weiß unser Verf. aus eigener Erfahrung gar nichts zu sagen; Gott und St. Bernhard sollen ihn leiten, damit diese *rede* nicht unvollendet bleibe. Der fünfzehnte Grad ist ein Schlaf, eine Rast von aller Mühe, „alse die ûzerlîche sinne sô er*stervent*, dat si iren am — (92ᵇ) bahte niet er*wervent;* alse des geistes gewerf sich alsô van deme lîchamen *scheidet,* dat he sich zû den sinnen niet en*breidet,* ind enis niet bekumbert bit einichen *sachen,* want dat he vrîlîche slêfet inde doch *wachet* in des sûzen brûdegumen entgênwordiche*ide*, de zû ime selveme is sîner brûde *geleide,* dû he sô lieflîche inde so vrôlîche en*tfeit* bit den armen sîner sûzer go*theit,* inde leget sie in sînen schôz, dat is sîne hei-

melic*heit*, dâ lêret he si dû ungescrivene wîs*heit*, dû ûnmêzige verborgene sûzic*heit*, dû sô rehte gûde gûtlic*heit*, inde ires selves werde werdic*heit*. He machet ire inne nûe kûn*heit*, ze gâne zû sîner gotlic*heit*, inde lêret si gesinnen bit gezogenre balt*heit*, dat dat nidere herze niet umbev*eit*, dat zû der minnen niet en*geit*, dû sô heiz is inde sô *breit*. Ei brûdegume! wie sûverlîche is dîne sûverlic*heit* dîner brûde, dû dich in sô (93ª) grôzer vrî*heît* beschowet, alse si wênet âne unders*cheit*, want si entsevet engein ungemach noch engein *leit*, dat van enbûzen ove van enbinnen zû *geit*. Wan si staret dû gûde wâre êwelic*heit*, dû êwelîche gûde wâr*heit*, dû wâre êwelîche gûtlic*heit*; dû unbegrîflîche lûter*heit*, dû lûtere unbegrîflic*heit*; dû unzellîche rîc*heit*, dû rîche unzellîc*heit*; dû sô nietlîche gelustic*heit*, dû sô gelustlîche nietlic*heit*; dû uvervluzige barmherzi*keit*, dû barmherzige uvervluzic*heit*; dû sûverlîche got*heit*, dû gotlîche sûverlic*heit*; dû einveldige drîveldic*heit*, dû drîveldige einveldic*heit*, der reiner engele reinic*heit*, der sêliger sêlen sêlic*heit*, der sûzer brûtluhte vollekumen*heit* inde des geistes ungehinderde vrî*heit* inde sîne sûze sêlic*heit*, dû on bit deseme (93ᵇ) ane*geit*, de dû sêle wêrlîche wachen *deit*. Ô wie grôz is des brûdegumen ôtmûdic*heit*, dat he zû der armer brûde sô nider*geit*, inde si sô hô brenget ge*leit* in sîne sunderlîche heimelîc*heit*, in sîne heimelîche sunderlic*heit*! Sêlich is he, de dit vers*teit*, dat dû versûkunge aleine kundich *deit*, dâ dû vûlunge offenbâret dû reine sûzic*heit*. — Eine Seele, die in dem seligen Schlafe liegt, soll niemand wecken, denn der Schlaf kommt auch allen übrigen zu Gute, indem ja die Seele, deren innerste Sinne nicht gefesselt waren, doch einiges von dem was sie gesehen kund thut. Was ihr aber geoffenbart wird, das lehrt uns die Schrift, der zufolge die „starunge" — denn das ist ja der Schlaf — eine dreifache ist (95ᵇ) „dû *eine* starunge begrîfet sihtlîche *sachen*, an der formen die on dû natûre hât *gemachet*, alse dû gedenkes eines mannes (96ª) of einer *vrowe* offe andere dinge, die men bit ûzerlîchen ougen mach beschowen. Dû *andere* starunge geit an die geistlîchen crêatûren, die engeine forme enhavent van nât*ûren*, dâ mide si unsen ougen mugent werden be*kant*, alse lange wir dragen duse vleischlîche *want*. Inde darumbe erschînent si dicke den gûdeu *lûden*, den si godes wille sulen *dûden*, bit sô gedânen formen inde bit den ge*denken* (Hs. gedenen) die on der kuninc wilt ane *lenken* (lonen Hs.) inde dâ mide si mugen werden be*kant* den sêlen, zû den si werdent ge*sant*. Alsus ist got manichen heiligen ge*sien*, dit is dicke

geschien inde sal noch gesc*hien*. Dû *dridde* starunge, dû vile hôgere *geit*, si wirt gedriven an dû wâre got*heit*, sô men on begrîfet bit der vernunftic*heide*, âne allen valsch, in der wâr*heide*; sunder einiger dinge gelîche*nisse*, sunder der formen gedruch*nisse*, sunder lîchame inde sunder stat." — Hier geht die Seele über die Menschheit Christi des Bräutigams, und das Erlösungswerk, die „Kreuzesnoth", hinaus, und begreift alles mit englischer Klarheit. Da ist dann, kann man wohl sagen, die Seele mehr selbst ein Licht, als erleuchtet, mehr selbst Reinigkeit, als gereinigt, ein lauterer Wein, ganz unvermengt sie schaut alle Eigenschaften Gottes; sie schaut den Himmel und alle Seligen, die sieben Chöre der Engel, und hoch über allen die „reine mûder inde maget" (100ᵇ), die ihre Demuth so hochgetragen hat. Allen unerreichbar aber ist, außer dem eingebornen Sohne, die Freude, die Gott in sich selber trägt; nur ein Abglanz dessen, was der Seelenbräutigam schaut, wird der Braut durch ihn zu Theil, wobei der Geist sich selbst verliert und in ihn, den Sohn, verwandelt wird [19]. Doch muß die Braut wieder scheiden und in das Leben, zur Welt zurückkehren, bis sie endlich mit dem Bräutigam für immer vereinigt wird; und „dare mûzen wir kumen alle samen des helfe uns der brûdegume. Âmen. — Nun schließt der Verf.:

„Ich geven danc, lof inde *êre* dir sûze wîse lêrêre, want dû mir hâs gegeven dîne *lêre*, dû de aleine bis meister inde *here*, geweldich wîs inde scapp*êre*, barmeherzich erlôs*êre*, inde allen nôden gewisse help*êre*. Behalt mich vader, inde *lêre*, dat ich dîn sî imer *mêre*, dat ich niet enwerde ein irr*êre*, wan dat ich dînen lof alsô *mêre*, dat ich dich imer minne *sêre*, sûze wîse inde starc minn*êre*, sunder den ich niet en*wêre*, of ich dîn aleines en*bere*, sô ich sî dîn hant ge*bêre*, sûze vater, kuninc *hêre*. Sô wat gûdes an diseme bûch *steit*, dat is dîn lof, sûze wîs*heit*, van dere al gût inde alle wîsheit *geit*, van deme trisore dîner got*heit*, van diner sûzer heimelic*heit*. Sô wat hie ieman anders wan gût vers*teit*, dat is kumen van mîner menschelîcher kranc*heit*, inde van mîner kranker mensc*heit*, dat ze bezzerne bin ich alle zît ber*eit*, sô wanne it gewîset wirt mîner dumben*heit* van der gûder lûde barmherzic*heit*, die mich lesent sunder avunstic*heit*; [20] die mugen bit irer gûtlic*heit* entschuldigen mîne âwitzic*heit* (Hs. awucic*heit*) inde beschuldigen mîne alwêric*heit*. — Ich bekêren mich an dich ever *nû*, want mîn aneginne wêres *dû*, dû sîs ouch mîn ende, sûze Jhêsu, Âmen."

Wir haben gesehen, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich stellte, fünfzehn Grade des zu Gott empor schreitenden Lebens zu fixieren, während sonst wohl nur sieben oder neun unterschieden wurden, mit ziemlicher Klarheit zu lösen wusste; wenn er manchmal höhere Stufen in die niederen hineinzuziehen, die niederen höher hinauf zu entwickeln scheint, so geschieht dieß bloß, weil die einem jeden Grad eigenthümliche Tugend nicht mit dem Emporsteigen in den nächsten aufhört, sondern vollkommener in diesen aufgenommen wird, so daß der letzte alle untern verklärt in sich enthält, worüber sich unser Verf. auch ganz klar war, wenn er 97ª schrieb: „Want dis overste grât hât dû maht, dat die andere grêde werdent an ime vollebrâht, alse dû rehte wârheit givet iren schîn.“ — Im Einzelnen bleibt nur Weniges zu bemerken [1] 1ª „honich al âne râze“, ohne Wachs („râze“, Honigwabe, Ziem. 306), das ja das geringere ist; reiner Honig. Sonst in gleichem Sinn auch mhd. „wabe“ gebraucht; Myst. 2, 492.: „wan diu geteilte minne von gote ist als daz wazzer in dem fiure, unde dise geeinigete minne ist als der *wabe in dem honige*.“ — [2] „mêzige unmâze;“ s. das oben zu 28ᵇ Gesagte. — [3] „deit“, immer statt „tuot,“ so z. B. 66ᵇ, 72ᵇ, 93ᵇ (s. oben), ebenso die 2. prs. „dû dês“, 28ᵇ. S. Germ. 2, 39. — [4] 1ᵇ „dat si sich noch entzîn“ etc. ebenso 97ª: „wan dit bûch enis den vleislîchen lûden niet gescriven, die uver dat vleisch noch niet ensint gestigen.“ — [5] Eckhart unterscheidet drei Klassen, oder, was dasselbe ist, drei Wege zu Gott zu gelangen: (50, 13.) „der ein ist: mit manicvaltigem gewerbe mit brinnender minne in allen crêatûren got suochen. . . . Der ander weg ist weg ânte weg, frî unde doch gebunden, erhaben unde gezuket vil nâch über sich und alliu dinc âne willen und âne bilde . . . 39. Der dritte wec . . . ist got sehen âne mitel in sînesheit.“ — [6] Bei Eckhart „diu anstar“ 644, 38, 652, 9. 653, 34. — [7] Eckhart 489, 3 . . . „swaz diu sêle krefte hât über die si den fünt sinnen gît, die krefte gît si alle dem innern menschen, unde sô der eteswaz hôhes edeles gegenwurfes hât, sô zucket si an sich alle die krefte, die si den fünf sinnen gelihen hât, unde heizet der mensche sinnelôs unde verzucket.“ — [8] Auffallend ist die bei Myst. sonst kaum begegnende Nichterwähnung des „fünkelîns“ der Seele, „daz ist (Eckh. 109, 12) diu vernünftikeit, daz ist daz houbet der sêle . . und ist alse ein fünkelîn götlîcher nâtûre und ein götlich lieht“, jene Kraft, die (s. Zeile 24 sq.) mit Gott vereinigt wird, die sog. *συντήρησις*. — [9] „enwrûget; wrûgen“, mnd.

eigentl. „wrôgen", mhd. „wrüegen", accusare, rügen, s. Gr. 1³, 259. — [10] „bâget", gloriatur, s. Germ. 1, 326. 227. — [11] „mêre", wohl in der Grundbedeutung des Wortes „mære" zu nehmen, als die Eigenschaft, vermöge welcher eine Person lieb, theuer ist. W. B. 2, 71. — [12] „ovellâge, im W. B. nachzutragen; die Comp. verstärkt den Begriff des einf. „lâge." — [13] „samenwitzicheit," conscientia, Bewusstsein, Ziem. in d. Zusätzen S. 718. s. auch Eckh. 378, 17. 381, 33 sq., 522, 25 etc. — [14] „stollen", Gestell, Pfosten, Fuß; s. Schmeller 3, 631. — [15] „gemûdet;" unserm Verfasser scheinen die Verba „müejen" und „muoten" zusammengeflossen zu sein; offenbar wird hier wie gleich im folgenden („mûdent") und 82ᵇ: „des maniche dumbe lûde gemûdet werdent," auch 94ᵃ: „inde mûdent die slâfende brût" — die Bedeutung des ersteren erfordert. Die präterit. Form „muote" könnte ins Präsens verschoben worden sein? — [16] „vermechent;" die Zweifel des W. B. 2, 91. sind also zu beseitigen. — [17] „vaset", wie kurz darauf „vasent", und 47ᵇ: „sêlich sint die ar- (48ᵃ) men inde die men *viset* durch dat rehte, want dat himelrîche is ire." Ich weiß über das Wort nichts beizubringen. — [18] „erkiten", oder besser „erkiden"? zu „quide", ich spreche, welche Bedeutung durch das verstärkende „er" in die des schwatzens umgeformt wird? oder „erkûten", von „kiute", spreche schwatze. — [19] Das sich selbst Verlieren des Geistes nennt Eckh. 520, 29 sq. geradezu die „entgeistikeit" der Seele, „dâ si mê ûf daz sîne gêt (die sînesheit) dan ûf daz ire (iresheit)." — Den entscheidenden Schritt, die so geläuterte Seele selber den Sohn, Gott zu nennen, wagte Eckh. in bestimmtester Weise 620, 32: „tuont abe daz niht, sô sîn wir alle ein; tuont niht von allen crêatûren, sô sint alle crêatûre ein. Waz dâ belîbet, daz ist ein, . . . daz ist der sun, den der vater gebirt. — 399, 11. „Dâ von sprichet ouch Dionysius alsô: in gote sterben ist niht anders danne ein unbeschaffen leben, daz got selber ist, unde heizet danne niht ein sêle, mêr diu obriste kraft gotes." — 602, 9. „Denne si (die geläuterte Seele) is alsô lûter, daz si sich selven durchschouwet; denne bedarf sie got niht verre suochen: si vindet in in ir selben, wan si in ir nâtiurlîchen lûterkeit ist geflozzen in daz übernatiurliche der lûtern gotheit." — [20] „avunsticheit", v. „âbunst," Misgunst: W. B. 1, 31.

DIE SEMPACHER SCHLACHTLIEDER[1]).

VON

OTTOKAR LORENZ.

W. Wackernagel hat in der Literaturgeschichte (S. 224) bereits über das Lied von dem Streite zu Sempach, welches Tschudi mitgetheilt hat, die Bemerkung gemacht, daß es eine „erweiternde Umarbeitung" des kleinen von Ruß zuerst angeführten Siegesliedes sei[2]). Schon Wackernagel hat damit unzweideutig hervorgehoben und zugestanden, daß das große Gedicht, welches so ausführliche Meldung über die Sempacher Schlacht macht, einer einheitlichen Conception entbehre und als ein ursprüngliches Ganzes nicht aufgefasst werden könnte. Diese Ansicht wird auch von Niemandem bestritten und Niemand wird es beikommen das große Gedicht als etwas Ursprüngliches gegenüber dem kleinen anzusehen. Ich bin nun dem Gedanken weiter gefolgt und habe nur das Verdienst für mich in Anspruch nehmen wollen, das Verhältniss des kleinen zum großen Liede etwas genauer und bestimmter festzustellen. Aber da ergibt sich sofort, daß dieß nicht so einfach und leicht ist, und daß man mit der Erklärung „einer erweiternden Umarbeitung" eben noch sehr wenig gewonnen hat. Vielmehr bleibt die Schwierigkeit schon deshalb die nämliche, weil sich das ganze große Gedicht als etwas Einheitliches zu geben versucht und sich auch noch ausdrücklich selbst auf Einen Verfasser beruft, während es handschriftlich um so viel später erscheint als sein kleiner Nebenbuhler.

Wiewohl ich nun auf diese Widersprüche schon früher aufmerksam gemacht habe, so ist doch in neuester Zeit ein neuer Vertheidiger der Einheit des Gedichts aufgetreten, der dann sofort aus dieser poetischen Quelle die Traditionen über die Sempacher Schlacht historisch zu erhärten gesucht hat.

Ich hatte meine Analyse des großen Sempacher Gedichts für diese Zeitschrift bereits zu Papier gebracht, als mir die Abhandlung

[1]) Vgl. meine Abhandlung Leopold III. und die Schweizer Bünde. Wien. Gerold. 1860. Excurs II. S. 36—45.

[2]) Vergl. Uhland, Volkslieder S 1016.

des Herrn Dr. Rauchenstein zu Gesichte kam[1]), in welcher meine sämmtlichen frühern Ausführungen über diesen Gegenstand gänzlich beseitigt und vernichtet werden wollen. Dieß hat mich bestimmt meine schon beendete Arbeit noch einmal vorzunehmen und nach einer nochmaligen Prüfung der Sache auch hier sogleich auf die wesentlichsten Bemerkungen Rauchensteins Rücksicht zu nehmen. Und es wird für die Sache um so förderlicher sein auf die Polemik Rauchensteins einzugehen, je mehr ich in derselben die leidenschaftslose und objective Bekämpfung meiner Ansichten anzuerkennen und hervorzuheben mich verpflichtet fühle, wobei es mir nur gestattet sein möge zu bemerken, daß, wenn Herr Rauchenstein mir unbefangenes Urtheil in der Besprechung der Rechtsverhältnisse freundlich zugetraut, ich diese Unbefangenheit auch in der nothwendigen Kritik der Quellen in Anspruch nehmen darf.

Wir haben es mit einem Gedicht zu thun, welches eine unredliche und mystificierende Angabe über seine Entstehung unzweifelhaft am Schluß desselben erkennen lässt. Es heißt nämlich, daß der unvergessene Halbsuter, der zu Luzern gesessen ist und daselbst wol erkannt und ein fröhlicher Mann war, das Lied gedichtet habe als er aus der Schlacht kam. Wir wiederholen, daß diese Stelle, wie man sie auch deuten möge, eine Unwahrheit enthält, denn entweder ist das kleine Lied, welches nach Russens Erklärung nach der Schlacht gesungen ward, von Halbsuter, und dann ist es eine Entstellung, wenn man nach seinem Tode auch die übrigen eingeschalteten Strophen der Überarbeitung auf diesen „unvergessenen" Mann geschrieben hat, oder die Überarbeitung selbst, was Rauchenstein beweisen möchte, ist von Halbsuter und dann ist es ebenfalls eine Unwahrheit, wenn ihm das ursprüngliche Lied darin zugeschrieben wird. Bedenkt man noch, daß ein späterer und nicht Halbsuter selbst diese Autorschaft ausgesprochen hat, so wird die Sache nur noch bedenklicher. Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, aber Rauchenstein ignoriert solche Bemerkungen, daß es bei solchen umgearbeiteten Liedern in der That Gebrauch gewesen ist, dieß ausdrücklich zu erwähnen, wie es Caspar Jöppel in einem ähnlichen Falle thut, wenn er sagt, daß er das Lied „von neuem ge-

[1]) Im Programm der Aargauischen Kantonschule 1861 April: Winkelrieds That bei Sempach ist keine Fabel. Eine historisch-kritische Abhandlung von Dr. R. Rauchenstein.

sungen“ [1]). Darnach kann kein Zweifel darüber bestehen, daß derjenige, der nach Halbsuters Tod die letzte Strophe dem Gedichte beigefügt, eine unredliche und mystificierende Angabe über seinen Urheber und seine Entstehung gemacht hat. In diesem Umstande liegt der Ausgangspunkt und der berechtigte und wohlbegründete Anfang unserer Zweifel [2]). Wir sind nicht durch die historischen Bedenklichkeiten über Winkelrieds That auf das Lied, sondern vielmehr selbst durch das Lied auf unsere Zweifel geführt worden.

Wenden wir uns nun an den Inhalt des Gedichtes selbst, so finden wir darin eine Reihe von Momenten, die für die Einheit desselben keineswegs sprechen. Und wie sich das kleine Gedicht durch die äußere handschriftliche Kritik als etwas selbständiges herausheben lässt, so weist uns auch die innere Kritik auf dasselbe Resultat. Denn wer nur einigermaßen von einem Gedichte einen inneren Zusammenhang fordert, der wird ihn vergeblich in dem großen Liede von der Schlacht von Sempach suchen. Man wende nicht ein, daß die Art solcher Schlachtlieder es eben sei, daß sie lose und episodisch fortschreiten, denn glücklicherweise sind wir im Besitze einer Anzahl ähnlicher Lieder gerade aus den Schweizerkriegen; da möchten wir denn eine Vergleichung anrathen [3]), um zu überzeugen, daß nirgend sonst eine solche Unklarheit der Erzählung herrscht, wie in dem großen Gedicht von dem Sempacher Streit. Es hat deutlich drei verschiedene Anfänge, denn es erzählt uns, nachdem Jahr und Tag der Schlacht in der ersten Strophe bereits angegeben ist und nachdem sich das Heer in Sursee gesammelt und bereits fröhlich nach Sempach gezogen ist, nach alle dem erzählt es,

[1]) Vergl. auch das Lied von der Schlacht bei Nansy: „der uns das liedli nüw gesang.“

[2]) Rauchenstein hat an mehreren Orten meine Beweisführungen verdreht, denn die Existenz des Halbsuter zu läugnen ist mir nicht in den Sinn gekommen. Es handelt sich auch gar nicht darum, ob Halbsuter es war, der nach der Schlacht ein Lied gesungen. Aber daß der Luzerner Ruß nicht das große Gedicht, sondern das kleine anführt, und daß dadurch das kleine Lied handschriftlich so vieles älter beglaubigt ist als das große, darin liegt die Schwierigkeit. Muß doch auch Rauchenstein eine künstliche Hypothese sich zurecht machen, wenn er meint, daß erst das kleine Gedicht und nach ein paar Jahren das große daraus gemacht worden sei. Aber kann hiefür ein Beweis geliefert werden?

[3]) Die Schweizer Schlachtlieder sind von Ettmüller gesammelt und herausgegeben Mitth. der antiq. Ges. zu Zürich II. Ihre Darstellungsweise bietet sämmtlich einen schneidenden Contrast gegen das factenreiche angeblich Halbsutersche Gedicht.

daß die niederländischen Herren ins Oberland gezogen sind [1]). Und gleich darauf hebt das Gedicht abermals von neuem an, indem es in der willkührlichsten Weise das schöne kleine Lied unterbricht: „An einem Montag früh“ u. s. w. Erst mit der vierzehnten Strophe werden wir wieder um einen Schritt in der Erzählung weiter geführt, worauf dann ebenso wiederholte als willkührliche Unterbrechungen durch Strophen des kleinen Lieds folgen [2]), deren Inhalt mit den übrigen Angaben eben nicht immer glücklich zusammenstimmen. So geschieht es denn, daß die Tapferkeit der Luzerner, der Schwitzer und derer von Uri an verschiedenen Orten hervorgehoben wird, erst in Str. 15 und dann wieder findet sich der Inhalt der Str. 22 noch einmal erweitert in den Str. 37, 38 und 39: das nämliche Bild selbst, welches in dem kleinen Liede und besonders in der genannten Strophe 15 schon abgebraucht ist, das Bild von dem Kampfe mit dem Löwen, wird da in drei Strophen breitgetreten. Auch werden die Verse des kleinen Liedes wunderbar durcheinander geworfen: man vergleiche nur Strophe 56 und 62 des großen Liedes mit 11 und 13 des kleinen. Solche Fälle beweisen die Willkührlichkeit der Benützung des kleinen Liedes zur Genüge, so daß wir über diesen Punkt kaum noch etwas weiteres hinzuzufügen hätten. Die Einheit der Conception des großen Liedes wird sich keinesfalls aufrecht erhalten lassen. Und wenn man diesem Umstande gegenüber die harmonische Einheit des kleinen Lieds, welche auch von Rauchenstein zugestanden wird, sich vergegenwärtigt, so sollte man keinen Augenblick in Zweifel sein, daß dieses das volksmäßige ursprüngliche Gedicht, das in der That nach der Schlacht gesungen sein wird, jenes aber ein gekünsteltes Erzeugniss ist, das seine wahre Natur und seinen Ursprung zu verhüllen strebt [3]). Hierin werden

[1]) Bezeichnend ist, daß die Handschrift W. St. sich noch an das ursprüngliche Gedicht wörtlich anschließt, wogegen Tsch. bereits um den Mangel an Zusammenhang besser zu decken „Ir niderlendschen Herrn“ hat.

[2]) Vgl. meine frühere Abhandlung S. 37—39.

[3]) Rauchenstein will glauben machen, daß das kleine Gedicht sehr bald dem Bedürfnisse des neugierigen Publikums, das Thatsachen wollte, nicht mehr entsprach, und daß deshalb dasselbe erweitert worden. Das ist ganz richtig, nur differieren wir in der Zeit, wann solche Bedürfnisse eintraten. Für Diejenigen, welche dem Ereignisse nahe standen, war das kleine Siegeslied der natürliche Ausdruck ihres Gefühls an dem Erlebten. Aber freilich in späteren Generationen wollte man mehr und mehr wissen und hören, und man hat diesem Bedürfnisse dann nach Kräften entsprochen. Ja nur die späteren sind es eben, unter denen sich nach aller Völkerpsychologie die

wir noch mehr bestärkt, wenn wir auf Vers und Strophenbau unser Augenmerk lenken.

Das von Ruß mitgetheilte Schlachtlied ist in Versen gedichtet, welche der Nibelungenstrophe nachgebildet sind und die sich auch noch in diesen späten Jahrhunderten im Schweizer Volkslied in Anwendung finden. Die Strophe besteht aus vier Zeilen, wovon die ersten zwei Langzeilen mit Caesuren durchaus dem Nibelungenvers entsprechen. Als charakteristisches Merkmal tritt uns dabei entgegen, daß keine Binnenreime vorkommen, wohl aber hat die Zeile in der Regel bald klingend bald stumpf ausgehende Endreime. Hierauf folgt eine halbe Nibelungenzeile, welche mit einer vierten Langzeile reimt. In diesem Strophenbau ist eine gewisse Ähnlichkeit mit der Strophe in Wolframs Titurel, wenigstens insofern, als auch dort die dritte Zeile eine Kurzzeile ist und mit einer vierten Langzeile durch einen Reim verbunden erscheint. Aber im ersten und zweiten Vers unseres Ruß'schen Liedes ist die alte Nibelungenzeile streng gewahrt, auch in Rücksicht der gleichen Anzahl der Hebungen vor und nach der Caesur. Dasselbe Festhalten am alten Nibelungenvers finden wir auch in den übrigen volksmäßigen Schlachtliedern der Schweizer. In dem schönen Liede auf die Schlacht bei Näfels und besonders in dem auf die Schlacht bei Ragatz sind noch die alten Nibelungenverse in aller Strenge durchgeführt. Dagegen erscheinen in späteren Schweizer Schlachtliedern andere wesentlich verschiedene Strophen, welche die spätere Entwicklung und Entstehung leicht errathen lassen. Die ursprünglichen 4 Nibelungenzeilen sind aufgelöst in 8 Kurzzeilen mit verschränkten Reimpaaren. So finden wir es in dem Lied auf die Schlacht bei Murten oder in dem der Oesterreicher im Kriege von 1444. Es ist dieselbe Entwicklung, die sich in den Formen der Gedichte aus der Wolfdietrichsage ebenfalls findet, welche ursprünglich im reinen Nibelungenversmaß geschrieben sind, dann aber im Druck des alten Helden-

---

Sage erweiterte. Und überdieß eine Frage! gleichen etwa die übrigen Schweizer Schlachtlieder dem großen Sempacher Lied mit seinen vielen Geschichten oder dem kleinen? Nun Herr Rauchenstein hat mir ja in andern Fällen diesen Vergleich angeboten, warum hat er denn nicht in diesem Falle das Schlachtlied von Näfels zu Rathe gezogen. Da würde er die Frage leicht beantwortet finden, wie die Natur dieser alten Schlachtenlieder beschaffen ist. Wo existiert ein zweites monströses Schlachtenepos wie dieses, das sich Ursprünglichkeit zuschreiben dürfte?

buchs durchgereimt wurden, wobei die 4 Langzeilen in acht Kurzzeilen zerlegt sind.

Wie es nun hier mit den 4 Langzeilen gegangen ist, so hatten auch die Strophen, die wir dem Titurel ähnlich in dem Sempacher Lied finden, ihre besondere Fortbildung erfahren. Aus drei Langzeilen und einer Halbzeile sind im jüngern Titurel sieben Kurzzeilen geworden, und ganz ebenso trifft man in dem großen Gedicht der Schlacht bei Sempach die Strophe des kleinen in sieben Kurzzeilen zerlegt. Dazu tritt dann ebenso bedeutsam als bezeichnend der Umstand hinzu, daß sich auch in den spätern Schlachtliedern der Schweiz gerade so gut, wie die achtzeilige, auch die neue siebenzeilige Strophe einheimisch gemacht hat. Der Strophe des sogenannten Halbsuter'schen Gedichts begegnen wir auch in dem von der Schlacht bei Granson. Die alte Strophe, die man noch in dem Ruß'schen Liede findet, ist bereits durch die neue Dichtungsart verdrängt. Und sollte uns dieser Umstand nicht ein Fingerzeig für das Alter des großen Sempacher Liedes sein? Betrachten wir es in seiner Bauart noch näher. Da findet sich denn eine ganz strenge Regel, nach welcher die 7 Zeilen mit einander reimen, so daß kein Zweifel über den Strophenbau herrschen kann. Sieht man nämlich von den Strophen des Ruß'schen Liedes ab, welche ihrem späten Umbildner in ihrer schlichten Ursprünglichkeit einen spröden Stoff darboten, so finden sich nur drei oder vier Fälle, wo die neue Regel nicht beobachtet werden könnte. In den ersten durchgereimten vier Kurzzeilen wechseln durchaus stumpfe und klingende Reime, hierauf reimen von den folgenden drei Versen der erste und dritte meistens stumpf, aber die mittlere ungereimte Zeile endet dann im Gegensatz hiezu jedesmal klingend. Eine so kunstgerechte Form deutet unzweifelhaft auf die späte Entstehung des großen Liedes, sie zeigt eine Verwandtschaft mit anderen späten Liedern. Ihre Entstehung aber weist uns auf eine ursprünglichere Strophe hin, eben auf diejenige, welche in dem Ruß'schen Liede erscheint. Hier also haben wir es mit einer ursprünglichen Form zu thun, die bereits verdrängt und vergessen war, als das große Gedicht entstand.

Alle diese Umstände scheinen deutlich zu beweisen, daß das große Gedicht einer anderen Epoche der Dichtung angehört, als das kleine. Und wenn man sich erinnert, daß die sieben und achtzeiligen Gedichte, welche nach denselben Grundsätzen gearbeitet sind wie das große Sempacher Lied, in den Schweizer Schlachtliedern

erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auftreten, so wird man keinen Zweifel darüber haben, daß der Luzerner Halbsuter, der um 1386 nach dem Zeugniss der Rathsprotokolle gelebt hat, das große Gedicht nicht gemacht haben kann. Sollte er der Verfasser des kleinen Liedes sein, dann wird wohl, wie ich subjektiv überzeugt bin, die Schlußstrophe anders gelautet haben. Nach der Analogie ähnlicher Schlachtlieder dürfte es geheißen haben:

Der uns dis lied gemachet Halbsuter ist er genant,
Z'Luzern ist er gesessen und alda wol erkant.
Er ist ein frölich man,
Dis lied hat er gedichtet, als er ab der schlacht ist kan [1]).

Nun kann man auch leicht denken, wie dieß kleine Lied sich im Gedächtniss des Volkes erhalten hat, denn mit seinen fünfzehn im Inhalte einfachen und durchaus verständigen Strophen entsprach es den Liedern ähnlicher Art, während ein 66 strophisches Lied voll Detail und episodischem Beiwerk nichts Ähnliches aufzuweisen hätte. Das Lied von der Schlacht bei Näfels enthält nur 15 zweizeilige Strophen, das von Ragatz 24 vierzeilige, das von Granson 14 siebenzeilige, das von Murten 22 achtzeilige, das von Nansy 18 sechszeilige Strophen. Wer auf Verhältnisse dieser Art bei Volksliedern irgend ein Gewicht legt, wird leicht begreifen, daß ein Schlachtlied von 66 siebenzeiligen Strophen eben nicht sehr volksthümlich erscheinen könnte und gewiss nicht zu den gesungenen Liedern zu zählen wäre.

Eben so wenig wird man durch den Inhalt des großen Gedichts von der Schlacht bei Sempach an die Art und Weise erinnert, die sonst in den ähnlichen Liedern herrscht. Hier ist gerade das Detail und die epische breite Darlegung des Hergangs für das spätere

---

[1]) Vgl. Ettmüller Schlachtlieder S. 79 und besonders S. 75 Strophe 24 des Schlachtliedes von Ragatz:

Der uns dies lied gemachet hat den wil ich üch tuon bekant,
Ze luzern ein guot geselle Hans Ower ist ers genant.
Er singts mit frigem muote, wo er ist in dem land;
Gott wöll die eidgenossen behüeten vor laster und schand.

Vgl. auch die übrigen Volkslieder über Schweizer Schlachten a. a. O. Mittheilungen der antiq. Gesellschaft zu Zürich, Bd. II., wornach ich immer citiere, dabei habe ich aber keineswegs übersehen, wie Tschudi auch das große Lied von Sempach in vier Zeilen abgetheilt hat, was für den Strophenbau gleichgiltig ist; ich habe mich an die Ettmüller'sche Theilung deshalb gehalten, weil die Bezeichung nach Halbzeilen in die Erklärung des Metrums nur Verwirrung gebracht hätte.

Alter verrätherisch. Gleich das Lied, welches Tschudi unter dem Titel „Ein Spruch vom Sempach Streite“ anführt, fasst nur die Hauptbegebenheit ins Auge und erinnert nur ganz allgemein an die glorreiche That der Schweizer. Ganz ebenso ist es in dem Gedichte der Fall, das sich über die Schlacht bei Näfels erhalten hat. Auch hier wird nur einfach das Lob der Glarner gesungen, welche mit vierthalbhundert Mann gegen 15000 Feinde sich wehrten und siegten. In der Schlacht bei Granson, deren epische Darstellung in Form und Inhalt verhältnissmäßig noch am meisten Ähnlichkeit hat mit dem großen Lied von Sempach, wird geschildert, wie der Herzog von Burgund gegen Granson zieht, und wie sich hierauf die Eidgenossen rüsten, es wird dann gesagt, daß er eine Wagenburg gebildet, hierauf werden sofort die Orte genannt, deren Männer an dem Kampfe Theil genommen, dann schließt das Gedicht, indem es den Herzog und seine „Walhen“ verspottet. Und in ganz ähnlicher Weise stellen sich die übrigen Lieder dar. Das angeblich älteste — das große Lied von Sempach — steht so ausnahmsweise in seiner Erzählung da, daß man ihm kaum eine gleiche Bedeutung und Stellung zuschreiben kann, wie den übrigen. Es ergibt sich aus dieser Vergleichung, daß wir es im großen Sempacher Lied mit einem kunstmäßigen Epos zu thun haben, nicht mit einem volksthümlichen Schlachtlied.

Können wir uns dieser Überzeugung nicht verschließen, so wird es gestattet sein, auf einige Einwendungen zurückzukommen, die gegen unsere früher schon ausgesprochene Ansicht erhoben worden sind. Herr Dr. Rauchenstein behauptet: „Solche Schlacht und Siegeslieder verlangen reichliche Züge aus der Wirklichkeit.“ Gerade das Gegentheil davon ergibt sich aber, wenn man „solche Schlacht- und Siegeslieder“ gelesen hat. Nun scheint diese irrthümliche Voraussetzung meinen verehrten Gegner jedoch nicht gehindert zu haben, sogleich eine Schlußfolgerung zu machen, welche die gewaltsamste Hypothese enthält, die nur immer zur Erklärung dieser Verhältnisse herbeigesucht werden konnte. Denn wenn, was eben nicht geläugnet werden konnte, das große Gedicht „einige Zeit erst nach dem kleinern verfasst ist [1]), wer bürgt dem Herrn Dr. Rauchenstein dafür, daß der Luzerner Halbsuter auch das große Gedicht gemacht hat,

[1]) Darüber kann freilich kein Zweifel sein, weil der Leichnam des Herzogs von Oesterreich erst nach der Schlacht bei Näfels nach Königsfelden gebracht worden ist.

zumal da ja jene lügnerische aber nichts destoweniger doch wiederholt angerufene Schlußstrophe des großen Gedichts ausdrücklich versichert, daß dasselbe gleich nach der Schlacht gedichtet worden sei. Wir müssen gestehen, daß wir eine Kritik, welche da etwas auszuflicken und auszubessern, dort etwas zuzusetzen sucht, um nur eine liebgewordene Sache zu retten, nie theilen werden. Der Widerspruch, der in den Dingen sich findet, kann durch künstliche Erklärungen verdeckt, aber nie weggeschafft werden. Das große Lied, das sich den Anschein der Einheit gibt, besitzt diese Einheit nicht und wir werden daher mit gutem Grunde für die Trennung des handschriftlich älter beglaubigten Ruß'schen Volksliedes eintreten dürfen.

Und nun werden wir uns die Frage aufwerfen können, aus welcher Absicht und auf welche Art die Aufnahme des kleinen Sempacher Schlachtliedes in das große Epos bewerkstelligt worden ist. Zwei Fälle sind hier möglich: entweder hat ein späterer Dichter das kleine Lied benützt, um seine neuen Strophen an das schon bekannte und gesungene Lied anzuknüpfen, und dadurch demselben leichteren Eingang zu verschaffen, oder es wurde das bekannte alte Lied nur in eine äußere Verbindung mit den übrigen Theilen des Gedichts gesetzt, um gleichsam eine Sammlung der gesammten oder doch der hauptsächlichsten Lieder von der Schlacht bei Sempach zu besitzen. Gegen den ersteren Fall scheint mir schon die Unwahrscheinlichkeit zu sprechen. Denn es wäre denn doch ein sonderbares Unternehmen gewesen in ein Lied von fünfzehn Strophen eine nicht geringere Anzahl als 50 Strophen einzuschwärzen. Dagegen sind wir in unserer Ansicht, daß das große Gedicht eine Sammlung oder Recension mehrerer Gedichte sei, gerade durch die Forschung des Herrn Rauchenstein unerwartet bestätigt worden. Denn Herr Rauchenstein hat uns zum ersten Male eine Handschrift des großen Sempacher Liedes mitgetheilt, welche wie er selbst zugesteht offenbar eine andere Recension des großen Liedes ist als diejenige, welche Tschudi mittheilt. Die Steiner'sche Handschrift des Liedes enthält nämlich eine Anzahl von Strophen weniger als die Tschudische, ein Beweis, daß nicht in beiden Fällen eine und dieselbe gemeinsame Quelle zu Grunde liegt, sondern daß jede dieser beiden Handschriften eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch nimmt. Was nun das Bedeutsamste ist, scheint Herr Rauchenstein gar nicht beachtet zu haben, daß sich nämlich die Steiner'sche Hand-

schrift an den durch Ruß beglaubigten ältesten Text des kleinen Liedes viel treuer anschließt, als die Tschudische Recension. Während Tsch. die Halbzeilen des kleinen Liedes fast vollständig in gereimte Kurzzeilen verwandelt hat, ist bei St. dieses Äußerste einer angeblichen Verbesserung noch vermieden. Dagegen wollen wir gern einräumen, daß Tsch. Text keineswegs jünger zu sein braucht, als derjenige bei St., wofür wir schon das einzige „prangnieren" bei Tsch., was St. in „practicieren" aufgelöst hat, als Beweis gelten lassen. Wenn wir aber zugestehen, daß Tsch. und St. keine vollständig gemeinsame Vorlage hatten, so ist dadurch auch die Erklärung für das Wegfallen der Strophen 51, 52, 57, 58 der Tsch. Handschrift und das Hinzutreten der Strophe 31[a] in der Handschrift St. gefunden.

Man sieht also, daß die Verschiedenheit der handschriftlichen Überlieferungen des großen Gedichts die Ansicht nur stützen kann, daß wir es in demselben mit mehreren Gedichten zu thun haben, und daß diese durch verschiedene Recensionen und Redactionen, Zusätze und Erweiterungen endlich in der Gestalt uns erhalten worden sind, in welcher wir sie jetzt besitzen [1]). Der Mangel an Einheit in dem großen Gedichte, den Rauchenstein vergebens bemäntelt, die Verschiedenheit der Überlieferungen, die auffallende Menge der Strophen, alle diese Umstände werden durch diese Annahme vollständig erklärt.

Doch wollen wir nicht zu rasch in unseren Conclusionen fortschreiten: zunächst steht uns nur dieß fest, daß wir das große Sempacher Lied nicht als eine ursprüngliche Erweiterung des kleinen aufzufassen haben, sondern daß vielmehr das kleine aus dem großen ausgeschieden werden muß, wenn man den richtigen Zusammenhang eines Gedichtes gewinnen will. Und in der That wird man sofort nach Ausscheidung der fünfzehn Strophen des kleinen Liedes eine viel größere Klarheit im großen Gedichte erzielt haben. Nur die vier Strophen 10—13, welche, wie wir schon bemerkt haben, neu anheben mit den Worten: „An einem mentag frue" machen eine störende Episode in der Erzählung, welche aber in sich selbst einen guten Zusammenhang erkennen lässt. Bemerkt man dann, daß die 59. Strophe des großen Lieds unerwartet zu dem Bilde zurückkehrt

[1]) Der Senckenberg'sche Text steht in mancher Beziehung auch selbständig da, indem er die Strophe 51 und 52 beibehält, aber 57 und 58 weglässt.

das von dem Morgenbrote auf die Schlacht angewendet worden ist, so wird man hierin den Abschluß eines selbständigen kleinen Liedes kaum verkennen können, vorausgesetzt, daß man nicht alles ästhetische Urtheil aus der kritischen Untersuchung solcher Dinge absichtlich verbannen will. Es wird also, nachdem einmal das Princip der Ausscheidung auf Grundlage des durch die ältere Handschrift beglaubigten Ruß'schen Lieds zugestanden ist, gestattet sein auch diejenigen Strophen, welche sich unter dem Bilde der Mäher, denen man das Morgenbrot reicht, als etwas Gemeinsames darstellen, zu einem selbständigen Ganzen herauszuheben. Darnach bleiben sodann mit Ausnahme der Schlußstrophe noch 45 Strophen von dem großen Gedichte übrig, die im Zusammenhange gelesen ein wohlgeordnetes Ganzes nicht verkennen lassen. Die Erzählung schreitet nun ruhig fort und bis zu der 56. Strophe, wo wieder das kleine Lied einsetzt, wird man kaum eine Störung in dem epischen Tone gewahr werden. Nur die letzten 10 Strophen, die großentheils eine Umarbeitung der beiden kleinen Lieder sind, müssen entweder in ihrem Zusammenhange beibehalten oder ganz weggelassen werden, da sie gleichsam einen Katalog der Gefallenen auf österreichischer Seite vorstellen. Da ist es nicht wahrscheinlich, daß das epische Gedicht nur einige wenige Herren nennt, während es andere, die schon im kleinen Gedichte genannt sind, verschweigt. Hier kommt uns nun aber die Ungleichförmigkeit der handschriftlichen Mittheilungen zu statten, aus der wir ersehen, daß gerade in diesem Theile des Gedichts bei St. und Senck. Lücken sind. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß die Aufnahme des Katalogs der Gefallenen aus einer Erweiterung der in den kleinen Liedern enthaltenen Schlußstrophen zu erklären ist, und demnach ohne Zweifel der Hand des letzten Redacteurs zuzuweisen ist.

Und hiemit sind wir wieder bei den Resultaten angelangt, welche sich uns schon früher aufgedrängt, daß das große Lied von der Sempacher Schlacht eine Recension mehrerer älterer Gedichte sei, von denen zwei kleine volksthümliche nur das Resultat des Kampfes ins Auge fassende Lieder augenscheinlich sehr alt sind. Ein drittes eigentlich historisches Epos wurde mit diesen beiden alten Liedern in nicht sehr geschickter Weise vereinigt und zusammengeschweißt.

Wir versuchen es nun diese drei Theile in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen und haben die Überzeugung, daß der unbefangene Leser in dem wohlgeordneten Zusammenhange, der sich

nun für jedes dieser Gedichte ergibt, eine Bestätigung unserer Analyse erblicken wird. Wenn wir besonders den Inhalt des großen Epos betrachten, so ist nun die Continuität der Erzählung in vollkommenster Weise hergestellt. Der Dichter erzählt, nachdem er Jahr und Tag des merkwürdigen Ereignisses angegeben, wie Herzog Leopold gegen Sempach zieht. Aus der Burg von Sempach wird das österreichische Heer benachrichtigt, daß die Eidgenossen im Anzuge seien. Hierauf führt der Dichter die Streiter des Schweizer Heeres vor. Ein Späher wird ausgesandt, um zu erkunden ob der Herzog mit den Eidgenossen sich in den Kampf einlassen kann; bald aber entscheiden sich Leopolds Leute für die Aufnahme des Streites. Sofort treten die Heere zusammen, es beginnt der Kampf, der durch Winkelrieds That entschieden wird. Hierauf wird der Antheil der einzelnen Landschaften an dem Siege gepriesen und die Tapferkeit hervorgehoben, mit der alle Schweizer ihre Pflicht gethan. Den Gegensatz zu den gottvertrauenden tapfern Schweizern bietet auf der andern Seite das Heer Leopolds, das erst voll Zuversicht, nun auf der Flucht geschildert wird, nachdem es seinen übermüthigen Herzog verloren und 600 Helme auf der Walstatt gelassen hat. Die Schicksale der flüchtigen Oesterreicher werden nicht im allgemeinen geschildert, sondern nur an einem anschaulichen Beispiele vorgeführt. So tritt dann die Episode von der Flucht des Herrn von Gree ein, worauf die Meldung von dem Tode des Herzogs bei seiner Gemahlin erfolgt, und darauf die Bestattung Leopolds und der Todten erwähnt wird. Mit einer moralischen Betrachtung, welche in die Form eines Epitaphiums eingekleidet ist, endet sodann das Gedicht. Man sieht, daß dasselbe ein einheitliches Ganzes bildet. Will jemand aus den von Rauchenstein angeführten Gründen auch die Episode von dem Herrn von Gree als spätern Einschub angesehen wissen, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Strophe 30 unserer Emendation schlöße sich dann ganz passend an Str. 23 an; doch sehen wir zu dieser weitern Ausscheidung keine dringende Veranlassung, da sich der Dichter des Epos eben in keiner Weise als ein historischer Kritiker bezeigt und in der Aufnahme von Erzählungen verschiedener Art erst recht seinen Charakter verräth.

Es erübrigt nun nur noch zu bemerken, daß wir in der folgenden Emendation der Sempacher Lieder uns in Nr. I. fast durchaus an die Lesarten gehalten haben, die Wackernagel in seinem Lesebuche 2. Aflge. autorisiert hat. In Nr. II. war es nicht möglich eine

ursprünglich richtige Gestalt zu gewinnen; die Binnenreime sind offenbar Werk des letzten Redacteurs und werden hier ebensowenig authentisch sein, wie in dem von Ruß erhaltenen Liede. Bei Nr. III. sind wir theils den Lesarten des Codex Tsch. theils denen des Cod. W. St. gefolgt. Die Strophen 6, 31, 32, 41 fallen als spätere Zusätze aus, ebenso wie aus den angedeuteten Gründen 56—66 beseitigt worden sind.

I.

1. Die niderlendschen herren die zugent ins Oberlant.
went si der selben reise pflegen, si sönt sich baß bewaren:
si söllent bicht verjehen:
in oberländscher erne [1]) ist inen gar we beschehen.

2. „Wo ist nun der pfaffe, der uns nu bichten sol?“
zu Switz ist ers gesessen, er kan üch bichten wol,
er kan wol buoße geben,
mit scharpfen hallenbarten, so gibt man üch den segen.

3. „Das ist ein scharpfe buoße, her pie domine,
die wir nun tragen müeßen! das tuot uns iemer wè,
wir müßents iemer klagen,
daß wir die herten buoße von eitgnossen müeßen tragen.

4. Von Luzern von Ure [2]) vil menig guot biderman
ze Sempach vor dem walde do inen der lew bekam,
si warent hochgemeit:
„her lewe, wiltu vechten? es ist dir unverseit.“

5. Do sprach der lew zuom stiere: „du fuegst mir eben recht,
ich han uf diser heide breit guot ritter und ouch knecht;
ich will dich's wissen lan,
daß du mir hast vor Loupen gar vil ze leid getan.

6. An dem Morgarten da erschluogt mir mengen man.
ich will es dir hie vergelten, ob ichs gefuegen kan.
so ruck harzuohar baß,
das dich der selbe pfaffe bichte dester baß.“

7. Der lew begonde rußen und schmucken sinen wadel.
do sprach der stier zuom lewe: „well wirs versuochen aber
so tritt harzuohar baß,
daß dise grüene heide von bluote werde naß.“

---

[1]) Dürfte doch wohl die richtigere Lesart sein.

[2]) Russens Handschrift hat auch noch Schwitz und Unterwalden, wodurch die Strophe corrumpiert ist, der Überarbeiter hat dann einen Reim in Unterwalden und walde zu bemerken geglaubt.

8. Sy begonden zsammen tretten, si griffents frölich an,
biß daß der selbe lewe gar schier die fluchte nam.
er floch hin biß an den berg:
„war wiltu, rucher lewe? du bist nit eren wert

9. Wiltu mir hie entwichen uf diser heide breit?
es stat dir lasterlichen, wo man es von dir seit,
es stat dir übel an:
du hast mir hie verlassen gar mengen stolzen man.

10. Dinen harnesch guoten hastu mir hie verlan
darzuo zechen houptpanner, si steckent uf disem plan.
es ist dir gar ein schant:
ich han dirs angewunnen mit ritterlicher hant."

11. Die von Mümpelgarten und die von Ochsenstein,
man muoß irr lange warten eb si koment heim.
si sint ze tod erschlagen,
ze Sempach vor dem walde ligent si vergraben.

12. Martin Malterer von Friburg mit einem krusen bart,
darzuo die von Hasenburg hieltent uf der fart
und vil der Oettinger
und ander landesherrn: den was die reis ze schwær.

13. Die von Bremgarten und die von Wintertur
und ander landesherrn den wart der schimpf ze sur,
von Brugg und ouch von Baden;
ein kuo mit irem schwanze hat iren vil erschlagen.

14. Kuo Blüemle sprach zuom stiere: „ich muoß dir iemer klagen:
mich wolt ein schwäbscher herre . . . gemulken haben:
ich schluog in daß er lag,
ich schluog in in den graben, daß im der kopf derbrach."

15. Nun sprach der stier zuom lewe: nun bin ich hie gewesen,
du hast mir dick getrewet: ich bin vor dir genesen.
nun ker du widerumb heim
zu diner schönen frawen! din er sint warlich klein."

II.

1. An einem mentag frue, do man die mæder sach
jetz mæjen in dem towe, davon inen wê beschach
und do si gmæjet hand
man glopt inn ein morgenbrote vor Sempach uff dem lant [1]).

[1]) Nach der Handschrift W. St. vgl. Rauchenstein S. 20 unten.

2. Gar bald ruoft Hans von Küssnacht gen Sempach in die stat:
„gent nun den mædern zessen, dan si sint an dem mat.
das went die mæder han:
und tuont ir das nit balde, ir werdent schaden han“ [1]).

3. Do antwurt im gar gschwinde ein burger usz der stat:
„wir went si schlan gar schier in irem mat [2]),
inn gen ein morgenbrot,
das riter und ouch grafen am mat wirt ligen tot.“

4. „Wenn kumt das selbig morgenbrot, das ir uns wellend gen?“
„wenn wir die küw gemelchet so sont irs wol vernen:
wir went üch richten an,
das üwer etwa menger den löffel wirt fallen lan.“

5. Die herren ab dem Rhine und ab dem Bodensee
hettints z'mæjen lan, wær inn nit gschehen wee.
wem went si das nun klagen?
man sach die selben mæder gar wenig fueder laden.

III.

1. Imm tusent und drühundert
und sechs und achtzigsten jar,
do hat doch got besunder
sin gnad thon offenbar
he der eitgenoszschaft, ich sag:
tet inen grosz bistande [3])
uff Sant Cirillentag.

2. Es kam ein herr gezogen
von Willisow usz der stat: [4])
do kam ein imb geflogen
in dlinden et gnistet hat,
he ans hertzogen waffen er flog,
als do der selbig hertzog
wol für die linden zog.

---

[1]) Die ganze Strophe nach W. St. Hier zeigt sich deutlich wie der Strophenbau des Mäderliedes dem der Beichte gleich ist, wie aber Tsch. Hdsch. gerade so damit verfahren ist wie mit der Beichte. Das ursprüngliche Gedicht respektiert nur der Codex W. St.

[2]) Hier lässt sich kaum das Ursprüngliche errathen, denn gar zu absichtlich hat der Überarbeiter des Reims wegen „umb dgrinde“ (um die Köpfe) eingeschaltet, als daß man im mindesten darüber in Zweifel sein könnte, daß bei diesen Strophen genau dasselbe Verhältniss zum Original besteht wie bei den Strophen des ersten Gedichts von der Beichte.

[3]) W. St.

[4]) Rauchenstein S. 22. Die hier angeführte Lesart von W. St. scheint mir die natürlichere, ohne daß ich damit die Frage entscheiden könnte. Unter dem Herrn verstehe ich unbedenklich den Herzog Leopold da ich die Voraussetzung, daß unser Gedicht lauter historische Wahrheiten predigt, von vornherein nicht theilen kann.

3. „Das dütet frömbde geste:“
so redt der gmeine man.
do sach man, wie die veste
dahinder z'Willisow bran,
he si redtent usz übermut
„die Switzer wend wir tœten
das jung und alte blut.“

4. Si zugend mit richem schalle
gen Sursee in die stat
die selben herren alle
so da eine lanndschafft hat: [1])
he „und kosts uns lib und leben,
die Switzer wend wir zwingen
und inen ein herren geben.“

5. Si fiengend an ze ziechen
mit ir kostlichen wat,
das völcklin fieng an fliechen
gen Sempach in die stat
he das uf den ackern was,
den hertzog sach man ziechen
mit einem hör, was grosz.

6. Gar bald si da vernament
von Sempach usz der burg
wie das deidgnossen kament.
do reit der von Hasenburg,
he er spächet in den ban:
do sach er bi einandern
meng klugen eitgnossen stan.

7. Die herren von Luzerne
strecktent sich vestigklich,
an manheit gar ein kerne
keiner sach nie hinder sich,
he ieder bgert vornen dran.
do das sach der von Hasenburg
wie bald er geritten kan!

8. Und tet zum läger keren;
gar bald er zum hertzog sprach:
„ach gnediger fürst und herre,
hettint ir hüt üwer gemach
he allein uff disen tag!
das völklin hab ich beschowet:
sie sint gar unverzagt.“

9. Do redt ein herr von Ochsenstein:
„o Hasenburg hat hasenherz!“ [2]).
im antwurt der von Hasenburg:
„dine wort bringent mir schmerz.
he ich sag dir bi der trüwe min,
man sol noch hüt wol sehen,
wedrer der zäger werde sin.“

10. Si bundent uf ir helme
und tatents fürher tragen; [3]).
von schuehen huwents d'schnäbel,
man het gefüllt ein [4]) wagen.
he der adel wolt vornen dran:
die andern gmeinen knechte
mustent dahinden stan.

11. Zusamen si da sprachent:
„das völkli ist gar klein.
söltint uns die puren schlachen [5]),
unser lob das wurde klein,
he man spræch, puren hands than.“
die biderben eitgnossen
ruftent got im himel an.

---

[1]) Auch hier folge ich wieder W. St., der Ursprünglicheres gibt. Darnach zieht der Herzog von Willisau nach Sursee und dann nach Sempach, das hat freilich keinen rechten Sinn, aber unser Dichter braucht nicht nothwendig ein kritischer Historiker gewesen zu sein.

[2]) Cod. W. St.

[3]) W. St.: „Und wolltends fürhin tragen.“

[4]) W. St. hat „zwen wagen“ das ist mir auch das Wahrscheinlichere, denn wenn schon was Auffallendes gesagt werden mußte, so sind zwei Wagen bezeichnender als einer.

[5]) Mit den Bemerkungen Rauchensteins zu dieser Strophe bin ich nicht einverstanden: „unser“ statt „uns“ im Cod. W. St., dessen Lesarten ich sonst bereitwillig vorziehe, ist gar zu leicht ein Lesefehler eines Abschreibers.

12. „Ach reicher Christ von himel,
durch dinen bittern tod
hilf hüt uns armen sündern
usz diser angst und not,
he und tu uns bistan
und unser lant und lüte
in schirm und schützung han.“

13. Do si ir bet volbrachtent
got zu lob und ouch zu eer
und gotes liden gdachtent,
do sant inen got der herr
he das hertz und manneskraft
und das si tapfer kartent
ietz gegen die ritterschaft.

14. Des adels her was veste
ir ordnung dick und breit.
das verdrosz die frommen geste,
ein Winkelriet der seit:
he „wend irs gniessen lan
min fromme kint und frowen,
so will ich ein frevel bstan.

15. Trüwen lieben eitgnossen,
min leben verlür ich mit,
si hant ir ordnung bschlossen [1])
wir mögents inbrechen nit:
he ich wil ein inbruch han,
des wellent ir min geschlechte [2])
in ewig geniessen lan.“

16. Hiemit do tet er fassen
ein arm vol spiesz behend,
den sinen macht er ein gassen,
sin leben hatt ein end.
he er hat eins löwen mut,
sin manlich dapfer sterben
was den vier waltstetten gut.

17. Also begunde [3]) brecchen
des adels ordnung balt
mit howen und mit stechen:
got siner selen walt!
he wo er das nit het getan,
so wurds deitgnossen han kostet
noch mengen biderman [4]).

18. [5]) Die vesten von Luzernen
hant da ir bests getan
und hant den frömbden herren
zur rechten adern glan.
he si hant ze tod geschlagen.
ze Künigsfelden im closter
da hat man si begraben [6]).

19. Desglich die vesten von Switze:
mit mengem klugen man
mit manheit und mit witze [7])
griffents den löwen an:
he si tröwent im uf den tot,
si hüwent uff die grinde,
das sy lagent im blut gar rot [8]).

---

[1]) „bschlossen“ bei W. St. ist gewis besser als „gstossen“ bei Tsch. Sollte es nicht heißen „gschlossen.“

[2]) Also nicht bloß Weib und Kinder sondern das ganze Geschlecht der Winkelrieds soll man seine That „in Ewigkeit genießen lassen.“ Sehr bezeichnend!

[3]) W. St.

[4]) W. St. hat:

„müesst menger fromme Eidgnosse
Sin leben verloren han.“

[5]) Die Strophe 31 Tsch. habe ich schon in meiner frühern Abhandlung ausgeschieden, nun zeigt sich, daß gerade hier eine Ungleichheit in den Handschriften besteht, da W. St. zwei, Tsch. nur eine Strophe von fast demselben Inhalte gibt.

[6]) W. St.

[7]) Weniger gut W. St.: „Mit irer macht und witze.“

[8]) W. St.

20. Darzu die vesten von Ure
mit irem schwarzen stier,
vil vester dann ein mure,
bestundens [1]) das grimme tier.
he in irem grimmen zorn
schlugent si durch die helme
die herren hochgeborn.

21. Und ouch von Unterwalden
die vesten usserkorn:
die helden wunderbalde
in irem ruchen zorn
he si schlugent mit fröwden drin
und hieszent die frömbden herren
mit spiessen gotwüllkom sin [2]).

22. Herzog Lupolt von Oesterreich
was gar ein freidig man,
keins guten rats belut er sich,
wolt mit den puren schlan.
he gar fürstlich tat ers wagen:
do er an d'puren kame,
hants inn ze tot geschlagen.

23. Sin fürsten und ouch herren
die littent grosze not;
si tatent sich mannlich weren:
d'puren hant si gschlagen ztot.
he das ist nun unverschwigen,
vierthalbhundert bekrönnter helme [3])
sint uff der walstat bliben.

24. Ein herre was entrunnen,
der was ein herr von Gree:
er kam zur selben stunden
gen Sempach an den see;
he er kam zu Hans von Rot:
„nun tus durch got und gelte,
füer uns usz aller not."

25. „Vast gern," sprach Hans von Rote.
des lons was er gar fro.
das er in verdienen solte,
fürts übern see also.
he und do er gen Notwyl kam,
do winkt der her dem knechte,
er solt den schiffman [4]) erstochen han.

26. Das wolt der knecht volbringen
am schiffman an der stat.
Hans Rot merkts an den dingen:
das schiffli er bhänd umbtrat [5]),
he er warf si beid in see:
„nun trinkent, lieben herrn,
ir erstechent kein schiffman me."

27. Hans Rot tet sich bald keren,
seit, wie es gangen was,
zu sinen lieben herren:
nun merkents dester basz:
he „zwen fisch ich hüt gfangen han:
ich bit üch um die schuppen,
die fisch wil ich üch lan."

28. Si schicktent mit im dare,
man zog si usz dem see,
der bulgen naments ware
und anders noch vil me;
he si gabent im halben teil.
des lobt er got von himel
und meint, es waer wolfeil.

29. In Wätschgern warent zwo schalen,
von silber warents gut:
die wurdent Hansen Roten
des was er wolgemut,
he er hat sie nit verton:
zLuzern bi sinem herrn,
hat er si bhalten schon [6]).

---

[1]) W. St.

[2]) W. St. hat: „mit halbarten wilkom sin."

[3]) Tsch.: „dann ob 600 helme." Welches das richtigere ist, darüber lässt sich gar nichts behaupten, weil uns die gleichzeitigen Nachrichten abgehen, und die Verzeichnisse der Gefallenen, die man österreichischerseits angefertigt und in mehreren Handschriften, die ich kenne, aufbewahrt findet, selbst auf keine Vollständigkeit Anspruch erheben. Aus purer Gutmütigkeit zu sagen, die mindere Zahl wird wol die richtigere sein, dieß kommt mir abgeschmackt vor.

[4]) W. St.: hat „fuorman."

[5]) W. St.: hat „gar bald er das schiff."

[6]) Die ganze Strophe nach W. St.

30. Do kam ein bot gar ändlich [1])
gen Oesterrich ze hant:
„ach edle frow von Oesterrich,
üwer herr ligt uff dem lant:
he zu Sempach im blute rot
ist er mit fürsten und herren
von puren geschlagen ztot."

31. „Ach richer Christ von himel [2]),
was hoer ich groszer not!
ist nun min edler herre
also geschlagen ztot,
he wo sol ich mich hin han?
het er mit edlen gstritten
man hett inn gfangen gnon.

32. Nun ilend wunderbalde
mit rosz und ouch mit wagen
gen Sempach für den walde,
da sölt ir inn ufladen;
he fürend in ins closter in
hinab gen Künigsvelden:
da sol sin bgrebnus sin."

33. In und umb und uff dem sin
sig hertzog Lüpolt erschlagen [3]),
das tunt die herren ennert Rin
von den eitgnossen sagen.
he ich setz ein anders dran:
waer er daheim beliben.
im het niemand leids getan.

34. Mit im so tet er füren
uff wägnen etlich fasz
mit hälsling strick und schnüren,
dann er der meinung was,
he möcht er gesiget han,
so wolt er die eitgnossen
alsamen erhenken lan.

35. Het er kein unfug triben
und nit sölich übermut,
so wärind die edlen bliben
ietlicher bi sinem gut.
he si tribends aber zvil,
des ist inen drusz erwachsen
ein sölich hantvest spil.

Die Kritik des Liedes von dem Streite zu Sempach hat uns zu einer Zerlegung desselben in Theile geführt, bei welcher die einzelnen Gedichte, wie jedermann einsieht, nur gewonnen haben, und wie uns scheint ist der Genuß, den uns diese Lieder zu gewähren im Stande sind, durch unsere Emendation beträchtlich vermehrt worden. Mit dieser Analyse der handschriftlichen Überlieferung ist jedoch, wie wir recht gut wissen, noch nicht das mindeste über die historische Glaubwürdigkeit der hier gemeldeten Nachrichten gesagt

---

[1]) W. St.: „heimlich" wohl Lesefehler? und in Folge dessen der folgende Vers geändert: „gen Oesterrich in das land."

[2]) Die beiden folgenden Strophen 31 und 32 fehlen bei W. St. Es wäre nicht unmöglich, daß sie der späten Redaction zuzuschreiben sind wie 57 und 58.

[3]) W. St.: sye der herr erschlagen,
das tuond die so nit hölder sind
den Eidgnossen von in sagen."
Diese Lesart fordert aber des Zusammenhangs wegen das Wegfallen der beiden früheren Strophen, weil hiedurch die Rede gleichsam noch dem Boten in den Mund gelegt wird.

oder abgesprochen. Und es könnte jemand mit gutem Fug unsere Ansichten über die Kritik des Liedes vollständig theilen, ohne deshalb genöthigt zu sein auch nur ein einziges Zugeständniss in der Frage über die historische Bedeutung desselben zu machen. Denn wir haben uns nicht verhehlt, daß durch unsere litterärische Betrachtung die historische Frage gar nicht berührt wird, ja wir glauben sogar, daß vom Standpunkte der Geschichte die That Winkelrieds eher eine günstigere Beurtheilung erfahren könnte, wenn man annehmen darf es ist dieses Factum in einem eigenen Gedichte besungen worden, als wenn man zugestehen müßte die ganze Geschichte ist ein Einschiebsel in ein anderes kleineres Gedicht. Mit unserer Analyse ist also an und für sich für die Geschichte noch gar nichts behauptet. Wohl aber wird man nun die Frage über die Entstehungszeit des Gedichtes schärfer präcisieren können, und hier werden wir allerdings eine Wechselbeziehung zwischen historischer Glaubwürdigkeit der gemeldeten Thatsachen und zwischen der Entstehungszeit des großen Gedichts einräumen müssen. Denn es ist klar, daß die Glaubwürdigkeit des Erzählten desto größer sein wird, je näher die Dichtung dem Ereignisse steht, und daß andererseits die Dichtung desto später zu setzen ist, je unglaubwürdiger die Thatsachen sind, die sie erzählt. Hier also können wir uns nicht der Aufgabe entziehen die historische Untersuchung noch einmal zu prüfen, um über das Alter unseres Sempacher Kunstepos ein Urtheil zu gewinnen. Um so mehr sehen wir uns an diese sachliche Kritik gewiesen, je weniger die Sprache Auskunft zu geben scheint über die durch die dialektische Färbung des ganzen Gedichts schwer erkennbare Entstehungszeit.

Doch mag es mir, da ich persönlich angegriffen worden, gestattet sein eine persönliche Bemerkung über meine historische Ansicht vorauszuschicken. Ich habe so wenig von vornherein eine Abneigung gegen den Glauben an Winkelrieds That gehegt, daß ich mich selbst ehedem unter Berufung auf Halbsuter in verbreiteten Büchern gegen Lichnowskys schnellfertiges Urtheil sehr entschieden ausgesprochen hatte. Ich habe also wenigstens das Bewusstsein eines besonnenen Vorgangs und zugleich den Beweis in der Hand, daß ich ohne alles Vorurtheil die Sache prüfte. Allerdings aber liegt hier einer jener Gegenstände vor, wobei die subjective Gläubigkeit des Gemütes immer und immer wieder ihre Rolle spielen wird; und zu hoffen, daß Gegenstände dieser Art mathematisch ausgemacht werden, ist ein

thörichter Wahn, den viele Historiker in eitler Überschätzung ihrer Methode zu hegen pflegen; ich meinerseits halte mich in Dingen dieser Art mit guter Überlegung möglichst links, weil ich die Überzeugung habe, daß eine Volkssage um nichts schöner, um nichts erhebender und um nichts wirksamer ist in ihrer ethischen Bedeutung, wenn sie geschichtlich wahr ist. Will also jemand die That des Winkelried durchaus für wahr halten, so lässt sich diesem im Grunde eben so wenig einwenden, als jenem Beurtheiler, der an Geister glauben zu müssen meint, um sich am Hamlet oder Macbeth erfreuen zu können.

Und nun fassen wir unsere Gründe dafür, daß das Sempacher Heldengedicht später gemacht worden, als Melchior Ruß seine Chronik schrieb, kurz zusammen: Ich muß an diesem Orte Rauchenstein meinen Dank für mehrere Berichtigungen sagen, namentlich beruhte meine Interpretation von: „Ein herre was entrunnen“ auf einem Missverständniss; in den Hauptpunkten aber kann ich Herrn Rauchenstein in keiner Weise beistimmen. Bei Ruß fand ich erwähnt, daß der Herzog einen Wagen mit Stricken mit sich geführt habe zu dem Zwecke, um die Eidgenossen henken zu lassen. Diese selbe alberne Nachricht findet sich in unserm Heldengedichte. Nicht darum handelt es sich, wie Herr Rauchenstein meint, zu ergründen, ob der Herzog wirklich solche Wagen mit Stricken mitgenommen und nicht das kann uns interessieren, daß solche Wagen auch früher erwähnt werden, sondern um die Behauptung, daß der Herzog Leopold in Absicht hatte die Eidgenossen alle aufzuhenken, um diese alberne Behauptung handelt es sich bei unserer Frage. Denn in dem Umstande, daß das Lied diese Erfindung nachschreibt, während die Zeitgenossen recht gut gewusst haben werden, wozu die Stricke dienen sollten, erblicke ich einen Beweis des späten Alters des Heldengedichts. Und ebenso verhält es sich mit den Schuhschnäbeln, welche gleichfalls nur durch die Übereinstimmung mit der Erzählung bei Ruß auffallend erscheinen, nicht aber desshalb von mir erwähnt worden sind, als wollte ich die Existenz von Schuhschnäbeln läugnen. Herr Dr. Rauchenstein muß nicht vergessen, daß wir in unserer Ambraser Sammlung zu Wien alte Schuhschnäbel, wenn ich nicht irre auch noch von der Schlacht bei Sempach her sehen können. Darin liegt also nicht das Auffallende, sondern in der Übereinstimmung mit Rußens Darstellung. Das schlimmste aber hat mir mein Gegner angethan, wenn er zum Schluß noch gar

behauptet, daß ich selbst Russens Chronik nicht ordentlich gelesen hätte. Ich erschrack bei dieser Stelle über mich selbst, weil ich nicht geglaubt hätte, daß Herr Rauchenstein so ungenau sein könnte. Das Sempacher Lied lässt 600 Helme auf der Walstatt von Sempach bleiben*). Niemand zweifelt, daß dabei Herren und nicht Knechte zu verstehen sind, und so hat auch Tschudi das Lied verstanden, wenn er sagt: „Der Grafen Freiherrn Ritter und Edelknecht kament um ob 600 namhaffter Personen des andern Kriegsvolks ob 4000 Knechten." Und nun ersuche ich Herrn Dr. Rauchenstein noch einmal seinen Ruß hervorzusuchen und mir zu sagen, wo denn Ruß eine Gesammtsumme der Gefallenen angibt: Wenn Ruß auf S. 190, nachdem er die aus dem Adel angeführt, sagt: „Item was ist den erst gemeins volks von Burgeren Ritteren und puren umbkomen der da sybenhundert umb kommen und doth lagen," so beweist dieß eben, daß Ruß außer den einzeln angeführten Herren eine Gesamtsumme vom Adel nicht zu geben weiß, daß ihm nur von ohngefähr 700 der geringeren Todten Nachricht geworden, daß ihm aber die 600 Helme des Sempacher Heldengedichts völlig unbekannt waren.

Im übrigen war es nie meine Meinung, daß dieser Umstand allein für die Beurtheilung des Gegenstandes maßgebend sei, vielmehr fällt derselbe nur insoferne ins Gewicht, als Ruß auch von allen übrigen merkwürdigen Thatsachen des Heldengedichts keine Erwähnung macht; und die Frage hat bei aller Überlegung Herr Rauchenstein zu beantworten vergessen, warum denn und aus welchem Grunde Ruß das verschweigt, was in dem Heldengedicht erzählt ist, wenn es zu seiner Zeit schon existiert hat. Diese Frage wird der gewissenhafte Prüfer dieser Dinge sich sicher vorlegen und er wird sie sich beantworten müssen, wenn er zu sicheren Überzeugungen kommen will. Rauchenstein wollte bemerken, daß Ruß überhaupt die Schlacht bei Sempach nachlässig geschildert habe. Wird man das aber von einem Schriftsteller sagen können, der sich bemüht, alle Todten zu verzeichnen, die eroberten Banner aufzuzählen, der endlich auch nicht vernachlässigt ein altes historisch merkwürdiges Volkslied in seinen Text aufzunehmen und der überhaupt mit Vorliebe bei dem denkwürdigen Acte Schweizergeschichte

*) Damit niemand in Zweifel sei, was das Lied unter den Helmen versteht, so hat die Handschrift W. St. die Lesart „vierthalbhundert bekrönnter Helme." Warum benützt doch Ruß diese Nachricht nicht, da er doch das gemeine Volk gezählt hat?

verharrt. Aber, wird man einwenden, von dem Hergang der Schlacht erzählt er uns ja so wenig: Uns erscheint aber gerade dieser Umstand als ein entscheidender Beweis gegen das höhere Alter des Heldengedichts, denn allerdings weiß Ruß nicht viel über die Einzelnheiten der Schlacht anzugeben aus dem einfachen Grunde, weil er eben darüber nichts weiß, und er weiß es nicht, weil er eben die reichen Thatsachen unseres Heldengedichts nicht kannte.

Doch wir wollen nicht zu weitläufig werden, und wollen nicht wiederholen, wie die sämmtlichen älteren Chroniken von den in dem Heldengedicht gemeldeten Hauptbegebenheiten schweigen. Nur eines müssen wir hier noch erwähnen, weil in diesem Punkte Rauchenstein selbst nur eine neue Bestätigung meiner früher schon ausgesprochenen Ansichten an's Tageslicht gefördert hat.

Man weiß, mit welcher Spannung man überall die Nachricht von der Entdeckung der Klingenbergschen Chronik aufgenommen hat. Auch Herr Rauchenstein, von dem Alter unseres Heldengedichts überzeugt, hoffte hier eine Aufklärung zu finden. Er schreibt also an den Herausgeber der Klingenbergschen Chronik, aber er hoffte vergeblich, denn auch die Klingenbergsche Chronik weiß nichts von den Thaten unseres Heldengedichts zu erzählen, schweigt über Winkelrieds That — freilich blieb Herr Rauchenstein dennoch bei seiner Ansicht: „Daß freilich, so tröstet er sich, die Klingenbergsche Chronik seiner (Winkelrieds) auch nicht erwähnt, darf uns an einem österreichischen Berichterstatter nicht wundern." Doch ein eigenes Verhängniss schwebt um dieses Ereigniss! Die Schweizer Chroniken wissen davon nichts zu erzählen, weil sie schweizerisch und daher zu bescheiden sind, die österreichischen nicht, weil sie österreichisch und daher parteiisch sind*). Wo ist da die Wahrheit zu finden?

Man hat nun durch Zusammenstellung aller möglichen Hypothesen neuerdings einen Versuch gemacht genau den Moment zu finden, wo in dem Hergange der Schlacht die entscheidende That eingetreten sein mußte, — und mit solchen Bildern der Phantasie überredet man sich, die Sache zu stärken und die Wahrheit zu finden. Jeder Unbefangene muß doch zugestehen, daß selbst dann,

---

*) Dr. Henne hat die Bemerkung zu Rauchenstein beigefügt: „Der Hauptcodex hat „unten" eine Federzeichnung, die sich auf Winkelried bezieht." Was heißt das „unten"? Soll wohl heißen „in margine" — nun das wäre bezeichnend!! da der Text schweigt, so mußte natürlich eine Marginalzeichnung nachhelfen.

wenn das Heldengedicht alt und ursprünglich wäre eine eigentliche Darstellung der Schlacht, wie sie Johannes Müller geliefert hat, nur mit Zuhilfenahme aller möglichen Combinationen gegeben werden könnte. Und diese vagen Combinationen sollen dann wieder umgekehrt einen Beweis dafür abgeben, daß den abgesessenen Rittern gegenüber nothwendig der Opfertod Winkelrieds habe eintreten müssen?! Wir können unsererseits nur bedauern, daß wir unsere quälenden Zweifel nicht auf so leichte Weise zu beruhigen im Stande sind.

Bedenklich für unsere Ansicht von der späten Entstehung des Sempacher Heldengedichts wäre allerdings eins, wenn es nämlich wahr wäre, daß die Winkelriede späterer Zeit ein herabgekommenes Geschlecht gewesen seien. Wir glaubten nicht einem solchen Irrthum entgegentreten zu müssen. Obwohl uns die Abhandlung des Herrn Liebenau auch bekannt war, haben wir doch nicht für möglich gehalten, daß seine Bemerkung, daß die Winkelriede als Landleute in Unterwalden genannt werden, zu einem solchen Missverständniss Veranlassung geben, und daß jemand in Folge dessen schreiben wird, wie folgt: „Wie wollte ein Luzerner des ausgehenden 15. oder auch im 16. Jahrhundert dazu kommen eine Unterwaldner Bauernfamilie (denn das war sie jetzt) zu verherrlichen."

Es wäre doch vorsichtig gewesen, wenn Herr Rauchenstein sich die spätern Schicksale der Winkelriede vergegenwärtigt hätte, bevor er sich entschloß, diese sehr bedenkliche und verführerische Stelle aus einem Briefe des Herrn G. von Wyß mitzutheilen. Die Schweizer Geschichte hatte ja das Geschlecht der Winkelriede auch in den spätern Zeiten keineswegs vergessen und besser bezeugt als die That des Sempacher Helden ist die seines späten Enkels, der als der tapfere und gepriesene Held von Bicocca in Chronik und Lied des 16. Jahrhunderts eine so hervorragende Rolle spielt*). War er es ja doch, der den alten Frundsberg persönlich zum Zweikampf herausforderte: „Ha treff ich dich hier, alter Gesell," rief Arnold von Winkelried aus, mit dem er wohl einst unter Maximilian zusammen gedient, „so mußt du von meiner Hand sterben." „Wills Gott, sagte Frundsberg, du von der meinen." Aber der Hauptmann der Schweizer überlebte den Ausgang der Schlacht nicht, er fiel von einer Kugel getroffen. Das ist ein Factum, welches bekannt genug sein dürfte**). Aber ein eigenthümlicher Zufall wird es denn

*) Anshelm 6, 152. Rochholz eidgenöss. Liederchronik S. 366 ff.

**) Und darum citierte ich hier absichtlich die Worte Rankes.

doch immer bleiben, daß auch dieser letzte Winkelried, der eine hervorragende Stelle an der Spitze des Schweizerheeres einnahm, ebenfalls wieder ein Arnold von Winkelried gewesen ist.

Doch wollen wir uns in keiner Weise auf das Gebiet der Hypothesen begeben; als unsere Aufgabe haben wir uns lediglich das gesetzt, eine Kritik der Quelle zu liefern, welche zuerst von Winkelrieds That bei Sempach Meldung macht. Es hat sich gezeigt, daß das große Heldengedicht, das wir als einen Theil des sogenannten Halbsuterschen Liedes erkannt und herausgehoben haben, Spuren später Entstehung nicht abzuläugnen gestattet. Und dieß allein sehen wir als ein historisches Resultat an. Ob nun die That Winkelrieds sich doch ereignet habe, oder nicht, ist für uns eigentlich eine Nebenfrage. So viel ist gewiss, daß sie nicht historisch sicher gestellt ist, und daß hiefür ein genügender Zeugenbeweis nicht beigebracht werden konnte bis auf diese Stunde. Vielleicht werden Schweizer Forschungen zu bessern Belegen führen, und es wird niemand bereiter sein, die Thatsache anzuerkennen, als ich, wenn ein Beweis für dieselbe entdeckt sein wird. Meine archivalischen Forschungen über die Schlacht bei Sempach haben mich nicht weiter gefördert; als zu der Entdeckung jener schon früher erwähnten Urkunde des Sempacher Pfarrers, in welcher das Rosen-Wunder bezeugt und bestätigt wird, das sich auf dem Schlachtfelde über dem Leichnam Leopolds zugetragen habe. Ist es da ein Wunder, daß wir ungläubig geworden gegen die poesiereichen Traditionen von Sempach?

Die vorstehende Abhandlung veranlasst mich, eine noch unbekannte Darstellung der Sempacher Schlacht, leicht die älteste von allen, hier anzufügen. Sie steht in einer Chronik von Constanz (auf der k. k. Hofbibliothek Nr. 2807 Pap. fol.), die von einem Bürger dieser Stadt wohl noch im 14. Jhd. verfasst ist. Den Anfang und Schluß der Chronik bilden Erzählungen über die Entstehung und die Schicksale von Constanz. Zwischen hinein fallen Nachrichten über schweizerische Geschichten von 1350 an: über Zürich, die Einfälle der Engländer, die Schlachten von Sempach und Nävels u. s. w., den Schluß dieser Episoden macht eine sehr lebendige Beschreibung von der Belagerung Rapperschwils im J. 1388. Die Hs. ist nicht Original, sondern zu Anfang des 15. Jhd. ziemlich nachlässig abgeschrieben. Von Winkelrieds That ist, wie man bemerken wird, auch hier keine Rede.

(15ª) „In dem jâr dô man zalt von der gebürt Christi driuzechen hundert und sechs und achzig und an dem niunden tag hœwet an der zwelften stund des tages dô huob sich der strît an Sentbach zwischend herzog Liud-

polt und vil edler liut, die er bî im hât, und ôch von stetten und ôch liut ab dem land, und den von Lucern und Underwalden und den von Uri [1]) und den von Schwîtz, wan der herzog maint und clagt sich, wie im die Walenstader (Waldstätte) hettend understanden wol zwölf schlôs und die zuo ieren handen gezogen, das aber si verantwortend gar êrberklich mit der aidgenossen hilf. Und nâch vil worten und briefen und altem härkomen kômend si zuo disem [2]) strît und huobent sich an zuo fâchtend und verlurend die von Lucern und die aidgnossen wol ûff driuhundert man, wan der herzog was dâ mit gar vil volks und gar wol beziugt in dem veld. Und in dem was ainer von Henenberg fliechen mit sînem paner und wol mit funf hundert mannen [3]), die under in gehôrtend, und flôch mit ainem griussenlichen erschrocknen geschrai und alsô kam ain geschraig in des herzogen volk und îltend zuo den rossen welhe mochtend und wôndend dem volk zuo hilf (se) komen [4]). Dô wordend die ungerschen ungezœmpten ross unsinnig [5]) und kondend nichts mit in geschaffen, denn das si das volk grœsslîchen und sêre wôstend und niderstiessend und ertrautend mit den rossen und wordend unbesint und (15[b]) verlurend ier crieg [6]) und west niemen, war nâch er sich halten sott. In dem schluogend und stauchend und schussend die aidgenossen in guoter ordnung und mit starken kreften in si und laitend ier gar vil ûff die waltstatt und sunder der edlen, die denn dâ bestanden und gern beliben wærend und nit wîchen woltend und daz volk gern in dem veld hettend behept. Und die wordend erschlagen und blibend in dem veld, wie wol ier vil mê was [7]) (und vast mê denn das [8]) halb tail mêr) denn der aidgenossen: der hôchgeborn und edel fürst herzog Liutpolt und grâf Ott von Hapkspurg [9]) und grâf Waldraff [10]) von Dierstain und grâf Hans von Terstain (*so*), sîn bruoder, und grâf Hans von Fürstenberg, her Gelwessen [11]) von Gerolzeg, Hans von Hassenburg und Wernher von Berenvels und Herma(n) Maltrer, her Wernher von Röttenberg [12]) und sîn bruoder Conrat, ôch ain ritter, und vil ritter und knecht, der namen man nit wais [13]), und ôch êrbrer liut vil von den stetten des herzogen und andren rîchstetten, die ôch ier volk dâ hin gelichen hattend, und andren herren [14]) gaischlîchen und wältlîchen und ôch gar vil ûszliut ab dem land, der nun och gar vil erschlagen sind ûff der waldstatt und ôch an andren stetten, als die aidgenossen nâch îltend und funden wordend, der nun namhaftig sind bî sechs hundert und sechs und sechzig, und denn sunst fierzechen hundert und siben und drîssig, der namen all ruobend [15]) in dem êwigen leben.

F. PFEIFFER.

---

[1]) Urach *Hs.* [2]) dissem. [3]) manen. [4]) komend. [5]) unsinig. [6]) crig, *doch ist das Wort nicht ganz deutlich.* [7]) und wie wol ier nun me was. [8]) des. [9]) *Tschudi*: Hochberg. [10]) *T.* Waldrach. [11]) *T.* her Walther. [12]) *T.* Ratberg. [13]) waist. [14]) heren. [15]) = ruowent.

ZU WALTHERS LIEDERN.

VON

KARL BARTSCH.

Daß Walthers Lieder noch vielfach der Nachbesserung bedürfen, hat durch seine Bemerkungen in dieser Zeitschrift 5, 21—43 Pfeiffer dargethan. Ich stelle im folgenden zusammen was sich mir durch wiederholte Beschäftigung mit dem Dichter ergeben hat.

Dem Leiche (3, 1—8, 3) hat Pfeiffer, was den Text betrifft, durch Hinzuziehung der von Lachmann verkannten Handschriften kl manchfache Besserung zu Theil werden lassen. Dagegen hat er den Bau des Leiches nur gelegentlich berührt; daher ich mit diesem zuerst beginnen will. Es ist dazu aber nothwendig, daß ich der Anschaulichkeit wegen den Text in der von mir gemachten metrischen Eintheilung vorausschicke. Ich habe ihm diejenigen Verbesserungen einverleibt, die mir nothwendig schienen.

EINGANG.

Got, dîner trinitâte,
die ie beslozzen hâte
dîn fürgedanc mit râte,
der jehen wir: mit drîunge
diu drîe ist ein einunge,
  Ein got, der hôhe hêre,
des ie selbwesende êre
verendet niemer mêre.
nû sende uns dîne lêre:
uns hât verleitet sêre
die sinne ûf mange sünde
der fürste ûz helle abgründe.

I.

1 Sîn rât und blœdes fleisches gir
die hânt geverret, hêrre, uns dir.
sît disiu zwei dir sint ze balt
und dû der beider hâst gewalt,
sô tuo daz dînem namen ze lobe
und hilf uns daz wir mit dir obe
geligen und daz dîn kraft uns gebe
sô starke stæte widerstrebe,

2 Dâ von dîn name sî gêret
und ouch dîn lop gemêret.
dâ von wirt er gunêret,
der uns dâ sünde lêret
3 Und der uns ûf unkiusche jaget:
sîn kraft an dîner kraft verzaget.
des sî dir iemer lop gesaget
und ouch der reinen süezen maget,
von der uns ist der sun betaget,
der ir ze kinde wol behaget.
4 Magt unde muoter, schouwe der kristenheite nôt,
dû blüende gerte Arônes, ûf gênder morgenrôt,
Ezechîêles porte, diu nie wart ûf getân,
dur die der künec hêrlîche wart ûz und in gelân.
alsô diu sunne schînet durch ganz geworhtez glas,
alsô gebar diu reine Krist, diu magt und muoter was.
5 Ein bosch der bran, dâ nie niht an besenget noch verbrennet wart:
breit unde ganz beleip sîn glanz vor fiures flamme unverschart.
daz ist diu reine magt alleine, diu mit megetlîcher art
6 Ie kindes muoter worden ist
ân aller manne mitewist,
diu wider menneschlîchen list
den wâren Krist
gebar, der uns bedâhte.
Wol ir daz sie den ie getruoc,
der unsern tôt ze tôde sluoc!
mit sînem bluote er ab uns twuoc
den ungefuoc,
den Êven schulde uns brâhte.
7 Salomônes hôhes trônes bist dû, frowe, ein selde hêre und ouch gebieterinne.
balsamîte, margarîte, ob allen magden bist dû, maget, ein magt, ein küneginne.
gotes amme, ez was dîn wamme ein palas dâ daz lamp vil reine lac beslozzen inne.
8 Dem lamme ist gar
gelîch gevar

der megde schar:
die nement sîn war
und kêrent swar ez kêret.
Daz lamp ist Krist,
der wâr got ist,
dâ von dû bist
nû alle frist
gehœhet und gehêret.
Nû bite in daz er uns gewer
durch dich des unser dürfte ger.
dû sende uns trôst von himel her:
des wirt dîn lop gemêret.

8[a] Dû maget vil unbewollen,
der Gedêônes wollen
gelîchest dû bevollen,
die got begôz mit sîme himeltouwe.
Ein wort ob allen worten
entslôz dîns ôren porten,
des süeze an allen orten
dich hât gesüezet, süeze himelfrouwe.

9 Daz ûz dem worte erwahsen sî,
daz ist vor kindes sinnen frî:
ez wuohs ze worte und wart ein man.
dâ merket alle wunder an:
ein got der ie gewesende wart
ein man nâch menneschlîcher art.
Swaz er noch wunders ie begie
daz hât er überwundert hie.
des selben wunderæres hûs
was einer reinen megde klûs
wol vierzic wochen und niht mê
ân alle sünde und âne wê.

9[a] Nû biten wir die muoter und ouch der muoter barn,
sie reine und er vil guoter, daz sie uns tuon bewarn,
Wan âne sie zwei niemen kan hie noch dort genesen;
und widerredet daz iemen, der muoz ein tôre wesen.

II.

1 Wie mac des iemer werden rât,
der umbe sîne missetât

niht herzeclîcher riuwe hât,
sît got enheine sünde lât,
die niht geriuwent zaller stunt
hin abe unz ûf des herzen grunt?
uns ist daz allen vil wol kunt,
daz niemer sêle wirt gesunt,
diu mit der sünden swert ist wunt,
sin habe von grunde heiles funt.

2 Nû ist uns riuwe tiure:
sie sende uns got ze stiure
bî sînem minnefiure.
sîn geist der vil gehiure

3 Der kan wol herten herzen geben
gewære riuwe und lîhtez leben:
dâ wider solte niemen streben.
swâ er die riuwe gerne weiz,
dâ machet er die riuwe heiz:
ein wildez herze er alsô zamt,
daz ez sich aller sünden schamt.

4 Nû sende uns, vater unde sun, den rehten geist her abe,
daz er mit sîner süezen fiuhte ein dürrez herze erlabe.
unkristenlîcher dinge ist al diu kristenheit sô vol.
swâ kristentuom ze siechhûs lît, dâ tuot man im niht wol.

5 In dürstet sêre nâch der lêre als er von Rôme was gewon.
der im die schancte und in dâ trancte als ê, dâ würde er varnde von.

6 Swaz im dâ leides ie gewar,
daz kam von simônîe gar,
und ist er dâ sô friunde bar,
daz ern getar
niht sînen schaden gerüegen.
kristentuom und kristenheit,
der disiu zwei zesamne sneit,
gelîche lanc, gelîche breit
liep unde leit,
der wolte ouch daz wir trüegen

7 In Kriste kristenlîchez leben. sît er uns hât ûf ein gegeben, sô suln wir uns niht scheiden.
swelch kristen kristentuomes giht an worten, und an werken niht, der ist wol halp ein heiden.
nû ist ab uns ir beider nôt; daz eine ist ân daz ander tôt: nû stiure uns got an beiden
8 Und gebe uns rât,
sît er uns hât
sîn hantgetât
geheizen offenbâre.
Nû senfte uns, frowe, sînen zorn,
barmherzic muoter ûz erkorn,
dû frier rôse sunder dorn,
dû sunnevarwiu klâre.
9 Dich lobet der hôhen engel schar:
doch brâhten sie dîn lop nie dar
daz ez volendet würde gar,

SCHLUSS.

Dâ ez ie würde gesungen
in stimmen oder von zungen
ûz allen ordenungen
ze himel und ûf der erde.
des mane wir dich, vil werde,
1 Und biten umb unser sünde dich,
daz dû uns sîst genædeclich,
2 Sô daz dîn bete erklinge
vor der barmunge urspringe:
sô hân wir des gedinge,
diu schulde werde ringe,
3 Dâ mite wir sêre sîn beladen.
hilf uns daz wir sie abe gebaden
4 Mit stæte werender riuwe umb unser missetât,
die âne got und âne dich nieman ze gebenne hât.

Es gliedert sich der Leich in zwei große Hälften, denen ein Eingang vorausgeht, ein Nachgesang folgt. Wir betrachten jene zwei Theile (I, II), deren einzelne Abschnitte, so weit sie sich entsprechen, ich beziffert habe.

1. Besteht aus stumpfreimenden Versen von vier Hebungen. Die Reimbindung ist verschieden, in I Reimpaare, in II vierfacher und sechsfacher Reim; das macht aber für das Metrum und den Gesang keinen Unterschied.

2. Vierfachreimende Verse von drei Hebungen, mit klingendem Ausgang. Die Absätze decken sich genau.

3. Wiederum wie in 1 stumpfreimende Verse von vier Hebungen, in I sechsfacher Reim, in II drei- und vierfacher, wiederum also die Reimbindung verschieden.

4. Die epische Langzeile, und zwar in I sechsmal, in II viermal wiederkehrend. Der Unterschied besteht darin, daß in I die Cäsur klingend nach der dritten, in II stumpf nach der vierten Hebung fällt. Nur die Schlußzeile in I 4 hat stumpfe Cäsur nach der vierten Hebung. Zu bemerken ist noch die Elision über die Cäsur hinüber in II 4 (V. 113), die in der Epik nicht erlaubt ist. Aus der Übereinstimmung geht aber hervor, daß Pfeiffer mit Unrecht der letzten Zeile von I 4 acht Hebungen geben will, indem er schreibt „diu maget unde muoter was."

5. Verse von acht Hebungen mit stumpfem Ausreime und zwei klingenden Inreimen nach den zweiten und vierten Hebungen. Solcher Langzeilen in I drei, in II zwei.

6. Die Absätze stimmen genau: jeder zerfällt in zwei gleiche Theile von fünf Zeilen.

7. Auch diese Absätze, die bei Lachmann ganz verschieden aussehen, decken sich gänzlich. Es sind Verse von 11 Hebungen mit klingendem Ausreim, in I jedoch auftaktlos. Jeder Langvers hat zwei Inreime, die wie Inreime überhaupt Stellung und Geschlecht wechseln dürfen. In I nach der zweiten und vierten Hebung klingend, in II nach der vierten und achten stumpf.

8. Das Versmaß beider Absätze stimmt: es sind Verse von zwei Hebungen, stumpfreimend, in I vier, in II drei, denen ein klingender von drei Hebungen folgt. Dieser erste Theil des Absatzes steht in I doppelt, in II nur einmal. Als zweiter Theil folgen drei stumpfreimende Verse von vier Hebungen und ein klingender von drei Hebungen.

9. Stumpfreimende Verse von vier Hebungen in I sechs Reimpaare, in II ein dreifach reimender Vers. Wiederum also Zahl und Reimbindung verschieden, wie in 1 und 3.

Außer diesen im Bau übereinstimmenden Absätzen enthält I zwei (8^a und 9^a), die in II nichts entsprechendes haben, wie überhaupt I an Zahl der Verse auch in den übereinstimmenden Stücken II übertrifft. 8^a besteht aus zwei gleichen Theilen: drei klingenden Versen von 3 Hebungen folgt ein ebenfalls klingender von fünf. Der andere (9^a) besteht wieder aus epischen Langzeilen und schließt sich insofern an 4 an: nur sind in 9^a die Cäsuren mit Inreimen versehen.

Es bleibt noch der Eingang und der Schluß übrig. Dem ersten Absatze des Einganges (1—5) entspricht der erste des Schlusses (142—146) genau, Silbe für Silbe. Dem zweiten Absatze des Einganges (6—12) entspricht weder in den beiden Haupttheilen des Leiches noch im Schlusse etwas. Dagegen wiederholen die übrigen Absätze des Schlusses die entsprechenden (1. 2. 3. 4) der beiden Haupttheile. 1 sind stumpfreimende Verse von vier Hebungen, 2 entspricht Silbe für Silbe den gleichen Absätzen in I und II, 3 enthält wiederum stumpfreimende Verse von vier Hebungen, und 4 die epische Langzeile und zwar einmal wie in I mit klingender, das andere mal wie in II (und der Schlusszeile von I. 4) mit stumpfer Cäsur.

Somit haben wir ein höchst kunstreich gegliedertes Ganze vor uns, das von der Einfachheit der früheren Zeit (und auch der Zeitgenossen Walthers), die die Absätze des Leiches in weiter keine Verbindung setzt, sondern jedem Absatze wo möglich eine neue Melodie gibt, und von der ängstlichen Sorgfalt, mit der zum Beispiel Ulrich von Liechtenstein seinen Leich baut, gleichweit entfernt ist. Auch darin also bezeichnet Walther die Höhe der Kunst, auf die ihn seine Gedichte ihrem innern Gehalte nach stellen.

Ich füge einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen des Leichs hinzu, hauptsächlich um meine Anordnung zu rechtfertigen.

1—12. Ich bin der trefflichen Besserung Pfeiffers (a. a. O. S. 22) gefolgt: nur seine Vermuthung *triwunge* für *drîunge* kann ich nicht theilen. Mir scheint der Sinn 'die drei ist eine Einheit in ihrer Dreiheit' nicht so spitzfindig: Walther beabsichtigt grade den scheinbaren Widerspruch scharf hervorzuheben und hat zu diesem Zwecke die beiden Worte *drîunge* und *einunge* vielleicht erst gebildet. Wenigstens ist *einunge* in der Bedeutung 'Einheit' nur durch diese Stelle Walthers belegt, und auch *drîunge* kommt nur noch bei Reinmar von Zweter vor, der das Wort vielleicht Walthern entlehnt hat. Kaum wäre, wenn *triwunge* das echte, ein Schreiber auf ein so sel-

tenes *drîunge* gerathen, und die Hss., die bei dem Leich keineswegs auf éine Quelle weisen, stimmen hierin überein.

31. *Maget und muoter* Lachm.: da alle Zeilen dieses Absatzes wie des entsprechenden in II und dem Schlusse, Auftakt haben so war meine Besserung gerechtfertigt.

40. *Ie* nach dem Vorschlage Pfeiffers (S. 23) aus *ir* in kl.

41. *diu* nach Lachmanns Vermuthung: den Hss. fehlt es, aber die auftaktlose Zeile war nicht zu dulden. Der Bau dieses Absatzes erinnert sehr an den Gottfried von Straßburg mit Unrecht beigelegten Lobgesang, z. B.

tief ist des wilden meres grunt,
noch tiefer hunderttûsentstunt,
daz ist uns kunt,
ist dîn erbarmde reine.

Zwei solcher Absätze bilden in dem Lobgesang die Stollen.

52. Auch hier habe ich Pfeiffers Vorschlag angenommen. Dem Metrum genügen würde die Lesart von C.:

gotis amme, ez was dîn wamme ein palas kleine, dâ er eine lac beslozzen inne.

Auch der viertache Inreim statt des zweifachen der vorhergehenden Zeilen würde nichts ausmachen: allein es fehlt dann die Vermittelung mit I. 8, die durch *'lamp'* gemacht wird.

58. 59. Lachmann *daz lamp ist | der wâre Krist*; Pfeiffer *daz lamp daz ist | der wâre Krist.* 58. lesen alle Hss. *daz lamp ist krist*, 59, in kl fehlend, lautet in C *der warer got ist*, woraus sich *der wâr got ist* als richtige Lesart ergibt; denn auf die spitzfindige Bemerkung (z. Iwein 4098) lege ich keinen Werth.

62. nach dieser Zeile hat C (und Lachmann) *des bistû frowe gêret.* Die Zeile fehlt in kl mit Recht, denn im Gedanken wiederholt sie nur 60—62 und die metrische Form zerstört sie.

69. 70. nach Pfeiffers Vorgange gebessert; ebenso 72. 73. 76. 78.

89. Lachmann *wan âne sie kan niemen hie* (Pfeiffer *noch hie*) *noch dort genesen.* Die Besserung Pfeiffers war berechtigt, weil der Auftakt fehlt. Er konnte aber durch Umstellung aus kl gewonnen werden; diese lesen *wan ân si zwei kan niemen h. n. d. g.*

97. mit Pfeiffer nach kl; ebenso bin ich in *gewœre* 106 Pfeiffer gefolgt, da der Vers des Auftaktes bedarf.

128. *ûf ein* d. h. 'auf einander.' Allerdings ist dieser Gebrauch von *ein* hauptsächlich in Mitteldeutschland heimisch, doch haben ihn vereinzelt auch oberdeutsche Dichter.

130. ebenfalls mit Pfeiffer nach kl geändert; derselbe Fall

146. 147. Auch 156 habe ich die Worte nach kl umgestellt, weil dem Verse die Cäsur fehlt.

8, 31. Wenn auch Walther die gewöhnlichen Reimpaare der höfischen epischen Dichtung anwendet, so geschieht es doch nicht ohne die durch die Gesetze der Lyrik gebotene Regelmäßigkeit in Bezug auf Auftakt und Senkung. Wie keine Senkung, so bleibt auch kein Auftakt fort. Die Hss. und Lachmann lesen *velt wale loup rôr unde gras.* Ein *und* hilft den Vers bessern: *velt unde walt, loup rôr und gras* oder *velt walt und loup, rôr unde gras.* Auch die andern auftaktlosen Verse sind zu bessern. 9, 17 lesen B C *man vnd wip tougen*; Lachmann *manne und wîbe tougen*; es ist vielmehr zu lesen *man* (oder *mann*) *unde wîbe tougen.* 9, 18 Lachm. *deich gehôrte und gesach*; die Hss. haben *da ich,* was Lachmann missverstand. *Dâ ich gehôrte* ist ganz richtig: 'an einem Orte wo (oder von wo aus) ich hörte und sah.' 9, 21 ist *und,* das B C haben, aufzunehmen: *und zwêne künege triegen.* 9, 33 Lachm. *und niht den si solten,* A hat *niut* für *niht* (welche Form auch in A die gewöhnliche ist) und daraus ergibt sich als wahrscheinliche Lesart *und niuwet den sie solten*; denn diese Form, die im Iwein 5522 steht, wird für den gleichzeitigen Spruch Walthers auch gerecht sein.

9, 37. Es sei gestattet auf den neuesten Erklärungsversuch des *klôsenære* aufmerksam zu machen: Mîn guoter klôsenaere. Ein Erklärungsversuch von I. O. Opel (Halle 1860). Dr. Opel erblickt in dem *klôsenære* den Bischof Konrad von Halberstadt, der später Mönch in Sichem (Sittichenbach) bei Eisleben wurde: auf ihn scheint in der That alles zu passen was Walther von seinem *klôsenære* sagt.

10, 12—15. Die Ordnung der Zeilen rührt von Lachmann her: dem Sinne nach lässt sich gegen die Herstellung nichts einwenden. Nur 10, 14 müsste als drittletzte Zeile Auftakt haben: in B ist sie vorletzte Zeile, daher mit Recht auftaktlos. Vielleicht ist zu lesen *die sint ie wider dich.*

10, 21. Auch dieser Vers ist fehlerhaft, es fehlt ihm der Auftakt und die Betonung ist schlecht, worauf schon Pfeiffer hingewie-

sen. Pfeiffer schlägt vor *irr ouch etslîchen wider der got und in geirret hât.* Doch ist es nicht nöthig *wider* hinzuzufügen: man kann schreiben *irr etelîchen ouch der got und in geirret hât.*

13, 20. lateinisch begegnet das Sprichwort bei Haupt, Zeitschrift 6, 305 sedibus in mediis homo saepe resedit in imis.

13, 33. der Stollen dieser Strophe ist dreizeilig zu schreiben oder die letzten zwei Zeilen des Abgesangs in eine zu ziehen. Das lehrt der Bau der Strophe:

Maneger frâget waz ich klage = *Des ist sîn geloube kranc.*
swer gedæhte
unde giht des einen, = *waz diu minne bræhte,*
daz ez iht von herzen gê. = *der vertrîege mînen sanc.*

Der Abgesang gleicht dem Stollen bis auf einen nach der ersten Zeile eingeschobenen Zusatz. Vgl. Germania 2, 291.

14, 38—16, 35. Daß in diesem Liede die Verse durchgängig auftaktlos sind, hat Pfeiffer (S. 30) bemerkt und die meisten widerstrebenden Verse gebessert. Am meisten Schwierigkeit macht 15, 1 *daz hêre lant und ouch die erde. hêre* A: die andern Hss. setzen andere Beiwörter. Ich glaube es ist zu lesen

hêrre, dez lant und ouch die erde.

15, 23. *komen* muß dem Sinne nach Präteritum sein, daher wohl *kômen* oder richtiger *kœmen*; denn gleichzeitige Hss. (aus dem Antang des 13. Jahrh.) setzen sehr häufig *o* für *œ*.

16, 27. dèn lückenhaft überlieferten Vers könnte man ergänzen

wunderlîches noch begie.

16, 29—35. Diese Strophe, die bei Lachmann das Lied schließt, möchte Pfeiffer nach 15, 5 (der ersten Strophe) stellen; ich glaube, nicht gut, denn 15, 6 schließt sich am nächsten an 15, 5 an.

17, 29. Pfeiffer vermuthet *vil fûl und ist der wibel vol,* um dem Verse den Auftakt zu geben. Aber *vil* stände hier nicht passend. Man schreibe *fûl unde ist der wibel vol,* oder *und ist ouch*; aber der Hiatus ist nicht anstößig, denn auch 17, 30 ist zu lesen *wan êrste in der niuwe.*

18, 10. Bei Lachmann mit fünf Hebungen *dazz sich gelîchet rehte als ars und mâne.* Wenn nachweislich wäre, daß diese Strophe nicht von Walther sei, dann wäre denkbar, daß ein Nachahmer

Walthers Strophenform dahin modificiert, daß er den Abgesang in zwei gleiche Theile getheilt hätte. Nicht wahrscheinlich ist, daß Walther bei sonst völliger Gleichheit dieser Strophe mit den vorausgehenden durch Verlängerung einer Zeile eine neue Form gebildet. Dergleichen kann bei ganz einfachen Strophenformen vorkommen, nicht aber bei künstlichen, wie die hier fragliche ist. Aus diesem Grunde kann ich auch Pfeiffer nicht beistimmen, der dieser Zeile in Strophe 4 und 5 vier Hebungen geben will. Daher ist 18, 24 bei Lachmann nicht zu ändern, 18, 10 aber zu schreiben

gelîch als ars und mâne,

denn die Beziehung zur vorhergehenden Zeile ist auch so verständlich.

19, 35. Um den Vers jambisch zu machen schreibt Pfeiffer *ich bin vil wol ze fiure komen,* besser vielleicht wäre *ich bin nû wol ze fiure komen.*

22, 12. *gescheiden,* wie C liest, war beizubehalten; denn es ist eher wahrscheinlich, daß bei einem Versschluß *knehte gescheiden* letzteres Wort in *scheiden* geändert wurde als das umgekehrte.

23, 29. 30. Nachweisungen zu diesem Spruche aus der deutschen Litteratur gibt Schulze, die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache (Göttingen 1860) S. 52.

25, 30. Die Form *lenger* für *langer* hat Walther gewiss nicht gebraucht; die Reime des 13. Jahrhunderts zeigen nur die Form mit *a* für das Adverbium.

Die Strophenform 20, 16—26, 2 kommt auch in der Kolmarer Hs. unter dem Namen 'Hofweise' oder 'Wendelweise' vor. Dieselbe enthält auch die folgende Strophenform 26, 3—31, 12; sie heißt dort 'gespaltene Weise', vielleicht mit Bezug auf den besonderen Bau, indem die beiden Stollen durch den in der Mitte stehenden Abgesang 'gespalten' sind. Bemerkenswerth ist, daß Walthers 26, 3—12 in der Kolmarer Hs. von Musiknoten begleitet ist.

27, 3. *wol* ist von Lachmann hinzugefügt. Statt es zu ergänzen kann man eben so gut lesen *und ist doch von den jâren daz er niht enwahset mêre.* In der folgenden Zeile liest Lachmann *dô ich dem künege brâhte dez mez, wie er ûf schôz*: die Hs. hat *daz mez.* Man könnte auch umstellen *dô ich daz mez dem künege brâhte, wier ûf schôz.*

27, 13. Die Hs. hat *ob ich ez halte,* was Lachmann unnöthig ändert in *ob ichz behalte*; denn daß *halten* auch die Bedeutung 'behalten' haben kann, wird niemand bezweifeln.

27, 23. Die einzige Hs. (C) liest *swâ man ein schœne frowen siht daz kan trüeben muot erfluhten*: und diese Lesart kann richtig sein, nur muß man *frowen* einsilbig lesen, was keinen Anstoß hat.

27, 36. Die Hs. *swenne si*, was Lachmann unnöthig in *sô si* ändert: *swenn si* ist ganz unbedenklich.

28, 21—30. Lachmanns Text schließt sich, wie ich glaube, mit Unrecht zu nahe an den Text von C an und lässt den von A, der sehr gute Lesarten enthält, bei Seite. So liest A *in swelhem namen er sî* 28, 21. *sînen hêrren und im râte daz er liege* 28, 22. — 28, 25 ist nach A zu schreiben *sô wünsche ich im daz im sîn ungetriuwe zunge erlame*, und in der folgenden Zeile *âne schame*. 28, 27 liest A *schemelîcher witze*. 28, 29 A hat beidemal *geheize* für *gelübde*: alle diese Lesarten waren mindestens eben so gut wie die von C.

28, 37. Das metrisch Unrichtige dieser Zeile ist natürlich Lachmann nicht entgangen. Nach C lautet sie *si sehent mich niht mêr an in butzen wîs als si wîlent tâten*. Lachmann schlägt vor *ê* für *wîlent*. Damit widerspricht er aber seiner eigenen Bemerkung (zu 35, 21), wo er sagt, daß die Lesart von C *sô tuost dû in leide* Walthers Gebrauche zuwiderlaufe. Wir lesen aber 7, 34 *daz dû uns sîst genædiclich*, 28, 32 *nû enfürhte ich niht*, und zu 25, 17 vermuthet Lachmann *der ist nû ein gift gevallen*. Es ist also jene Bemerkung unrichtig.

30, 9. Diese und die folgende Strophe auch in der Kolmarer Hs. In der ersten Zeile lesen BK (Kolmarer Hs.) *Got weiz wol daz mîn lop wær iemer hovestœte*: Lachmann tilgt *daz* mit C, indem er übersieht, daß alle Strophen dieses Tones jambisch anheben.

30, 11. *mit gebærde, mit gewisser rede, mit rœte*. Lachmann vermuthet *mit der tœte*, weil der Vers zu kurz und die Form *rœte* anstößig sei. B hat *mit worten ald mit werken alder mit gewissenen rœte*; K *mit worten und mit werken unde mit gerœte*. Bei solcher Übereinstimmung ist die Änderung *tœte* bedenklich. *gerœte* möchte leicht das echte sein, und ich glaube es ist zu lesen

mit worten ode mit werken, mit gewizzenem gerœte.

d. h. 'mit verständiger Unterstützung.'

30, 15. Besser mit B *lûter als der âbentrôt, der kündet liebiu mœre*.

30, 24. ist fehlerhaft überliefert: *der sich dem man windet ûz der hant reht als ein âl*. Lachmann vermuthet *der sich mir windet*;

aber auch K hat *dem man*. Es ist wohl zu lesen *der sich dem man enhenden windet als ein âl*, denn K hat *in der hend vmb windet*.

In dieser Strophenform hat K noch folgende Strophen:

Ich hân in houbetsünden lange geslâfen leider:
dar umbe vürhte ich sêle unde lîp ir beider.
hêrre got, bescher uns dort diu himelischen kleider.
Marîâ hôchgelobtiu magt und küniginne,
bit dînen sun für mich, sît er durch dich tuot unde lât;
hab ich ûf erden ie gelebt in missetât,
daz ist mir leit: ich bite dich, frowe, der dînen wæren minne.
Vil hôchgelopter vater sun heiliger geist,
sît du alliu dinc erkennest und wol weist,
so erbarme dich, hêrre, über uns, sît du erbermde treist.

Der âbent ziuhet zuo, der tac wil mir entslîfen,
mîne liehte bluomen velwent kalte rîfen,
mîn grüenez gras ze höuwe wirt, daz mac ich wol begrîfen.
Ich vürhte [daz] der meder kome der mir mîn fuoter mâte.
got welle daz er lange sî, daz tæt mir wærlich nôt.
den meder den ich meine, deist der grimme Tôt:
des lît mîn herze in schrecken grôz beidiu fruo unde spâte.
Got welle daz wir alsô rechen unser höu
und daz wir unser grüenez gras alsô verströun,
daz wir uns mit gote in dem paradîse erfröun.

Ez sint niht allez friunt die man dâ friunde heizet.
er ist ein friunt der gein dem andern friuntlich beizet
in ganzer stæter liebe und in sîn friuntschaft dar zuo reizet.
Er ist ein friunt, der gein dem man . . . mit worten
lebet in dem herzen sîn ân allez kunterfeit.
ichn ahte sîn ze friunde niht, im sî dann leit

---

1 habe. 2 dar vmb so v. *wohl* sêle unde lîbes beider. 3 hymmelschen. 4 Maria hochgelobte koniginne. 6 uff dieser erden. 7. dinen gewaren, ge *zwischen geschrieben. vgl.* vil süeze wære minne *Walther* 76, 22. 10. erbermde] herbarmhertzikeit. 12. myn licht. kalt. 13. wurt mag ich wol griffen. 15. welle] wz. 16. meyder. das ist. 17. beyde fru vnd. 18. hauwe. 19. verstrauwen. 20. herfraüwen. 21. frunde die. 23 fr. dan dar zu. 25. lebt. 26. Ich enahte. yme sie danne.

swaz sînem lieben friunde schât und wirret zallen orten.
Er ist ein friunt und ein getriuwer . . . man,
der sînem friunt in friuntschaft alles guoten gan
in ganzer stæter liebe und er dar an niht wenken kan.

Ich hân gevaren wîte sihte in den landen:
ûf üppekeit der welt hân ich mich wol verstanden,
und kan mich doch gehüeten niht, mirn gange vil ze handen.
Diu sunne diu schein ie daz ichs mich muoste fröuwen,
dar nâch sô kam ein regen und machte mir diu kleider naz.
dar an soltu gedenken, triuwer kneht, fürbaz:
swann dich dîn hêrre lachet an, sô lâz dir sîn gedröuwen.
Swann dir diu sunne schînet, lege den mantel an.
wis dînem hêrren zallen zîten undertân,
dien im wol, getriuwe im niht: daz râte ich swâ ich kan.

Nu merkent wie getriuwer dienest sich vollendet,
daz er sîner triuwekeit sus wirt gephendet:
mit undankbærem lône sô wirt dienstes vil erwendet.
Getriuwer kneht, nu diene wol, daz ist mîn lêre.
swann du verdienest dînen lôn, sô soltu sîn begern.
tuostu daz, ez wirt dir liep, ich wil dichs wern.
volge mînes râtes hie: ez frumet dich noch mêre.
Swie trût swie liep ouch dich dîn hêrre hât erkorn,
hât er dir triuwe gegeben und dar zuo eide gesworn,
nu diene im drîzic jâr wol: ez ist zeinre stunt verlorn.

Außerdem enthält K in diesem Tone noch eine Strophe (718[d]), die in C dem Schulmeister von Eßlingen beigelegt ist (Hagen 2, 138[a]) *Mit dienste man vil lützel guotes* (*guotes* fehlt K) *hiure erwirbet.* Von den hier mitgetheilten fünf sind zwei (die zweite und vierte) entschieden unecht. Die drei andern, wenn auch mangelhaft und fehlerhaft überliefert, zum Theil sogar in einer etwas abweichenden Strophenform (doch erstrecken sich die Abweichungen nur auf die Zahl der Hebungen), sind vielleicht echt. In ihren Reimen ist nichts was Walthers

27. wirret vndschat an allen. 29. sinen fründen. 30. enkan, en *zwischen geschrieben.* 31. gefarn. 32. habe ich wol. 33. gange doch vil. 34. mich syn dicke m. 36. getruwer. 39. biz. zu allen. 41. dienst. 42. das in s. getruwekeit. 47. mynß. 48. vßerkorn. 49. geben. 50. yme dr. jare wol.

Gebrauch widerspräche: auch die Gedanken sind Walthers würdig. Freilich können sie ebensogut wie jene Strophe des Schulmeisters von Eßlingen einem jüngern Dichter, der sich an Walther gebildet, angehören.

33, 1. 2. den entstellt überlieferten Reim hat Lachmann durch *verleitet* : *beitet* 'führt' gebessert. Anschließend an die Lesart der Hss., die statt *beitet* haben *seren* (A.) und *seret* (C.), könnte man vermuthen *seilet*; *mit des tievels stricken seilet* gäbe eine häufige Ausdrucksweise. Dann hieße durch Umstellung zweier Buchstaben das andere Reimwort *verteilet*, was allerdings den Gedanken der ersten Zeile etwas modificierte.

33, 3. *saget ir uns daz er sant Pêters slüzzel habe*: alle entsprechenden Zeilen der andern Strophen haben Auftakt, denn 35, 29 ist zu lesen *küen unde milte* (Lachm. *küene und milte*). A hat *sancte*, daher

sagt ir uns daz er sante Pêters slüzzel habe.

33, 10. *unser alter frôn derst under einer übelen troufe*: beide Hss. haben *frone der stet*. Mir scheint die Besserung wegen der Kürzung *frôn* bedenklich (vgl. 26, 9 und dazu Pfeiffer S. 39): eher ist zu schreiben

unser alter frône der stêt undr einer übelen troufe;

denn wie *übr* (15, 11. 22) wird auch *undr* in der Senkung erlaubt sein.

35, 30. *so ist er vil gar gelobt*: A hat *sô ist vil gar gelobt. er* ist nicht grade nothwendig: der Sinn 'so ist hinreichend Lob ertheilt.'

36, 11—37, 23. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Strophen nicht von Walther seien, hat Lachmann bereits ausgesprochen. Ihre Unechtheit ist so sicher wie irgend etwas, und sie haben in einer Sammlung Waltherscher Lieder nichts zu thun. Die Strophenform ist nur eine Nachahmung der vorigen (S. 31—36): die dritte und vierte Zeile haben klingenden statt stumpfen Reimes. Der Grund dieser Änderung ist ersichtlich: ein jüngerer Dichter (und ich glaube erst aus dem Ende des 13. Jahrhunderts) nahm Anstoß an der Verschiedenheit des Reimgeschlechtes der Stollen, weil zu seiner Zeit solche Verschiedenheit nicht mehr geduldet wurde. Diesem innern Grunde kommen äußere bestätigend entgegen. In der ersten Strophe die Verkürzung *mensch* 36, 14 und wahrscheinlich auch *fridebær* 36, 15, denn C liest *sît milte, fridebære, lât iuch in wirde*

schouwen; Lachmann stellt um *lât in wirde iuch sch.*; am meisten Gewicht hat der Reim *bouwen* (:*frouwen*) 36, 20. Auch die Kürzung *gloubt* (als Auftakt) 36, 19 ist nicht in Walthers Gebrauche. In der zweiten Strophe ist *lenge umbgrîfen* 36, 27 verdächtig. In der dritten die Kürzung *wurd wir* 36, 31. denn *gedæht wir* 10, 2 ist nicht damit zu vergleichen. Ferner das verkürzte Präteritum *kündet* 36, 33 im Reim, wie in der fünften Strophe *erzeiget* 37, 17. — 36, 34 enthält eine fehlerhafte Senkung: *dâ von himel und erde wart mit grôzen fröiden enzündet.* Die Hs. hat *wart* hinter *fröiden*, und das ist das richtige; aber *himel* und *erde* ist zu vertauschen: *dâ von erde und himel mit grôzen fröiden wart enzündet.* — 37, 4 beginnt *Sünder dû solt*; es ist zu lesen *Sündære, dû solt*, denn alle Strophen dieses Tones (wie desjenigen dem er nachgebildet ist) heben jambisch an; daher ist auch 36, 21 *Marîâ* für *Marjâ* zu schreiben, wenngleich 36, 33. 37, 9 *Marjâ* durch den Vers erfordert wird; aber die Dichter brauchen eben den Namen nach Bedürfniss des Verses. 37, 9 *weint*, vor einem Consonanten verkürztes Präteritum: auch das gibt Anstoß, stimmt aber zu den gekürzten Präteritis im Reime. Endlich der ungenaue Reim *flieze : stieze : bliezen*, 37, 13 den allerdings Lachmann zu entfernen versucht.

37, 21 *daz* und *niht* steht mit Unrecht in Klammern; es leitet eine formelhafte Ausdrucksweise ein, die bei Schilderung von Unmächtigen die gewöhnliche ist. Vielmehr ist *unmehtic* zu streichen, das aus einer Glosse in den Text gekommen sein kann. Es ist also zu lesen

si seic nider, daz si niht hôrte noch ensprach.

37, 22. Lachmann *in dem jâmer Kriste dez herze brach;* die Hs. hat *sîn* für *dez*, und richtig, denn ein Dichter, der im Reim das *e* abwarf, wird es auch dem Dativ singular genommen haben; also *Krist sîn herze.*

37, 24—33. In diesem Tone nur die eine Strophe, deren Form eine andere Modification des Tones S. 31—36 ist: daher sie aus demselben Grunde wie die eben besprochenen Strophen zu verwerfen ist. Die Modification besteht hier darin, daß Zeile 1, 2 stumpfreimend gemacht werden, um 3, 4 gleich zu sein. In keinem Falle rührt diese Modification von Walther selbst her. Äußeren Anstoß gewährt die Strophe nicht. 37, 24 besser mit B *Vil tumbiu Werlt*, (vgl. Pfeiffer Germ. 5, 40) aus dem zu 37, 4 angegebenen Grunde,

der auch für diese Strophe gilt. Daher wohl auch 37, 29 mit B *dû minne got.*

37, 34—38, 9. Auch die Echtheit dieser Strophe bezweifle ich: Lachmann bemerkt (nach Simrock), sie sei eine Modification von 36, 11—37, 23. Vielmehr sind beide Modificationen der frühern echten Strophenform. In diesem Falle kommt zu der frühern Veränderung (daß Zeile 3, 4 klingend gemacht sind) die Wiederholung der Zeilen 7—9. Aber diese Wiederholung ist fehlerhaft; denn weder bei Walther noch bei einem älteren Liederdichter begegnet der Fall, daß zwei Reimworte, wie 38, 2. 9 *merwunder* : *kunder*, durch sechs dazwischen stehende Zeilen getrennt wären (die sogenannten 'Pausen' ausgenommen). Es ist daher wahrscheinlich, daß drei dieser sechs Zeilen (38, 3—8) unecht oder aus einer im übrigen verlorenen Strophe erhalten sind. Wenn dies der Fall, so ist die Strophenform der früheren 36, 11 vollkommen gleich und eben so unecht wie jene. Formell anstößig ist das im Reime stehende *væren* (37, 35), das in der hier geforderten Bedeutung nur an dieser Stelle nachgewiesen ist. Die Zeilen 38, 7—8 bringen ein anderes Bild hinein: ich glaube daher, daß 38, 6—8 die zu entfernenden Zeilen sind. 38, 9 gibt guten Anschluß an 38, 5.

38, 14. *volget unz anz ende mite* Lachmann: die Hs. *volget vnze an sin.* Eine Verkürzung *volgt* ist bei Walther nicht undenkbar.

39, 1. *geschadet* ist nicht falsch; aber die Verschleifung zweier kurzen Silben auf der Hebung ist in den dactylischen Versen eine Seltenheit. Wie *schât* für *schadet*, so wird auch *geschât* für *geschadet* erlaubt sein; daher

uns hât der winter geschât über al.

39, 6 ist zu lesen *möhte ich verslâfen des winteres zît*; die Hs. und Lachmann *winters*. Unrichtig ist, daß im dactylischen Rhythmus auch einsilbige Senkungen erlaubt sein. Mit *winteres* vergleicht sich *sumeres*, das bei Meinloh von Sevelingen (M. F. 14, 1) in klingender Cäsur, ebenfalls gegen die Handschriften, steht.

43, 9. Auffallend ist, nachdem Wackernagel (bei Simrock 1, 185) diese wie die entsprechenden Zeilen der andern Strophen berichtigt, auch noch in der dritten Lachmannschen Ausgabe sie falsch zu finden. Daß *Frowe* 43, 9 *Wir man* 43, 29 und *wîben* 44, 1 nur Zusätze sind, um die redenden Personen näher zu bezeichnen, liegt auf der Hand.

43, 20 lies *sô wære ich*, denn der Vers hat keinen Auftakt. Lachmanns Vermuthung *sô wær et ich* ist wenigstens nicht nöthig, denn Walther gestattet den Hiatus.

44, 11—34. Verse mit und ohne Auftakt sind hier, wie meist bei Walther, streng geschieden; daher 44, 19 zu lesen *nû wolte ich*, eßenfalls mit Hiatus.

46, 24 in der dritten Ausgabe ist das zweite *an* (vor *schœne*) ausgefallen.

48, 30. besser mit A *daz ouch sie sich liezen scheiden*.

48, 38. die einzige auftaktlose Zeile am Beginn der Strophe: es ist zu lesen *Wîp muoz iemêre sîn*; denn auch hier sind Verse mit Auftakt von auftaktlosen streng gesondert.

49, 14. die Hss. weichen ab in Bezug auf *nû*: A hat *sô*, e *nu des geltes*; das wahrscheinlichste scheint mir beides *swa ich nu des geltes sô vergebene warten muoz*.

51, 13—52, 22. sechs Strophen, die Lachmann mit Unrecht in zwei dreistrophige Lieder sondert; die Frühlingsschilderung, von der die drei ersten Strophen handeln, bildet nur den Eingang zu der folgenden Liebesklage. Von der Strophenform dieses Liedes enthalten die Carmina burana S. 189, 204 eine doppelte lateinische Nachbildung, die erste mit Inreim in der ersten und dritten Zeile, die zweite genau wie bei Walther. Auch im Inhalt sind die lateinischen Lieder nachgebildet. So vgl. man mit 51, 21—32 folgende lateinische:

Aves dulci melodia
sonant garrule,
omni via voce pia
volant sedule,
et in nemore
frondes flores et odores
sunt : ardescunt juniores
hoc in tempore.

55, 24. der Reim, der die erste zweite und vierte Strophe bindet (55, 6. 15. 33) macht wahrscheinlich, daß er nicht Zufall, sondern Absicht des Dichters war. Die einzige Zeile widerstrebt; sie lässt sich aber bessern, wenn man liest

sô lâ mich in, daz wir sîn mit einander dinne;

mehr von der Überlieferung sich entfernen, aber im Gedanken besser sein würde

sô lâ mich in und sprechens mit ein ander dinne.

57, 1. *sô mugen wol die besten sîn*: alle Verse dieses Liedes sind auftaktlos. Die contrahierte Form *mun* ist bei Walther nicht glaublich; daher ist *sô* zu streichen.

74, 9. *sô getrûwet si dem eide und entstêt mîns herzen riuwe. enstêt* A, *entstêt* C: ich glaube es liegt darin *senftet*, wodurch auch der Hiatus vermieden wird:

sô getrûwet si dem eide und senftet mînes herzen riuwe.

74, 33. *dô neic si mir vil schône*: das doppelte *dô* in dieser und der vorhergehenden Zeile (*do erschampten sich ir liehten ougen*) ist ungeschickt. *doch neic* lesen AE gegen C. Außerdem ist *vil* zu streichen, denn der Vers darf keinen Auftakt haben. Auch 74, 25 ist aus diesem Grunde zu lesen *daz mües ûf iur houbet.*

74, 35. *wart* liest E, *wirt* AC; erstere Lesart verdient den Vorzug, den ihr Simrock in der Übersetzung gegeben, wenn man die fünf Strophen (und zwar in der Reihenfolge, in der sie alle Hss. haben) als ein Lied betrachtet.

77, 37. *daz wir daz himelrîche | erwerben*; voraus geht *nû hellent hin gelîche.* A liest *da wir*, und das ist das richtige. C hat die Lesart Lachmanns.

82, 14. *ich lîh dir einz, und wilt dû daz.* Die Hs. unverkürzt *lihe*, was man beibehalten kann, wenn man es als Präter. conjunct. betrachtet. Die folgende Zeile ist dann zu lesen *hêrr, ich gerite* (*ich* fehlt) *al deste baz.* Lachmann *gerîte.*

82, 32. vielleicht ist zu ergänzen *nâch zühteclîchen siten.*

82, 34. *hetst anders niht wan eine rede gesungen*: die Hs. hat *vnd hettist andirs nit won*, fehlerhaft, weil der Vers um eine Hebung zu lang ist. Aber *hetst* sprach Walther nicht, sondern *hætest*; daher zu schreiben ist

und hætest niht wan eine rede gesungen.

Aus gleichem Grunde sind auch die beiden folgenden Verse zu bessern, die bei Lachmann lauten

'sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!' dû hetest alsô gestriten
an ir lop daz elliu wîp dir gnâden solten biten.

Die Hs. *du hettest an ir lob alse gistritin. daz ellu wib dir iemir ginadin soltin bittin.* Es wird zu lesen sein

'sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!' dû hætest an gestriten
ir lop, daz elliu wîp dir iemer gnâden solten biten.

86, 13. *lêrt mich wie ich die behüete*; so Lachmann. Die Hss. haben *leret lerent*. Wenn nun auch *lêrt* nicht gegen Walthers Gebrauch ist, so ist es doch nicht nöthig so zu schreiben. Besser

lêret mich wiech die behüete.

88, 9—90, 14. das vielbesprochene Tagelied, dessen metrische Form ich Germania 2, 261 erläutert habe. Daß es nicht von Walther ist, scheint mir jetzt unzweifelhaft. Der zweimal wiederkehrende Reim *lieht*: *nieht* 88, 12. 26 hat bei Walther nichts analoges (man könnte etwa nur den ebenso allein stehenden Reim *diet*: *niet* 103, 33 vergleichen); und wenn Lachmann S. 202 bemerkt, es könne deswegen nicht von Wolfram sein, weil *dû wil* statt *dû wilt* im Reime stehe (88, 36), so ist derselbe Grund auch für Walther gültig.

89, 21. wie 88, 9 *friwentlîchen* und 88, 21 *friwendinne* gegen das handschriftliche *friuntlichen friundinne* gesetzt wurde, so konnte oder musste es auch hier geschehen. Eine Nothwendigkeit der älteren Form lag aber weder im einen noch im andern Falle vor.

89, 35. *der wahtære diu tageliet*: die Hss. haben *wahter*. Die Cäsuren sind durchgängig klingend nach der dritten Hebung, daher ist umzustellen *diu tageliet der wahter*.

90, 9—11. *si sprach 'swer ie gepflac | ze singin tageliet | mir, der wil* u. s. w. Der Gebrauch von *pflegen* mit *ze* ist dem Dichter (er sei nun Walther oder ein gleichzeitiger) nicht gemäß. Es muß gelesen werden

sie sprach 'swer ie gepflac
mir singen tageliet,
der wil wider morgen beswæren mînen muot.

90, 13. *nû lige ich liebes eine*: so A, C hat *âne*, was Lachmann ohne Grund vorgezogen.

100, 35. *gedenke waz ich dir êren bôt.* 'Die Abkürzung *gedenk* ist Walther nicht geläufig, vielleicht *gedenke wie ich dirz erbôt*,' bemerkt Lachmann zu dieser Stelle. Doch wäre *gedenk* nicht härter als *seit sie* (präter.) 95, 15 (wo man besser *seites* liest), *gedæht wir* 10, 2 und ähnliches. Die vorgeschlagene Änderung ist nicht zu billigen: vielmehr *wa' ich* für *waz ich* zu schreiben, denn wie *deich* für *daz ich*, wird auch eine Contraction von *waz ich* erlaubt sein. Dieselbe Contraction ist in einem Liede Ulrichs von Liechtenstein 30, 1 anzunehmen, wo die Hss. lesen *ich ne weiz* (*enweiz*) *waz ich singe*. und Lachmann schreibt *Neiz waz ich singe*. Vielmehr ist zu

lesen *Ichn weiz wa' ich singe*; denn das contrahierte *neiz* begegnet niemals am Anfange von Sätzen.

101, 10. statt *wunderlich* ist wohl zu lesen *wünneclich* oder beide Worte neben einander *wunderlich und wünneclich*, wodurch sich auch der Ausfall von vier Silben am leichtesten erklären würde.

101, 22. *ich wil ze herberge varn*: lies *hereberge*, wie Lachmann richtig 31, 26 ebenfalls gegen die Hss. geschrieben hat.

104, 15. *wie mîn pferit mære*: so Lachmann, die Hs. hat *pfert*, welche Form durch den Reim 104, 7 gesichert ist. Dem Verse fehlt der Auftakt, und die fehlende Senkung nach *pfert* kann man durch *daz* ergänzen; also etwa

wie daz mîn pfert daz mære.

109, 7. 8. die beiden letzten Zeilen des Abgesangs sind zu vereinigen

unde senden fröide manicvalt,

wie bestimmt aus der Verschleifung 109, 15

swie si wolde, unz ichz an ir bevant

und 110, 11 *daz nie manne an liebe baz geschach* hervorgeht. Durch die Zusammenfassung werden Schlußzeile der Stollen und des Abgesanges gleich.

112, 23. ist zu lesen *Ich trag in mîm herzen eine swære*, denn die Zeile muß auftaktlos sein.

116, 38. *unde durch die werlt manege fröide erlogen.* Man könnte ergänzen *vil* vor *manege*, denn wie der Vers bei Lachmann steht, ist er unrichtig. Es ist aber wahrscheinlich zu schreiben *werelt*, denn diese Form, die auch Reinmar braucht, wird Walther neben *werlt* zukommen. Lachmanns Ausgabe mischt willkürlich *werlt* und *welt*.

122, 24—123, 40. Die Echtheit dieses Liedes bezweifelt Wackernagel (altfranzösische Lieder S. 218) aus mehreren Gründen: zunächst wegen des rührenden Reimes, der nicht einmal durchgeführt sei. Den rührenden Reim hat Walther 47, 16 in einer sehr künstlichen Strophe, die allerdings in einer Handschrift Reinmar dem Alten beigelegt wird; und dieser Dichter hat nachweislich den verwandten grammatischen Reim in einem Liede (MF. 198, 4). Die Durchführung des rührenden Reimes lässt sich durch einige Besserungen leichter Art erreichen. Auch die Ausdrücke, die gegen Walthers Gebrauch verstoßen, wie *gebœre* 123, 11 *die list* 123, 31 *heln* mit accus. und dativ. 123, 37, auf die Wackernagel hinweist, lassen sich

entfernen. Der Inreim, den Lachmann im Texte gar nicht hat, in der Anmerkung in der letzten Zeile jedes Stollens und der vorletzten des Abgesanges annimmt, ist auch in der ersten Zeile des Stollens anzunehmen, so daß dieser zweizeilig statt vierzeilig wird; denn dadurch wird Zeile 1. 3 = 7. 9. Die strophische Form gestaltet sich demnach so:

Ein meister las, troum unde spiegelglas,
daz sie zem winde bî der stœte sîn gezalt.
Loup unde gras, daz ie mîn fröide was,
swiez nû erwinde, ez dunket mich alsô gestalt,
Dar zuo die bluomen manicvalt,
diu heide rôt, der grüene walt.
der vogele sanc ein trûric ende hât;
dar zuo diu linde süeze und linde.
sô wê dir, Werlt, wie dirz gebende stât!

Mit der letzten Zeile vergleicht sich Walthers 21, 10 *sô wê dir, Welt, wie übel du stêst!* wie Pfeiffer mit Recht nach C für *owê* liest.

123, 4. *kan ich mich wol verstân* liest Wackernagel: *wan* für *kan* C und Lachmann. Wenn Lachmann dabei auf 71, 27 verweist, wo *ich verstân* im Reime steht, so zeigt er, daß er den Grund von Wackernagels Änderung gar nicht verstanden hat. Nicht die Form *ich verstân* (denn sie ist die gewöhnliche) war Wackernagel anstößig, sondern der Sinn erforderte die Änderung. *Wan ich mich wol verstân* würde heißen 'weil ich wohl einsehe' und dazu der folgende Satz mit *daz* gehören, was wegen des Präteritums *bœre* nicht angeht. Dieser Satz gehört vielmehr zu *ich solt in lân* und 123, 4 ist conditionaler Zwischensatz 'wenn ich vernünftig bin.'

123, 11 *gebœre* die Hss. und Lachmann. *gebœre* soll für *gebâre* stehn und das wäre allerdings ein sicherer Beweis gegen die Echtheit. Aber der rührende Reim ist herzustellen durch *geswœre* (prät. conj. von *geswern*). Dann muß *fürhte* 123, 9 in *vorhte* verwandelt werden, wie die Hss. lesen (E *förhte*) und demnach ist zu schreiben:

nû vorhte ich siecher man den grimmen tôt
daz er mit swœre an mir geswœre.

123, 15. die Lücke möchte ich anders ergänzen als Lachmann der vorschlägt *zer sælde gedingen*. Ich lese

Wie sol ein man, der niuwan stinden kan,
hân guot gedingen oder gewinnen hôhen muot?

123, 22. *zer vinstern hant*: offenbar *zer winstern*, wie auch Simrock übersetzt hat. Mir scheint die Deutung Liebrechts in dieser Zeitschrift 1, 475 das Richtige zu treffen. Ich führe einen deutschen Beleg für die dort besprochene Sage an, aus Enenkels Weltchronik; vgl. auch Diemer 33, 13 und Anm. König Pharao hat ein großes Fest (*hôchzît*) veranstaltet; da heißt es (cod. germ. Monac. 11, Bl. 35^b, cgm. 250, Bl. 59^d):

Dô si mit fröuden gesâzen,
getrunken unde gâsen,
wilt zam unde visch,
dô gie Moyses für den tisch
und macht in fröude unde spil.
mit maniger kurzwîle vil
vil oft das kint machte,
das künic und künigîn lachte.
man jach das kint hiet guoten sin,
wan es gie zuo dem künic hin
und suct im ab die krône
und sazt si ûf vil schône.
Des wart der künic zornvar.
er sprach 'leider, ich entar
vor minen gesten die ich hân
dir daz leben gewinnen an.
und wær das ich der hôchzît
niht enschônt an diser zît,
du müestes hie mit nœten
dînen lîp lâzen tœten;
wan ich wærlîch kumber dol
von disem kint, daz weiz ich wol.'
diu künigîn dô niht ensprach,
wan si vorhte ungemach
von dem künic Pharâô.
dâ von sô muost si swîgen dô,
daz si ein wort niht ensprach.
si vorht von im den ungemach,

1. 2. *fehlt b* (*cgm.* 250) 3. Von vil zam *b*. 4. die tisch *b*. 6. Vnd maniger *b* 9. man jach] wann *b*. 10. Vnd gie *b*. 11. ruckt *a*. 12. vil *fehlt b*. 14. ich laider (laider ich *b*) nicht getar *ab*. 16 l. nicht g. *b*. 17. das zweimal *a*. wær *fehlt b*. 18. Nicht schont zu d. *b*. 19. hie *fehlt b*. 26. sô *fehlt b*. 27. nie gesprach *b*

wan er was ein eislich man.
dâ von muost si ir biten lân.
Dar nâch ein alter ritter sprach
'lât iu niht wesen ungemach,
vil edeler künic rîche.
ir wizt daz sicherlîche
waz diz kint hât getân.
ez kan sich wærlich niht verstân,
wan ez ist noch an sinnen blint,
diz vil wênige kint.'
Dô sprach der künic Pharâô
'wie wær ez dann gegangen sô
sô rehte zuo der krône mîn?
daz ez unsælic müeze sîn!
umb wiu het ez sô rehte schier
ab mînem houpt genomen mir?
des kan ich niht vergezzen.
nu bin ich doch gesezzen
bî der küniginne.
war umb hât ez sîn sinne
niht geleit an der künigîn krôn?
si stêt mir doch als ir vil schôn.
diu künigîn im doch lieber ist.
zwâr diz ist ein ander list.
ez betiut daz ez mîn rîch
noch besitzt gewalticlîch,
als mir Jôsêph hât geseit:
daz hân ich für die wârheit.
dâ von wil ich mit nœten
daz kindel heizen tœten.
ez ist vil bezzer sîn tôt
wan daz ich von im lîde nôt.'
Der alte ritter aber sprach
'herre, du solt keinen ungemach
tuon disem kindelîn:
des wil ich bittende sîn.

30—60 *fehlt b.* 34. wizzet *a.* 37. sinne *a.* 49. gelaet *a.* 50. als di
53. betewtet *a.* 54. besiczet *a.* 62. dhainen *a*, chain *b.* 64. bittent *ab.*

ich wil dir râten unde spehen
daz du die wârheit mügest sehen
an disem kleinen kindelîn.
des solt du, lieber herre mîn,
mir volgen, daz ist billîch.'
alsô riet im der ritter rîch.
'du solt in dînen palast,
den du mit êrn verglast hâst,
vil koln heizen bereiten,
und heiz si vaste eiten
daz si glosten als ein gluot.
sô man daz durch dîn vorhte tuot,
sô heiz daz kint dar gên
und lâ die tür offen stên
in dem palast, daz ist reht.
und ist daz dann der selbe kneht
an daz fiur grîft mit der hant,
dar an sô wirt dir wol bekant
daz ez vor kintheit ist gewesen.
sô lâst du ez billîch genesen.'
diu rede geviel dem künic wol.
er sprach 'ich volg dir als ich sol.'
Dâ mit entsleif dem herren guot
sîn leit, sîn trûriger muot.
diu hôhzît het ouch ende genomen.
der künic daz kint hiez für sich komen
und hiez die koln eiten
in dem palast breiten.
dô daz fiur glostent wart,
dô wart niht lenger gespart:
man hiez daz kint dar în gân.
daz wart vil schiere dô getân.
dô daz kint daz fiur sach,
zuo der gluot was im gâch,

66. macht *a*. 71 deinen *b*: den *a* 73 kol *b*. 74 fast *a*: bol *b*. 75. glossen *a*, glochen *b*. 79 Vnd den p daz baz r *b*. 82. sô *fehlt b*. 83. von *b*. 89 auch *a*: ein *b*. 91. choeler *a*. 92 bereitten *a* 93. glossent *a*, glochen *b*. 96 vil schon getan *b*. 97 an sach *b*

wan ez wesen solde,
als ez got selbe wolde.
ez nam daz fiur in die hant
und wart vil sêre verbrant,
wan ez daz fiur stiez in den munt.
dâ von im ungemach wart kunt.
ez ruoft mit grôzer ungehabe
'owê, mir ist mîn händel abe,
mir ist mîn munt sô sêr verbrant,
mîn zunge und mîn rehtiu hant
ist mir verbrant sô sêre.'
der künic sprach 'mîn êre
diu wil mir lenger noch bestân.
für wâr ich daz gesehen hân:
diz ist vor kintheit geschehen.
des muoz ich von der wârheit jehen.'

Bemerkenswerth ist, daß Enenkel die rechte Hand als diejenige bezeichnet, die das Kind in die Glut gesteckt habe.

123, 37. die anstößige Construction von *heln* kann man entfernen, wenn man liest *swiech mîne missetât die werelt hal*; denn wie Reinmar, so wird auch Walther nur *werlt werelt*, nicht *welt* gesagt haben.

123, 38—40. der rührende Reim lässt sich mit näherem Anschluss an die Überlieferung herstellen. Die Hss. lesen *mache mich reine | e min sele | versenke sich* (*versinke* C) *in daz verlorne tal*. Lachmann setzt für *sele — gebeine*. Vielleicht aber ist zu schreiben:

mach ê mich reine ê daz unreine
mîn sêle versinke in daz verlorne tal.

124, 1—125, 10. Ich habe Germania 2, 279 darauf hingewiesen, daß in dem Versmaß dieses Liedes der Alexandriner, respect. die epische Langzeile nachgebildet ist; woran auch schon Wackernagel (altfranz. Lieder S. 214) erinnert hat. Die Cäsur ist meist klingend, entweder fehlt dann der Auftakt der zweiten Vershälfte, wie 124, 1. 2. 4. 6. 9. 11. 14. 15. 18. 19. 21. 24. 26. 29. 35. 36. 37. 38. 40. 125, 1. 6. 7; oder er tritt, wiewohl seltener, hinzu. Die meisten Verse der Art hat Lachmann verwischt; es sind folgende:

---

100. selber *ab*. 102. so ser *b*. 105. vnhab *b*. 107. sô sêr *fehlt a*. 114. das *ab*.

124, 5. *nû bin ich erwachet und ist mir unbekant.*

124, 8. *die sint mir frömde worden reht als ez sî gelogen.*

Die Hs. haben *reht als ob ez*; aber *als ob* steht häufig in den Hss. für *als.*

124, 13. *mich grüezet maniger trâge, der mich bekande ê wol.*

124, 20. *die kunnen niuwan sorgen: ouwê wie tuont sie sô?*

124, 22. . . . *tanzen singen zergât mit sorgen gar.*

So die Hs.; Lachmann schreibt *tanzen singen daz zergât mit sorgen gar.* Ich glaube, ein Verbum ist ausgefallen, etwa *lachen, tanzen lachen unde singen* verbindet Walther auch 51, 23.

124, 27. *uns ist erloubet trûren und fröide gar benomen.* Lachmann schreibt *trûre.*

124, 28. *daz müet mich inneclîchen (wir lebten ie vil wol.)*

Die Hs. hat *inneclîchen sêre wir* etc. Lachmann vermuthet: *ich lebte ie wol.*

124, 39. *swen sie nu habe verleitet, der schouwe sînen trôst.* Lachmann schreibt *verleit.*

125, 2. *ir traget die lichten helme und manigen herten rinc,*
dar zuo die vesten schilte und diu gewîhten swert.

125, 8. *die möhte ein soldenære mit sîme sper bejagen.*
möht ich die lieben reise gevaren über sê.

Wahrscheinlich war auch 124, 12 die Cäsur klingend, denn die Form *unglücke* ist mir zweifelhaft. Ich lese *für wâr ich wânde es würde mîn ungelücke grôz.* Stumpfe Cäsuren sind demnach nur 124, 3. 7. 10. 23. 25. (oder ist umzustellen *sô tragent die stolzen ritter?*). 30 (wenn *die* richtige Ergänzung ist). 31 (wenn *dâ bî* richtig ergänzt ist). 32. 44 (oder *wolte got ich wære?*). Kein einziger Vers aber ist unter allen, der nicht nach der dritten Hebung stumpfen oder klingenden Einschnitt hätte.

125, 10 ist zu schreiben

sô wolte ich denne singen 'wol' und niemer mêr 'ouwê'.

Vergl. Albrecht von Iohansdorf, MF. 90, 26,

dicke hân ich 'wê' gesungen.
dem wil ich vil schiere ein ende geben.
'wol mich' singe ich gerne.

Neithart 67, 11

von dem ungelingen
singe ich ie von schulden 'wê.'

Es versteht sich von selbst, daß nach 125, 10 noch geschrieben werden muß (als besondere Zeile)

niemer mêr 'ouwê.'

ROSTOCK, im März 1861.

KLEINE BEITRÄGE ZUR DEUTSCHEN MYTHOLOGIE.

VON

I. V. ZINGERLE.

I. SUNNA — KATHARINA.

Mannhardt bemerkt in seinem Werke: Die Götterwelt p. 314: „Da St. Katharina mit einem Rade dargestellt wird, dies aber ein Bild der Sonne ist, ward später auf die Heilige übertragen, was früher von Sunna gegolten hatte, und so singt das Volk nun an manchen Orten, zumal in den Niederlanden:

St. Kathreine
Laß die Sonne scheinen,
Laß den Regen übergehn u. s. w."

In seinen germanischen Mythen theilt er eine Reihe von Kinderliedern mit, in denen Katharina in Beziehung mit Witterung und Sonnenschein genannt wird (p. 7, 386—388, 524). Zu ihnen gibt eine Variante Kuhn in den Westfäl. Sagen 2, 90: „Um gutes Wetter zu bekommen, ist es ein untrügliches Mittel, die heilige Katharina mit folgendem Spruch anzurufen:

Lêve Katrîne,
lât de sünnen schînen,
lât'n rägen övergân,
lât de sünnen wedder kâm'n."

Eine merkwürdige Bestätigung der Behauptung Mannhardts gibt eine tirolische Sage. Auf dem Mittelgebirge, das sich am linken Etschufer von Meran nach Botzen hinzieht, steht die alte Kirche St. Katharina in der Schart. Die ältere Kirche soll durch Brand zerstört worden sein; aber bald erstand ein neuer Bau, den Bischof Egno von Trient 1251 einweihte. Die Sage erzählt davon: In den heidnischen Zeiten war an der Stelle der Kirche ein Tempel, in

welcher der Sonne geopfert wurde. Die Heiden hatten ihn desshalb in diese hochgelegene Bergbucht gebaut, weil gerade dort oben die Sonne aufgeht. (Webers Tirol 2, 407, Schaubachs Alpen 4, 75). Auch im Schnalserthale steht auf der Spitze eines Felskegels eine alte der hl. Katharina geweihte Kirche, die schon vor 1326 erbaut war. (Web. Tirol. 3, 365). Die Gestalt des Felsen mahnt an die Sonnenspitze bei Lermoos.

II. ZWERGE MIT GEISELN.

Wie die Riesen stählerne Stangen oder eiserne Keulen als Waffen führen, so die Zwerge Geiseln. Viele mittelalterliche Gedichte geben uns dafür Belege. Ich führe nur einige an:

daz getwerc werte in den wec
(daz sach diu künegin unde Êrec),
daz ez sî mit der geisel sluoc,
die ez in der hant truoc,
über houbt und über hende. Erec 51 ff.
Êrec der wolt ouch für baz,
wan deiz getwerc ims niht vertruoc:
mit der geisel ez in sluoc,
als ez der magt hete getân. ebd. 94 ff.
sî treip ein warc, der sî sluoc
mit sîner geiselruoten
daz sî über al bluoten. Iwein 4924 ff.
dô hielt ein getwerc dâ vor
ûf eime pferde blanc.
ein geisel fuort ez, diu was lanc. Lanz. 426 ff.
sît im Maliclisier
daz twerc sîn vel unsanfte brach
mit der geisel da'z Gynovêr sach. Parz. 401, 14 ff.

Auch Alberich ist mit einer Geisel bewehrt:

Albrich was vil grimme, dar zuo stark genuoc;
helm unde ringe er an dem lîbe truoc
unt eine geisel swære, von golde an sîner hant:
dô lief er harte sêre, dâ er Sîfriden vant.
Siben knöpfe swære die hiengen vor dar an,
dâ mit er vor den henden den schilt dem küenen man
sluoc sô bitterlîchen, daz im des vil zebrast:
des kom in grôze sorge dô der wætlîche gast. Nibel. 505.

In Sagen treten auch Zwerge mit Gerten und Peitschen auf. Das Hirtenmännlein hat eine Gerte in der Hand (Rochholz 1, 324). Die Erdmännchen kommen im Hirtenhemde daher, das Lecktäschli mit Viehsalz gefüllt über der Achsel, im Händchen eine lange Gerte (Rochholz 1, 326), das Graumännchen führt eine Peitsche (Sommer, thür. Sg. 110). Die Zwerge von Teichdamm hatten eine Ruthe (Pröhle, Unterharz. Sag. 61). Die Nörglein, die das Vieh hüten, (Tir. Sg. 43 ff.) müssen auch mit einer Geisel oder Gerte gedacht werden. Die Grasmännlein haben lange Geiseln, und peitschen wen sie erwischen (Tir. Sitten 138). Das Attribut der Peitsche hängt mit dem Glauben vom Zwergenschlag zusammen. Wer der Warnung der Herdmanli nicht folgt, wird mit dem Hexenschusse oder Zwergenschlage bestraft (Rochholz 1, 326). „Wen ihr Schlag trift, der ist verloren, „dvergslagen" heißt in Norwegen gelähmtes Vieh, dem sie es angethan haben" (Grimm Mth. 430). Der Glaube, daß Zwerge oder Elben dem Viehe schaden, ist heutzutage noch weit verbreitet, wenn auch die Ausdrücke „der Zwergenschlag, es ist vom Zwerg geschlagen" größtentheils verschwunden sind. v. Alpenburg theilt eine Sage mit, in der eine starre Kuh vorkommt. Er sagt: ob nun das Wichtel, das im Hause mitwohnte, aus irgend einem Grunde die Kuh starr gemacht, das weiß man nicht, aber das weiß man, daß eines Abends Anton Dangls Tochter in die Stube trat und sprach: „Voater, d'starrete Kuh ist gestohl'n." — Die Tochter hatte Recht, denn das Wichtl hatte die Kuh versteckt. (Mythen und Sagen 108). Aus der ganzen Sage lässt sich folgern, daß die Starrheit des armen Viehes vom Wichtel herrührte. Wenn ein Norg, der Grünstrümpfler genannt, in böser Absicht ein Stück Vieh berührte, so erkrankte dasselbe auf der Stelle. (Alpenburg Mth. u. Sg. 119). Auch in Passeier glaubt man, daß Nörglein Pflanzen und Vieh verderben (B. Webers Passeier 252). Wenn auf der Riffianer Alm das Vieh häufig am Rausche dahinfällt, heißt es, der Norg habe es gethan (Tirol. Sagen 57). B. Weber berichtet darüber Folgendes: „Auf dieser Alm (auch Valser Alm genannt) herrscht eine Viehkrankheit, hierzulande Rausch genannt. Sie befällt das Vieh zur Nachtzeit, es wird davon krumm und starr an allen Gliedern, und kann nicht mehr auf die Weide gehen. Oft bleibt es plötzlich todt liegen. Das Fleisch desselben ist, wenn es nicht gleich beim ersten Zeichen der Krankheit getödtet wird, ganz schwarz. Sie waltet mehr auf der Schattenseite als auf dem Sonnen-

berg, mehr unter den Rindern, als unter den Schafen und Kühen. Sie rührt nach dem Passeirerglauben vom Valser Lorgg oder Nörgl her, welcher für Passeier günstiger gestimmt ist als für Riffian. Dieser naht im Dunkel der Nacht mit einem Licht in der Hand, die Hirten sehen ihn deutlich näher rücken. Er wischt unter geheimnissreichen Sprüchen über den Rücken des Viehes her, und davon wird es unheilbar angesteckt. Man darf über ihn nicht böses reden, sein Nachtwandeln nicht verlauten, sonst wird er noch zorniger und das arme Vieh muß es durch verstärkte Heftigkeit der Krankheit büßen. (Passeier 73). „Die Krankheit soll eigentlich von einem Kraute Rausch genannt, oder vom Bisse eines giftigen Wurmes herrühren“ [1]).

Nach einer Sage, die Müllenhoff 282 mittheilt, starben einem Bauer, der ein Unterirdisches tödtlich verwundet hatte, Gänse und Lämmer auf dem Felde.

Auch in Island schreibt man den Elben schädliche Einflüsse auf das Vieh zu, denn eine Viehkrankheit trägt den Namen âlfabruni, Elbenfeuer (Maurer 4).

III. WINDOPFER.

„Den Sturmwind, sagt J. Grimm (Mthl. 602) stellt sich das Volk vor als ein gefräßiges, hungriges Wesen und sucht ihn durch in die Luft geschüttetes Mehl zu beschwichtigen.“ Dieser uralte Aberglaube, den Sturmwind durch Opfer besänftigen zu können, reicht bis zur Gegenwart heran. Panzer berichtet: „In mehreren Dörfern des Inn-viertels, z. B. in Siegharting, besteht noch folgender Brauch: naht sich ein schweres Gewitter, so stellt man das Weihwasser vor das Fenster, eine brennende Wachskerze auf den Tisch, und begiebt sich mit einer handvoll Mehl vor das Haus. Hier stellt man sich gegen den Wind und streut Mehl in die Luft. Dann macht man das Zeichen des Kreuzes nach vier Richtungen: gegen den Wind, seitwärts und rückwärts und spricht dabei: „der Feind soll nicht schaden vor mir, nicht seitwärts, nicht hinter mir.“ Hierauf wird bei der brennenden Kerze dreimal das Johannisevangelium mit drei Vaterunsern gebetet“ (2, 528). Das Ausstreuen des Mehls beruht hier auf alter heidnischer Sitte. Reiner hat sich der alte Brauch in der Oberpfalz erhalten. Wenn der Wind stark geht, sät man

[1]) Vgl. Webers Meran 282.

eine Hand voll Mehl hinaus für den Wind und sein Kind zu einem Brei; dann hört er auf. — Doch nur ein Sonntagskind vermag so den Wind heimzuschaffen (O. Bernried). Bei Velburg stellt man sich unter die Thüre und streut eine handvoll Mehl in die Luft mit den Worten: „Da Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du“ (Schönwert 2, 105). Auch in Tirol war diese Sitte bekannt (Tirol. Sitt. 74). Auf dieß dem Winde geopferte, von ihm entführte Mehl glaube ich Konrads v. Würzburg Verse beziehen zu müssen:

reht als der windesbriute mel
kan er wol stieben über velt. Troj. 24716.

und

von Sparte Menelâus
die fürsten rotte fuorte,
diu zuo dem strîte ruorte
noch balder denne ein windesmel. ebendort 32045.

In Oberschwaben nannte man diese Sitte das Windfüttern.

Im Berner Lande scheint man dem Winde Essig ausgegossen zu haben. Darauf haben Rebmanns Verse Bezug:

Die Windsbraut ein Wind,
der aus den Wolken falt,
den Schiffleuten sonders g'fär,
wann ihm nicht Essich zwider wär,
den sie ihm sprützen stark entgegen,
davon er g'meinlich ist erlegen (Aarg. Sagen 2, 185).

IV. FEUEROPFER.

J. Grimm sagt: „Die Ehsten werfen in das Feuer, wie in's Wasser, Geschenke; sie opfern der Flamme ein Huhn, sie zu beschwichtigen“ (Mth. 569). Die Sitte dem Feuer Opfer zu bringen kannten auch die Deutschen. Viele Volksgebräuche, die theilweise heute noch fortleben, bestätigen uns diesen Feuercultus. Am deutlichsten zeigt sich das Feueropfer im Volksglauben, das erzürnte, wüthende Element durch Gaben beschwichtigen zu können.

Ist in einem Hause Feuer ausgekommen, so wird es bemeistert, wenn man einen Laib Brot, dreimal geweiht, hinwirft (Schönwert 2, 84). Zu Waldmünchen zeichnet man, wenn es brennt, mit dreimal geweihter Kreide den Namen Jesu auf einen Teller und wirft

ihn in die Glut, so dreht sich der Wind und das Feuer lässt nach — oder ein Priester nimmt einen ausgehöhlten Laib Brot, und wirft ihn in's Feuer, das er segnet, so bleibt dieses stehen und kann nicht mehr weiter. Um Amberg wirft man einen warmen Laib Brot oder eine dreifarbige Katze [1]) in's Feuer, damit es aufhöre; eine solche Katze mit schwarzen, rothen und weißen Streifen, heißt Feuerkatze, auch Fieberkatze, weil, wo sie im Hause ist, das Fieber nicht einkann (Schönwert 2, 85). Im Thale Stubai in Tirol pflegte man Nudeln oder Krapfen in die Flammen zu werfen, um das hungerige Feuer abzuspeisen (Tinkhausers Brixen 2, 66. Tirol. Sitten 133). An anderen Orten dient das Osterei als besänftigende Gabe, so bei Neukirchen in der Oberpfalz: „das Feuer hört auf, wenn man rückwärts ein geweihtes Osterei hineinwirft" (Schönwert 2, 85). Nicht als Opferbrauch, sondern als zauberübendes Mittel deute ich die Sitte, einen Judenmatzen [2]) (Schönwert 2, 86) in das Feuer zu werfen. Dasselbe gilt auch von dem Aberglauben: „Sollte unversehends ein schnelles Feuer ausbrechen, so siehe zu, daß du ein ganz Hemde bekommst, wo eine reine Magd ihre Zeit innen hat, oder ein Bettuch, worin eine Frau ein Kind geboren hat, wirfs also zusammengewickelt schweigend in das Feuer, du wirst sehen, es hilft gewiss" (Wolf Beitr. 1, 236). Dagegen hat sich ein Rest der Feueropfer in folgender Sitte bis in dieses Jahrhundert erhalten. Am hl. Christabend wurden die Elemente gefüttert, indem man Mehl in die Luft streute, etwas von einer Speise in die Erde vergrub, und etwas in den Brunnen und in's Feuer warf. Letzteres bekam sein Futter am längsten. — In einem Hause wurde ungefähr vor vierzig Jahren noch dieser Brauch vollständig beobachtet. Waldfreund hat selbst noch ein altes Weib gekannt, das am hl. Abend beim Nachtmalkochen einen Löffel voll Speise in die Flammen schüttete (Wolf Zt. 3, 335). Ein ähnlicher Brauch war in einer Ortschaft des Salzburger Gebirges in Übung. Am Sonnenwendabend wurde vom Brei, den man als Nachtmal bereitete, ein bißchen in's Feuer und in ein fließendes Wasser geworfen, etwas in die Erde gegraben und etwas den Winden preisgegeben (ebend.). Ein altes Feueropfer liegt auch dem Gebrauche zu Grunde, Salz, die heilige Gabe, (Grimm Mth. 998ff.) in die Flammen zu

[1]) Katzen wurden auch im Johannisfeuer zu Paris verbrannt Mannhardt, Götterwelt 201. Wolf Bt. 1, 43.

[2]) Judenmatzen schützen auch vor Wetterschlag. Meier 501.

werfen. „Wenn das Feuer im Ofen braust, surrt, pfurrt, pfuchst, schnalzt, gibt es Streit und Verdruß im Hause. Dagegen wird Salz in den Ofen geworfen“ (Schönwert 2, 88). Dieser Brauch findet sich auch in Waldeck: „Wenn die Feuerflamme im Ofen oder auf dem Heerde braust („schimpft“), so gibts Zank, den man verhütet, wenn man schnell etwas Salz in's Feuer wirft“ (Curtze 410). Das Verdruß verkündende, oder erzürnte Element, soll durch diese Gabe besänftigt werden. Auf Feueropfer sind auch die Spenden zurückzuführen, die man zum Trost der armen Seelen in's Feuer wirft. In Tirol herrscht der Glaube, man solle die Brosamen ins Feuer werfen, damit sie den armen Seelen zukommen (Tir. Sit. 20). „Um Bernau, auch Treffenstein werden die Brosamen die ganze Woche über gesammelt und im Tischschube aufbewahrt, am Samstage aber für die armen Seelen zur Absättigung in den Ofen, in welchem Feuer brennt, geworfen“ (Schönwert 1, 285). „So oft die Bäuerin um Velburg Kücheln backt, gießt sie von dem Schmalze etwas in das Feuer für die armen Seelen, weil mit dem Schmalze über dem Feuer hart umgehen ist; so wird verhütet, daß das Schmalz brennend werde. Will sie das nicht, so wirft sie das erste Küchl in das Feuer“ (Schönw. 1, 285). „Wenn man Brot backt zu Spalt, wirft man hinter sich eine Hand voll Mehl in den Backofen für die armen Seelen, in Hambach ein Stückchen des angemachten Teiges“ (ebd.). Daß hier das Opfer ursprünglich dem Feuer, und nicht den armen Seelen galt, zeigt uns deutlich der vorletzte Brauch, bei dem ausdrücklich bemerkt wird, man gieße Schmalz in das Feuer „weil mit dem Schmalze über dem Feuer hart umzugehen ist.“ Es werde so verhütet, daß das Schmalz in Brand gerathe. Man will demnach durch diese Spende das Feuer befriedigen und sich geneigt machen. Daß die armen Seelen nur zufällig mit diesen Gebräuchen in Beziehung stehen, bestätigt uns auch folgende Mittheilung: „Zu Rötz wirft man, wenn es saust und bläst im Ofen, Brosamen oder Mehl hinein in Gottes Namen für die armen Seelen, welche ihre Bitten um Hilfe damit kund geben“ (Schönwert 2, 88). Hier wird das Opfer für die armen Seelen gebracht, während sonst der gleiche Gebrauch ohne Bezug auf dieselben bekannt ist. Das Opfer, das dem Elemente gegolten, sollte durch die Hinweisung auf die leidenden Seelen dem Christenthume angenähert werden. Zu den Feueropfern zähle ich auch die Sitte, Palmkätzchen oder einen Theil des Palms in das Heerdfeuer zu werfen, um den Einschlag des Blitzes

abzuwehren. Sie ist in Tirol (Tir. Sit. 67), Baiern (Leoprechting 169. Bavaria 1, 371) und in Würtemberg (Meier 385) verbreitet und war schon Geiler von Kaisersberg bekannt; denn er sagt in seiner Emeis: „Darumb so sol man die palmen die geweiht seind eerlich, halten, in den hüszeren vfstecken vnd ist recht, das man sie brent, wan es wyttert oder hagelt vnd dunneret“ (Stöber 56). Durch das dem Hausfeuer gebrachte Opfer wollte man ehemals den drohenden Blitz versöhnen und ferne halten. Gleichen Ursprung hat wohl auch der Brauch, durch Verbrennung geweihter Kräuter das Einschlagen des Blitzes zu verhindern (Montanus 39. Leoprechting 190. Panzer 2, 379). Die Mechtildenkränze, die in das Sunwendfeuer geworfen wurden (Panzer 1, 212—214), und die geweihten Sachen, die bei Erntefesten verbrennt wurden (Panzer 2, 212—214), möchte ich nicht als dem Feuer gebrachte Opfer auffassen. Sie galten nicht dem Elemente, sondern dem Gotte, dem das Feuer entzündet oder das Erntefest gefeiert wurde.

V.

J. Grimm (Mth. 165) verweist auf Frauenlobs Verse:

der smit ûz Oberlande
warf sînen hamer in mîne schôz (MS. 2, 339)

und bringt sie mit Donar in Beziehung. Auch Albrecht Lesch nennt in dem Gedichte „von der gepurt Christi“ (Wilt. Hs. B. 27^b) Jesus einen Schmied. Die Stelle lautet:

verleich mir gnaden, junkfraw, das ich mug geloben
dich und dein kind den alten smid
so verr dort oben,
der dich ze muter hat erwelt,
der wunder ain held und aller tat.
du hast den wunderer getragen ff.

Auch in dem goldenen Schlosse bezeichnet er Gott als einen Schmied:

das worcht er alls mit seiner hant
den smid aus Oberland (Wiltener HS. S. 23^b)

und:

Er ist ain künstereicher smit
im wonet alle weishait mit (ebendort.)

Aus diesen Stellen ergiebt sich auch, daß Albrecht Lesch Frauenlobs Frauenleich gekannt habe.

KLEINE MITTHEILUNGEN.

VON

FEDOR BECH.

1.

Wenn auch das Akrostichon im Grunde und an sich kaum mehr ist als eine müßige eitele Spielerei, so kann es doch für uns oft zu erheblicher Wichtigkeit gelangen. Bei Ebernand und Rothe brachte es, nachdem es erkannt worden war, nicht bloß wichtige litterarische Notizen, sondern bot auch in seinen unverwischbaren sprachlichen Formen eine sichere Handhabe für den Kritiker zur Wiederherstellung des ursprünglichen Textes. In letzterer Beziehung von Werth kennt der Verf. dieser Zeilen noch zwei Akrostischen, auf welche die Aufmerksamkeit der Leser noch nicht verfallen zu sein scheint. Beide stellen ein und dasselbe dar, nämlich die bekannten Worte: *Ave Marja, gratiâ plena, dominus tecum, benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui.* Das eine ist zusammengesetzt aus den Anfangslauten der einzelnen Verse eines Gedichtes auf *Maria* („von einer Frau" verfasst), welches Franz Pfeiffer gegeben hat im 8. Bande der Zeitschr. von Haupt S. 298 folg., und reicht von V. 1—83. Hier sieht man recht deutlich, was die alten Abschreiber schon zu leisten vermochten, um das Original zu verunstalten oder mindestens seine ursprünglichen Züge und Eigenheiten hie und da zu verwischen, sei es durch Zusätze oder durch Weglassungen oder durch Wortvertauschungen oder durch Umstellungen. Um nämlich das Akrostichon wieder in sein Recht einzusetzen sind folgende Änderungen des Textes nothwendig.

V. 10 bedarf eines *r*, daher *vil* zu streichen; ebenso bedarf V. 12 eines *t*, daher *nû* zu entfernen ist. V. 20 muß wahrscheinlich, um ein *d* zu bekommen, *die predige* gelesen werden. An die Spitze von V. 44 gehört ein *n*, daher vielleicht durch Umstellung nachgeholfen werden kann. V. 56 ist durch *entriwen* statt des hier verlangten *triwen* das Akrostichon gebrochen. V. 67 ist ein *f* nöthig, daher *fî* (*phî*) *mich* statt *ei mich*. V. 71 hieß es vielleicht *den* (*die*) *kivel* statt *mîn kiver*; von nöthen ist ein Wort das mit *t* (*d*?) beginnt. Endlich V. 73 lies *sunder riuwe* statt *âne r.* wegen des zu Anfang unentbehrlichen *s*.

Das zweite Beispiel dieser Art Spielerei bietet ein „Ave Maria“ überschriebenes Gedicht, unter den von Bartsch hinter der Erlœsung aufgeführten kleineren Stücken das sechste, S. 196—206. Hier besteht das Akrostichon aus den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Abschnitte und zwar aus den ersten Lauten folgende Verse: 1, 11, 21, 41, 50, 59, 69, 79, 83, 87, 91, 95, 99, 103, 107, 111, 115 u. s. w. Das Gedicht ist aber nicht bloß in seiner 5. und 6. Eingangsstrophe lückenhaft, wie Bartsch in der Einl. S. 33 richtig bemerkt hat, sondern, will man dem Akrostichon sein Recht wahren, auf dessen Grundlage doch der ganze Bau des Gedichtes aufgeführt ist, so muß man noch einen Ausfall von zwei Strophen annehmen und zwar nach V. 254, wo ein *u*, und nach V. 346, wo ein *t* als Anfangslaut hätte stehen müssen.

2.

Das den Styl und den Ton Hadamars von Laber nachahmende Gedicht, des Minners Klage, welches Schmeller in seiner Ausgabe Hadamars auf S. 147—162 zuerst hat abdrucken lassen, scheint bis jetzt nur nach der Heidelberger Handschrift „Nr. 326“ (Pa) gekannt zu sein. Da es unter den älteren in der Titurelstrophe abgefassten Gedichten zu den besseren gerechnet wird (vergl. Gödeke, Grundriß zur Gesch. d. d. D. S. 78), ist es wohl der Mühe werth auf eine andere von Schmeller übersehene Quelle die Aufmerksamkeit der Leser hinzulenken. Diese findet sich nämlich in v. d. Hagen MS. Theil 3, S. 432—437. Das dort aus der „Weimarer Handschr. Bl. 109b“ mitgetheilte Gedicht enthält unter seinen 55 Strophen im Titurelston 29, welche den genannten bei Schmeller fast gleichlautend sind. Die Übereinstimmung findet in folgender Ordnung statt:

Strophe	1	bei v. d. H.	=	St.	670	bei Schmeller
„	6	„	=	„	622	„
„	7	„	=	„	625	„
„	8	„	=	„	626	„
„	15	„	=	„	657	„
„	18	„	=	„	656	„
„	19	„	=	„	658	„
„	20	„	=	„	662	„
„	25	„	=	„	664	„
„	26	„	=	„	665	„
„	27	„	=	„	678	„

Strophe	28	bei v. d. H.	=	St.	679	bei Schmeller
„	29	„	=	„	681	„
„	31	„	=	„	687	„
„	38	„	=	„	616	„
„	39	„	=	„	643	„
„	40	„	=	„	684	„
„	41	„	=	„	667	„
„	42	„	=	„	668	„
„	43	„	=	„	669	„
„	44	„	=	„	671	„
„	45	„	=	„	663	„
„	46	„	=	„	647	„
„	47	„	=	„	648	„
„	50	„	=	„	682	„
„	51	„	=	„	683	„
„	52	„	=	„	686	„
„	53	„	=	„	680	„
„	55	„	=	„	654	„

Für den Text, der an nicht wenigen Stellen verdorben ist, wird sich aus der Vergleichung ein erheblicher Gewinn ergeben. Im Übrigen lässt sich auch hieraus nicht ermitteln, welches die ursprüngliche Ordnung der Strophen gewesen sei. Das mehr in seinen einzelnen Theilen als in seinem losen Zusammenhange ansprechende Gedicht mag schon sehr früh nur stückweise verbreitet worden sein.

BEIDE.

Grimm wies (Gr. 4, 954) nach, daß der Begriff beide, eigentlich für die Zweizahl bestimmt, in der älteren Sprache sich auch auf drei erstrecke. Den ebendort und mhd. WB. 1, 98 beigebrachten Belegen kann ich noch folgende anreihen:

beidiu lîp, êr unde guot Barlaam 9, 5. *beidiu sin, herz unde muot* 21, 11. 168, 40. *und beidiu zît, stund unde jâr* 26, 20. *beidiu muot, herz unde lîp* Strickers Karl 4, 745. *beidiu kint, wîp unde man* Weltchronik ed. Schütze 2, 115, 35. Aus Sendlingers Reimchronik habe ich angemerkt: *paideu vich chorn unde wein* Bl. 40. B. 2.

paideu chind leib unde guot ibd. *paideu chint weib unde man* 109. A. 2. *baideu chint man unde weib* 154. B. 2. *paideu man chint unde weib* 155. B. 3. *paideu tal perg unde mer* 175 B. 2.

I. V. ZINGERLE.

DER SCHELCH.

Dar nâch sluog er schiere einen wisent und einen elch,
starker ûre viere und einen grimmen schelch.

Nib. 945 (= L. 880).

Der Elch, Auerochs und Wisent (Büffel) sind bekannte Thiere; dagegen verdient der räthselhafte, bisher gar nicht oder ungenügend erklärte *schelch* eine genauere Untersuchung. Holtzmann, irre geführt durch eine Glosse bei Graff 6, 475, hat das Wort durch „wilder Esel," onager erklärt; Lachmann aber hielt den Schelch, wie aus Lübbens Wörterbuch hervorgeht, für ein unbekanntes Thier, und in diesem Lichte erschien er natürlich auch seinen Nachfolgern. Da hat sich doch der verachtete v. d. Hagen unterrichteter gezeigt, der in seinem Wörterbuch und den Anmerkungen (Frankf. 1824. S. 107) mehreres beibrachte, was zur Beachtung und Weiterforschung hätte veranlassen können, und — wären blinde Vorurtheile bei unserer kritischen Schule minder maßgebend — gewiss auch veranlasst hätte. Übrigens haben auch J. Grimm Grammatik 2, 314 und Graff Sprachschatz 6, 475 über das Wort und seine wahrscheinliche Bedeutung Winke gegeben; ohne besseren Erfolg.

Wie im Nibelungenliede so werden in einer bei Wilh. Heda historia episcopatus Ultrajectensis 1642 Fol. S. 83. 84. abgedruckten Urkunde Kaiser Otto I. vom 26. Nov. 943 der Elch und Schelch neben einander genannt: „— interdicimus, ut nullus comitum aliorumve hominum in pago forestensi (in Thrente), qui est in comitatu Everhardi, cervos, ursos, capreas, apros, bestias insuper, quæ teutonica lingua *Elo* aut *Schelo* appellantur, venari — præsumat."

In den Trierer Glossen 11[a] und den S. Blasier Glossen, welche Gerbert als Anhang zu seinem „iter alemannicum" 1765 hat abdrucken lassen (beide enthalten das s. g. summarium Heinrici) S. 63[a] erscheint *scelo* und *schel* als Glosse für *tragelaphus* (hircocervus, Bockhirsch). Damit ist für die Erklärung eine bestimmte Grundlage

gewonnen, und es frägt sich nun, was wir unter tragelaphus zu verstehen haben, was für ein Thier das war.

Den Griechen, welche ihn nur aus Abbildungen auf Teppichen kannten und auf Trinkgeschirren, die sie darnach benannten, war der tragelaphos ursprünglich ein fabelhaftes Thier; später scheinen sie den Namen einer Antilopenart beigelegt zu haben. Ob der Rosshirsch (*ἱππέλαφος*) des Aristoteles (hist. anim. 2, 1) dasselbe Thier ist, dürfte kaum zu entscheiden sein. Aber auch die Bibel, d. h. die Septuaginta und Vulgata kennen den Bockhirsch, indem sie Deut. 14, 4. 5., wo von den Thieren die Rede ist, deren Genuß den Juden erlaubt wird, das hebräische *'Aqqô* durch tragelaphos wiedergeben: „hoc est animal, quod comedere debetis: bovem et ovem et capram, cervum et capream, bubalum, tragelaphum etc. omne animal, quod in duas partes findit ungulam et ruminat, comedetis." Ob diese Übersetzung des Originaltextes richtig ist, muß dahin gestellt bleiben, aber entschieden falsch ist es, wenn die alten chaldäischen, syrischen und arabischen, sowie von Luther an auch die deutschen Übersetzer unter diesem Thier den „Steinbock" verstehen (vgl. Winer, bibl. Realwörterbuch 2. Aufl. 2, 604).

Bei den lateinischen Schriftstellern aus alter und mittlerer Zeit, die über naturgeschichtliche Dinge geschrieben haben, begegnet der Name öfter. Ich stelle einige dieser Äußerungen, die sich freilich alle sehr ähnlich sehen und wohl auf éine gemeinsame Quelle zurückzuleiten sind, in folgendem zusammen. Plinius hist. nat. lib. VIII, 120 (Sillig 2, 106): „est eadem specie (ut cervi), barba tantum et armorum villo distans, quem tragelaphon vocant, non alibi quam juxta Phasidem amnem nascens." Solinus polyhistor cap. XIX, 19: „eadem pene specie sunt quos tragelaphos dicunt, sed non alibi quam circa Phasidem apparent; tantum quod illi villosos habent armos et menta promissis hirta barbis." Isidor orig. s. etymolog. lib. XII, 1. „tragelaphi a Græcis nominati, qui dum eadem specie sint, ut cervi, villosos tamen habent armos ut hirci et menta portensis hirsuta barbis, qui non alibi sunt quam circa Phasidem" (fast wörtlich aus Isidor in den Glossen des Junius wiederholt: bei Nyerup Symbolæ S. 230). Während bei den Vorstehenden nur von der zottigen Brust und dem langen Kinnbart die Rede ist, wissen die Folgenden (und dieß ist von Wichtigkeit) auch von den Hörnern des Thieres etwas zu sagen. Ganz kurz die S. Blasier Glossen: „est autem similis cervo villosis armis, latis cornibus et barbam habet ut hircus.

idem hircocervus vel paltoceros (d. i. = platoceros: Diefenbachs Glossar S. 441. = platyceros: Plinius XI, 38) dicitur.“ Ausführlicher Thomas Cantimpratensis in seinem Liber rerum (Stuttgarter Hs. Bl. 74c): Tragelaphus — speciem cervi habet, villosos armos ut hircus, barbis, caput habet ramosis cornibus asperatum, virtute et armis potens adversa queque repellere et propellere et se inmunem ab hostibus custodire. circa quandam terram, que Fascida (sic = circa Phasidem) dicitur, habitant, nec alibi usquam inveniuntur.“ Dieß wird von Konrad von Megenberg im Buch der Natur (S. 160, 12 ff. meiner Ausgabe) folgendermaßen übersetzt: *Tragelaphus möht ze dâutsch haizen ain pockhirz, wan ez ist ain tier, daz hât an dem kinn ainen part sam ain pock und hât gezinnelt hörner mit esten sam ain hirz. daz tier ist starch und werleich gegen allem dem daz im wider ist. — daz haizt auch in der latein hircocervus.*

Also der Tragelaph gehört, wie schon der Name besagt, zum Geschlecht der Hirsche, aber er zeichnet sich vor andern dieser Gattung aus durch langhaarigen zottigen Vorderbug, einen gewaltigen Kinnbart sowie durch ein weites mächtiges Geweih, das ihm zur Waffe gegen seine Feinde dient. Zu derselben Gattung gehört nun jedenfalls auch der Schelch, den die Kaiserurkunde in Verbindung mit dem Elch nennt. Auf das Elennthier würde obige Beschreibung fast in allen Theilen passen; gleichwohl sind, wie es schon die angeführten Glossen thun, die neben dem Schelch (tragelaphus) den Elch (alx, alces) gesondert verzeichnen, beide auseinander zu halten.

Daß der Schelch kein fabelhaftes Thier ist, sondern wirklich existiert und in Deutschland gleichzeitig mit dem Elch, und zwar noch im 10. Jhd. gelebt hat, beweist die Kaiserurkunde und der Name selbst, der deutsche Bildung zeigt und als solche (teutonica lingua schelo appellatur) ausdrücklich bezeichnet wird. Nach J. Grimms gewiss richtiger Ansicht (Grammatik 2, 314) steht *scelo* statt der vollern Form *scelaho*, ebenso wie *elo* statt dem alten, vielfach vorkommenden *elaho* = Elch. Grimm und Graff vergleichen das Wort mit dem adj. *schelch*, schief, krumm, schielend, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Name von dem scheelen, bösen Blick des Thieres geschöpft wurde. Ähnlich sagt Megenberg vom Panther 156, 20: *der pard siht krums* (torve) *und gar scharpf*, und gerade solchen Blick legt die Thidreksaga dem grimmen Hagen bei.

Mit dem *elch* wurde der *schelch* allerdings vielfach verwechselt

oder zusammen geworfen, wie in der Kaiserurkunde (*elo aut schelo*), so auch in den Glossen des Junius (Nyerup S. 230: tragelafus, *elaho*; 184: tragelafum, *helahun*) und anderwärts, vgl. Graff 1, 235. Die Verwechslung mag von der Ähnlichkeit der Wortbildung und des Klanges, besonders aber daher rühren, daß beide Thiere in der äußern Erscheinung manches Übereinstimmende hatten. Sie zu vermischen verbietet indess das schon berührte getrennte Vorkommen beider Namen in denselben Quellen, mehr noch die Verschiedenheit ihres Wesens und Charakters. Während das Elenn dummer scheuer Natur ist und sich, gejagt, nur durch Schlagen mit den Füßen zu wehren weiß, war der Bockhirsch ein weit gewaltigeres, streithafteres Thier, das sich mit dem mächtigen Geweih, das ihm von der Natur nicht bloß zur Zierde, sondern auch zur Waffe verliehen wurde, tapfer gegen seine Feinde vertheidigte. Dieses trotzige Wesen ist in dem deutschen Namen *schelch* angedeutet und als erwünschte Bestätigung dient das ihm im Nibelungenliede ertheilte Epitheton: *und einen grimmen schelch.*

Der Elch, das Elenn, war in Deutschland noch im 14. Jhd. gekannt und genannt (*ez sprechent etleich maister, der ibex sei der nâtûr und des geslähtes, daz ze dâutsch âlch haizt* Megenberg 141, 5 ff.) und kommt bekanntlich in den nördlichen Theilen Europas, Amerikas und Asiens noch jetzt vor. Der Schelch dagegen scheint, in Deutschland wenigstens, schon früh ausgestorben zu sein, denn er wird nach dem 12. Jhd. nirgends mehr genannt.

Man dürfte sich nun wundern, wenn unter den Trümmern einer untergegangenen Thierwelt, die in Europa jährlich in ungeheurer Fülle zu Tage gefördert werden, keine Überreste eines Thieres gefunden wären, das, an Körperbau dem Elenn ähnlich, dennoch davon verschieden ist. Solche Überreste sind wirklich gefunden und mehr noch, sie sind mit dem Schelch des Nibelungenliedes längst in Verbindung gebracht worden. Bei der glücklichen Abgeschiedenheit der deutschen Philologie von Allem, was sie nicht unmittelbar angeht, ist aber davon nicht die geringste Kunde zu uns gedrungen.

Seit den frühesten Zeiten wurden in Irland, besonders in den Torfmooren, später auch anderwärts, in den Rheingegenden und Donauländern, Skelettheile eines Thieres angetroffen, die man schon im vorigen Jahrhundert als die Überreste einer ausgestorbenen Hirschart betrachtete, welche durch die Größe und Wucht des Körpers sowie durch den schaufelartigen Bau des riesigen Geweihes einiger-

maßen dem Elenn (cervus alces) verwandt ist. Molyneux, der im J. 1697 die ersten Nachrichten, die Beschreibung eines Schädels sammt Geweih, davon gab, verwechselte diese Reste noch mit dem amerikanischen Elenn. Später erkannte man die Verschiedenheit und die Naturforscher, die sich nach Molyneux mit diesem Gegenstande beschäftigten, von Engländern besonders Hart, von Deutschen Goldfuß, betrachteten das Thier als eine, wie das Elenn, der Auerochs und andere einst in Mitteleuropa heimische Thiere, zurückgedrängte Art, welche sich aber nicht wie der Auerochs und das Elenn in weniger cultivierten Landstrichen noch erhalten, sondern völlig ausgestorben ist.

Überreste dieser untergegangenen Hirschart sind auch in diesem Jahrhundert in großer Menge ausgegraben worden, in einzelnen Theilen sowohl als in ganzen Skeleten. Wegen der riesigen, die des Elenns weit überragenden Dimensionen des Körpers, insbesondere des Geweihes, hat man das Thier cervus giganteus und c. megaceros, Riesenhirsch genannt. Dieser letztere, ihm von Hart gegebene Name ist nun der allgemein übliche geworden. Vollständige Skelete befinden sich im britischen Museum, in den Museen zu Dublin, Edinburgh, Cambridge, Yorkshire u. s. w. Auch Wien besitzt seit einigen Jahren ein sehr ausgezeichnetes Exemplar, das, bei Killowen in der Grafschaft Wexford gefunden, vom Grafen August Breunner käuflich erworben und seit 1855 in der k. k. geologischen Reichsanstalt dahier aufgestellt ist*). Eine Abbildung und ausführliche Beschreibung dieses Exemplars gab Prof. Dr. Karl Peters im Jahrbuch der geol. Reichsanstalt 1855, S. 318—320, und dieser lehrreichen, das Litterarhistorische über den Gegenstand in übersichtlicher Weise zusammenstellenden Abhandlung verdanke ich die vorstehenden und einen Theil der nachfolgenden Notizen.

Die Güte meiner verehrten akademischen Collegen, der Herren Hofräthe v. Haidinger und Auer, setzt mich in den Stand, meinen Lesern jene Abbildung vorzuführen.

*) Während des Druckes bringt die Leipziger illustrierte Zeitung vom 8. Juni (Nr. 936. S. 397) die Abbildung eines, an Größe das Wiener Exemplar noch übertreffenden Riesenhirsch-Skeletes, das im Torfmoore bei Limerick in Irland gefunden ward und nun, durch die Bemühungen des Prof. Dr. Geinitz, eine Zierde des k. mineralogischen Museums zu Dresden bildet.

Um dem Leser einen Begriff von der Größe des Riesenhirsches zu geben, will ich hier die Maße des Körpers und des Geweihes mittheilen. Der Rumpf misst in der Länge 5′, 4″, in der Höhe 5′, 6″, 2‴, die Mittellinie des ganzen Thieres 7′, 8″, 5‴ Wiener Maß. Der Schädel, 17″, 9‴ lang und 8″, 5‴ breit, unterscheidet sich vom Schädel der andern hirschartigen Thiere vornehmlich durch die Größe, die ihn geeignet macht, das riesige Geweih zu tragen. Dieses misst in seiner ganzen Länge, von der Mittellinie der Stirn bis zum äußersten Ende der entferntesten vorletzten Sprosse 5′, 9″, 7‴, der ganze Geweihbogen somit 11′, 7″, 2‴. Die Spannweite ist 8′, 2″, die größte Breite der rechten Schaufel 1′, 2″, 6‴, die der linken 1′, 5″, 2‴.

Die ältern Gelehrten, Goldfuß und Hart, waren der Ansicht, daß das Aussterben des Riesenhirsches erst erfolgt sei, als der Continent und die britischen Inseln bereits von Menschen bewohnt waren. Goldfuß, und mit ihm Nees von Esenbeck, fand einen Anhaltspunkt dafür im Nibelungenlied, indem er den grimmen Schelch für identisch hielt mit dem Riesenhirsch. Von den Neuern dagegen, von Buckland, Owen u. A., wird die Coexistenz des Riesenhirsches und des Menschen geläugnet, indem sie das Vorkommen des erstern in Alluvialgebilden als nicht erwiesen betrachten. Gegen Goldfuß insbesondere erwähnten Buckland und Owen, daß das Nibelungenlied als naturwissenschaftliche Quelle kaum berücksichtigt werden dürfe, weil ja sonst auch die Existenz von Riesen, Zwergen, Feuerdrachen als erwiesen gelten müßte. Dieser Einwand nun, der ohnehin auf sehr schwachen Füßen ruht und wohl mehr nur ein Scherz als ernstlich gemeint ist, wird durch die Kaiserurkunde gründlich beseitigt und das Vorkommen des Schelches in historischer Zeit, noch im 10. Jhd., ist eine feststehende Thatsache. Durch den von mir geführten Nachweis von der Identität des Schelches und des Tragelaphus erhält, wie mir scheint, die Vermuthung Goldfußens eine glänzende Bestätigung: was die alten Autoren vom Tragelaphus aussagen, passt in allen Theilen aufs trefflichste zum Riesenhirsch, und somit vereinigt sich Alles, um es fast über jeden Zweifel zu erheben, daß der Tragelaphus, der Schelch und der Riesenhirsch ein und dasselbe Thier sind.

WIEN, Mai 1861. FRANZ PFEIFFER.

ZUM MÄRCHEN VOM ZAUNKÖNIG.

Zu Pfeiffers Aufsatz vom Zaunkönige liefere ich hier einen Text, der ohne Frage älter als die aus Papierhandschriften mitgetheilten ist und in dem die wörtlichen Keime des a. a. O. S. 83—87 abgedruckten Textes erkennbar sind.

Dieser Text (mir in früheren Jahren von Zacher mitgetheilt) befindet sich in einer Pergamenthandschrift der k. Niederländischen Bibliothek im Haag (Qu. 721), welche deutsche und holländische Gedichte enthält.*) Das Gedicht „Van den voghelen“ steht Bl. 3. 4. Seine Reime weisen in der Mehrzahl auf hochdeutschen Ursprung,

*) Vgl. Haupts Zeitschrift 1, 227 ff.

doch spricht *milde : wilde, viande : lande*, besonders *quaed* und *winterkoninc* für das Niederländische. Mone, Übersicht der niederländischen Volks-Literatur älterer Zeit. Tübingen 1838) verzeichnet S. 351 *Vogelsproxkens*, 52 Verse (jeder Vogel spricht auch hier nur zwei Reime), welche beginnen:

Die aer.

Here, geeft erenrike gave,
Soe stad-i in eren allen dage,

und schließen (mit gleichen Reimen):

der loser lere, der valscher raet,
die es t-allen dingen quaet.

Bl. 3d VON DEN VOGHELEN.

Die winter koninc zeyt.

Ich bids vch lieven heren
Das ir mich raet min eren
wie ich min zachin ane va
Das min rych in eren sta.

Die Aren zeyt.

Here ymmer west mit rade milde
Sone wirt vr goet nemmer wilde.

Die ghier zeyt.

Here is allene dine spise
So duncs du mich gar wise.

Die valc zeyt.

Here zyt werachtich iegen v viande
Hout goeden vrede in uwen lande.

Die wûwe (der wîhe) zeyt.

Bl. 4a. Heere et si in velde of in straissin
So ensaltu ghein man nicht laessin.

Die hauic zeyt.

Here zyt goiden luden heymelich
En armt vch niet vnd macht v ryc.

Die vle zeyt.

Here ir sult van den luden tyen
Vnd alle zyt den heren vlyen.

Die sporwar zeyt.

Here war hout uwe wort
Die hogen vliet als quade mort.

Die rauen zeyt.

Here dune machs niet genesen
Du en wilt scalc vnd vntrou wesen.

Die papegay zeyt.

Here werlich hout uwe reste
Men prueft den wert bi zinen geste.

Die hoppe zeyt.

Here mich dunket dat beste
Onreyn te zin bewiset min neste.

Die tortelduwe zeyt.

Here wie v goet raet den haet wert
Er is die vre eren ghert.

Die elster zeyt.

Here wie melden vnd claffen kan
Es nv te hove der lieuer man.

Die gans zeyt.

Here ich zuen das der buesen raet
Heren vnd land verderft haet.

Die pauwe zeyt.

Here deys du na der bueser raet
So werts du metten boesen quaet.

H. F. MASSMANN.

LITTERATUR.

San-Marte, Parcival-Studien. Erstes Heft: des Guiot von Provins bis jetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Übersetzung mit Einleitung, Anmerkungen und vollständigem erklärenden Wörterbuche herausgegeben von Joh. Friedr. Wolfart und San-Marte (A. Schulz).

Zweites Heft: über das Religiöse in den Werken Wolframs von Eschenbach und die Bedeutung des hl. Grals in dessen „Parcival," herausgegeben von San-Marte. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1861. XII und 402, XVI und 278 Seiten gr. 8°.

1.

Die noch immer nicht gelöste Streitfrage, ob der von Wolfram von Eschenbach als Gewährsmann in seinem Parcival angeführte „Kyôt von Provenz" oder „der Provenzâle" nicht doch identisch mit dem Trouvère „Guiot von Provins" sei, hat den um das Verständniss von Wolfram's Dichtungen so hochverdienten Hrn. Regierungsrath A. Schulz (San-Marte) veranlasst, sich eingehender mit den Werken und Lebens-Verhältnissen dieses altfranzösischen Dichters zu beschäftigen.

Er hat sich aber nicht begnügt, nur die Resultate seiner gelehrten Untersuchungen mitzutheilen, sondern diese Gelegenheit benützt, die in Deutschland doch nur Wenigen bekannten Werke dieses Trouvère in Original und in metrischer Übersetzung nebst einem Specialwörterbuch herauszugeben, welche Ausgabe das vorliegende erste „Heft" seiner „Parcival-Studien" bildet.

Zu diesem Behufe hatte er sich mit dem leider zu früh gestorbenen gründlich gebildeten Philologen Johann Friedrich Wolfart, gewes. Professor am Domgymnasium zu Magdeburg*) verbunden, so zwar, daß dieser die Herausgabe des Textes und die Ausarbeitung des Specialwörterbuchs übernahm, Hr. Schulz aber selbst die Einleitung dazu schrieb, eine metrische Übersetzung von Guiot's Werken dem Texte gegenüber abdrucken ließ, und sacherläuternde Anmerkungen anfügte.

Ich werde mich nur auf die Anzeige des sprachlichen Theils dieser Arbeit beschränken.

Guiot's auf uns gekommene Werke sind bekanntlich sein satyrischer Sittenspiegel, dem er den Titel: „Bible," d. i. Buch, Schrift, gab, und einige Minnelieder.

Die „Bible" war vollständig nur einmal im Druck erschienen in Méon's neuer Ausgabe von Barbazan's Fabliaux et Contes (Paris, 1808. 8°. Tome II. p. 307—393) nach zwei Hdsch. der k. Bibliothek von Paris.

*) Ein diesem gewidmeter „Nachruf" (S. IX—X) enthält eine biographische Notiz und ein Verzeichniss der Werke desselben (geb. den 8. December 1798, gest. den 29. März 1860).

Seine Minnelieder hatte Wilh. Wackernagel nach einer Berner Hds. in seinen: „Altfranzös. Liedern und Leichen“ (Basel, 1846. 8°.) gegeben.

Da Hrn. W. weder diese von seinen Vorgängern benützten Hds. noch andere zur Einsicht und Vergleichung zu Gebote standen, so hat er die von jenen gegebenen Texte nebst den Varianten wortgetreu wieder abgedruckt, die Zweifel an der Richtigkeit der Lesung, die Conjecturen und Verbesserungen sowie die bei Roquefort, Raynouard u. A. vorkommenden abweichenden Citate aus der „Bible“ aber theils in Anmerkungen unter dem Texte, theils im Wörterbuche angebracht, und überall die Interpunction dem Sinne gemäß hinzugefügt und berichtiget. — Ein Verfahren das gewiss nur zu billigen ist.

Der Text ist daher kein eigentlich kritischer, wie er nur mit Hinzuziehung handschriftlicher Mittel herzustellen war; aber ein möglich reinlicher und von dem früher gegebenen durch eine nicht modernisierende, sondern der historischen Grammatik entsprechende Orthographie sich vortheilhaft unterscheidend.

Die Conjecturen sind meist wohl begründete Verbesserungen; nur selten scheinen sie unnöthigerweise gewagt zu sein, wie z. B. in der „Bibel“ in dem Vers 74: *Tiex eu fu lor generaus* (hier hat der Hgr. unnöthigerweise modernisiert und: *généraus* geschrieben) *nons*, worin *eu* allerdings eine offenbare Verderbniss ist, aber doch dafür *jà* zu lesen unnöthig scheint, während das auch im Wörterbuch s. v. *Eu* vorgeschlagene: „*en fu li,*“ einen vollkommen verständlichen und auch grammatisch richtig ausgedrückten Sinn giebt. Wenn in der Anmerkung zu Vers 201: „lies: *I c'est*“ steht, so ist das wohl nur ein Druckfehler, da das Wörterbuch s. v. I. das richtige: *Ic' est* (d. i. *ice est*) giebt. — Ebenso ist V. 2257: „*des dist,*“ offenbar ein Druckfehler für: *desdist* (s. Wörterbuch, s. v. *Desdire*). —

In Lied I. Vers 37. möchte „*tenuoi,*“ wohl eher durch: *t'envoi* (ich sende dich) als durch: *t'en voi* (wandle hin) zu geben sein, da das erstere ja buchstäblich das bei den Chansons übliche *Envoi* (Geleit) ausdrückt, das letztere aber mit dem in dem unmittelbar vorhergehenden Verse vorkommenden: „*uai t'en*“ nicht zusammenstimmt. —

Die Beigabe der Übersetzung rechtfertigt Hr. Sch. durch folgende, sehr zu beherzigende Worte in der Vorrede.

„Die Kenntniss der altfranzösischen Sprache und Litteratur tritt unsern mittelhochdeutschen Philologen und Litterarhistorikern von Jahr zu Jahr mehr als ein dringendes Erforderniss entgegen, aber sie hat sich bis jetzt noch nicht soweit Bahn gebrochen, um sie als überall vorhanden voraussetzen zu dürfen. Darum schien die Beigabe einer Übersetzung nicht überflüssig.“

Diese Übersetzung ist nicht nur bei aller angestrebten Treue sehr verständlich und lesbar, sondern hat auch Ton und Färbung des Originals im Ganzen sehr glücklich wiedergegeben. Daß die Reime nicht immer musterhaft rein sind, wird man bei der Schwierigkeit der Aufgabe sehr leicht entschuldigen.

Die Hauptzierde dieser Ausgabe ist aber das Wörterbuch, das in der That allen ähnlichen Arbeiten zum Muster dienen kann.

Hr. Sch. selbst gibt im Vorwort die Aufgabe, die man sich bei Ausarbeitung dieses Specialwörterbuchs gestellt hat, mit folgenden Worten an:

„Das Glossar wollte zwar die Grenzen eines Specialwörterbuchs zu einem einzelnen Dichter nicht überschreiten; es musste daher von einer eingehenden Vergleichung der Sprache Guiot's mit der anderer Dichter seines Jahrhunderts abgesehen werden, so nothwendig diese auch zur Texteskritik gewesen wäre. Dafür aber hat es sich zur Aufgabe gestellt, seinem beschränkten Zwecke gemäß, einen vollständigen, sprachlich und sachlich erklärenden Index aller bei Guiot vorkommenden Wörter und Wortformen, und somit einen gewiss Vielen willkommenen Beitrag zur altfranzösischen Lexikographie, die leider noch zu sehr im Argen liegt, zu liefern."

Mit welchem Fleiße und welcher Gewissenhaftigkeit alle Stellen zusammengetragen und nachgewiesen sind, in welchen ein Wort vorkommt, und wie vollständig und gründlich dadurch des Dichters Sprachgebrauch erläutert und erklärt wird, mögen z. B. die Artikel: *Avoir, Être, Faire, Bien, En, Si* bezeugen.

Wiewohl etymologische Untersuchungen nicht die Aufgabe eines Glossars sind, so wird nicht nur meist die Etymologie kurz angegeben, oder auf die neuesten und besten Forschungen verwiesen, worin man sich darüber Raths erholen kann, sondern der Verfasser hat auch mehrfach selbständige Untersuchungen und neue Resultate in dieser Hinsicht gegeben; wie in den Artikeln: *Blecer, Braire* (germanischen Ursprunges von der Wurzel *brak*), *Bren, Bruel* (german. Ursprungs, zur Wurzel *brechen*), *Buretel, Cor, Enmar* (Manns-Taufname, german. Urspr. Ano, Ani, En, oder Ein, und Mâri ahd. clarus, illustris), *Mehaing, Parc, Poiree, Raancler* (besonders ausführlich behandelt), *Sen* (Pfad), *Traria, Trichéor, Troffe* und *Truant.*

Die in der „Bibel" vorkommenden Namen von Arzneimitteln, die Méon gewöhnlich kurz mit: „Nom d'une drogue de pharmacie" abfertigt, sind mit Hülfe der Werke von den mit Guiot gleichzeitigen Ärzten Nicolaus Præpositus, Planetarius und Ägidius Corboliensis erklärt und erläutert worden; m. s. die Artikel: *Diadoro, Diadragum, Dyamargareton, Penidoin, Pliris, Rosat, Syphoine.*

Endlich ist auch über die geographischen und historischen Namen im Wörterbuche eine meist genügende und gründliche Auskunft gegeben worden, wozu oft Specialgeschichten von Adelsgeschlechtern zu Rathe gezogen werden mussten.

Kurz ich glaube dieses Wörterbuch nicht ehrender charakterisieren zu können, als wenn ich es dem Benecke'schen zum Wigalois an die Seite stelle; denn die Franzosen haben bis jetzt noch nichts Ähnliches aufzuweisen und ihnen ist dieses Wörterbuch dringend zum Muster anzuempfehlen.

Um so mehr ist zu bedauern, daß Hr. Wolfart, der zu einem „vergleichenden Wurzelwörterbuch der indogermanischen Sprachen" langjährige Studien und Vorarbeiten gemacht und reiche Collectaneen dazu hinterlassen hat, der Wissenschaft zu frühe entrissen worden ist.

FERDINAND WOLF.

2.

Obwohl man es nicht gerne hören mag, so ist es doch eine nicht wegzuläugnende Thatsache, daß sich Niemand um das tiefere Verständniss des

Parzivals und der Graalsage größere und bleibendere Verdienste erworben hat, als Hr. A. Schulz, oder wie er sich, ich weiß nicht warum, zu nennen liebt, San-Marte. Seit einem Vierteljahrhundert widmet er, ohne zu ermüden und mit unverminderter Begeisterung, seinen Fleiß und die Muße, die sein Beruf ihm gewährt, der Erklärung der Werke Wolframs. Gewiss liegt in diesem unverdrossenen Eifer und dieser treuen Hingebung an einen großen, ihn ganz erfüllenden Gegenstand etwas Rührendes, ja mehr als nur das, etwas in hohem Grade Anerkennungswerthes, selbst wenn der Erfolg seiner Bemühungen ein minder bedeutender wäre, als er es in der That ist. Während die Philologen von Beruf, wenn sie sich, was selten genug geschieht, je mit Wolfram beschäftigen, an der äußern Schale herumtasten, über Lesarten streiten, oder, wenn es hoch kommt (und dann wissen sie sich schon damit), aus einer Fülle schwieriger Wörter und Namen ein paar heraussuchen und erklären, ist Hr. Schulz auf den eigentlichen Kern losgegangen und hat durch Übersetzungen und Erläuterungen, durch Untersuchungen über die Sage und Eröffnung neuer unbekannter Quellen den Inhalt, die Idee und den Gedankengang des großen Gedichtes Wolframs zu erschließen und dem Verständniss der Gegenwart näher zu bringen gesucht.

An der ersten Aufl. seiner Übersetzung (Magdeburg 1836) war allerdings mehr der gute Wille als die Leistung zu loben, welche philologische Kenntnisse gar zu oft vermissen ließ (ich erinnere nur an die göttliche Übersetzung von *iuwelenslaht*, eulenartig, Lieder 5, 20 durch „Juwelenpracht"). Um so gelungener ist die zweite Auflage (Leipzig 1858): sie zeigt, was liebevolle Hingebung und Ausdauer vermag. Zwar fehlt es auch hier nicht an einzelnen Missverständnissen, an Verstößen und Versehen. Einsichtige und Billigdenkende werden aber dergleichen bei einem Gedichte, für dessen Erklärung von Seite der Philologen bisher so gut wie nichts geschehen ist und über dessen Dunkelheiten im Ausdruck schon die Zeitgenossen klagten, begreiflich finden und dem Verf. nicht zu hoch anrechnen. Im Ganzen halte ich die neue Übersetzung für wohlgelungen und stehe nicht an, ihr vor der Simrock'schen den Vorzug zu geben. Daß er die lästige Fessel der Reimpaare gesprengt und verschränkte Reime sich gestattet hat, scheint mir weit eher Lob als Tadel zu verdienen. Durch diese freiere Bewegung war es ihm möglich, den Sinn des Dichters schärfer zu erfassen und genauer wieder zu geben, was doch das erste und oberste Ziel jeder guten Übersetzung sein muß. Dabei zeigt sich überall das Bestreben, sich deutsch, d. h. neudeutsch, in der Sprache der Gegenwart auszudrücken. Dasselbe lässt sich weder dieser noch andern Übersetzungen Simrocks nachrühmen, die häufig an den Worten nur die Orthographie ändern oder einer Ausdrucksweise nachhängen, wie sie nie dagewesen ist, weder in alter noch neuer Zeit. Z. B. Lass mich für dich in diesem Streit ein kampfliches Geisel sein. Soll ich dann im Kampf gedeihn, stäts wird dirs Ehre bringen 323, 18—21. Kein gekrönter König ist so hehr, dem ich nicht ebenbürtig wär, ihm kampflich Rede zu stehn, der Rache Pflicht zu begehn 324, 15—18. „ein kampfliches Geisel," „im Kampfe gedeihn" (d. i. als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen), „kampflich Rede stehn," „der Rache Pflicht begehn:" ist das neuhochdeutsch, ist es deutsch überhaupt und wer hat sich

jemals so ausgedrückt? Und dazu die Betonung! „ihm kampflich Rede zu stehn!“ Derlei Dinge sind aber nicht selten bei Simrock, alle seine Übersetzungen wimmeln davon und bereiten dem Leser stäte Augen- und Ohrenqual. Von solchen Ungehörigkeiten und Geschmacklosigkeiten hat sich San-Marte frei zu halten gewusst und den Parzival in durchweg verständlicher, lesbarer, oft anmuthender Form einem größern Leserkreis zum ersten Male wirklich näher gerückt.

Diesen und den übrigen großen Verdiensten um den Parzival und die Graalsage überhaupt hat nun Hr. Schulz durch Herausgabe des vorliegenden Werkes ein neues und bedeutendes hinzugefügt. Über den ersten Theil der Studien und dessen philologischen Werth hat mein verehrter Freund Ferd. Wolf zu berichten die Güte gehabt. Was die von Simrock zuerst auf die Bahn gebrachte, sodann von A. Rochat in dieser Zeitschrift aufgenommene und weiter geführte Hypothese über Kiot betrifft, so bekenne ich offen, daß ich entschieden der entgegengesetzten Ansicht bin und von all den gegen die Existenz Kiots oder vielmehr dessen Parzival und die Bearbeitung desselben durch Wolfram vorgebrachten Scheingründen kein Wort glaube. Zwischen Chrestien und Wolfram scheint mir noch hinreichender Raum zu sein für Kiot, der des Erstern Contes del Gral benutzte, vielleicht großen Theils sich aneignete, aber sich in polemischen Gegensatz dazu stellte. Jedenfalls liegt kein hinreichender Grund vor, aus dem Nichtvorhandensein eines Kiot'schen Parzival den Schluß zu ziehen, ein solcher habe nie existiert. Wie viele alte Gedichte sind nicht, auch in Frankreich, verloren gegangen, zumal minder beliebte und bekannte, zu denen Kiots Werk allem Anschein nach gehört hat! Wer möchte behaupten, daß dasselbe nicht dennoch irgendwo in Frankreich verborgen liegt? Noch hat man dort den Romanen aus dem Graalsagenkreise kaum die oberflächlichste Aufmerksamkeit geschenkt und selbst was man über Chrestiens Parzival weiß, verdanken wir lediglich deutschem Fleiße. Die Behauptung, „Kiot der Provenzal“ sei von Wolfram erfunden, um unter diesem Deckmantel seiner eigenen Gestaltung der Sage besseren Glauben und Eingang zu verschaffen, ist rein aus der Luft gegriffen und verdient kaum eine ernstliche Widerlegung. Sie widerspricht allen Erfahrungen, die wir bei unsern Dichtern bezüglich ihres Verhältnisses zu ihren Vorlagen und Quellen gemacht haben. Selbst wenn man zugeben wollte, Wolfram habe seinen Zeitgenossen gegenüber für seine Erfindung einer solchen Täuschung bedurft und sich dazu herbeigelassen, so kennen wir doch unsere höfischen Dichter leider gut genug, um zu wissen, daß das Erfinden nicht ihre starke Seite war, daß sie vielmehr alle zusammen nichts erfunden, sondern bloß Anderer Erfindungen besser oder schlechter bearbeitet haben. Auch dem Umstand, daß Wolfram den Kiot einen Provenzalen nennt, hat man meines Erachtens bisher viel zu großes Gewicht beigelegt; man vergaß dabei, die Unkunde Wolframs im Lesen und Schreiben, die so natürliche, ja nothwendige Quelle von Missverständnissen und Irrthümern, in Anschlag zu bringen. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß manches Dunkle und Unverständliche in Wolframs Gedichten, worüber wir uns vergeblich den Kopf zerbrechen, in einem Missverstehen der französischen Texte seinen Grund hat. Wer wie Wolfram, um anderer Verstöße (z. B. Famurgan, das

ihm ein Land ist) zu geschweigen, das franz. *aloér*, allouer, allocare mit *lignaloê* (Wilh. 69, 12) übersetzen, oder aus den Worten des Originals *li rois d'antiquité* einen *künec Antikotê* (Wilh. 77, 26) hat machen können (s. Jonckbloet in seiner Ausgabe des Guillaume d'Orange 2, 221. 222), dem darf man auch zutrauen, daß er die beiden in Schreibung und Aussprache sich ähnelnden Wörter, daß er den wenig bekannten Ort Provins mit der berühmten Provence zu verwechseln im Stande war.

Bevor daher die Nichtexistenz eines französischen Parzivals von Guiot nicht mit triftigeren Gründen als bisher bewiesen wird, haben wir alle Ursache uns an die Aussage Wolframs und an den einzigen Dichter zu halten, dessen Name hier in Betracht kommen kann: an Guiot de Provins. Und mit Dank dürfen wir die Bemühungen begrüßen, die in einer sorgfältigen, mit allen Mitteln zum Verständniss reich ausgestatteten Ausgabe der „Bible" uns mit dem in Deutschland wenig gekannten Dichter, dem Charakter und Geiste seiner Poesie vertraut zu machen sucht. Es ist dadurch eine sichere Grundlage gewonnen, auf der eine liebevolle, nicht bloß aufs Zerstören ausgehende Kritik und Forschung mit Aussicht auf Erfolg weiter bauen kann.

Ein ganz anderes, aber für das tiefere Verständniss nicht bloß Wolframs, sondern des ganzen Mittelalters und seiner Poesie weit wichtigeres Gebiet betritt San-Marte im zweiten Hefte der Studien, indem er dort das Religiöse in den Werken Wolframs, das darin herrschende Christenthum und den darin waltenden Bibel- und Kirchenglauben im Zusammenhange, mit Anknüpfung an die christliche Dogmatik in liebevoll eingehender Weise erörtert und feststellt, und auf Grund dieser Untersuchung die Bedeutung des hl. Grals zu ergründen sucht. Eine mühsame, schwierige, aber geradezu nothwendige Arbeit, womit der Verf. ein neues Anrecht auf den Dank aller Freunde der Wolframischen Poesie sich erworben hat. Wie anders als durch solche Forschungen lässt sich in die Menge von Beziehungen und Dunkelheiten, die dem Parzival eigen sind, Licht bringen, wie anders in die Tiefe dieser Poesie, die ihrem innersten Kerne nach tief religiös ist, eindringen und sie in ihrem Wesen erfassen? Unsere kritische Schule freilich pflegt solche Forschungen als Dilettantenarbeit zu verspotten oder, wie es eben kommt, sie achselzuckend zu ignorieren. Dadurch, daß sie den Regeln der höfischen Etiquette bis in die äußersten Spitzen nachgeht, über höfische Kunst in Vers und Reim zweifelhafte Gesetze ausdüftelt, und nach einer kritischen Schablone Texte herstellt oder auch verstümmelt, glaubt sie das Mittelalter zu kennen, wie man seine Tasche kennt, und auf Bestrebungen, die, über ihren beschränkten Kreis hinaus oder daran vorbei, dem Kern und Gehalt größere Wichtigkeit als dem Buchstaben, der äußern Form und Hülle beilegen, vornehm oder mitleidig herabsehen zu dürfen. Das Weltliche, Ritterliche, Höfische in der Poesie fesselt allein ihre Aufmerksamkeit; für die religiösen Anschauungen, für das dem Innern zugekehrte Seelen- und Gemüthsleben des Mittelalters fehlt dieser Schule aller Sinn und alles Verständniss. Und doch ist das Eine ohne genaue Kenntniss des Andern nicht zu verstehen. Denn der tiefe Grund, auf dem die Poesie des Mittelalters, die höfische nicht ausgeschlossen, wurzelt und aus dem sie ihre beste Nahrung gezogen hat, ist der religiöse Glaube und die Gottbegeisterung. Wer beim Studium der

altdeutschen Litteratur nicht auch nach dieser Seite hin und bis zu diesem Grunde vorzudringen sucht, erfasst das Mittelalter und seinen Geist nur halb, und kaum das.

Auf welch' äußerliche und unfruchtbare Weise in der kritischen Schule, die sich mit ihrer Wissenschaftlichkeit brüstet, das Studium Wolframs selbst in bloß sprachlicher Beziehung betrieben wird, erhellt aufs deutlichste aus einer kürzlich erschienenen kleinen Dissertation von Oskar Jänicke: De dicendi usu Wolframi de Eschenbach. Halle 1860. 35 SS. 8°.

Über Wolframs Sprachgebrauch! Das wäre, vom philologischen Standpunkt aus betrachtet, allerdings eine sehr wünschenswerthe, wichtige Arbeit, die schon längst hätte gemacht werden sollen und bei der man viel lernen könnte. Leider erfährt man aus der kleinen Schrift über Wolframs Sprachgebrauch gar nichts, sondern nur über eine kleine Anzahl Wörter, die er gebraucht hat. Da hat sich nämlich ein offenbar fleißiger und strebsamer junger Mann zu der undankbaren Mühe verleiten lassen, zunächst aus den Werken Wolframs, dann aber auch seiner Zeitgenossen, des Hartmann, Gottfried, Wirnt, Flek und Ulrich von Zatzichoven eine Reihe vorzugsweise dem Volksepos eigenthümlicher und geläufiger Ausdrücke zusammenzulesen und dabei festzustellen, welche von den genannten Dichtern sich dieser Ausdrücke öfter oder seltener oder gar nicht bedient haben. Es sind vorzugsweise kriegerische, auf Kampf, Muth, Tapferkeit sich beziehende Ausdrücke: *wîgant, recke, degen, helt*; *mære, balt, gemeit, snel, ellenthaft, ellenrîch, veige, küene, vrech, vrevel, vermezzen, milte*; *hervart, wîc, urliuge, wal, gêr, ecke, sar-, ellen, marc, dürkel*; *künne, verch, raste, mete, wætlich*; *ander, ein helt ze handen, rôtez golt*, und so weiter. Der Verf. hat nun durch sorgfältige Lectüre herausgebracht, daß nur Wolfram aller dieser im Nib. Liede vorkommenden Wörter und meist öfter sich bedient hat; ihm zunächst kommt Ulrich, sodann Wirnt, nach diesem Flek und Gottfried, zuletzt Hartmann, der sich des Gebrauches dieser Wörter am meisten enthalten hat. Was soll nun durch diese Untersuchung bewiesen werden? Erstens, daß Wolfram (neben ihm oder vielmehr ihm voran Ulrich) mit Vernachläßigung des höfischen Styls (im Parz. noch mehr als im Wilh.) der Volkspoesie sich zugeneigt habe; zweitens, daß obige Wörter im Grunde lauter unhöfische seien, und folglich drittens, daß Hartmann, der dieselben am sparsamsten verwendet, der Regel, dem Gesetze der höfischen Poesie am genausten und sorgfältigsten gefolgt sei. In der That ein überaus mageres, noch dazu in seinen Folgerungen höchst unsicheres Ergebniss, das so viel Mühe gar nicht werth war. Daß Wolfram die volksmäßige Poesie, namentlich das Nibelungenlied, gekannt und von deren Sprachgebrauch und Ausdrucksweise allerlei angenommen hat, ist eine längst bekannte und festgestellte Thatsache. Daß aber jene Reihe von Ausdrücken, oder doch diejenigen von ihnen, welche Hartmann gemieden, unhöfische, am Hofe oder in guter Gesellschaft verpönte gewesen seien (und dieß zu zeigen ist, wenn er es auch nicht mit deutlichen Worten ausspricht, die Absicht des Verf.), ist eine auf Lachmann zurückzuführende, aber nie bewiesene, und auch nicht zu beweisende Behauptung. Von der höfischen Sprache hatte sich Lachmann überhaupt die wunderlichste Vorstellung gemacht, und diese Vorstellung spukt noch immer in den Köpfen seiner

Schüler, die sich aus dem Banne seiner Aussprüche nicht loszuwinden vermögen. Hartmanns Gedichte waren in seinen Augen das Ideal aller höfischen Poesie, dessen Verse betrachtete er als Muster höfischer Kunst und unhartmannisch und unhöfisch waren ihm synonyme Begriffe. Seine Schüler plappern ihm darin nach. *vâlant* z. B. und *fürbüege* (s. Erek XV) werden für unhöfische Ausdrücke erklärt, weil sie Hartmann zwar noch im Erek, aber nicht mehr im Iwein gebraucht. Zu letzterm wird von Lachmann (zu Nib. S. 18) bemerkt: das Wort finde sich nur in Gedichten, die sich nicht strenge an die Beschränkungen der Hofsprache binden. Es findet sich aber außer den Nib., der Gudrun, dem Bit. noch in der Eneit, im Flore und Engelhard (s. mhd. WB. 1, 180), d. h. es findet sich überall dort, wo von dem, den Satel nach vorn festhaltenden Brustriemen (mlt. *antela*) die Rede ist. Für diesen Riemen hatte das frühere Mittelalter nur diesen einen Ausdruck, (s. Fried. Pfeiffer, das Ross S. 18, 33 ff.), und doch soll dessen Anwendung unhöfisch gewesen sein! Und vollends *vâlant*! Wir finden es sehr oft im Trist., Wig., Eraclius, W. Gast, Silv. u. s. w. (s. mhd. WB. 3, 214). Wenn diese Ausdrücke aber unhöfisch sind, was ist denn eigentlich und wirklich höfisch? Höfisch ist im Grunde nur der Iwein, dieser galt Lachmann als der Gipfel und Höhepunkt der höfischen Kunst, zu dem sich Hartmann erst nach und nach emporgearbeitet. Alle ungewöhnlichern Wörter, die Hartmann sich in seinen frühern Werken (Erek, Gregor) noch gestattet, im Iwein aber nicht mehr gebraucht hat, sind desshalb unhöfisch*). Wo aber, wird man fragen dürfen, ist denn diese Sprache gesprochen, an welchem Hofe oder Höfen sind den Dichtern, sind Hartmann und seinen Zeitgenossen solche Beschränkungen der dichterischen Freiheit in Sprache und Rede auferlegt oder zugemuthet worden? Etwa an den thüringischen Höfen? Aber da war ja eine wahre Hecke der Unhöfischheit: Heinrich von Veldeken mit seiner niederrheinischen, Albrecht von Halberstadt und Herbort von Fritzlar mit ihrer mitteldeutschen Sprache, endlich Wolfram mit seinem bunten Gemisch von baierischer und thüringischer Mundart und seiner Fülle vulgärer Ausdrücke. Oder den Höfen in Österreich, Steier und Kärnten? Da wurden aber die Nibelunge, die Gudrun, Walther und Hildegunde vorgetragen und die Lieder Nithards gesungen, die so wenig als jene „an die Beschränkungen der Hofsprache sich banden.“ Also am Hofe der Staufer? Aber wer weiß uns zu sagen, wo dieser damals zu finden war und ob und was er in dieser Zeit Ausgiebiges für die deutsche Poesie, also auch, nicht für die Entwicklung und Ausbildung, sondern für die „Beschränkung“ der höfischen Sprache gethan hat? Eines ist gewiss: Gottfried hat nie weder dort noch anderswo hofiert; auch von Hartmann ist es zweifelhaft, wenigstens wissen wir nichts darüber. Jene Regeln und Gesetze der Hofsprache sammt ihren „Beschränkungen,“ auf deren Kenntniss und Erforschung die kritische Schule so großes Gewicht

*) So wird zum Engelhart 863. 1185 mit tiefem Ernst die lächerliche Behauptung aufgestellt, die Verwendung des Adj. *keiserlich* in allgemein lobender Bedeutung sei unhöfisch, weil es außer der Eneit, der hl. Elis., dem Lohengrin nur bei Gottfried und Konrad so gebraucht vorkomme!

legt, haben auf die behauptete Weise nie in der Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung Lachmanns bestanden und sind lediglich einer großartigen Unkenntniss der deutschen Mundarten entsprungen. So lange seine Schüler diesen Mangel seiner Methode nicht einsehen, sondern auf der falschen Fährte ihres Meisters sich fortbewegen, ist von ihren Forschungen auf diesem Gebiete nichts Fruchtbares, Anregendes, die Wissenschaft wirklich Förderndes zu erwarten.

Um auf unsere kleine Schrift zurückzukommen, so erklärt es sich bei unbefangener Betrachtung sehr leicht, warum die oben angeführten Ausdrücke des Volksepos in Wolframs Werken häufiger als bei andern Dichtern Eingang gefunden haben. Nebstdem, daß er die volksmäßige Dichtung kannte und liebte, war er ein geborner Baier, dem viele jener Worte von Jugend auf bekannt und geläufig sein mußten, denn Baiern und Oesterreich, auf deren Boden unsere Volksepen entstanden sind, bilden sprachlich Ein Land. Auch Wirnt ist als Baier zu betrachten; hinzu kommt noch bei ihm seine Bekanntschaft mit dem Parzival und sein Hang zur Nachahmung und wörtlicher Benützung Anderer. Wo Flek zu Hause war, bleibt bekanntlich noch zu untersuchen. Ulrich war allerdings ein Thurgauer, aber weit herumgekommen und von der Sucht nach Anwendung ungewöhnlicher „wildfremder" Wörter angesteckt. Dagegen war Gottfrieds und wohl auch Hartmanns Heimat das südwestliche Deutschland. Die baierisch-österreichische und schwäbisch-alamannische Mundart war aber, mehr als man gewöhnlich annimmt, schon zu jener Zeit vielfach verschieden, nicht bloß im Laute, sondern auch in Worten und Ausdrücken. Daraus erklärt sich auf ganz natürliche Weise, daß Gottfried und Hartmann manche jener Worte einfach desshalb nicht gebraucht haben werden, weil sie ihnen, wenn nicht fremd, doch weniger bekannt und geläufig waren, ohne daß dabei eine Absicht vorauszusetzen ist oder gar „Beschränkungen der Hofsprache" mit ins Spiel kamen. Dafür hatten sie und andere ihrer Landsleute wieder ihre besondern Ausdrücke, die den Baiern und Österreichern unbekannt oder ungeläufig waren. Manchmal wird auch der bloße Zufall angenommen werden dürfen. Jedenfalls steht so viel fest, daß aus dem Nichtvorkommen oder selteneren Gebrauch eines dieser Wörter bei Hartmann oder Gottfried ein Beweis für dessen Unhöfischheit nicht herzuleiten ist.

Gewiss ist Rudolf von Ems, obwohl etwas jünger, doch ein so höfischer, mit den wirklichen Gesetzen der höfischen Kunst so vertrauter Dichter, als einer der in Rede stehenden. Nun, er gebrauchte, recht zum Beweise, wie wenig unhöfisch ihm, der dem staufischen Hofe nahe stand, solche Ausdrücke schienen, dort, wo er Gelegenheit dazu hatte, also im Wilhelm und sicherlich auch in dem mir nicht zur Hand liegenden Alexander und in der Weltchronik: *wigant* (auch im Barl. und sehr oft im Wilh.), *degen* (häufig), *helt* (häufig), *der mære* (*Wittekîn der mære* 10661), *balt* (öfter, z. B. *der degen balt* 11719), *gemeit, ellenthaft* (überaus oft im Wilh.), *ellenrîch* (mehrmals im Wilh.), *veige, vrech* (*mit vrechen rotten grôzen* Wilh. 729), *hervart, wrîuge, künne* und gewiss noch andere, denen hier weiter nachzugehen mir jedoch Zeitverlust schiene.

Noch aus einem andern Gesichtspunkt lässt sich die Sache betrachten.

Die Nibelunge, die Gudrun, die beiden großen Gedichte Wolframs, der Lanzelet, zum Theil auch der Wigalois und Erek wiederhallen von Schlachtgetümmel, endlosen Kämpfen, Mord und Todtschlag. Niemand wird sich daher wundern, viel und oft darin von Heerfahrten, Kriegen und Gefechten, von kühnen, schnellen Weiganden, frechen Recken, ellenthaften Degen, vermessenen Helden, von Wurfgeschossen und scharfen Schwertern, von dem Tode verfallenen verchwunden Helden, von blutiger Walstatt u. s. w. reden zu hören. Umgekehrt war dazu im Iwein, Tristan und Flore, Gedichten, die sich fast ausschließlich mit der Schilderung von Seelenzuständen und Angelegenheiten des liebenden Herzens befassen, und die, jenen in Erz und Stahl einherschreitenden Dichtungen gegenüber, wahre Stillleben und Idyllen sind, nur wenig oder keine Gelegenheit geboten: die Verfasser hätten, um jene Ausdrücke alle zu verwenden, sie an den Haaren herbeiziehen müssen.

Erwägungen solcher Art sind aber viel zu einfach und naheliegend, um bei der aufs Tiefsinnige und Ungewöhnliche ausgehenden Schule Beifall oder Beachtung zu finden. Gerade in derlei scheinbar unbedeutenden Fragen offenbart sich am deutlichsten das Geschraubte, Künstliche und Willkührliche in Lachmanns Methode, das jeden gesunden, in der dumpfen Schulstubenluft noch nicht erstickten natürlichen Sinn anwidert und abstößt. Wüsste man, was in Bezug auf Wolfram Noth thut und wirklicher Fortschritt und Gewinn wäre, so hätte der Verf., statt seinen Fleiß an so unfruchtbare Dinge zu verschwenden, den wirklichen Sprachgebrauch Wolframs (er ist eigenthümlich genug), seine oft sonderbaren Wortbildungen, namentlich aber den Einfluß, den die thüringische Mundart auf seinen baierischen Dialekt ausgeübt hat, zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht. Er würde sich dann, um hier nur einen Punkt zu berühren, besonnen haben, Müllenhoffs Behauptung zu wiederholen, die Partikel *sân* habe im Anfang des 13. Jhd. zu veralten angefangen. Bei sorgfältiger Beschäftigung mit den Mundarten würde er bemerkt haben, daß sich die schwäbisch-alamannischen Dichter dieser Adverbialform kaum jemals (sie gebrauchten dafür *sâ*; im Flore 7687 ist mit beiden Hss. *stân* zu lesen: man *gêt für einen stân*, vgl. mhd. WB. 1, 464ª, 12 ff.), die baierisch-österreichischen nur zuweilen (öfter Ottokar), die Mitteldeutschen dagegen, vorab die Thüringer, häufig und mit Vorliebe, bis hinab ins 14. Jhd. bedient haben (man vergleiche Heinrich von Krolewiz, 2652. 2780. 3442. 4229 und öfter, Ebernant von Erfurt 1707. 2032. 2136 und öfter, der Meißner MSH. 3 92ᵇ, Eraclius 23mal im Reim, livländ. Reimchronik 2846. 2902. 3062. 3404. 3415. 3500. 3565. 3571. 3718 und öfter, Philipps Marienleben 5786. 7729. 8188. 8294. ff. Bartsch mitteld. Ged. S. 50. 87. 90. 95., Passional, Jeroschin u. A. m.). Und dieß ist ganz natürlich. Die althochdeutsche Sprache kennt für mox, statim nur die Form *sâr* (= mhd. *sâ*, wie *dâ* = ahd. *dâr*). *sân* dagegen ist schon von frühester Zeit an die den Mundarten des goth.-niederdeutschen Sprachgebietes eigenthümliche Form: goth. *suns*, altsächs. *sân*, ags. *sôna*, mnl. *saen*, fries. *sân*, *sôn*, engl. *soon*. Zu den österreichischen Dichtern gelangte diese Form erst durch Vermittlung niederrheinischer und mitteldeutscher Dichtungen, z. Th. vielleicht Wolframs selbst, denn die ältern österreichi-

schen Gedichte kennen s. noch nicht, den schwäbischen und alamannischen blieb sie fremd oder doch ungewöhnlich. In Thüringen nun hatte Wolfram Gelegenheit, sich diese Form anzueignen. Wenn er in deren Gebrauch später, im Wilhelm, enthaltsamer war als im Parzival, so lag der Grund hievon, wenn eine bestimmte Absicht überhaupt anzunehmen ist, gewiss nicht in deren beginnender Veraltung oder in einer Rücksichtnahme auf die angeblichen „Gesetze und Beschränkungen der Hofsprache," die, wir widerholen es, in der von Lachmann behaupteten Weise nie und nirgends bestanden haben.

FRANZ PFEIFFER.

Volksthümliches aus Schwaben. Sagen, Legenden, Märchen und Volksglauben aus Würtemberg. Von Dr. Anton Birlinger und Dr. M. R. Buck. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1861.

Daß sobald nach E. Meiers deutschen Sagen aus Schwaben vom Jahre 1852 eine zweite Lese auf demselben Boden mit Erfolg begonnen werden kann, dieß ist ein doppelt erfreuliches Zeichen. Noch immer also ist der deutsche Boden unerschöpflich an alten Schätzen des Volksgeistes, und immer behender wird die Gegenwart, diese Schätze zu erheben. Von einem Sagenbuche, welches auf acht Lieferungen, jede zu acht Bogen, angelegt ist, befinden sich die beiden ersten Hefte in unserer Hand, beide 256 Octav-Seiten, stark, zusammen 405 einzelne Erzählungen enthaltend. Sammler und Erklärer dieses Theiles ist Dr. Birlinger, ein Weltpriester; die nachfolgenden Hefte werden seines Mitarbeiters Forschungen enthalten, des praktischen Arztes Dr. Buck. Beide Männer ergänzen sich also, indem sie die Erfahrungen ihres verschiedenen Berufslebens vereinbaren und so den Gehalt der schwäbischen Volksvorstellungen und Bräuche von religiöser und von naturwissenschaftlicher Seite her ergründen. Beide stehen in inniger Beziehung zu ihrem Volke, durch ihre Geburt und durch langjähriges Studium der in ihren jetzigen Gegenstand einschlägigen Disciplinen. Eine sechsjährige Vorarbeit haben sie auf ihr Buch verwendet. Dieß beweisen schon die vorliegenden Lieferungen, die in Stoff und Stoffbehandlung sich ebenso dem Mythenforscher, wie dem Sprachforscher und Culturhistoriker empfehlen. Dr. Birlinger hält nicht bloß sein im Programm gegebenes Wort und erzählt die Tradition in dem unverfälschten Ausdruck, wie er sie gehört, es glückt ihm dabei auch der naive Ton und trauliche Vortrag, welcher allem Populären seinen stillen Reiz verleiht. Gründlichkeit und Verständniss des Forschers begegnet hier der Frischheit und Natürlichkeit des Erzählers.

Die zwei edelsten Naturmythen im ersten Hefte sind die Nummern 104 und 143. Ihre Kürze erlaubt, auf sie einzugehen und sie hier gleichsam als eine Probe des Buches mitzutheilen.

Auf der Schloßruine, die beim Hofe Wannenthal in OA. Balingen liegt, ließ sich in der Zeit nach Pfingsten das Schloßweible einen ganzen Monat lang jede Mitternacht hören. Sie pfiff dann auf einer Pfeife die schönsten Tänze. In weißer Gestalt kam sie hinter den Vorbeigehenden her und warf ihnen glänzende Kronenthaler nach. Die ließen aber in der

Luft einen so langen strahlenden Schweif zurück, wie wenn eine Stern schnuppe vom Himmel fällt.

Wir lassen unsere Deutung dazu folgen. Die Winde sind Riesen und Zwerge, die in der Gewitterwolke wohnen; der schwedische Riese Bisa, schweizerisch der Biswind, wohnt in der Bisaborg, d. i. Gewitterburg. Rußwurm, Eibofolke 2, 248. Statt des Sturmwindes weht hier der milde Nachtwind, der in den Zwergennamen Gustr (flatus) und Vindalfr verkörpert ist und als jene Zaubermusik beschrieben wird, die dem Mutisheere voraus ertönt. Solche Himmelsgeister sinds, von denen der Psalmist 104, 4 sagt, sie seien Engel, die Gott zu Winden mache. Das entsprechende hebräische Wort *ruah*, das unsere deutsche Bibel mit Geistern übersetzt, bedeutet sinnlicher Seits das Wehen und Blasen, so daß wir damit mundartlich den Blast, eine Wolkenschichte, den Hausgeist Blaserle (spiritus), das Flötenblasen der Geister und endlich den Brauch verstehen lernen, wornach die Schiffer dem Winde pfeifen und unsere auf der Weidenpfeife blasenden Kinder dem Aufthauen der Bäche und Quellen locken. Als der Pfarrer Sera Halfdan zu Fell auf Island Seeräuber in der Nähe seines Gutes landen sah, gieng er um seinen Pfarrhof herum und pfiff nach allen vier Himmelsgegenden; alsbald kam ein Windstoß, das Schiff kenterte und alle Korsaren ertranken. K. Maurer, Isländ. Sagen der Gegenwart 133. Wirft das Schloßweible den Leuten glänzende Kronenthaler nach, hinter denen in der Luft ein langer Lichtstreif nachflammt, so sind damit die Sternthaler, die man aus dem gleichnamigen Märchen Grimms kennt, glücklich gekennzeichnet. Diese Sternenschoße nannte die ältere Naturbeschreibung Iridis flores, guttae Apollinis, beim Volke heißen sie Attelspfennige, Regenbogenschüsselein. Denn ein Säckchen Gold liegt am Fuße des Regenbogens und wer sich unter ihn stellt, bekommt eine Wanne voll Geld. Was also die flötende goldvertheilende Burgfrau der deutschen Sage ist, dem entspricht in der nordischen der Riese Aelwaldi; er vertheilt unter seine drei Söhne das Gold und diese messen es, indem Jeder einen Mund voll nimmt. Uhland sieht darin den Regenwind und im Golde die in den Wolken aufgehäuften Schätze; dieses Erbe zertheilen und zerblasen die übrigen Winde, damit der Regenwind, der Ael herbeischaffende Vater Aelwaldi, weiche.

Das andere Beispiel, das seiner Kürze und Deutlichkeit wegen hier hervorgehoben wird, handelt von den goldenen Kegeln. Der alte Schloßherr vom Berg Graneckle bei Wisgoldingen hatte ein goldenes Kegelspiel mit einer goldenen Kugel. War ein Ritterfest, so wurde damit gespielt. Wahrscheinlich in Kriegszeiten, sagen die Leute, sind die Kegel vergraben worden, noch jetzt liegen sie im Berge drinnen. Sie kommen heraus und man sieht sie droben, wenn's einen Regenbogen hat, wenn ein Gewitter am Himmel ist und es recht donnert. Hier ist die Fassung einer schon in sehr zahlreichen Spielarten vorhandenen Gewittersage desshalb so glücklich, weil das Symbol des Blitz- und Donnerkegels keiner weiteren Missdeutung mehr ausgesetzt ist. Das Sinnbild erinnert an einen Kinderreim in Zingerle's Tiroler Sitten, S. 164:

Es donnert, es blitzt,
Im Himmel oben sitzt

Die Mutter des Herrn,
Hat goldene Kegel.
Geh schnell fort,
Sonst trifft sie dich todt!

Wenn die Kaatskillberge am amerikanischen Hudson, dessen erster Entdecker Hendrik Hudson war, ihre atmosphärischen Donnerschläge bei hellem Himmel rollen lassen, so sagen die Eingeborenen: das ist Hendrik Hudson mit den Holländern, die ihre Kegelkugeln werfen. Ule, Ztschr. die Natur 1854, 278. Das Zutreffende der schwäbischen Sage leuchtet durch solche anderweitige Naturgleichnisse recht ein, die wir gerade ihrer gegenseitigen Entlegenheit wegen hier anzuführen suchten.

Wir wünschen dem guten Buche fleißige Leser und Käufer. Es ist sauber gedruckt, handlich und im Preise wohlfeil, die Lieferung zu acht Bogen kostet 36 Kreuzer.

E. L. ROCHHOLZ.

Alt- und angelsächsisches Lesebuch nebst altfriesischen Stücken, mit einem Wörterbuche. Von Max Rieger. Giessen 1861. XXVIII, 332 SS. 8.

Die alt- und mittelhochdeutschen Lesebücher sind an der Mode, und wer irgend dazu Lust hat, der kann sich jetzt ohne Mühe mit diesen Sprachen bekannt machen. Daß für die niederdeutschen Dialekte in dieser Hinsicht bis jetzt nicht die Hälfte so viel gethan worden ist, wie für ihre südlichen Nachbarn, ist leicht erklärlich. Sie sind schwieriger zu verstehen und bieten eine weit geringere Zahl von Texten als diese. Das Studium des Altnordischen ist durch die trefflichen Lesebücher von Friedr. Pfeiffer und Ettmüller um ein bedeutendes erleichtert. Hingegen war für das Studium des Angelsächsischen eigentlich nur Ettmüllers Auswahl zu gebrauchen, das mit großer Sprachkenntniss gearbeitet und um so werthvoller ist, als die ersten Ausgaben angels. Texte schwer zu erlangen, theuer und unkritisch sind. Abgesehen von diesen Vorzügen, ist dennoch Ettmüller's Lesebuch für den Anfänger von wenig Nutzen. Viele dunkle Stellen sind unerörtert geblieben; die erklärenden Anmerkungen genügen bei weitem nicht.

Um so verdienstvoller wäre es daher gewesen, selbst nach Erscheinen von Greins angels. Bibliothek, ein Lesebuch dieser Sprache auszuarbeiten, welches für den Anfänger bestimmt, eine gediegene Auswahl von Stücken, mit reichlichen Erklärungen versehen, eine kurzgefasste, übersichtliche Grammatik, und ein vollständiges, klar geordnetes Glossar geboten hätte. Ein solches Buch war ein Bedürfniss, und man muß sich nur wundern, daß das vorliegende dieses Bedürfniss noch keineswegs befriedigt.

Nach dem Titel zu schließen, ist es zwar nicht die Absicht des Verfassers gewesen ein bloß angelsächsisches Lesebuch zu bieten; er wollte vielmehr ein zusammenfassendes Bild der drei Hauptmundarten des Niederdeutschen liefern. Aber der Weg, welchen der Verfasser dabei eingeschlagen hat, erschwert beträchtlich das Studium einer jeden dieser Mundarten für sich. Ein sehr richtiger Gedanke war es gewiss, eine Auswahl altsächsischer, angelsächsischer und friesischer Texte in klarer Ordnung dem Studierenden an

die Hand zu geben; allein es war auch zugleich nothwendig die Texte verständlich zu machen, das Studium der drei Sprachen zu erleichtern, den Anfänger anzuregen. Dafür ist leider wenig geschehen. Nicht einmal eine kurze vergleichende Grammatik der niederdeutschen Mundarten ist in dem Buche zu finden, in welcher jedes Paradigma ein Wort in alts., ags., und fries. Mundart enthalten hätte. Allerdings ist ein Glossar beigegeben worden, welches wissenschaftliches Interesse hat und Gelehrsamkeit beurkundet, aber für denjenigen nicht zu gebrauchen ist, der nicht eine genaue Kenntniss der ganzen Lautlehre besitzt. Denn Hr. Rieger hat nicht jedes Wort in seiner Mundart besonders aufgezeichnet, sondern die friesischen und ags. Wörter unter ihrer altsächs. Form, und wo diese nicht vorhanden war, die friesischen Wörter unter der angels. Form angeführt. Durch dieses Verfahren ist das Glossar für den Anfänger völlig häufig unbrauchbar. Einige zufällige Beispiele mögen das beweisen: Seite 169 steht geschrieben: *end suê eihvelc mon* (und so jeder Mann). Wer weder alts., noch ags., noch friesisch kennt, wird *eihvelc* nachschlagen, aber nicht finden, da es eine friesische Form ist und unter der altsächsischen *êghvelc* steht. Dieses *êghvelc* zu suchen, wird natürlich keinem Anfänger einfallen. S. 201, 20 ist zu lesen: *use frî lond, that is thi riuchta fria stol.* Um zu erfahren was *riuchta* ist, muß man *reht* aufsuchen, wo aber die schw. Nom.-Form *riuchta* nicht angegeben ist. Diesem Mangel wäre einigermaßen durch erklärende Anmerkungen abzuhelfen gewesen; leider sind deren keine vorhanden.

Wissenschaftlicher Werth kann dem Buche nicht abgesprochen werden; die Texte, die R. anführt, sind sorgfältig ausgearbeitet, vortrefflich gewählt und anziehend. Doch scheint es mir, es wäre nicht überflüssig gewesen, das zwischen den Bruchstücken des Beowulf fehlende jedesmal, wie bei Ettmüller, kurz anzugeben.

Es ist Schade, daß, bei seinen sonstigen Vorzügen, dieses Buch nicht denjenigen besitzt, den ihm zu geben so leicht gewesen wäre, und ohne welchen es seinen Zweck halb verfehlt, den Vorzug nämlich, für Ungeübte brauchbar und nützlich zu sein.

ZÜRICH. A. ROCHAT.

Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal. Ein Beitrag zur Kunst- und Sagengeschichte des Mittelalters von Dr. H. Holland. München. Verlag von August Rohsold. 1860. 32 SS. gr. 8.

Der Verfasser, der sich um Sagenkunde schon manche Verdienste erworben, theilt zuerst die Legende von der Gründung dieses Klosters durch Ludwig den Baier ausführlich mit. Die folgenden Abschnitte beziehen sich auf die Regel der dortigen Ritter, auf den Bau des Tempels und dessen Geschichte, auf das Verhältniss Ludwigs zu Albrecht von Scharfenberg, der im Auftrage des Kaisers den jüngern Titurel gedichtet*), auf das Ettaler

*) Dieser Abschnitt wäre, zum Vortheil der sonst hübschen und gelungenen Abhandlung, besser weggeblieben. Der Verf. hätte sich nicht durch San-Marte (Wolfram 2,285 ff.) verleiten lassen sollen, nachdem das Richtige seit Jahren in

Madonnenbild und den h. Gral. Das Resultat der mit großem Scharfsinn gepflogenen Untersuchung ist, daß der den schönen Künsten und Wissenschaften holde Kaiser bei seiner Stiftung zu Ettal nichts Geringeres bezweckte, „als inmitten einer furchtbar erregten und schwer zerrissenen Zeit einen Graltempel zu erbauen und so den schönsten Plan, den eines großen Dichters Geist ersonnen, nach Möglichkeit zu realisieren. Wie Titurel auf überirdische Weise, so wird der Kaiser von dem Bilde selbst geführt, das gleich der Wünschelruthe die Stelle des Tempels bezeichnet; wie in Salvaterre, so haben wir hier ein gleiches Bergplateau, das am Eingange des Landes, und gleichfalls an einer Heerstraße gelegen: es ist die gleiche Waldwildniss, holzverwachsen und zerklüftet. Während auf Munsalvasch nur dem Gralkönig verehelicht zu leben erlaubt ist, hat der milde Kaiser seinen Rittern die Ehefrauen belassen; auch erscheint derselbe Zug, daß die Kinder schon im zartesten Alter, gerade wie von der Gralburg die jungen Edelherren, in herrenlose Lande hinaus gesendet werden.

Auch unsere Ritter waren züchtig und ehrbar zu leben verbunden und hatten ein Abbild des Gralkönigthums in ihrem Meister und ihrer Meisterin. Sodann ist die Anlage der Ettalerkirche mit der des Graltempels, den König Titurel baute, in ganz überraschender Weise zusammenstimmend. Das wunderbare, tausendfältig Gnaden spendende Bild aber, das vom Himmel gekommen war und das nur von den Reinen und Sündenlosen sich tragen und heben lässt, war der Gral dieser Tempeleisen, die hier mitten im Walde und in einer vordem nie gelichteten Wildniss hausten und lebten.

ZINGERLE.

Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Von Johann Mätz. Kronstadt 1860. 101 SS. 8.

Eine sehr fleißige Arbeit, welche uns ein treues, genaues Bild von einer solchen Hochzeit mit ihren Bräuchen und Sitten giebt. Die Schrift

---

Wackernagels Litteraturgeschichte 195. 196 zu lesen steht. An der Entstehung des jüngern Titurel hat Kaiser Ludwig der Baier keinen Antheil. Der in den Heidelberger Bruchstücken genannte „Beier prinz duc Loys et Palatinus“ ist nicht der Kaiser, sondern dessen Vater, Herzog Ludwig der Strenge (1228—1294) der bei der 1255 mit seinem Bruder vorgenommenen Theilung Oberbaiern und die Pfalz mit der Kurwürde und dem Reichsvicariat für sich behielt. Während des Interregnums 1256—1273 war er Reichsverweser und darauf bezieht sich ohne Zweifel die 22. Strophe des Bruchstücks (San-Marte 2, 284), worin er, der im römischen Reich nicht seines Gleichen habe, ein hochgeadelter Aar genannt wird, der mit seinem weiten Fittich die kleinern Vögel (Fürsten) in Schwaben, Baiern und Franken beschirme und dessen Banner man von Österreich bis Flandern flattern sehe. In die genannten Jahre, also noch vor die Geburt des nachmaligen Kaiser Ludwigs (1282), muß daher wohl der jüngere Titurel fallen, jedenfalls noch ins 13. Jhd. Seine Entstehung weiter hinab, ins 14. Jhd., zu rücken, verbieten schon Vers und Reim.

F. PFEIFFER.

zerfällt nach einem lehrreichen Vorworte über Land und Leute (S. 1—15) in die Abschnitte 1. Knecht- und Magdthum oder heimliche Liebe treiben (16—24). 2. Handschlag und Brautvertrinken (24—38). 3. Zur Hochzeit rüsten (38—50). 4. Hochzeitstag (50—79). 5. Schluß der Hochzeit (79 ff.). Wir müssen diese Schrift als das werthvollste bezeichnen, was über Bauernhochzeiten bisher erschienen ist. Der Verfasser giebt nicht nur genauen Bericht über die Feierlichkeiten und Gebräuche bei Eingehung derselben, sondern theilt allen auf Liebe und Hochzeit bezüglichen Aberglauben und Bräuche mit. Daß sichs hier um die Feier der Hochzeit nach uralter Sitte handelt, zeigt uns außer den mitgetheilten Gepflogenheiten, die hohes Alter verrathen, schon der Name *brälft* (Brautlauft). In den Anmerkungen hat der Verfasser Einschlägiges aus andern Gegenden berücksichtigt. — Die mitgetheilten Lieder und Sprüche werden dem Freunde der Volksmundarten sehr willkommen sein. Zum Schlusse wünschen wir, der Herausgeber möge dieser werthvollen Gabe mehrere ähnliche Mittheilungen über die siebenbürgisch-sächsische Sittenkunde folgen lassen.

ZINGERLE.

Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände gesammelt von Heinrich Wittstock. Bistritz 1860. 49 SS. 8.

Diese treffliche Sammlung, dem Verein für siebenbürgische Landeskunde für das Jahr 1860 zur Festgabe bestimmt, hat den Zweck Fr. Müllers Siebenbürgisches Sagenwerk (Kronstadt 1857) zu vervollständigen und in den Liedern den Dialektforschern Material zu ihren Studien zu bieten. Im ersten Theile der Schrift sind die Sagen von Schätzen und Hexen reich vertreten. Unter den letztern ist die von dem gesegneten Sacke S. 10 merkwürdig. Ein Bauer, der ober sich eine Hexengesellschaft mit schauderhaftem Lärm dahinsausen sah, rief voll Angst: „Gott segne euren Reigen.“ Darauf erhielt er die freundliche Antwort: „Gott segne deinen Sack! So lange du Niemanden Etwas sagst, wirst du nichts zu mahlen brauchen!“ Das Wort ging in Erfüllung: das Mehl im Sacke nahm nicht ab, so oft auch davon genommen wurde, bis der Bauer seinem zudringlichen Weibe das Begebniss erzählte. Wir haben hier einen auffallenden Beleg, daß die alten Mythen von segenspendenden Göttern auf Hexen übertragen wurden. Die segnenden Hexen dieser Sage sind an die Stelle einer umziehenden Göttin (Hulda) und ihres Gefolges getreten. Denn das Segnen widerspricht dem Wesen der Hexen, die nur fluchen und zaubern können. In den historisch gefärbten Sagen (S. 17—32) werden die Tatern oft genannt (Nr. 21—27). Zwei derselben (Nr. 25 u. 26) erinnern an das Märchen Hansel und Gretel (Grimm K. H. M. 1, 79). Nr. 27 stimmt wesentlich zur Gutasage in Bregenz (Vonbun S. 90). Bemerkenswerth ist die Sitte, daß in Nösen von Michaeli bis Georgi um 3 Uhr Morgens geläutet wurde (S. 32), wie in mehreren Gegenden Deutschlands während dieser Zeit das Geläute um 7 Uhr Abends im Schwange war. Auf Beowulf weist das Gründelsmôr, ein großer tiefer Sumpf auf

einem Berge der Senndorfer Gemarkung. Unter den Liedern ist eine hübsche Romanze (S. 44) nennenswerth.

ZINGERLE.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern bearbeitet von einem Kreise Bayerischer Gelehrter. 1—8. Lieferung. München 1860. Literarisch-artistische Anstalt. 992 SS. 8.

Die uns vorliegenden Lieferungen enthalten manche recht werthvolle Beiträge zur deutschen Sagen- und Sittenkunde. Dazu gehören die Abschnitte: Haus und Wohnung von Felix Dahn (S. 278 u. 980 ff.), die baierischen Volkssagen von Konrad Maurer (S. 292 ff.), dem Herausgeber der isländischen Sagen der Gegenwart (vergl. Germania 5, 377), Volkssitte (S. 368 u. 990), die oberbaierische Volkstracht (S. 424) von Felix Dahn. Hervorgehoben müssen werden die Abhandlungen über die Volkssagen und die Volkssitte. Es sind dabei nicht nur die ausgezeichneten Werke von Leoprechting, Panzer und Steub bestens benutzt, sondern es ist darin auch viel Neues geboten. So sind dabei die vom zu früh gestorbenen Lentner im Auftrage des Königs Max II. gesammelten Berichte über Volksleben in Baiern zum erstenmale verwerthet und der Öffentlichkeit theilweise übergeben. Das reichhaltige Kapitel „Hochzeit, Taufe und Begräbniss“ (S. 388) rührt gewiss großentheils vom witzigen Dichter der Traubenkuren her, welcher für Volkssitte und Volkstracht die feinste Beobachtungsgabe besaß.

Für Freunde deutscher Sprachforschung ist der Abschnitt: die baierische Mundart in Ober- und Niederbaiern von Sebastian Mutzl (S. 339 ff.) beachtenswerth. Möchten die genannten Abschnitte über Volkssitte und Volkssagen auch abgesondert der Öffentlichkeit übergeben werden, da der Umfang und der hohe Preis der Bavaria einer Verbreitung derselben in weitern Kreisen nicht förderlich sind.

ZINGERLE.

Die Historie von der Pfalzgräfin Genofeva. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte und Mythologie von Julius Zacher. Königsberg 1860.

Der erste Theil behandelt die Sage von der Genofeva litterar.-historisch und weist den Ursprung derselben aus einer lateinischen Aufzeichnung nach, die schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts im Kloster Lach sich befand. Im Verlaufe der Untersuchung weist der Verfasser in der Genofevalegende die Niederschläge eines alten Mythus nach. Er findet in ihr den Mythus von Mitoðin (s. Menzels Odin p. 84—87) und sieht in Siegfried Oðin, in Genofeva Berchta, in Golo den Zauberer Mitoðin. Die mit gewissem Scharfsinne geführte Untersuchung kann jedoch die Identität des alten Mythus und der Legende nicht bestimmt genug nachweisen.

ZINGERLE.

Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen von Karl Seifart. Zweite Sammlung. Cassel und Göttingen. Georg Wigand 1860. XII u. 208 SS. 8.

Diese zweite Sammlung reiht sich würdig der ersten im J. 1854 erschienenen an. Unter den Sagen sind besonders die vom wilden Jäger (S. 15 ff.), von dem Hödeken (S. 41—50), von den Zwergen beachtenswerth. Die Sage vom w. Jäger enthält noch sehr alte, ungetrübte, großartige Vorstellungen: „der wilde Jäger ist der König von allen Gespenstern, er gibt sich selbst nicht leicht mit einem Menschen ab; um ihn zu strafen, dazu ist er viel zu vornehm und hält sich seine Leute dazu. Leute hat er genug. Wenn er in sein Horn stößt, so antworten ihm die Eulen neun Meilen Weges in der Runde, und dann muß sich alles, was den Hahnenschrei nicht ertragen kann, um ihn versammeln (S. 17). Wie der Rodensteiner Kriegsfahr anzeigt, so der wilde Jäger zu Hildesheim: „Kurz vorher, ehe die französischen Völker in's Land fielen, zog der w. J., der sonst nur viermal im Jahre jagt, jede Nacht mit einem so wüthenden Lärm durch das ganze Stift, als ob hunderttausend Mann Fuß- und Pferdevolk durch die Luft rasselten. Auch über die Schlachtfelder fährt der wilde Jäger und liest sich die gefallenen Soldaten auf, welche ein gottlos Leben geführt haben; davon hat er seine große Mannschaft an Fuß- und Pferdevolk S. 18. — Das Erscheinen der Hexe als Gans S. 58 mahnt an die Schwanjungfrauen.

Auch die Gebräuche enthalten manche neue Belege. Das wilde Feuer war bis auf die neuesten Zeiten zur Verhütung von Viehseuchen üblich. An jeder Seite der zur Weide führenden Trift, wurde neben einigen aufgeschichteten Reisighaufen ein trockener Pfahl fest in die Erde gerammt, durch ein in den Pfahl gebohrtes Loch wurde ein flächsenes Seil gethan und dann dasselbe von rüstigen Männern so lange kräftig hin und hergezerrt, bis es in Brand gerieth. Mit dem so gewonnenen wilden Feuer wurden die Reisighaufen in Brand gesetzt und sämmtliches Weidevieh von dem zahlreich versammelten Volke durch die Flammen getrieben. Dieses Durchtreiben schützte nicht nur vor Seuchen, sondern auch vor anderen Gefahren, denen das Vieh draußen ausgesetzt ist. S. 136. — Es würde zu weit führen, wenn wir auf mehrere derartige Mittheilungen näher eingehen wollten. — Die Aufnahme des unechten Märchens: Prinz Habuttchen (S. 93. vgl. S. 178) können wir nicht billigen. Bei den fleißigen Anmerkungen hätte auf Panzer's und Rochholz's Werke öfter Rücksicht genommen werden sollen. Die Zwerglöcher (S. 165) finden sich auch sehr häufig in Süddeutschland. — Der Name Hexe ist schon Geiler ganz geläufig.

ZINGERLE.

Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge. Von Gustav Mosen. Zwickau, Verein zur Verbreitung guter Volksschriften. 1861. 88 SS. 8.

Diese kleine Schrift ist ein werthvoller Beitrag zur Litteratur der Volksschauspiele. Sie weist nach, daß zwei Arten der Weihnachtsspiele: die Engel-

schaar und die Kö igsschaaren im sächsischen Erzgebirge bis auf die neueste Zeit sehr verbreitet und beliebt waren. Erst vor wenigen Jahren gelang es den unermüdlichen Anstrengungen der Polizei dieselben zu unterdrücken; die Erinnerung daran und die Sehnsucht darnach leben aber fort. Der Verfasser gibt ausführliche Berichte über den Text, die Ausführung und Costüme. Die Engelschaar, wie man sie in Hermannsdorf, Frohnau und Wiesa spielte, theilt er ganz mit (S. 22 ff.). Den zweiten Theil des Büchleins bilden Reformvorschläge und ein neuer Text. Bei letzterem können wir die Beseitigung der lustigen Person, die gewöhnlich der Wirth, ein Hirt oder ein Bedienter vertritt, nicht billigen. Das Volk will das komische Element auch bei heil. Stücken nicht ganz vermissen.

ZINGERLE.

Der Tannhäuser und der ewige Jude. Zwei deutsche Sagen in ihrer Entstehung und Entwickelung historisch, mythologisch und bibliographisch verfolgt und erklärt von Dr. J. G. Th. Grässe. Zweite vielfach verbesserte Auflage. Dresden Schönfeld's Buchhandlung 1861. VI und 130 SS. 8.

Der vielversprechende Titel passt nicht gut zur mangelhaften Schrift. Der erklärende Theil muß geradezu schwach genannt werden. Hollands Aufsatz über Tannhäuser ist ungleich gediegener, als diese oberflächliche Arbeit. Aber auch der bibliographische Theil lässt viel zu wünschen übrig. Bei derartigen Monographien ist jedermann berechtigt Vollständigkeit und Genauigkeit der bibliographischen Daten zu fordern. Beides findet man hier nicht. So scheint Hr. Grässe nicht einmal zu wissen, daß die auf Felicia bezüglichen Strophen (S. 17 und 30) dem Wartburg-Kriege (Simrock's Ausg. S. 111 u. 113) angehören. Bei dem S. 31 besprochenen Verhältnisse zwischen Meerfeien und Männern sollten wenigstens Wolfs Beiträge 2, 283 ff. und Schönwert's kostbare Mittheilungen aus der Oberpfalz (2, 194 ff.) berücksichtigt sein. Zu den Wanderungen des ewigen Juden vgl. Alpenburg Alpensagen S. 176. Birlinger 1, 211. Rochholz 2, S. 306—309. Tirol. Sagen S. 371 und den umgehenden Schuster in Lentner's Geschichten aus den Bergen. Simrock's Aufsatz über den ewigen Juden (Wolfs Zt. 1, 432) sowie die neuern Ausgaben des Volksbuches vom ewigen Juden scheint Hr. Grässe nicht zu kennen. Zu S. 112 (Paracelsus) verweise ich beispielshalber nur auf Alpenburgs Mythen S. 302—308. Tirol. Sagen S. 313. 417. Müllers Siebenbürgische Sagen S. 84 u. 198. Die Litteratur über den wilden Jäger S. 118 ist sehr mangelhaft. — Die dem Tannhäuser zugeschriebenen Lieder S. 70—73 sind wörtlich aus der Germania 5, 361 abgedruckt und somit der Wiltener, nicht der Colmarer Handschrift entlehnt. Hätte Hr. Grässe Holland's S. 23 belobten Aufsatz aufmerksam gelesen, so hätte er sehen müssen, daß im Colmarer Cod. die besagten Gedichte S. 785, und nicht Bl. 101^{ab}, wie er citiert, stehen.

ZINGERLE.

Deutsche Alpensagen gesammelt und herausgegeben von Johann Ritter von Alpenburg. Wien bei Braumüller 1861. XIV u. 383 SS. 8.

Den Herausgeber der Mythen und Sagen Tirols (Zürich 1857), einmal innig eingelebt in die Zauberkreise der heimischen Sagenwelt, zog es unwiderstehlich dazu hin, weiter zu sammeln (S. III.). Frucht dieser Mühe ist die vorliegende neue Sammlung. Er hat dieses Mal seine reiche Lese anders, nämlich nach Ortschaften geordnet. Vom Salzburger Gränzlande ausgehend führt er uns durch Unter- und Oberinnthal nach Vinstgau und in's Etschland, den Schluß bildet eine abgesonderte Wanderung durch das Wipp- und Pusterthal nach Wälschtirol. Das hübsch ausgestattete Buch enthält viele, theilweise schon bekannte Sagen von wilden Fräulein, Zwergen und Riesen, Hexen und Geistern, Teufeln und Schreckgespenstern, Schätzen u. a. Darunter finden sich manche seltene und neue Züge. Ich verweise nur auf Nr. 186, 289, 319, 399. Werthvoll sind die Mittheilungen über den Haselwurm (S. 373), der in Tirol die weiße Schlange der deutschen Sagen und Märchen vertritt. Der Sammler erzählt frisch und anziehend, und auch an heiterer Laune fehlt es ihm nicht, wenn er drollige Streiche berichtet. Zu wünschen wäre, daß er in den Anmerkungen die einschlägige Litteratur berücksichtigt hätte; nur auf seine Mythen und Sagen und Bechsteins Sagenbuch wird hin und wieder verwiesen. Dafür hätten einige Anmerkungen z. B. Abend bieten, so viel als grüßen S. 4, verzog = verschleppte S. 101 wegbleiben können. Bedeutsamer freilich ist die Note zu Nr. 239: „die eigentliche (!) Volkssage sagt, daß es ein goldbeladener Esel gewesen. Ich habe ein Saumroß daraus gemacht, um unzeitigen Witz zu verhindern, daß ein reicher Esel die Stätte des altehrwürdigen Stiftes bestimmt habe.“ — Die S. 261 mitgetheilte Legende ist Wolfs Zt. 2, 116 entnommen und bezieht sich auf den Wallfahrtsort Pinee (Tirol. Sg. S. 357) und nicht auf St. Felix. Gegen willkührliche Textveränderungen bei einem alten Liede wie scharfer st. scharfen, grünet st. bliedet, schön st. schien (wobei sogar der Reim verloren geht), Wunderbild st. des dem Volke geläufigen Mirakelbild muß Verwahrung eingelegt werden. Zu S. 266 muß bemerkt werden, daß im deutschen Südtirol nicht die Fack, sondern der Fack üblich sei. Fehlerhaft ist die Schreibung Pitze (S. 101). Warum ist S. 147 an das Wappen der thüringischen Stadt Waltershausen, und nicht lieber an das der tirolischen Herren von Heufler verwiesen worden? — Doch derartige kleine Mängel thun im Ganzen dem Werthe des Buches keinen Abbruch, das wie Alles, was der Verfasser sinnt, thut und denkt, dem theuern Vaterlande gehört (S. IV). Ein ziemlich vollständiges Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches.

ZINGERLE.

Das bayerische Hochland von Ludwig Steub. München. Literarisch-artistische Anstalt 1860. VIII u. 570 SS. 8.

Dieß mit attischem Witze und großer Anmuth geschriebene Werk enthält vieles, was sich auf Sagenkunde bezieht. Zunächst wird uns manches über Sitten und Gebräuche mitgetheilt (S. 32—62), wobei uns schließlich

über die Verheerung des Volkslebens einige bedeutsame Winke gegeben werden. Die das Alte nivellierende Zeit und die Pique der sich langweilenden Beamten auf die Kurzweile der Bauern tragen die Hauptschuld daran (S. 62) in Baiern. In andern deutschen Gauen könnte man den Clerus als dritten im Bunde bezeichnen. In der Folge (S. 65 u. ff.) berichtet Steub über Sagen und erörtert dabei ausführlich die Sage von der Geburt Karls des Großen auf der Reismühle und jene von dem unterirdischen Fortleben dieses Kaisers im Untersberge (S. 80 ff.). Die baierischen Sagen von den drei Fräulein oder den drei Schwestern, die zuerst Panzer mit großem Fleiß gesammelt und richtig erklärt hat, kommen alsdann an die Reihe (S. 94 ff.). Andere Sagen finden sich zerstreut S. 311, 328, 342, 355, 362—378, 405, 407, 440, 445, 451, 453, 466, 470, 477, 479, 481, 494. Alte Bräuche werden 264, 313 u. 471 berichtet. Für die Freunde deutscher Heldensage hebe ich folgende Nachricht aus: das Wappen des Klosters Seon ist ein rothes Seerosenblatt in weißem Feld. „Das Seerosenblatt spielt in der Heraldik der oberbaierischen Seegelände eine bedeutende Rolle, fast wie der Steinbock in den Wappen der Tiroler und Graubündner. Seon, Chiemsee, Tegernsee haben es als ihr Zeichen gewählt und auch die edlen Geschlechter im Gau nahmen das schöne Laub sehr gerne auf in ihre Schilde“ (S. 306). Es erinnert dieß an die wolkenblauseidene Fahne Herwigs, von der es heißt: *sêbleter swebent dar inne* Kudrun 1373. — Zu dem über das Universalgenie Werinher von Tegernsee Gesagten (S. 187) verweise ich auf „des Priesters Wernher driu liet von der maget“ herausgegeben von Jul. Feifalik. S. XVI ff. Steubs baierisches Hochland muß jedem Freunde deutschen Landes- und Volkslebens bestens empfohlen werden.

ZINGERLE.

Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. Von Wilhelm Mannhardt. Mit zahlreichen Holzschnitten von L. Pietsch. Erster Theil. Die Götter. Berlin 1860. Verlag von Heinrich Schindler. II und 328 SS. 8.

Hr. Mannhardt, der sich durch seine Aufsätze in der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, sowie durch seine Germanische Mythen (Berlin bei F. Schneider 1858) als einen der eifrigsten Forscher und der tüchtigsten Kenner deutscher Mythologie gezeigt hat, unternahm es im vorliegenden Werke die bedeutendsten Schätze der germanischen Götterlehre in einfacher und genau den Quellen folgender Darstellung den Gebildeten der Nation zugänglich zu machen. Er benützte dabei nicht nur die Werke von Grimm, A. Kuhn, Lilienkron, Petersen, Munch, Simrock, Uhland, Weinhold, J. W. Wolf u. A., sondern gibt viele, oft überraschende Ergebnisse neuer und eigener Untersuchungen. In der Einleitung spricht er sich über den Werth, die Eigenthümlichkeit und die Aufgaben der germanischen Mythologie aus und erörtert eingehend das Wesen der Mythen im allgemeinen und die Gesetze ihrer Entwickelung (S. 15—47). Eine kurze Geschichte der germanischen Mythologie folgt (S. 47—86), die gewiss das beste ist, was bisher über diesen Gegenstand geschrieben worden. An sie anknüpfend geht er zu

den ersten Naturelementen der germanische Mythen über (S. 87—106). Der übrige Theil dieses ersten Bandes ist Wôdan (S. 107 ff.), Thunar — Thorr (S. 187), den übrigen Göttern (S. 233 ff.) und den Göttinnen (S. 269 ff.) gewidmet. Wir begrüßen dieses treffliche Buch, das geeignet ist dem Studium deutscher Mythologie einen weiten Kreis von Freunden zu gewinnen, mit wahrer Freude. Ein großer Vorzug desselben ist, daß der mit der indischen Litteratur und Mythologie sehr vertraute Verfasser viele Analogien beibringt und zahlreiche Punkte vergleichend behandelt. Es ist dieß ein glücklicher Schritt, die Früchte vergleichender Mythologie einem größern Leserkreise zugänglich zu machen. Bei all den Vorzügen des Buches muß ich einen Mangel desselben berühren. Hr. Mannhardt benützt die große Litteratur von Sagen, Bräuchen, Aberglauben in reicher und umsichtiger Weise, ja er hebt bezügliche Stellen oft wörtlich aus fremden Sammelwerken aus, ohne jedoch die Quelle zu nennen. Jeder, der sich mit der deutschen Mythologie näher beschäftigt und weitere Nachweise wünscht oder in den Quellen selbst nachsehen will, vermisst aber dabei die Angabe der benützten Sammlungen schwer. Es sind solche Verweisungen um so wünschenswerther, „da einigemal verschiedene Traditionen in der Darstellung in einander verflochten sind, welche der Forscher bei Untersuchungen auseinander zu halten hat“ (Vorrede S. II.), und man bei Untersuchungen, die durch das Buch angeregt werden möchten, stets auf die Quellen selbst zurückgehen muß. — Zum Schlusse folgen hier einige Bemerkungen. Zu S. 96 der Wind gibt Birlinger einen erwünschten Beleg: „Ein altes Weib von Munderkingen pflegte dem Wind schwarzes Mus zu kochen und ihm zum Dachladen hinauszustecken: man müsse die Windhunde füttern“ (Volksthümliches I, 191). Zu dem Mann, der die Stürme macht, S. 98 halte man die Wind fächelnden Wächter mit den Fledermausflügeln in Tiecks Elfenreich.

ZINGERLE.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur, unter besonderer Mitwirkung von F. Wolf, herausgegeben von Dr. Adolf Ebert, Professor an der Universität Marburg. Zweiter Band. Berlin, F. Dümmler's Verlagsbuchhandlung u. A. Asher et Co. 1860. 8.

Der zweite Band des Jahrbuches, dessen erste Hefte wir in dieser Zeitschrift 4, 377 ff. besprochen haben, enthält mehrere Abhandlungen, die auch für die deutsche Philologie von besonderem Interesse sind. So namentlich derjenige, der den Band einleitet: L'Enéide de Henri de Veldeke et le Roman de Enéas, attribué à Benoit de Sainte-Moore; par Alexandre Peŷ (S. 1—45). Der Verfasser gibt eine eingehende Vergleichung beider Dichtungen, auf deren nahen Zusammenhang er schon früher in einem besonderen Schriftchen hingewiesen hatte. Ferner das von Tobler veröffentlichte 'Dit du Magnificat,' von Jean de Condé (S. 82—104), das denselben Stoff wie der dem Stricker fälschlich beigelegte 'König im Bade' behandelt. Es geht eine Inhaltsangabe der Hs. (bibl. Casanatens. B. III. 18) voraus, aus der Tobler jüngst Condets Gedichte herausgegeben hat. Sodann: F. Lieb-

recht 'ein weiterer Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie' (S. 121—138). Liebrecht behandelt die weite Verbreitung mehrerer Sagenstoffe (z. B. der Legende von dem Manne im Brunnen, die im Barlaam u. s. w. vorkommt, die Crescentiasage u. a. In einem andern Aufsatze (S. 314—334) handelt Liebrecht 'über die Quellen des Barlaam und Josaphat' d. h. der Legende. Dr. Sachs gibt Auszüge aus dem provenzalischen Lehrgedicht: Breviari d'amor (S. 335—357). Holland endlich gibt eine Inhaltsangabe des Roman de la Poire (S. 365—368), der noch ungedruckt ist.

K. B.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des germanischen Museums. Neue Folge. Siebenter Jahrgang (1860). 4.

Von den Artikeln dieses Jahrgangs verdienen folgende, als dem Gebiete der deutschen Alterthumswissenschaft nahe stehend, genannt zu werden: Über Dorfeinfriedungen und Grenzwehren von Marken, Gauen und Ländern (Nr. 1 u. ff.); zur Geschichte des deutschen Gildewesens im Mittelalter, (Nr. 2); über alte Gewichte (Nr. 2 ff.); ein Weisthum aus dem 13. Jahrhunderte (Nr. 3); Bruchstück des Wilhelm von Orange von W. von Eschenbach (Nr. 4); die ältesten Buchdrucker Nürnbergs (Nr. 4); zur Erklärung der heidnischen Bronceringe (Nr. 4); zur Geschichte der Musikinstrumente von R. v. Rettberg (Nr. 5 ff.); Lebensbedarf im 15. Jahrhundert (Nr. 7); Humpelschützen (Nr. 7); Verschiedenes zur deutschen Culturgeschichte (Nr. 8); das Kirchenportal der Abtei Petershausen (Nr. 8); Dreierlei zur deutschen Namenforschung (Nr. 9); zur Erbauung des schönen Brunnens in Nürnberg (Nr. 9); zu den Sprüchen von den deutschen Fischen (Nr. 9); alte Witterungsregeln (Nr. 10); zur Geschichte der Feuerwaffen (Nr. 11); zur Geschichte der Fechtschulen in Nürnberg (Nr. 11).

K. B.

Die Limburger Chronik des Johannes. Nach J. Fr. Faust's Fasti Limpurgenses herausgegeben von Dr. Karl Rossel. Wiesbaden bei Roth. 1860.

Von dieser für die deutsche Litteratur- und Sittengeschichte bedeutsamen Chronik giebt Dr. Rossel einen genauen Abdruck der ersten Ausgabe (von 1617); eine Hs. hat sich bekanntlich nicht erhalten. Die verbreitetste Ausgabe (von Vogel) ändert den Text und viele Namen willkührlich. Eine kritische Herstellung hat der Herausgeber nicht versucht; sie möchte aber, was die Mundart betrifft, nicht außer den Grenzen der Möglichkeit liegen.

K. B.

Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln durch Italien, Syrien, Ägypten, Arabien etc. herausg. von Dr. E. v. Groote. Cöln 1860. Heberle. LIII, 280 SS. gr. 8.

Der Ritter schildert seine Reise in den Jahren 1496 bis 1499, die einerseits durch ihren Inhalt, der viel Material zur Geschichte der Sitten,

des Handels, der Gewerbe und Künste enthält, andererseits durch die Sprache (sie ist niederrheinisch) anzieht. Ein kleines Glossar ist am Schlusse beigegeben. Der Herausgeber hat die Bilder, die sich in den drei benutzten Handschriften finden, in sauberen Holzschnitten wiederholt.

K. B.

Eye, Dr. A. v., und J. Falke, Kunst- und Leben der Vorzeit. Zweite nach chronologischer Reihenfolge zusammengestellte Ausgabe in 3 Bänden. Nürnberg 1860.

Die erste Ausgabe dieses populär gehaltenen, aber durch das mitgetheilte Material auch dem Alterthumsforscher unentbehrlichen Werkes erschien 1855—1858. Die begonnene Zweite hat den Vortheil der chronologischen Anordnung. Derartige Werke sind in der Regel wegen ihres hohen Preises dem Privatmanne unerschwinglich; das vorliegende hat den Vorzug der Wohlfeilheit.

K. B.

Dietrichs erste Ausfahrt herausgegeben von Dr. Franz Stark. (LII. Publication des literarischen Vereins in Stuttgart). Stuttgart 1860. XX, 353 SS. 8.

Diese interessante Publication enthält eine von der bisher bekannten vielfach abweichenden Recension von 'Dietrichs Drachenkämpfen' oder 'Dietrich und seine Gesellen.' Sie ist namentlich auch desswegen wichtig, weil sie vielfach mit der verkürzten Bearbeitung im sogenannten Heldenbuche Kaspars v. d. Rön stimmt, deren Quelle verloren gegangen. Die Einleitung gibt eine genaue Darlegung des Verhältnisses der 3 Recensionen. Den Schluß bilden kritische Anmerkungen und ein sehr eingehendes Namenverzeichniss.

KARL BARTSCH.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen

ÜBER JOHANNES ROTHE.

VON

FEDOR BECH.

V.

Schon in der Beurtheilung der von v. L. herausgegebenen Chronik, in dem vorigen Jahrg. dieser Zeitschr. S. 235, wurde auf den abweichenden Text des gereimten Prologs hingewiesen, welcher sich nach einer Anmerkung Rückerts zu Köditz v. Salf. S. XVII im „Cod. Goth. Nr. 180" finden sollte. Die um Vieles bestimmtere Art und Weise, mit der dort Rothe von seinen Schriften redet, erregte den Wunsch jene Stelle in ihrem Zusammenhange kennen zu lernen. Eine nähere Einsicht, zu welcher die Güte des Herrn Dr. Pertsch in Gotha verhalf, hat nun ergeben, daß die betreffende Vorrede nicht als eine bloße Variante zu dem von v. L. geliefertenTexte, sondern als ein zum Theil ganz anderes, für sich bestehendes Schriftstück anzusehen ist. Während nämlich das in den Text bei v. L. verwebte Akrostichon eine Dedikation an die Landgräfin Anna enthält, bringt das hier angebrachte folgende Widmung:

Deme gestrengin Brûnen von Teitelèibin amchtmane ûf Wartberg.

Nichts desto weniger kann man die Autorschaft auch dieser Vorrede niemand anders als Rothe zuschreiben. Denn daß Urban Schlorff, welcher am Schluß der angefügten Chronik f. 288[a] bemerkt: *ûzgeschreben disse cronicken von mir Vrban Schlorffen zu Theneberg anno domini* M. CCCC. LXXXVII°. *die czit schosßer daselbist am Sontage sent Johannes des toufers tage* — diese Verse nicht selbst verfertigt, sondern nur abgeschrieben hat, wird wohl bei Niemand

einem Zweifel unterliegen, schon darum nicht, weil der Text sehr lückenhaft überliefert ist und weil die Schlorff geläufigen Wortformen nicht durchgängig harmonieren mit denen des Akrostichon. Dagegen spricht für Rothe, daß die in diesen Strophen niedergelegten Gedanken fast gar nicht verschieden sind von denen, welche sich in dem Prolog der Ausgabe von v. L. finden, ja daß hier zum Bau des Akrostichon, so weit es die den Verfasser leitende Rücksicht auf dasselbe zuließ, dieselben Verse als Bausteine zum Theil wieder verwendet worden sind; so sind beiden Stücken gemein v. 1—12, 21—24, 45—60, 73—76, 81—96, 100—106, 120—123, 128—131*). Diese Annahme wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß der erwähnte *Brûne amichtmann ûf Wartberg* ein Zeitgenosse Rothes und somit vielleicht eine einflußreiche Mittelsperson war zwischen ihm und dem landgräflichen Hofe. Dem Herrn Professor Rein in Eisenach verdankt der Verf. mit Bezug auf diesen Punkt folgende Mittheilung: „*Teiteleibin Toyteleuben Thuteleiben Toiteleben Duteleuben*, jetzt *Teutleben*, Dorf bei Gotha, gab einer adlichen Familie den Namen, die seit dem Jahre 1114 erscheint und 1712 oder 1714 erlischt. Sie war reich begütert, namentlich bei Waltershausen im Hörselgau, Laucha, auch bei Langensalza und in Eisenach selbst. Mehrere Mitglieder bekleideten Amtmannsstellen, so in Thungsbrück, Gotha, Tenneberg, Herbsleben, aber nur einer, *Bruno*, 1419 auf Wartburg, wie die Eisenacher Rathsfasten (in der Bibliothek des geistl. Ministerium zu Eisenach) angeben**). Derselbe Bruno borgte im Jahr 1407 dem Landgrafen Friedrich 327 fl. (nach dem Copialbuch Nr. 32 im Dresdener Archiv). Zum letzten Male wird er 1428 neben seinem Bruder Heinrich genannt (Copialb. des Dresd. Archivs). Jedenfalls ein anderer ist Brûno, der als Burgmann von Tenneberg mit seinem Bruder Friederich 1371 genannt wird; doch ist das verwandtschaftliche Verhältniss nicht klar. (Auch diese Notiz stammt aus einem Dresdener Copialbuche)."

Da wir sonach zwei verschiedene Dedicationen zu scheinbar ein und demselben Werke und von ein und demselben Verf. haben,

---

*) Diejenigen Verse, welche in beiden Redactionen zugleich vorkommen, sind durch Cursivdruck vor den übrigen ausgezeichnet worden.

**) Diese Fasten hat Hr. Prof. Rein abdrucken lassen in der Zeitschr. d. Vereins f. thüring. Gesch. und Alterth. B. 2, S. 174—180; 3, 165—184. Bei dem Jahre 1419 findet sich die Bemerkung: *advocatus in Wartburg Bruno de Toiteleben.*

so ist ferner anzunehmen, daß Rothe selbst mehr als ein Exemplar von seiner Chronik anfertigte oder anfertigen ließ. Denn daran darf nicht gedacht werden, daß die in Rede stehende Vorrede etwa einem andern Buche zugehört habe. Die Hinweisung auf eine Chronik ist unverkennbar, vergl. v. 100—106, 120—135, besonders 168 folg. Nur das ist noch in Frage gestellt, ob das dem Amtmann Ritter Bruno gewidmete Exemplar einen gleichgroßen Umfang gehabt habe als das, welches für die Landgräfin bestimmt war; und dann bliebe noch zu erörtern, welche von beiden Redaktionen die frühere gewesen sei. In Bezug auf den ersten Punkt lässt sich aus der darauf folgenden, überaus flüchtig und lückenhaft geschriebenen Chronik (f. 160ᵇ—289ᵃ), so wie sie Schlorff überliefert hat, wenig mit Sicherheit ermitteln. Einestheils sieht das Ganze aus wie ein nachläßiger, die Thatsachen hie und da vermengender Auszug aus der Arbeit Rothes; an nicht wenigen Stellen stimmen sogar beide wörtlich überein; anderntheils aber stößt man wieder auf kleinere Stellen, ja längere Abschnitte, die sich in der bekannteren Chronik nicht finden oder höchstens nur angedeutet sind. Vor allen gehört hierher als längere Episode die Legende des heiligen Bonifacius auf f. 182ᵇ bis f. 190ᵃ, eine Übersetzung oder besser eine ins Breite gehende Paraphrase der „Legenda patroni Germaniae sancti Bonifacii“ bei Mencken Scriptt. rer. German. I, 833—851. Die Art der Übertragung ist ganz in Rothes Manier, der auch sonst durch unwesentliche Zuthaten und längere Umschreibungen seine Quellen zu verdeutlichen pflegt. Die von Mencken (l. l. S. 851—866) beigefügte deutsche Übersetzung, welche nach der Einl. zu dessen Werke „*ex Ms. vetusto Joh. Wilhelmi Neumeyeri a Ramsla*“ entlehnt ist, stimmt fast wörtlich mit der bei Schlorff. Als zweites Beispiel sei hier erwähnt die zwischen die gereimte Vorrede und die Schöpfungsgeschichte eingeschobene Schilderung von der kaiserlichen Herrschaft und dem kaiserlichen Palast Gottes. Sie beginnt: *in deme namen gotis amen. In eines keisers palas geborn sich zcuforderst drierlei wonunge zcu habene, in den sine konigliche gewalt unde êre erschinet* etc. und schließt: *sô schrîbet zuerst an der prophete Moyses unde spricht: in deme anbeginne geschuf got himmel unde erden von nichte* etc. Sollte nicht an der Spitze des der Landgräfin Anna bestimmten Exemplares etwas dem Ähnliches gestanden haben? Daß der Schluß der gereimten Vorrede dort lückenhaft ist, erkennt selbst v. Lil. S. 10 Anm.; auch ist nicht zu leugnen, daß der mit den Worten:

in deme namen gotis anhebende Eingang weit würdevoller und einer mittelalterlichen Chronik entsprechender lautet; endlich muß man nach den Worten der Vorrede selbst, welche den Inhalt der Chronik kurz angibt, fast etwas derartiges erwarten, denn da heißt es ausdrücklich S. 8 ed. v. Lil. *zcu êrste sagit dit bûch alsô | wî got himmil unde ertrîche | geschûf unde wart ein keisir dô | unde heldit noch daz rîche.* Sonst ist in Erwägung zu ziehen, daß die Inhaltsangabe der Vorrede an Bruno (v. 200—203) scheinbar einen kleineren Umfang der Chronik beschreibt als die Vorrede an die Landgräfin S. 8; während nämlich dort deutlich Bezug genommen wird auf die miteingeflochtene Geschichte der „Päbste und Kaiser," fehlt hier die nähere Hinweisung auf diesen Theil des Stoffes.

Ein noch weiteres Feld zu Vermuthungen gewährt der zweite Punkt. Wenn v. 41—42 gesagt wird *nû mucz ich doch voldrucke mit dessim andirn bûche,* so mag allerdings für den ersten Blick die Entscheidung dahin ausfallen, daß man das Exemplar an Bruno später zu setzen habe. Allein bei näherer Betrachtung wird man wohl zugeben müssen, daß diese Andeutung zu unbestimmt gehalten ist, als daß sich ein sicherer Schluß daraus machen ließe; v. 30 und v. 38 erlauben keine bestimmte und sichere Beziehung.

Bei der Revision des im folgenden gegebenen Textes ist statt des *y* der Handschr. -durchgängig, statt des tonlosen und statt des stummen *e* meistens *i* geschrieben worden, ohne daß die Varianten unterm Texte vermerkt wurden; auch im Auslaut einiger Silben sind hie und da die mediae *d* und *g* stillschweigend wieder hergestellt worden. Überhaupt war hierbei das Streben dahin gerichtet, die aus den Akrostichen, dem Ritterspiegel u. s. w. bekannte Sprechweise Rothes hier wieder zur Geltung zu bringen.

Noch einmal hier auf eine nähere Beschreibung der Handschrift einzugehen, aus welcher die folgenden Verse entnommen sind, wäre überflüssig, da von Rückert Einl. z. Leben des h. Ludewig S. 17—18 und von v. Liliencron Einl. z. Rothes Chronik S. 10—11 bereits das Nöthigste hierüber berichtet ist.

Cod. 158[b] D *Dorch lust in mîner jogunt*
schreib ich unde tichte,
nâch mînes sinnes mogunt
ich manchirlei ûzrichte.

1. durch. 2. *L.* (= *Ausgabe von v. Liliencron*) ich schreib ich sang ich tichte. 4. mancherleye. *L.* berichte.

e *Etzliche nutze wârin,*
dî sint biz her nach blebin,
doch habe ich in den jârin
er vel umme sus geschrebin.
m Mîn sêlgerête ich wolde
nû setzin unde mache
mit bûchirn als ich solde
mit den von Îsenache.
e Er wordin sechse an der czal,
drî von den gûtin setin,
dî andirn drî ûzprîsin sal
daz reht von andirn stetin.
g Gesament ich si hatte
mit erbeit und mit mûwe;
si habin er kleine batte,
daz mûcz mich nû rûwe.
e *Ez sint gar wênig nutze*
dî bûchir [*in*] *den blindin,*
swert unde ouch geschutze
czagin unde kindin.
s Sidir mich begunde
nâch woltât abir dorstin,
ich sammente als ich kunde
czwei bûchir ouch den forstin.
t Torste ich daz nû sagin,
eime ist dî tinte zcu bleich,
nicht darf her darnâch frâgin,
wem die ougin sint zcu weich.
r Rein unde clâr gesichte
mit vornunftigen sinnen
— — — — — —
— — — — — —

5. waren. 6. die. 7. jaren. 8. or vil vmbsust geschreben. *L.* gar vil umbsust. 9. selgerethe. 10. nŭe. 11. alzo. 14. drye. sethen. 15. die. drye. 17. gesammet. 18. muhe. 19. sie. or. bathe. 20. nŭe. 21. *L.* des sint. 22. die buchere. *L.* die bucher yn den bl. 23. *L.* die swert. 24. *L.* den z. u. den k. 25. sydder. begonde. 27. sammette. alzo. konde. 28. buchere. fursten. 29. nŭe. 30. tȳte. 31. dorff. 32. wē. die augen.

e Ez mûze got irbarmin,
daz unsir gebrechin sint sô vel,
daz volg beginnet vorarmin,
ez hêrschit jtzund wer dâ wel.

n Nû mucz ich doch voldrucke
mit dessim andirn bûche;
kunde ich ez sust gesmucke,
der rîme ich mich entrûche.

g *Getretin bin ich nû alsust*
in des aldirs ordin,
daz mir vor jârin was ein lust,
daz ist mir nû ein erbeit wordin.

Cod. 159ª. i *Iz czittirn mir di hende,*
di sinne sint mir wordin laz
dî vor mir wârin behende;
nû mûcz ich schrîbin dorch ein glas.

n N. — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

B *Bûchir mûcz her lesin vel*
adir vele land dorchwandirn,
wer etzwaz fromedis wissen wel
unde geacht [*sîn*] *vor den andirn.*

r Rûme sal her sich abir nicht
unde al czû grôz ûzgebin
— — — — — —
— — — — — —

u Vindet her danne solchin glimpf,
daz her mit êrin lebit,
bilche sîn ernist unde schimpf
obir andirn lûtin swebit.

---

38. vil. 40. ytczunt. wil. 41. nûe. mus. 42. dissem. 43. konde. 45. nûe *und so immer.* *L.* nu byn ich kommen alsust. 48. *L.* ist nu eyne arbeit w. 49. ez. 50. *L.* ouch *statt* mir. 51. *L.* unde muss nu s. 54. durch *und so immer.* 57. buchere. vil. *L.* her muss obirlessen vil. 58. vil landt durchwandere. *L.* manch. l. d. 59. fromdis. wil. *L.* fromdes. 60. geacht, sin *fehlt.* *L.* louftigk seyn. 61. er. 67. billiche. ernst. 68. obir. luthen.

n Nicht sal her haldin daz vor gûd,
daz vele lûte gûd achtin,
ez sal wol irkennen sîn mûd
unde eigintliche betrachtin.
e *Ez schînen vel der dinge wâr,*
dî doch sint gelogin,
etzliche falsch, dî recht sint gar,
also werdin wir betrogin.
n Nû verwit sich der smeicher
mit eime frundlichin lachin,
der ernist ist kein leicher,
den gûde frunde machin.
v *Vel der dinge schînen gûd,*
dî wênig gûtis an en hân,
sô schînen etzliche, dî man tûd,
bôse, dî gût sint getân.
o *Obir allin schatz ûf ertrîche*
gebit sich di wîsheit hôe,
des sal er keinerlei sîn glîche
daz sich czu girheit zcôe.
n *Nicht werdit her des gûtis arm*
wer nâch wîsheit ringit,
unde lêzit her sich gerne irbarm,
czu gnâdin got he twingit.
T *Tôrheit ist daz allız gar*
waz âne gotis forchte geschêd,
darumme sô nemit des ebin war,
sîn hant alz an deme ende slêd.
o[e] [O? E?] — — — — —
— — — — — — —

---

69. gut. 70. vil luthe. gut. 71. mut. 73. vil. *L.* is luten vil rede w. 77. verwit. 79. ernst. 80. gute. 81. vil. guth. *L.* gut scheynen vil der dynge. 82. gutis. on. 83. tuth. *L.* so scheynen etzliche geringe. 84. boße. gethan. *L.* die doch gar guth. s. g. 85. obir. ertrich. *L.* alle ding. 86. gibet. hoe. L. hebit. *und* gebet *nach Mühlh Handschr. hs.* ebet. 87. or. *L.* her. 88. zcuhit. *L.* d. s. z. schatze zuet alsso. 89. werdit. gutis. *Bei L. lauten* 88—9: nymmer werdit der mensche arm | der recht nach weissheit rynget | lasset her sich der armen i. *etc.* 92. gote he quinget. *L.* he gote zwynget. 93. *L.* rechte torheit ist is gar. 94. geschyet. *L.* geschiet. 95. darumbe. 96. alles. slet. *L.* slehit.

starg sô saltû en ouch nenne,
ob her sînis mûtis weldit.
Cod. 159b. i *In sîme sinne sal ein man*
daz keginwertige wol schicke
unde daz vorgangin sehe ouch an,
daz zcûkunftige an blicke.
t *Tûd her des nicht, ez werdit em leid,*
daz mag ich wol gesprechin,
daz zcûkumftigs hât unsicherheid,
daz unvorsêne (?) gebrechin.
e Ez spricht [nie] kein wîser man,
ich meinte ez quême nicht alsô,
den unval her besehin kan
und bewarit en unde blîbet frô.
l Liste hât der wîse gnûg
in keginwertigin dingin,
her schickit nutz mit êrin klûg
her wel nîmandin dringin.
e En mag nîmant betrîgin wol,
sîne wîsheid daz bezcûgit,
solchir togunt ist her vol,
daz her nîmandin trûgit.
i *Ist daz her bedenkit ebin,*
waz etzwanne ist geschên,
unde darnâch schickt sîn lebin,
sô mag eme nutz [darvon] entstên.
b Bilde mag her darvon nemin
unde manche togunt werkin
unde der untogunt sich schemin,
ein bôsiz ende merkin.

98. on. 99. weldith. 100. *L.* nu sal in seyme synnen ein man. 102. *L.* das vorgangene bedencken. *Dr.* das vorgangin. 104. tuth. wert om leyth. *L.* is wirt eyme leidt, thut her das nicht | das keigenwertige dicke trüget | deme czûkunftigen sicherheit gebricht | das vorgangene wol bezuget. *Dr.* das vorgene w. b. 105. magk. sprechen. 106. unsicherheit. 108. nie *fehlt.* 109. alzo. 110. beßen. 111. on. froe. 112. genugk. 115. nymande. 116. betriegen. 119. nymande. *Zwischen* 119 *und* 120 *ist* 122 *noch einmal gesetzt.* 120. bedencket ebene. *L.* fragit her unde b. e. 121. etzwann. *L.* vor gezeiten. 122. schigkt. *L.* schicket ouch dornoch. 123. om entstehenn (*in der Handschr. am Schluß der Zeile*). *L.* om nutz dorvon entstehn. 124. davon. 125. wircken.

i *In dessin stuckin* sô genant
keinwertig zcûkunftig vorgangin
vindet man wisheid alzuhant,
wer sihe (?) recht *hât entphangin.*
n Nû lernit an vorgangin dingin,
wî ir den keinwertigin sullit tû,
unde mit den zcûkunftigin ringin
nâch êrin unde sehit zcû.
a Aristotiles der spricht:
abwol di jungin sinrîch sint,
sô sint sî irfarin nicht
alsô man di aldin sint.
Cod. 160ᵃ. m Mit nichte mag di wîsheid
âne irfarin komme dar
nach daz irfarin werde bereid
âne czîd und lange jâr.
c Czu mâle an den jungin nicht
mag man daz irfindin,
des irfarins en gebricht,
di jâr dî sint dâ hindin.
h Hân di aldin gûte sinne
unde sint si toguntsam,
der wîse rât ist mit en inne,
en sal nîmant wesin gram.
t Trîbin si untâd unde sunde,
di wîsheit sî vorsagin,
si wel dî nicht hân zcu frunde,
dî gote missehagin.
m Mit gûtin dingin stêtikeid
sal der wîse habe,
untogunt unde unflêtikeid
tû her sich czîtlichin abe.

---

128 dissen. 128—131. *lauten bei L.* redelich yn dissen dreien (*Dr.* dren) stucken | keigenwertigk zukunftigk unde vorgangen | mag eyner wol seyn leben uss smucken ; der disse lere (*Dr.* deße lar) nu hat entfangen. 131. syhe. hath. 133. sollet thûn. 139. findt. 140. die wißheit. 141. erfarn. 142. erfarn. bereit. 143. eit. 146. on. 150. radt. on. 151. nymandt. weßen. 154. wil. 159. tue. eittlich.

a Ab wir nû gerne alle ding,
dî dâ sint vorgangin,
bedêchtin unde erin orspring,
wî mogin wir daz irlangin?
n Nî manne ist gegebin
ein solch gedêchtenisse;
ab her ouch solde lebin,
her mochte sîn nicht gewisse.
e Ez werdit schîre vorgessin,
waz nicht ist beschrebin,
adir unrecht ûz gemessin,
dî sîn nicht recht entsebin.
u Ûf daz si stête blîbin
in der sinne phlichte,
sô lêzit man beschrîbin
gar manchirlei geschichte
f Forstin, grâfin, waz frîen (?)
unde stede hân getrebin,
er vorterbin unde gedîen
daz findet man beschrebin.
w Wî si sint ûfkomen
unde waz si hân geant,
erin schadin unde fromen,
gebûwit ouch die lant.

Cod. 160b. a An deme mag man lerne,
wî ez her komen sî;
ez fordirt en gar gerne,
wer forstin wonit bî.
r Redelich von allin sachin
di crônikin ûzrichtin,
gar louftig einen machin
di bûchir von geschichtin.

---

162. oren. 164. nymanne. 165. gedechtniß. 166. auch. 168. werdit. *L.* wirt. 170. *L.* nicht recht vormessen. 171. entscheben. *L.* nicht wol entzeben. 172. uff. bliben. 174. leßit. 175. mancherleye. 176. fursten. fryen. 178. or vortorben. gedegen. 180. wie. ufkommen. 182. orin. 183. auch. landth (*am Schluß der Zeile*). 185. wie. sye. 186. on. 187. fursten. bye. 188. reddelich. 189. außrichten. 191. buchere.

t Togunt unde fromickeid,
dî ich an ûch irfinde,
und daz ûch obile tâd ist leid,
dî reizin mich gar swinde,
b Brûne, uwir bete,
gunstigir frunt bisundirn,
mag ich nicht obirtrete,
ich schrîbe ûch von wundirn
e *Ein teil dî ich gesament hân*
der hêrschaft von Doringin,
sô ich allir beste kan,
darzcû von andirn dingin.
r Rechte wît habe ich gesûchit
dit bûchelîn zcu houfe,
des unbiderbin ûch entrûchit
und lâzet ez hene loufe.
g. *Gûtir bilde nemit war*
hîr inne von den fromen,
sô mag dit bûchelîn ûch gar
czu nutze wole komen.

5. *etzliche*] sc. *bûchir.* In der Vorrede bei v. Lil. ist freilich zwischen der ersten und dritten Strophe eine andere eingeschoben, welche das hier bloß gedachte Wort enthält; aber sie unterbricht das Akrostichon, ihr Anfangslaut darf nicht mitgelesen werden. Auch sonst finden sich übrigens bei Rothe Spuren dieser mehr volksmäßigen Färbung der Rede. So z. B. ist dem Sinne nach *ketzer* zu ergänzen in der Chron. S. 342. Z. 7 von unten: *ez erhûb sich ouch in dûtzschin landin bôse ketzerîe bî deme Rîne, dô her obirsatzte meister Conrâdin von Martborg, der sî bekarte vortûmete unde etzliche bornen liez unde sî vortreib* etc.; *cleidir* ist ausgelassen im Ritt. Sp. 207: *nû kanstû dich selbir nicht gekleide | von dîme eigen ûf dessir erde, | dû must si von den tîrin scheide | von den dir cleidir werden*; ferner *roub* ist hinzuzudenken ebend. 932: *von roubin werdit man seldin*

192. fromickeit. 194. tadt. leyth. 196. Brune nn (*am Ende der Zeile*!) 198. frundt. 200. gesammet. *L.* e. t. ich ouch gesampnet han. *Dr.* samment. 202. *L.* was bebiste keisser haben gethan | von wunderlichen dyngen. 204. gesucht. 205. dits. houffe. 206. entrucht. 210. so mag uch gar wol ditz b. *L.* so magk disse kronicke gar | zu guttem nutze k. 211. wol kommen.

rîche | wan her ûf arme lûte geschêt; nicht hierher gehört Chron. S. 270, Cap. 349: *dô vormanete en unde sîne frowin* (so Dr., dagegen hs. *frawe*) *Alheidin di gotliche barmeherzcekeid unde gnâde, der alle lûte wel sêlig habe unde nîmandin gerne lassin vorterbin. Der berûrte frowin Alh.* etc. Hier hat v. Lil. falsch interpungiert; offenbar ist nach *gnâde* ein Punkt, nach *vorterbin* ein Komma zu setzen, und die Worte *der alle lûte* bis *vorterbin* sind als Umschreibung des Subjekts zu fassen.

V. 26. *nâch woltâd dorstin*] öfter *sich dorsten lân nâch etew.* z. B. im Ritt. Sp. 259 u. 871, Pass. H. 344, 29.

V. 28. *den forstin*]. Seine frühern Werke hatte also wohl Rothe, wenn wir recht verstehen, zum Theil im Dienste und zu Ehren des hohen Rathes der Stadt Eisenach verfasst. Zwei spätere Schriften dagegen waren vorzugsweise *den dirlûchtin forstin* bestimmt. Was für Bücher damit gemeint sind, lässt sich nicht bestimmt sagen. Möglicher Weise sind der Ritterspiegel und die Chronik darunter zu verstehen. Von dem ersteren sagt Rothe im Ritt. Sp. 4045 folg., daß er ihn geschrieben *ûf daz ich ouch moge blîbin in mîner jungen hêrin gunstin* etc. vergl. Bartsch Einl. dazu S. 35; von der Chronik heißt es im Akrostichon derselben (Germania 6, 47): *der* (sc. Rothe) *sammente unde schreib desse crônikin — zcû dînste unde behegelichkeid der dirlûchtin forstinnen* etc.

V. 41. *voldrucke*] außer Wolfram gebraucht dieses Wort noch der Verf. des Loherangrîn ed. Rück. 4283 u. 4348, Jerosch. ed. Pfeiff. S. 266; hier ists = *volbringen.*

V. 44. *entrûche*] vergl. Ritt. Sp. 3447 *man sal sich wole vorsûchin | mit manchirlei bewegin | und umme gemach entrûchin | und nicht wîplichen vorlegin* (= mhd. *vorligen*).

V. 45. *alsust : lust.*] vergl. 6, 55 in dieser Zeitschrift.

V. 62. *alzcû grôz ûz gebin*] vergl. Chron. S. 357, Z. 5: *dô gab sich dessir genantir ritter vor den gestin des ûz, daz her rîtin wolde* etc. = er vermaß sich, daß er u. s. w.; S. 144, Z. 16 von unten: *der gap sich ûz vor deme babiste, her wolde obir mer zîhin.*

V. 77. *der smeicher*] = Schmeichler; vergl. Ortloff. Saml. D. R. 2, 294, Z. 23; und so Buch der Rügen 975 u. Altd. Bl. 2, 208 (101) *smeichaere*; unorganisch *smeichenaere* bei Reinm. v. Zw. (MS. v. d. H. 2, 205^{b}); vergl. Gramm. 2, 129 u. 992.

V. 79. *leicher*] von *leichen* = „decipere, vexare, trufare" spotten, sieh mhd. Wört. 1, 960^{b}, 10. Zarncke z. Narrensch. S. 322^{b}. Altd.

Bl. 1, 142 u. 143. Ähnlich bindet Jeroschin ed. Strehlke 18921: *ich wolde in lôsim smeichin | di andirn kalin leichin.*

V. 88. *hôe : zcôe*] = *hôhe : zôhe.* Über die Form *zôhen, zœhen,* fast gleichbedeutend *zogen, ziehen,* sieh mhd. Wörterb. 3, 930ᵇ, 35 folg. Füge hinzu j. Tit. ed. Hahn 3338, 2 *ich enweiz war ich mich zôhe : ûf der türne hôhe*; 4672, 4 *daz sie sich* (sc. *diu fröude*) *nimmer wider ûf gezôhet : gehôhet*; 5472, 2 (*Crist*) *het sich in die crippe her ab gezôhet : überhôhet*; 6067, 2 *zôhet : enpflôhet*; Martina 135, 18 *diu* (*hôfart*) *sich allis hœhit, den muot ûf stünde zœhit*; und *enzôhen* im j. Tit. 4621, 2 *ir sît der wirde enzôhet* (: *hôhet*) = dignitate exuti estis. Hiervon gebildet ist *zôhe zœhe* st. f. = das Ziehen, das straffe Anziehen, nicht selten in seiner Bedeutung dunkel und mehr bloßer Nothbehelf für den Reim, so j. Tit. 2491, 2 *zwelf ankerseil von oben dar mit zôhe* (: *hôhe*) *den boum habent*; 5642, 2 *iuwer wirde zôhe* (: *die hôhe*) *beswêret herre vil lîhte manigen grîsen*; 312, 2 746, 2; 1803, 2; 3503, 2; 6153, 2; ferner *niderzôhe* st. f. 4538, 2 (: *hôhe*) u. 4806, 2 *ir vetich n.* (: *hôhe*); *überzôhe* st. f. 4538, 2 (: *hôhe*). — Außerdem sei noch bemerkt, daß die von v. Lil. S. 3 unterm Texte gegebene Erklärung (= Vers 87—88): „nichts ist ihr darin vergleichbar, daß es sich so sehr als Schatz beweise" jedenfalls unrichtig ist; der Sinn ist vielmehr: was sich zur *girheid* (hs. *schatz*) hält, zu ihr gehört, hält mit der *wîsheid* keinen Vergleich aus; dieselbe Auffassung kehrt im Ritt. Sp. 1712 folg. wieder, wo gleichfalls *wîsheid* und *girheid* einander gegenüber gestellt werden.

V. 92. *twingit*]. Das von der Handschrift gebrachte *quinget,* welches sich wohl kaum bei Rothe nachweisen lässt, erscheint noch f. 140ᵇ und 148ᵇ *quingene*; *her bequang* f. 170ᵃ, 170ᵇ, 180ᵇ; *si bequungen* 171ᵃ; *vil gequangis* = mhd. *getwanges,* 151ᵃ; ebenso *her quug* = mhd. *twuoc* 103ᵇ, 138ᵃ, 138ᵇ; vergleiche *twalm — qualm, twarc — quarc, twerc — quer* udgl. schon ahd. *zwiro — quiro,* Gramm. 2, 956.

V. 192. *o*? *e*?] hier ist entweder *o* oder *e* der Anfangslaut des ersten der ausgefallenen Verse gewesen, jenachdem der Verf. *Teiteleibin* oder *Toiteleibin* sprach.

V. 108—111] derselbe Gedanke ist im Ritt. Sp. 477 so ausgedrückt:

ein wîsir man nummer gespricht,
wan her schaden hât genomen,
ich vorsach mich des zcumâle nicht,
daz ez alsô wolde komen.

V. 136—139] eine ähnliche Sentenz wird aus Aristoteles citiert im Ritt. Sp. 3057—3064 und bei Ortloff. B. 2, 316.

V. 178. *er vorterbin unde gedîen*] vergl. über die Formel diese Zeitschr. 5, 239; füge hinzu Schöneman, Der Sündenfall 2756: *daran licht dîg unde vorderf*; 3596 *dat is beide vordîg unde vorderf*; ferner Konr. v. Würzburg im Trojan. Kr. 17890 u. 29808 *si wellent mit iu sterben unde genesen*; Ernst v. Kirchb. 635 *si wolden sterben u. genesen u. immer undertênig wesen.* Hadam. v. Laber, Jagd 108 *sô treit der fuoz mîn sterben und genesen,* und Der Minne-Falkner 54: *sterben und genesen, wie ez mir ergê, wil ich gerne leiden*; Sachsp. ed. Hom. B. 1, 260 *eime dat gût lâten in sîne gewere to behaldene unde to verliesen*; Bartsch mitteld. Gedd. S. 78 (198) *ich hân mîn leben u. mîn sterben an sî gewant*; S. 43 (117) *si gelobeten al gelîche, si woldin ubil unde gût lîdin dorch irs herrin mût* und Tundalus ed. Hahn 65, 29: *mit vlîze daz beware, daz dû ubel unde guot sagist u. nicht des verdagist*; Rothe Chr. S. 132 *mit im tôt u. lebende belîben*; Gesamtabent. 3, 600 (36) *der hette — sîne sinne | zuo verlust u. zuo gewinne | an dise werlt gelâzen.*

Deme gestrengin Brûnen]. Das Adjectiv *gestrenge* = strenuus ist in Rothes Zeit bereits ein stehendes Beiwort geworden zur Bezeichnung eines bestimmten Standes; Ritt. Sp. 705 *den rittern unde knechtin | schrîbit man den gestrengin* (= pflegt man als *gestrenge* zu titulieren) *dî mit manheit u. mit fechtin | der ediln dînst sullin volbrengin*; vergl. noch 1364, 3338, Chronik. Cap. 615, Z. 6; S. 532, Z. 9; Koed. v. Salf. 67, 10; 68, 10; auch Leys. Predd. 80, 11 ist *der strenge jungeling* wohl in ähnlichem Sinne zu fassen.

VI.

Die unheilvollen Zerwürfnisse, welche am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts mitten unter den Bürgern Eisenachs stattfanden*), leitet Johannes Rothe hauptsächlich aus der mangelhaften Verfassung und Rechtspflege ab. Was die Stadt an *willekoren rechten frîheiden* aus früherer Zeit besitze, sei für das neue Geschlecht seiner Natur nach nicht ausreichend; überdieß werde dieses Wenige nicht einmal zum Besten der Bürgerschaft verwendet, weil den *schepphen* wie im Allgemeinen die gelehrte Bildung so besonders in ihrem Fache fast alle nöthige Kenntniss abgehe; daher herrsche überall nur Willkür, wodurch Ungerechtigkeit und somit Unzufriedenheit und Zwietracht hervorgebracht würden. Vergl. Ortloff. 2, S. 19—21. In den Händen unerfahrener Leute nützten geschriebene Rechtsbücher so wenig *als eime krankin menschin der stab* (Ortloff. l. l. S. 22) oder als *swert und geschucze den czagin u. den kindin* (Einl. zur Chronik S. 2). Bei vielen endlich sei nicht sowohl Unvermögen als Eigennutz und böser Wille die Ursache davon, daß sie einer vernünftigen Auslegung und Handhabung der Gesetze widerstrebten.

Zur Beseitigung dieser Übelstände nach Kräften beizutragen war, wie man aus mehreren Stellen seiner Schriften ersieht, Rothes eifrigstes Bestreben. Und in der That scheint er vermöge seiner für damalige Zeit seltenen gelehrten Bildung, vermöge seiner Stellung als Stadtschreiber mehr als ein anderer den Beruf und die Fähigkeit dazu besessen zu haben. Dabei kam ihm noch zu Statten eine freie hochherzige Gesinnung, die sich mit Wärme und Uneigennützigkeit den städtischen Angelegenheiten hingab, ein scharfer Blick, mit dem er die Sonderbestrebungen der verschiedenen Parteien erkannte, so wie nicht minder ein kühner Muth, den er durch rücksichtsloses Aufdecken mannigfacher Schwächen und Gebrechen nach allen Seiten hin an den Tag gelegt hat. So spricht er z. B. in der Chronik Cap. 736 es offen aus, daß der Hof zu der ungerechtfertigten Ernennung von 12 neuen Rathsmitgliedern bloß durch ein bedeutendes Geldgeschenk bewogen und dadurch die Veranlassung geworden sei, daß das Ansehen der bestehenden Behörde immer

*) Vergleiche die übersichtliche Darstellung dieser Kämpfe von Rein in der Zeitschr. des Vereins für Thüring. Gesch. u. Alterth. 2, 163 folg. sowie Gaupp, deutsche R. d. M. 1, Einl. S. XXXIV.

mehr abgenommen, Ungehorsam und Uneinigkeit dagegen zugenommen habe. Mit gleicher Offenheit redet er von dem was die Reichen und Vornehmen wie von dem was nach seiner Meinung das gewöhnliche Volk verschuldet habe. An jenen rügte er ihre Nichtachtung der Gesetze; sie seien ihnen wie Spinnengewebe, durch welche sie den Hummeln gleich unbeirrt hindurchflögen, während der Arme darinnen hängen bleibe wie eine Mücke und leiden müsse. Ortloff. 2, S. 174. Ganz besonders heftig aber greift er die demokratische Menge an, indem er sie in Bezug auf ihre Leidenschaftlichkeit und Unbeständigkeit einem *grôzin wâg* vergleicht, der sich von jeglichem Winde hin und her treiben lasse; am schärfsten im 102. Cap. des 9. Buches bei Purgoldt wo es heißt: *und waz ist andirs volg danne deme nicht czu volgen ist? und waz ist andirs eine gemeine danne dî nicht nuczis nach redelichis meinit?*

nî gestund ez wol in keinir stad,
dô daz volg gemeinlich sîn willen hâd.

Dem entgegen heißt es l. l. IX, 65:

wô dô ist ein wîser râd,
dô ist ouch czewâre eine sêlige stad.

Beide Sprüche kennzeichnen hinlänglich die politische Stellung Rothes. Aus diesen nach verschiedenen Richtungen hin gefällten Urtheilen darf man auf eine überaus reiche Erfahrung schließen, welche aus einer seltenen Fülle bewegten Lebens geschöpft sein musste; sie erklärt auch im Verein mit der überraschenden Gelehrsamkeit, welche Rothe hin und wieder an den Tag legt, das Bestreben seinem Amte gleichsam eine höhere Weihe zu ertheilen und hin und wieder auf den Einfluß hinzudeuten, den er als Stadtschreiber und Rechtslehrer auf den Rath und die Verwaltung auszuüben berufen gewesen sei. Man lese Purgoldt 9, 126 u. 9, 49, wo die Stellung genau bezeichnet ist, welche dem Amte des *stadschrîbêre* neben denen der Rathsmitglieder zukomme; dasselbe erhellt deutlich aus dem bekannten Gleichnisse, in welchem er, die Stadt mit dem menschlichen Organismus vergleichend, den *râtismeister* oder *vormunden* der Stadt die Stelle des Hauptes, die *râtislûte* die des Herzens, die Kämmerer die der Hände, den Schreiber die der Augen vertreten lässt. Alles nun, was Rothe von diesem Standpunkte aus that und thun konnte, beschränkt sich, soweit man aus seinen eigenen gelegentlichen Äusserungen schließen darf, auf folgende drei Punkte. Erstlich und vornehmlich war er darauf bedacht Rechte aus andern Orten abzu-

schreiben und für seinen Heimatsort zu sammeln; 2) sorgte er höchst wahrscheinlich da wo es nöthig schien für eine passende Erläuterung, verfasste also eine Art Glosse dazu wie sie in der Purgoldtschen Sammlung theilweise noch vorliegt; und endlich 3) fügte er auch eine Art praktischer Rathschläge und Ermahnungen bei, welche er in den Einleitungen der einzelnen Rechtsbücher und anderwärts, theils in Prosa theils in Versen, niederlegte. Fast bloß aus solchen besteht das 9. sowie das 10. Buch der Purgoldtschen Sammlung.

Von der letztgenannten Art ist nun auch ein kleines Werk, welches Vilmar herausgegeben hat unter dem von ihm selbst erfundenen Titel: „Von der stete ampten und von der fursten ratgeben," ein deutsches Lehr- und Spruchgedicht aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts, Marburg1835. 4. Daß diese Schrift von einem Düringer und im Düringischen Dialekte abgefasst sei, scheint dem Herausgeber entgangen zu sein, sonst würde er unter andern auch wohl „von der stede amichtin" und „von der forsten râtgebin" auf dem Titel haben drucken lassen. Die folgende Untersuchung bleibt aber hierbei allein nicht stehen, sondern will auch den Nachweis liefern, daß dieses Gedicht von niemand anders als von Joh. Rothe verfasst sein könne.

Zu diesem Behufe soll zuerst in Betracht gezogen werden die Sprache des Gedichtes, wie solche sich aus den Reimen ergiebt. So erscheint hier, ganz der Mundart und der Eigenthümlichkeit Rothes entsprechend, *e* als Brechung von *i*, z. B. in *gelede* (membra): *stede* : *rede* Vilm. 267, 310, 628 = Elisab. (Cod. Gothan.) 87ª *frede* : *gelede*; — *Frede* : *rede* Vilm. 343, 582 = Ritt. Sp. 2573 : *rede*, 266 : *darmede*, Elisab. 81ᵇ : *mede*, 107ª : *rede*; — *Sede* (mhd. *site*) : *rede* Vilm. 345, : *steden* 492 = Ortl. 2, S. 19 und 174, Ritt. Sp. 1470, Elisab. 85ª : *steden*; — *Mede* (mhd. *mite*) : *redè* Vilm. 378, : *stede* 1256 = Ortl. 2, S. 205 und 144, R. Sp. 446, Elisab. 73ᵇ und 105ᵇ : *rede*; — *Wel* (mhd. *wil*) : *Isrâhêl* Vilm. 774 = Ritt. Sp. 3171 : *Isrâhêl*, 108 : *sêl* (anima); — *Vele* (mhd. *vil*) : *erczele* Vilm. 994 = R. Sp. 2656 : *geczele*, Elisab. 132ᵇ : *geczele* und : *vorczele*; — *Gebit* (mhd. *gibet*) : *entsebit* Vilm. 1098 = R. Sp. 2313 *vorgebit* : *enczebit*; — *Brengit* (mhd. *bringet*) : *vorhengit* Vilm. 837, 844 = Ortl. 2, S. 205 *vorhenge* : *volbrenge*, 205 : *gelengen*, Chron. S. 4 u. R. Sp. 1789, 3577 : *vorhengit*, 516 : *vormengit*, Elisab. 77ª, 79ᵇ : *hengen*; — *Sehit* (mhd. *sihet*) : *gêhit* Vilm. 886, *vorsehist* : *vorstêhist* 953 = R. Sp. 3246 : *gêhit*, 345 : *vorsmehist*, 153 : *spehist*. — Ferner das unorganische *e* (= mhd. *a*) in *segin* (mhd. *sagen*) : *erwegin* Vilm. 266, wozu vergl. die Bei-

spiele in dieser Zeitschr. 5, 228 und 6, 56—57. — Auch ist noch merkenswerth der Reim *tretin* : *rêtin* Vilm. 19 = R. Sp. 1718 *rêtin* : *getretin*, Elisab. 126^{b} : *grête*; — *Gewest* (mhd. *gewesen*) : *nêst* Vilm. 1165 = Elisab. 80^{b} (und 135^{a} *nêr* : *her*). — Statt des dem Dialekte fremden *œ* nur *ê* z. B. *weppenêre* : *sêre* Vilm. 185, *wêre* (esset) : *êre* 620, *êren* : *beswêren* 921, *mêre* (mhd. *mære*) : *sêre* 1260 = Ortl. 2, 229 *beswêret* : *êret*, *wêre* : *êre* 174, *lêr* : *dînêr* 145; R. Sp. 17 : *wêre* : *êre*, 265 *keisêr* : *mêr*, 2528 *wêre* (esset) : *sêre*, 3673 *swêr* : *sêr* u. s. w.; — *Lêt* (mhd. *lât læt*) : *vorstêt* Vilm. 808 = R. Sp. 3000 *lêt* : *gêt* (Cod. *lehit* : *gehit*), 3137 : *slêt*. — Ferner sehr oft *geschêt* : *gêt* z. B. Vilm. 281, 1075 = R. Sp. 3755 : *enstêt*, *geschehit* : *slehit* Chron. S. 4. — Für *herre herren* nur *hêre hêrin*, z. B. *hêrin* : *êrin* Vilm. 545, 1125, : *beswêre* 979 = Ortl. 2, S. 173 : *êre*, R. Sp. 41 : *êrin*, 756 : *wêre*, Elisabet. 95^{a} : *êrin*, 85^{b} *beswêrin*.

Â in seiner Aussprache dem *ô* sich nähernd, z. B. *râte* : *gebote* Vilm. 144, : *gote* 291, *begâbit* : *gelobit* 530, *nâmin* : *komin* 1032, *geslâfin* : *gesoffin* 1285, *offenbarn* : *gekorn* 576 = Elisab. 86^{b} *berâten* : *boten*, 75^{b} *berâte* : *gote*, 76^{b} *lobete* : *begâbete*, 81^{b} *vornâmen* : *komen*, 79^{b} *wâgen* : *geczogen*, *wâren* : *jâren* : *gekoren* 116^{b} und 111^{b}, Ritt. Sp. 8 *getân* : *son*, *tâd* : *spod* 3335, *von* : *getôn* 987 u. s. w. Hiernach ist Vilmars Vermuthung über V. 292 Anm. zu berichtigen, da bei Rothe ein Reim wie *gote* : *râte* nichts Anstößiges hat.

Schließlich noch folgende Reime: *in saldin* : *behaldin* : *aldin* Vilm. 348 folg. = R. Sp. 556, 2886, 3208 = Elisab. 73^{a}, 118^{b}; — *Beschûrin* : *mûrin* Vilm. 440 = Ortl. 2, 173 : *stûrin* = Ritt. Sp. 842 = Elisab. 117^{b}; — *Gesmug* : *trûg* Vilm. 762 = R. Sp. 326 : *gefûg*; — *Was* : *daz* Vilm. 1139, *palas* : *haz* 793, *dû hâs* : *daz* 960 = Ortl. 2, S. 204 *was* : *baz*, Chron. S. 6 *laz* (tardus) : *glas*, Ritt. Sp. 888 *was* : *daz*, 2056 *was* : *baz*, 2115 *êrlôs* : *blôz*, 426 *lôs* : *grôz* u. s. w. Elisab. 74^{a} *was* : *daz*, 78^{a} *was* : *baz*, 79^{a} *êrlôs* : *grôz* u. s. w; — *Lîdin* (pati) : *geczîdin* Vilm. 901 = R. Sp. 1296 : *strîdin*, Elisab. 95^{b} : *geczîdin*.

Reime mit dem düringischen apokopierten Infinitiv: *getû* : *czû* Vilm. 228, 692, *stê* : *mê* 656, *smê* : *ê* 631, *gespê* : *mê* 825 = Ortl. 2, 143 *tû* : *darczû*, 145 : *nû*, Elisab. 79^{a}, Ritt. Sp. 785, 1515, *vorstê* : *mê* 1438, *geschê* : *wê* 3277, *mê* : *gê* 3033.

Schon aus dieser Zusammenstellung, in welcher meist nur die auffallenderen und selteneren Beispiele Berücksichtigung gefunden haben, erhellt deutlich genug, daß kaum ein anderer als Rothe das fragliche Buch gedichtet haben kann. Aber auch in Bezug auf die

Wahl des Ausdrucks, rücksichtlich einzelner Wörter und Redensarten, in denen sich Rothes Eigenthümlichkeit am bestimmtesten ausgeprägt hat, kann kein Zweifel obwalten über den Verfasser. Eine Anzahl von Beispielen wird dieß hinlänglich darthun.

Unter den Verben sei hauptsächlich erinnert an das überaus häufige Vorkommen von *antretin, antrîbin, entsebin, ûzrichtin,* in dem vorliegenden Werke wie anderwärts, und zwar in ganz gleicher Bedeutung, sieh diese Zeitschr. 6, 63 und 64; sodann sind zu erwähnen: *bedrangin* sw. v. Vilm. 192 (: *rangin*), Chron. 125, 410, 600 *her bedrangete,* 293 *si bedrangin*; ebenso Forstem. D. Alt. Ges. v. Nordh. S. 148 und Zeitsch. d. Ver. f. Thür. 3, 315; im mhd. Wörterb. findet sich das Wort nicht, auch nicht *bedrengen* (Pass. H. 116, 62). — *Beschurin* sw. v. Vilm. 441; die übrigen Stellen aus Rothe sind angemerkt in dieser Zeitschr. 6, 54. — *Dîen* st. v. *wolgedigen sîn* Vilm. 108; ebenso *ungedigen s.* Ortl. 2, 174 : *unvorswigen*; dasselbe Wort scheint verderbt in Elisab. ed. Menck. 2048. B. — *Grêten,* sw. v. *man sehit si vor den forstin grête* (: *rête*) und Elisab. ed. M. 2092. C. *ez mûste mit den fûzin grêten* (: *tretin*) *glîch ab si eme holczern wêrin,* vergl. Schmell. 2, 124. — *Durchgên,* v. an., Vilm. 853 und dazu die Stellen aus Rothe in dieser Zeitschr. 5, 238. — *Fingerdûten,* sw. v. Vilm. 290, ebenso Ritt. Sp. 2136 *dârmede her ouch irkrîgit di schande und fingerdûtin,* vergl. mhd. Wörterb. 1, 328ᵃ, 49, welches nur die eine Stelle aus Konr. Trojan. 22215 kennt, füge hinzu Renner 2255, 3303, 14068, 14225, 15711. — *Vordenkin,* v. an., findet sich in der Bedeutung: einem etwas verdenken, verargen, übelnehmen, und zwar mit Acc. und Genitiv, Vilm. 856: *ich vordenken den forstin des nicht daz her* etc., ebenso 860; Elisab. 2055. D. *herre, wolt ir nicht v. mich*; 2056. A.; Ortl. 2, 59 (5) *des sal man en nicht v.*; 289 (81) *der ez ûz sprêche der worde ouch dicke gar sêre vordâcht*; 155 (21) *des stêt her nicht czu vordenkin*; überhaupt ist diese Bedeutung bei Mitteldeutschen nicht ganz selten, vergl. Haltaus S. 1840; auch H. v. Fritzlar gebraucht es so Myst. 1, 168, 21 (missverstanden im mhd. Wörterb. 1, 349ᵃ, 12, welches überhaupt diese Bedeutung nicht kennt), Jerosch. ed. Strehlke 177; Pass. H. 124, 30, Altd. Bl. 1, 300 u. s. w.; hieran schließt sich zunächst die Bedeutung des Particip. *unvordâcht* in den Salfeld. Statut. 49, 51, 140 bei Walch I, sowie von *vordêchtenisse,* sieh v. Lil. zur Chronik S. 703; nur Ortl. 2, 289 (81) ist es = Übersehen, Vergessenheit. — *Kunnen,* apokopiert *kunne* in Vilm. 406 *kunne ge-*

schrîben, ganz so in Ritt. Sp. 2606, wo es Bartsch beanstandet hat, und 2696 *her sal kunne gerîtin.* — *Leichen* sw. v. Vilm. 499 u. 1034 : *smeichen*; auch in der Dedication an Bruno von Toiteleibin v. 79 *smeicher : leicher*, vergl. die Anm. dazu. — *Sparn* sw. v. Vilm. 508 *wanne si* (= *di aldin*) *nicht sparin | daz recht, si sint wol erfarin* und ebenso Ortl. 2, S. 19 : *wô di schepphin nicht sint erfarin | und di rechtbûchir sparin.* — *Ûz grabin* st. v. Vilm. 1183; die in dieser Zeitschr. 5, 246 und 6, 57 versuchte Deutung von *ûz gr. und stelin* ist aufzugeben, die Redensart erklärt sich jetzt genügend aus ihrer Quelle nämlich Math. 6, 19—21 ed. Vulgat. *nolite thesaurizare vobis thesauros in terra — — ubi fures effodiunt et furantur.*

Von Substantiven sind zu nennen: *Bedrang* st. m. Vilm. 38 = Ortl. 2, 192 (63). — *Bekentenisse* st. n. im Sinne von cognitio scientia ars Vilm. 905 = Ritt. Sp. 2775. — *Darfetûm* Vilm. 921? *ich gesach nî forstin in grozin êrin, den bîwîlen darfetûm muge beswêrin* (Cod. *die wile darfften m. b.*), vergl. in dieser Zeitschr. 6, 57. — *Vordroz* st. m. (mhd. *urdrutz*) Vilm. 981 = R. Sp. 2283. — *Vorteil* st. m. Vilm. 209 = Ritt. Sp. 1066, 1581, 2069, Ortl. 1, 685 (9). — *Geck* st. m. mnd. = Narr, Vilm. 111 = Ritt. Sp. 941, Jerosch. ed. Pfeiff. 154; im mhd. Wörterb. finde ich das Wort nicht, ebensowenig *geckerîe* st. f. R. Sp. 1738, 2751, *gecvûre* (mhd. *gougelvuore*) Forstem. Alt. Recht. Nordh. 34 (137), vergl. *gecken* mnd. = bethören bei Schœnem. zum Sündenf. S. 172. — *Gesmug* st. m. = ornatus Vilm. 762 : *trûg* = Ritt. Sp. 318 : *ungefûg*, 203, 834, Ortl. 2, 173, Chron. 428, 496, 635, 679, vergl. Altd. Bl. 1, 62. — *Gelîche glîch* als Substantiv = *aequum aequitas* Vilm. 1024 *glîch unde gerechtikeid* = R. Sp. 2398 *nôch glîche u. nôch rechte*, Ortl. 2, 83 (115) *nôch glîche u. bescheidenheid*, 110 (68) *nôch glîche*, 297 (111) *wedir recht glîch u. bescheidinheid*, Chron. 400 *zu glîche unde rechte.* — *Gefelle* st. n. = fortuna Vilm. 372 und Chron. 162 ein *gût gelucke und g.*, Ritt. Sp. 476 *ungefelle.* — *Lîpnisse* st. n. Vilm. 560, vergl. diese Zeitschr. 6, 59. — *Ufsacz* st. m. = insidiae, dolus malus, fraus Vilm. 495 *nicht czû eme kracze in girheid noch mit ûfsacze*, 1238 *daz komit von dem swindin ûfsacze, wî man di lûte geschacze* = Ortl. 2, 265 (20) *ein ûfseczer adir wûcherer*; vergl. diese Zeitschr. 5, 245; füge hinzu Ritt. Sp. 2338, 2799, Ortl. 1, 737; 2, 200 (95); Wiggert Scherfl. 1, 49. — *Rouberîe rouberîge* st. f. Vilm. 39 = Chron. 185, Ortl. 1, 744 (108).

Von Adjectiven und Adverbien: *allermellich* oder *allermelch*,

düringische Contraction für *allermannegelîch*, Vilm. 578 *allermellichen merken*, welches der Herausgeber ohne Noth angetastet und dafür *nietlichen* (mindestens *nîdlichen*!) gesetzt hat; auch V. 375 ist *allemelch* zu schreiben; dieselbe Form bei Ortl. 2, 92 (3 und 4) *von allermelchen* und *ûf allermelches rede*, 148 (4) *allermellich*, Chron. 261 *in allermelchis angesichte*, 271, 686 *von allermelchem*, und so auch bei Forstem. Gesetzsaml. Nordh. 49, 52, 62ᵍ, 48, im Leben d. H. Ludw. 46, 12 *mit idermelchim*; im mnd. *malk*, vergl. Schoenem. l. l. S. 174. — *Louftig und gerade* Vilm. 750 *l. w. g. czu dînste*; Parallelstellen dazu in dieser Zeitschr. 6, 58 und 61; Chron. 159; Ortl. 2, 260 (4). — *Lantrûmig* = extorris Vilm. 321; ebenso Chron. 418 und vielleicht in den pseudorothischen Zusätzen zur Chronik Cap. 787, wo der Text *lantrunnec* bietet. — *Redelich* ein Lieblingswort Rothes, hier und in andern Schriften Rothes häufig, sieh Glossar zur Chron. 723. — *Richtig*, von Personen gebraucht, Vilm. 532: der Rathsdiener soll sein *geschide richtig in allin dingin vorsichtig*; nach Ortl. 2, 266 (21) soll ein Rathsherr sein *richtig und unvordrozzin*, 304 (3) *ein schepphe gar wîse richtig und getrûwe*, 295 (107) *ein ungefrundtez* (? unfrûdigez? ungesundez?) *adir unrichtigez ader gebrechlichez adir sîchez wîb*, 305 (6) *wer in sînem eigenin hûs unrichtig und vorsûmig ist*; vergl. Hadam. v. Laber 166 *jung unrichtig kunde*, 420 *unrichtig unbesachet bistû*. — *Swêre swêr* (mhd. *swære*) Vilm. 493 *bedêchtig, swêre an den seten* sollen *di schepphin* sein; derselbe Ausdruck bei Ortl. 2, 308 (18) *swêr und tapphir mit eren seten*, 312 (35) *ein fromir man der gûde swêre seten hât* und so 274 (38), R. Sp. 1694 *di swêrin sete em wol geczemen*; in den angeführten Stellen ist das Wort dem lat. *gravis* gleichbedeutend gebraucht. — *Obiralt* (Cod. uberalt) = grandaevus Vilm. 327; ebenso *obiraldir* st. n. Ortl. 2, 653 (4). — *Unfrûdig* Vilm. 268 *an den unfrûdigen steten* i. e. pudendis, Ritt. Sp. 2800 *sîn harnasch ist u. gar, swarz und ruezvar gestalt*; vergl. mhd. Wörterb. 3, 390ᵃ und j. Tit. 3944, 2 (: *muotec*).

Von besonderen Redensarten: *Lîp und leit, dorch lîp noch dorch leit* sehr oft angebracht, z. B. Vilm. 12, 476, Ritt. Sp. 1268, Ortl. 2, 315 (44) u. s. w. — *Di botschaft gên* Vilm. 258, bei dem Düringer noch in Gebrauch; ähnlich *di processien gên* Chron. 248, 510, 537 und Leben des H. Ludw. 50, 21, Conr. Stolle bei Haupt, Zeitschr. 8, 307; verwandt auch ist das bei Rothe häufige: *ein gerichte siczen*. — *In sâldin blîbin*; *rât blîbit in sâldin* (: *aldin* : *haldin*)

Vilm. 346, 348, 350; Chron. 520 *hôret mit sâlde und mit gedult,* Leb. d. H. Ludw. 35, 16 *dô zôch her wedir heim mit sâldin* (= 35, 4 *dô zôch her wedir kein Doringin met glucke und mit heile),* 59, 12 *her zôch met frede unde mit sâldin dorch Franken,* Alexand. u. Antil. in A. Bl. 1, 257, 195 *nû rîtet hin mit sâldin* (: *behaldin*). Die Beispiele beweisen, daß v. Liliencron das Richtige schwerlich traf, wenn er im Glossar zur Chronik 725 *sâlde* in diesem Zusammenhange deutete durch „Leutseligkeit" oder „freundliche (heilbringende) Stimmung." — *Wol wegin in deme mûte* Vilm. 393; Ritt. Sp. 3565 *daz saltû wole wegin*; Leben d. H. Ludw. 50, 13 *der forste wûg diz geschefte wol in sînem mûte.* - *Zu eme kratzen* Vilm. 494 und 873 = Ritt. Sp. 1188 *mit wûchere zu eme kratzen.* — *An der unê sitzen* Vilm. 631, ähnlich Ortl. 1, 656 (20) *man und frowe êlich sitzin mit einandir* und 669 (58). — *Dî sullin ein sîn und getrûwe* Vilm. 123, dasselbe Ortl. 2, 305 (7) *di stad sal gehôrsam und ein* (= unanimus concors) *sîn,* 284 (67) *wir wollen ein und stête sîn,* 175 (2) *daz recht ist mit dem êwangeliô nicht ein,* 172 (104) *der stad recht ist sêre ein mit dem lantrecht* und so auch 1, 735 Z. 5 von unten, Leb. d. H. Ludw. 46, 10 *ein man und ein wîp di wol ein sîn*; vergl. auch *unein* = discors in dieser Zeitschr. 5, 231 und dazu Ortl. 2, 292 (97) *uneine und czweitrechtig,* grade so Ernst v. Kirchb. 794. Im mhd. Wörterb. findet sich *ein* in dieser Bedeutung nicht verzeichnet. — *Sich dorstin lâzin nâch desin êrin* Vilm. 781 = Ritt. Sp. 259 *dî sich nôch êrin lîzin dorstin* und 871, Chron. S. 3 *lâzet ûch nôch der gabe nicht dorstin,* Elisab. 132[a] *der lîz sich nâch erin gnâdin dorstin.* Im mhd. Wörterb. 1, 322[b] steht nichts davon; vergl. jedoch Heinr. v. Meißen ed. Ettm. S. 29 (30, 6) und Pass. H. 344, 29 sumelîche ouch lânt *sich dorsten nâch gote.* — *Einen weg machin* Vilm. 1204, auch sonst bei Rothe üblich, sieh in dieser Zeitschr. 6, 61. — *Nâch ezzins* Vilm. 1288 = Chron. 533, Joh. v. Guben Jahrb. 29, 22, Clara Hätzl. S. 204, 98; wohl elliptisch für *nâch ezzins zît,* vergl. *vor ezzens zît* in Roths Dichtungen 41, 79. — *Ein gûtis leben und einer geprûfetin togunt* Vilm. 484—487; in gleicher Weise ist der Genitiv verwendet in der Chron. 427: *ein liplicher jongeling unde einer czemelichen wanderunge* und Ortl. 2, 318 (52).

Die aufgeführten Beispiele sind für den Zweck der Untersuchung genügend. Mag auch in ihnen noch manche Ähnlichkeit oder Gleichheit des Ausdrucks auf Rechnung des Dialektes kommen, für die meisten Fälle dürfte diese Erscheinung sich doch kaum anders

erklären lassen, als dadurch, daß man einen und denselben Autor für sie annimmt. Einen neuen Beweis bietet die Vergleichung des Inhalts mit dem Purgoldtschen Rechtsbuche bei Ortloff 2. Und zwar kommen hier ganz besonders in Betracht das 9. und 10. Buch dieser Sammlung S. 258 bis 318, das *von den râtismannen* und das *von den amichtlûten*. Am deutlichsten beweisen in dieser Beziehung die Identität des Autors folgende Stellen:

Vilm. 291—294: *êre habe vor gote wer elder ist im râte*
an gêne an siczin nâch ordenunge nâch wiczin.
= Ortl. 2, 274 (38) *redeliche geczuchtige ordenunge mit gûtin swêrin setin geborin sich den râtismannin in allin dingen czu haltene, alsô daz di râtismeistere vorgêhin und di eldistin in deme râte darnâch und di jungen sullen den eldirn an allen stetin di êre gebin.*

Nach Vilm. 315 soll ausgeschlossen sein vom Rathe ein jeder *des lîcham sêre ist vorstellit* oder nach 325 *wer toub ist adir blint* sowie 322 *weme sîn âdeme sêre stinkit*; dasselbe berührt Ortl. 2, 276 (44).

Die *ratismeistere* sollen nach Vilm. 370 *gûtlichin lebin u. senfte antworte gebin*, dasselbe sagt Ortl. 2, 309 (23).

Vilm. 388—389 = Ortl. 2, 310 (25). — Vilm. 390—391 = Ortl. 2, 279 (52). — Vilm. 392—395 = Ortl. 2, 282 (60). — Vilm. 422—423 = Ortl. 2, 311 (32). — Vilm. 412, 426—427 = Ortl. 2, 316 (47).

Vilm. 476 folg. *noch lîbe noch leide von dem rechtin sich lâzen scheide,*
noch mâge noch frunde sich lâzen brengin in sunde,
= Ortl. 2, 280 (56) *daz recht sal man in deme râte in allin sachin nicht druckin noch vorhaldin dorch keiner frunde nach môge willin nach nîmand czu lîbe nach czu leide in dem rât nach an dem gerichte.*

Vilm. 480 der Richter soll sich *hûtin vor wîbin dî unkûscheid ane trîbin* = Ortl. 2, 152 (12) *her sal ouch nicht sîn ein unkûscher* u. s. w.

Vilm. 496—497 und 514—517 = Ortl. 2, 282 (62). — Vilm. 616—618 = Ortl. 2, 286 (71). — Vilm. 630—631 und 642—643 = Ortl. 2, 277 (44). — Vilm. 664—677 = Ortl. 2, 315 (44). — Vilm. 73 folg. *di ratislûte u. di wîsin aldin | hât daz herze behaldin* u. s. w. = Ortl. 2, 298 (114) *wanne der stad hercze ist der rât* u. s. w.

Nicht unerwähnt darf dabei bleiben die Wahl der Gewährs-

männer, aus denen hier Belegstellen und Sprüche gewählt werden, sowie die Art dieselben zu citieren. So *der wîse* (*wîser?*) *man* Vilm. 81, 135, 932, 1231; *konig Salomôn* 157, 1065, *Aristotiles der meister* 877, 1044; *Aristotiles an Alexander* 950; *der heidenische*[*r*] *meister Tullius* 1021; *Sent Augustîn* 931; *Sent Hieronymus* 879 u. s. w. Ganz dieselben Namen, fast mit derselben Bezeichnung, prunken als Citate in dem Ritterspiegel Rothes und in seinen Rechtsbüchern, vergl. diese Zeitschr. 6, 68 folg.

Nun wird auch gewiss jeder die Stelle Vilm. 840 folg., in der es heißt:

ach phî, dû lesterlichez geschenke:
waz kanstû nûwer bôsheid erdenke,
daz dû mit dîner bete
vorterbist der forstin rête,
dem forstin unstêtekeid brengist
und der lastere vorhengist!
dû brengist mit dir wankelmût,
daz itzund bôse ist, daz ist morne gût etc.

auf das dem Landgrafen Balthasar seitens der 12 neuen Rathsmitglieder im Jahre 1387 dargereichte Geldgeschenk beziehen, dessen Rothe ebenfalls in der Chronik ausführlich gedacht hat, vergl. in dieser Zeitschr. 6, 74—75.

Sind wir nun über Dialekt und über Verfasser des Gedichtes zu sichern Resultaten gelangt, so bleibt nur noch der Titel desselben zu ermitteln übrig. Auch in dieser Beziehung hat ein günstiger Zufall mich höchst wahrscheinlich das Rechte finden gelehrt. In den von Rein herausgegebenen „Eisenacher Rathsfasten“ im 3. Bande der Zeitschr. d. Vereins für Thüring. G. u. A. S. 173 ist bei dem dort verzeichneten Rathsmitgliede Reinhard Pinckernail (ann. 1402) folgendes bemerkt: „*hic auctor est rituum morum Germanicorum, qui inscribuntur des rates Zucht* etc.“ Hier lag die Vermuthung nahe, daß *rithmorum* statt des sinnlosen *rituum morum* zu lesen, sowie daß Reinhard Pinckernail schwerlich für den eigentlichen Verfasser, eher für den zu halten sei, dem das Gedicht dediciert war. Auch sonst irren die erst im 17. Jahrhundert von Bissander zusammengetragenen Fasten vielfach, und ihr Herausgeber leugnet selbst nicht, daß eine große Verwirrung in ihnen herrsche. Daß Rothe der Verf. dieser *rithmi* gewesen, scheint darum nicht unwahrscheinlich, weil die Entstehung derselben in seine Zeit fällt

und weil der Titel: *des ratis czucht* vortrefflich passt auf unser Gedicht, für welches Vilmar in Ermangelung eines besseren, hauptsächlich aber weil ihm der Inhalt einer „allgemeinen Bezeichnung" zu widerstreben schien, den oben genannten Titel gesetzt hat. Die geäußerte Vermuthung erhielt später noch mehr Wahrscheinlichkeit durch eine freundliche Mittheilung von Prof. Rein selbst, wonach die Originalfasten an der betreffenden Stelle richtiger folgendermaßen lauten:

Reinhardus Pinckernail.
Hic Reinhardus autor est rit
morum Germanicorum qui insri
buntur des rathes Zucht ut pat
ex litteris initialib. majusculis.

Der genannte bemerkt hierzu, daß „Jahr und Personen an dieser Stelle confus" und daß die letzten Buchstaben des am Rande stehenden *pat* weggeschnitten seien. Nach dem hier gegebenen Zusatz: *ut pat[et] ex litteris* etc. scheint es nicht unmöglich zu sein, daß der Name *Reinhard* in ein Akrostichon verwebt war und so einen unerfahrenen Leser verleitete in ihm den Autor zu suchen. Von diesem Akrostichon sind vielleicht noch Spuren vorhanden in dem uns lückenhaft überlieferten Vilmarschen Gedichte. Denn daß dieses mehrere Verse eingebüßt hat, ist auch dessen Herausgeber nicht entgangen, nur daß dieser, wie mich bedünken will, die Lücken an der unrechten Stelle vermuthete, sieh die Anm. auf S. 10. Um dieses deutlich zu machen, ist es vorher nöthig, daß man sich der Anordnung des Werkes nach seinem Inhalt wie nach seiner Form klar bewusst werde. Das Ganze zerfällt nämlich nicht wie Vilmar in seiner Einleitung S. 2 angegeben hat in 2, sondern füglicher in 3 nach Stoff und Form verschiedene in sich völlig abgerundete Theile. Man könnte es fast eine Sammlung von drei Gedichten verwandten Inhalts nennen, wenn man nicht wüsste, daß Rothe liebte mit dem Versmaße jezuweilen zu wechseln, vergl. die gereimten Einleitungen in der Purgoldtschen Sammlung. Der erste Theil von V. 1—282 und der dritte von V. 678—1293 sind in den gewöhnlichen epischen Reimpaaren abgefasst; sie sind zugleich beide ihrem Inhalte nach mehr beschreibender Natur; in dem ersten ist die Gliederung einer städtischen Gemeinde dargestellt und durch eine Vergleichung mit dem Organismus des menschlichen Körpers veranschaulicht; das letzte Stück handelt von der Wahl und Beschaffen-

heit fürstlicher Rathgeber und ist *von der forsten râtgeben* überschrieben. Das zwischen beiden stehende Gedicht, V. 283—677, mit der Überschrift *von dem râte*, weicht nun von dem genannten bedeutend ab. Denn 1) ist es fast aus lauter Sprüchen zusammengesetzt, in denen Verhaltungsmaßregeln für den Rath in corpore sowie für dessen Glieder und Diener ihrer Rangordnung gemäß ertheilt werden, wobei am Schluß und wie es scheint mehr nebenher auch der demokratischen *vormunden* oder *obirmanne* gedacht wird; 2) ist es durchweg aus leoninischen Hexametern, einem der deutschen Zunge damals noch sehr ungewohnten Versmaße, gebaut. Diese letztere Eigenheit, welche unserem Gedichte einen ganz besondern Werth in der Litteraturgeschichte verleiht, ist ebenfalls von dem Herausgeber unbemerkt geblieben; bei ihm stehen die beiden gereimten Vershälften noch unter einander statt in einer Zeile neben einander, wie jedenfalls auch in der Fuldaer Handschrift, und wurden darum in ihrer wahren Beschaffenheit nicht erkannt. Ihr Anfang lautet wie folgt:

Râtisman bes stête, tû gerne des frumin bete,
Fûre recht gerichte, sprich wîbin obil mit nichte,
Erbuit got êre, bes setig, czorne nicht sêre,
Geistliche lûte bewerdige, nicht fingerdûte.
Êre habe vor gote, wer elder ist ime râte,
An gêne an siczin, nach ordenunge nach wiczin,
Czu vordirst sêre râtsmeistere und kemerêre,
Wanne dî besorgin di stad beide âbunt und morgin.
In dîner gewalte saltû dich sûßlichen halde,
Abe dir entrinne daz glucke daz man dich minne.
Bescherit dir got êre, hômûtige dich nicht zu sêre
Ûzen an deme lîbe, dîn herze lâz nedir belîbe.
Nicht lute . . . . se, wâre worte gûtlichin lose.
Wanne du salt rede, bes setig dîner gelede.
. . . . . .
. . . . . .

Cod. Fuld.: 1. ratzman. bis. du. 2. ubil. 3. erbüet. bis. sitig. 4. bewirdige. 6. gên. wicze. 7. vorderste. 9. süszeclichen. 11. got dy ere. So mütige. 12. nyder. 18. gutlich. 14. bis.

15. [*Nicht werde genomen*], *dem sîn habe nicht muge gefromen.*
Nicht werde genomen, der falschis sî obirkomen.
Nicht werde gesellit, des lîchom sêre ist vorstiellit.
Nicht werde gesellit, der offinbâr bûze vorquellit.
Nicht werde gesellit, der von dem glouben gefellit.
20. *Wer ringit nâch mordin, wer lantrûmig trûlôs ist wordin,*
Wer truncken sich trinkit, wem sîn âdeme sêre stinkit etc.

Was nun die berührte Lücke betrifft, so ist nach Beschaffenheit des vorliegenden Textes eine solche mit Sicherheit nur zwischen Vers 14 und 15 anzunehmen. Bei dem wahrscheinlichen Gleichklang der ersten Vershälften ist dieß ohnehin erklärlich. Ähnlich wiederholt sich weiter unten zweimal *râd blîbit in frede*, 3mal *râd blîbit in sâldin*, 4mal *râd blîbit in êrin* zu Anfang des Verses. Dagegen ist die V. 290 vermuthete Lücke unstatthaft, wie schon oben nachgewiesen wurde; und was über V. 319 bei Vilmar steht, *ein verkêrer des glauben*, ist wohl mit mehr Recht für eine Glosse als für einen Vers zu halten. Außerdem spricht für einen Ausfall nach V. 14 noch die Vermuthung, daß die vermissten Verse in ihren Anfangsbuchstaben die Silbe *hard* darstellten, als Ergänzungssilbe zu *Rein* . . ., welches die ersten Buchstaben von V. 1, 5, 9, 13 noch darstellen. Zugleich wäre dann nicht nur die Stelle gefunden, auf die wie oben berührt ein Unkundiger sich berufen konnte mit den Worten: *ut patet ex litteris initialibus et majusculis*; sondern es wäre auch über allen Zweifel sicher, daß die Bezeichnung *des râtes zucht* auf Rothes Gedicht sich bezog.

Aber auch in dem Abschnitte unseres Gedichtes, welcher laut der Überschrift *von dem râtis meistere* handelt, scheint ein Akrostichon zu stecken; die Verse 360, 368, 376 ergeben den Namen *Klacz*, oder, wenn man V. 376 *vnd* vorsetzen darf und V. 384 hinzunimmt, *Klavs*. Und ebenso lässt sich in den auf die Kämmerer bezüglichen Versen, und zwar in V. 402, 410, 418 der Name *Fricz* herauslesen. Nun findet man in den Rathsfasten beim Jahre 1398 allerdings *Reinhard Pinckernail* und *Claus Schreiber* als Rathsmeister aufgeführt, nur keinen Kämmerer mit dem Vornamen *Fritz*; wohl aber erwähnen die Fasten einen *Fritz Horning* als Kämmerer bei den Jahren 1390 und 1395 und 1401 und als Rathsmeister bei 1397,

15. gefrümen. 16. genumen ubirkomen. 19. glauben. *Zwischen beiden Vershälften*: ein vorkerer des glauben. 20. trüwelos.

1399 und 1403. Angenommen nun, daß die genannten Personen zu den besondern Freunden*) gehörten, denen Rothe sein Gedicht gewidmet hatte, und daß sie wirklich gleichzeitig in dem Rathe gesessen hätten, so wäre dieß nur unter der Voraussetzung haltbar, daß die Fasten auch hier einen Irrthum enthielten. Im günstigsten Falle hätten wir hier einen sichern Anhalt um die Zeit zu bestimmen, in welcher unser Gedicht entstand. Auf halbem Wege käme dieser Annahme entgegen eine andere Mittheilung, welche ich Herrn Hofrath Funkhänel in Eisenach verdanke. Diesem zufolge befindet sich in einem auf der Bibliothek des Karl-Friedrichsgymnasium aufbewahrten Miscellancodex beim Jahre 1393 folgende Angabe:

Joh. Kirchheim
Joh. Schenke } mag. cons.
Conrad Francke
Heinrich Göring
sub notario Johann Rothen.

Auch hiernach wird es wahrscheinlich, daß die *râtis zcucht* von Rothe im letzten Jahrzehend des 14. Jahrhunderts verfasst worden ist, ein Ergebniss, welches die in dieser Zeitschrift 6, 76 aufgestellte Vermuthung über ein seinem Inhalte nach verwandtes Werk unterstützt. Zuverläßigere Resultate können sich freilich erst ergeben, wenn ein besserer Text sowohl des Gedichtes als der Rathsfasten ermittelt worden ist; und in Bezug darauf ist wohl noch nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Hiernach wenden wir uns, auf das gewonnene Resultat gestützt, noch einmal der Handschrift zu, welche Vilmar hat abdrucken lassen. Sie enthält noch manche Wortformen, welche erst entfernt werden müssen, bevor Rothe wieder in sein Recht eingesetzt werden kann. Der Schreiber derselben war vermuthlich kein Landsmann des Dichters, denn an nicht wenigen Stellen hat er die dialektischen Formen getilgt, wie dieß schon der Reim hinlänglich bekundet. Seinen Standpunkt bezeichnen unter andern die unrotheschen Formen *ampte fursten auch glaube ubel uber selden fryde site gelide vil wirt hylit stylit* u. s. w. statt *amchte forstin ouch gloube obil obir sâldin frede sede gelede vel* (*vele*) *werdit* (*wert*) *helit stelit* u. s. w.

*) Außer ihnen und dem inzwischen bekannt gewordenen *Brûno von Toiteleibin* gehörte wohl auch der um diese Zeit von den Fasten öfter genannte *Hans von Frimar* dahin, dessen Vorfahren Rothe in der Chronik 678 ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

ganz abgesehen von dem ihm unbequemen apokopierten Infinitiv. Außerdem sind noch folgende Stellen verderbt: Vilm. 215 ist *Sô* statt *Sy* zu schreiben. — 345 ist wohl *die alden* zu streichen. — 402—403 sind mit Tilgung der Interpunktion als eine Zeile zu lesen: *frome und getrûwe ein kemerer sal gerne bûwe* d. h. *frome u. getrûwe* das soll sich ein K. angelegen sein lassen, vergl. 124 und Ritt. Sp. 2786. — V. 430—31 *frunthuld geregen, den dînern gerne czulegen,* dem Sinne nach deutlicher wäre hier *gerûgen* (wie 587): *czûlûgen, frunthuld(e)* st. f. ist dann so viel als Begünstigung seiner Verwandten („Vetternliebe"), Bevorzugung seiner Standesgenossen (d. i. *frunde*), Umgehung des Gesetzes zu Gunsten derselben. So heißt *friuntholt* = seinen Verwandten oder Genossen zugethan, ergeben, gefällig, dienstfertig, im Lanzelet 2126, nicht wie im mhd. Wörterb. 1, 704 steht, „durch Freundschaft verbunden," ferner beim Stricker in der Frauenehre 1017 *er ist vr. und stæte,* H. v. Trimberg im Renner 13289 *vr. diensthaft u. hovebære,* 2375 *vr. milte unde frô*; dem völlig gleichbedeutend findet sich *wineholt, — de,* m., ebenfalls im mhd. Wörterb. 1, 705 mangelhaft erklärt, und *winehulde* oder *wenholt* st. f. bei Forstem. Gesetzsam. Nordh. 62ª, 19 *di buecze sal der rât fordere unde nemen âne wenholt deme rîchen als deme armen,* Ilmsches Diplomatar. bei Walch 6, 47 *richten dem armen als dem rîchen ône wenhald unde arglist,* Schlorffsche Chron. 186ᵇ (29ᵇ) *rechte urteil finden glîch deme armen also deme rîchen âne wenehalt*; und *winhaldunge* st. f. Mühlh. Rechtsb. ed. Forstem. 8 (= ed. Stephan 30 und 31) *daz si uz nicht bikenni inwoldin durch svilchir hande w. iz wêri*; endlich *wenholden* sw. v. bei Michelsen Rechtsdenkm. 2, 195 (35) *wolde ein richter wenholde* (statt *wen holde*) *dorch fruntschaft edder dorch haz*; Ilmer Statuten bei Walch 6, 29 *ouch sal nymant doran* (sc. *an der bûcze*) *wenholde.* — Vilm. 440 lies *torme tore* (statt *kore*) *mûren.* — Vilm. 444—45 *czu allin rechtin byder, sîne schepphin nicht vechtin,* zu ändern in *wider sîne s. n. v.* — Vilm. 452—53 *di gireheid haze, di unschult hefticlich fasze* scheint verdorben; entweder hieß es wohl *wenhuld* statt *unschuld* oder *senfticlich.* — Vilm. 473 *den witwen weisen gestehin,* in der Handschr. steht *bie bestehen.* — Vilm. 510—511 *mit ganczem flîze saltû sache czu ende slîze* wohl mit Bezug auf die *dingslete* im Sächs. Landrecht 1, 59, 2, vergl. Homeyer daselbst und dessen Register. — Vilm. 520—21 *susze unbetwungin sîn, nicht vorkoifen di czungen dîn,* hier hat der Abschreiber dem von ihm falsch abgetheilten Hexameter

durch Hinzufügung von *dîn* nachhelfen wollen, außerdem ist *susze* in *laz si* (sc. *di hende*) zu ändern. — Vilm. 526 *dye da han gebrochin,* mehr düringisch *dî de* oder *dî di h. g.,* vergl. Ortl. 1, 708 (17) *der di* = is qui, quicunque, ebenso 709 (22), 711 (32), 739. — Vilm. 537 besser *gewerbe* und *wole* statt *geworben wol.* — Vilm. 560 wohl *noch kein lîpnisse, deme volge daz laster gewisse*; in der Handschr. ist die Wortstellung geändert und *kein* fehlt. — V. 587 vielleicht (*ubil*) *obil gerûge* statt *vvil g.* — Vilm. 625 schreib *lant und lûte* statt *lant lûte.* — Vilm. 677 lies *waz er hantwerg muge bescheldin,* in der Handschr. fehlt *muge.* — V. 680—81 *und haldin solche dînêre, den lîp si czu den êren,* vielleicht: *den lîp czû den êren wêre.* — Vilm. 974—75 *adir mochte yn unmût enthalden | daz unmut* (?) *brechte unsalden,* hier ist wohl *îmant* statt *unmût* zu lesen. — V. 1024 *obir* statt *aber*: *begeristû obir lûte walde.* — Vilm. 1037 scheint *gôbit* (*gâbit*) : *lobit* statt *gibit* das Richtige. — Vilm. 1134 *und tet daz eme nicht enschatte* (Handschr. *enstate.*)

Schließlich sei noch auf das Verhältniss hingewiesen, in welches das dem J. Rothe zugesprochene Gedicht zu den übrigen bisher bekannt gewordenen Schriften desselben tritt. Weit ab von der Chronik, die im Jahre 1421 zur Vollendung gedieh, und sicher um einige Jahrzehende früher kommen die Arbeiten über die Verfassung und die Rechte Eisenachs zu stehen sowie unser Gedicht von *des râtis czucht,* beide wohl noch dem 14. Jahrhundert angehörig. Dagegen nähert sich der Chronik wieder der Sprache und der Zeit nach das Leben der H. Elisabet, während der Ritterspiegel den früheren Arbeiten beigezählt werden muß. Eine breite, kaum durch etwas rhetorische Färbung, selten durch Wärme und Frische des Gefühls gehobene meist sehr matte Darstellung ist der Hauptcharacterzug der spätern Gruppe; ihr fühlt man deutlich an das was der Dichter selber in dem gereimten Vorwort zu seiner Chronik sagt: *daz mir vor jârin was ein lust, ist nû eine arbeid wordin.* Die aus dieser letzten Periode seines Lebens hervorgegangenen Erzeugnisse waren das Einzige, was man bisher von Rothe kannte; man würdigte sie um ihres stofflichen Werthes willen, während man der Sprache lange Zeit kein Interesse abgewinnen konnte. Einen sprechenden Beleg dafür geben noch die kritischen Leistungen des jüngsten Herausgebers der Chronik ab, welcher all seinen Scharfsinn auf die Analyse der Quellen verwandte, während er es vermied der ursprünglichen echten Redeweise nachzuspüren und sich mit dem Abdruck

eines jüngeren Textes begnügte, in dem man den Autor kaum wiedererkennt. Anders wird sich das Urtheil von jetzt ab gestalten, seitdem die dem früheren Lebensalter Rothes angehörigen Schriften theilweise *) ermittelt worden sind. Hier ist die Kraft des Geistes wie die Schärfe der Sinne noch ungeschwächt, Auge und Hand versagen ihm noch nicht ihren Dienst. Statt des alten abgelebten Greises, der nur noch von seinen und früherer Menschen Thaten zu erzählen vermag, haben wir hier noch vor uns den energisch handelnden Mann, der unter Begeisterung und Hingebung sich abmüht seine Mitwelt für die Ideale seiner Weisheit und Tugend zu gewinnen und mit Muth und Unerschrockenheit gegen die Gebrechen und Laster seines Jahrhunderts ankämpft. In den Schriften aus dieser Epoche ist darum auch die Darstellung weit lebendiger und frischer, man spürt noch die warme Theilnahme für den der Behandlung unterliegenden Gegenstand und nimmt nicht ohne Interesse wahr, wie der Verf. mit Geschick sich seiner rhetorischen Mittel bedient, um den Leser für seine Zwecke einzunehmen. Unter den düringischen Schriftstellern des Alterthums nimmt somit Rothe gewiss eine der ersten Stellen ein; aber auch in der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte wird er, obwohl nicht frei von den Mängeln seiner Zeit und fast schon außer allem Connex mit den Mustern unserer klassischen Periode, doch als lebendiger Zeuge eines ablaufenden wie eines beginnenden Jahrhunderts immer eine interessante Erscheinung abgeben.

ZEITZ im Mai 1861.

*) In Betreff anderer ebenfalls dem Joh. Rothe angehörender Schriften hofft der Verf. so Gott will später Auskunft geben zu können.

VON THORS MÜTTERN UND FRAUEN.

Über diese hat man noch wenig nachgedacht. Er hat ihrer zwei, nämlich dem Raum und der Zeit nach!

Nach der jüngeren Edda 9 u. 36 ist Jörd (die Erde) die in der Voluspa 57 und im Harbard'sliede 54 auch Fiörgun heißt, Mutter des Thor.

Den letzten Namen finden wir in Fergunna, wie nach der Chron. Moissiac. und 805 bei Pertz Mon. Germ. 1, 308 das Erzgebirge heißt und in Virgunnia oder Virgunda wieder, einem großen Wald

zwischen Ansbach und Ellwangen, vergl. Chronic. Gottwicense 834. Zeuß, die Deutschen 10. Grimm d. M. 156. Wolfram von Eschenbach sagt in Willehalm 390: „Der Schwarzwald und Virgunt müssten davon öde liegen.“ Wackernagel im Schweiz. Museum 1, 102 bezieht den Namen auch auf den aus Tacitus bekannten großen Wald Hercynia. Als neue Notiz sei hier (nach mündlicher Mittheilung des Herrn Oberbaurath v. Bühler in Stuttgart) hinzugefügt, daß seit unvordenklicher Zeit die Haller in Schwäbisch Hall den Holzbedarf für ihre Salzwerke ausschließlich aus dem großen (vielleicht dereinst heiligen) Walde Virgunda beziehen. Sollte man bei dem Namen an Gund, Krieg, Streit und Vnor, einen Beinamen des Thor nach Voluspa 56 und Hymsquida 11. 17. 22. denken dürfen? Daß ein weitgedehnter Wald als Mutter des Donnerers gelten konnte, war natürlich, denn Wälder dampfen die Materie der Gewitter aus und erst wenn die Wälder wieder grünen, beginnen die Gewitter. Übrigens kennt Plinius Naturgsch. III, 20 die Vergunni als ein Volk in den Alpen.

Jörd bezeichnet demnach also nicht den ganzen Erdkörper oder das der Riesenwelt angehörige Gestein, sondern den Boden der Pflanzenwelt, wie wir auch jetzt noch alle Erde im engern Sinne nennen. Ich werde dieselbe Bedeutung auch von Njörd nachweisen, dem Vater der beiden Vanengötter Freyr und Freya, die dem Sommer und der Fruchtbarkeit vorstehen. Insofern nehme ich auch keinen Anstand, in der berühmten Nertha des Tacitus Germ. 40, die ausdrücklich Terra mater übersetzt wird, die Jörd wiederzuerkennen, um so weniger, als auch sie nicht die unfruchtbare Erdtiefe, sondern das bebaute Land regiert, dem durch den Umzug mit ihrem Wagen Segen gebracht wird.

Nach der jüngeren Edda 9 ist Frigg, Odins Gemahlin, die Tochter eines männlichen Fiörggän, der dem Njördr entsprechen würde. Frigg, obgleich durch Odin zu den Asen erhoben, und Freya, obgleich noch der Gemeinschaft den Vanen (Naturgeister) angehörig, sind doch ursprünglich im Wesen eins.

Im Vorkommen dieser doppelten Namen erkennt man nur das Übergewicht, welches allmählich der vornehme Geistescultus der Asenverehrer über den gemeinen Naturcultus der Vanenverehrer erlangte. Auch Thor selbst, seinem ganzen Wesen nach ein Naturgott, daher unstreitig zu den Vanen gehörig, wurde asificiert und zu einem Sohn Odins gemacht.

Es ist jedenfalls auffallend, daß der Hauptgott der Germanen, den Tacitus Germ. 2. Tuisco nennt, von ihm als ein Sohn der Erde (terra editus) und als Vater des Mannus bezeichnet wird. Thors Sohn heißt nach der jüngeren Edda 59. Magni.

Thor fährt auf einem von Böcken gezogenen Wagen durch die Lüfte. Diese Böcke heißen Tanngniostr und Tanngrisnir (Zahnknisterer und Zahnknirscher) jüngere Edda 21. Es lag den modernen Auslegern am nächsten, unter diesen grimmigen, schwarzen, zottigen und stößigen Böcken die Gewitterwolken zu verstehen. Allein die Böcke sind bei allen Völkern zugleich Sinnbilder der Fruchtbarkeit und insbesondere ist der Steinbock Sinnbild der Kraft, die gleichsam das Thor des neuen Jahres aufstößt, und weil er auf die höchsten Bergspitzen steigt, auch Sinnbild der steigenden Bewegung, welche die Sonne von Weihnachten an wieder beginnt, wenn sie in das Zeichen des Steinbocks tritt. Thors Böcke beziehen sich daher auch nicht bloß auf die Stoßkraft in den Blitzen, sondern auch auf die Wiederöffnung der im Winter verschlossenen Pforten des Naturlebens, im eben desshalb s. g. Thormonat. Firgengaet, der angelsächsische Name der Gemse, und Firginbucca, des Steinbocks, beziehen sich offenbar auf Thors Mutter Fiorgun. Grimm d. M. 168. Mone's Anz. 1838. S. 142.

Thor heißt Oekuthor (Wagenthor), weil er fährt. Die Schweden sagen beim Gewitter: *godguben aker* oder *gofar akar* (der gute Alte oder der gute Vater fährt): Ihre gloss. 696. 740. 926. Grimm d. M. 152. Dieses Fahren befruchtet die Erde, weshalb unter dem Wagen vielleicht ursprünglich der Pflug zu verstehen ist, wie auch das deutsche Wort Acker selbst nur die vom Pflug befahrene Erde bezeichnet. Damit stimmt überein, daß auch die Böcke allgemeine Sinnbilder der Fruchtbarkeit sind.

Der Bock, wie alle grobsinnlichen Symbole, wurde von den alten Deutschen humoristisch genommen. Wenn es graupelt oder hagelt, sagt man in Schwaben heute noch, es kitzibonelet, d. h. es wirft Gaisbohnen (Ziegendreck). Das weist auf die uralt heidnische Vorstellung von den im Ungewitter oben in der Luft springenden Böcken des Thor hin. Vielleicht ist der Schweizer Ausdruck Zibolla dasselbe. Tobler, Appenzeller Sprachschatz 76 und 456. Das Ziegengestirn war auch bei den alten Griechen ein Sturmgestirn. Zeus, der griechische Donnergott, trug in der Hand den Blitz und um den Arm die Aegide (das Ziegenfell). Auf Böcken reiten noch spät die

Hexen durch die Luft. Aus dieser Symbolik erklärt sich auch, daß man die Schnepfe, weil sie durch ihr meckerndes Geschrei in der Luft Gewitter anzeigen soll, Donnerziege, Himmelsziege, Wetter- und Regenvogel oder Donnerstagspferd nennt, Grimm. D. M. 168. Buch vom Aberglauben 1790. 1, 120.

Thor hat noch eine zweite Mutter. Sie heißt in Skaldskampamal 178 sowohl Fiörggyn als Hlodyn, in der Völuspa 50 heißt aber Thor ausschließlich mögr Hlodynjar, Sohn der Hlodyn. Hlod bedeutet Heerd. Vergl. Grimm D. M. 235. Ob zunächst das Heerdfeuer (Gluth, Lohe) oder der schwarze Rauchfang (Schlott) gemeint sei, ist einerlei, da die deutsche Sprache solche schärfste Gegensätze aus einer Wortwurzel herauszubilden liebt. Ich vermuthe, daß unter Hlodyn die schwarze Winternacht gemeint sei, in der das heimliche Schmiedefeuer brennt, um daran, wie die Blitze, so auch die Sonnenstrahlen des neugeborenen Frühlings zu entzünden. Damit stimmt überein, daß im Norden der Januar Thorsmonat und das große Fest der Wintermitte oder die Weihnacht Thorsblut (von den blutigen Opfern) hieß. Vergl. Weddekop, Bilder aus dem Norden 2, 49. Wir können nun nicht umhin, die Hlodin auch mit Loki in Verbindung zu bringen. Loki heißt nach Völuspa 18. Lödur, der Ase, der mit Odin und Hönir den Menschen schafft und demselben die blühende Farbe, das Blut mittheilt. Wie Loki als unterirdisches Feuer nützlich arbeitet, so wirkt auch Hlodyn am wohlthätigsten gerade in der rauhesten Jahreszeit.

Die Sonnenwende in der längsten und dunkelsten Nacht des Winters, die heilige Weihnacht, galt als Anfangspunkt des neuen Jahreslebens. Sie wurde daher bei den Angelsachsen Modranecht, die große Mutternacht, genannt. Beda, de temporum ratione cap. 13. Arnkiel, Cimbrische Heidenreligion 212. Haltaus, Jahrzeitbuch 161. Grimm D. M. 714. 1224, dessen deutsche Sprache 1, 79. Die zwölf Nächte von da an bis zur heiligen Perchtennacht (Epiphania, h. Dreikönigsfest) gelten unter dem Namen der Rauhnächte für Mütter der einzelnen zwölf Monate, denn wie das Wetter in jeder dieser Nächte war, so sollte es in dem entsprechenden Monat sein. Breslauer Sammlungen 1722 Februar. Reynitzsch über Truhten S. 182. In diesen zwölf Nächten spielen die Wölfe eine große Rolle. Man soll in ihnen den Namen des Wolfes nicht nennen, sonst kommt er und zerreißt die Schafe. Buch des Aberglaubens 1790, 1, 350. Frank, altes und neues Meklenburg 1, 55. Man bäckt zu Weih-

nachten ein thierartiges Gebäck in Baiern, den s. g. Hauswolf. Schmeller B. W. 4, 67. Der Wolf ist ein Nacht- und Winterthier, grausam und gefräßig. Die Wolfsmutter bedeutet also die Finsterniss der Winternächte und die Grimmigkeit des Frostes, dem alles Leben unterliegt, aus dem es aber auch wieder neugeboren wird als neues Jahresleben.

Zu Xanten am Niederrhein wird ein römischer Stein aufbewahrt, der früher zu Clevę war. Er hat die Inschrift: *Deae Hludanae sacrum.* Diese Göttin Hludana ist ohne Zweifel die Hlodyn. In Mone's Heidenthum 1, 267 wird auf Lethra hingewiesen, das größte Heiligthum der Dänen auf Seeland und auf die bei den Franken so beliebten Namen Chlodio, Chlodwig, Chlodomir, Clotilde etc.

Es lag nahe, wie auch schon oft geschehen ist, diese Namen auf den antiken der Leto und Latona zu beziehen. Da die Griechen diese Göttin tief aus dem Norden vom Lande der Hyperboräer kommen lassen, so wäre allerdings nicht unmöglich, daß hier nordischer Cultus auf den griechischen Einfluß geübt hätte. Nach der Thiergeschichte des Aristoteles 6, 29 und der des Aelian 10, 26 kam Leto in Wolfsgestalt von andern Wölfinnen begleitet aus dem Hyperboräer Lande genau in zwölf Tagen und zwölf Nächten auf die Insel Delos, um hier die großen Lichtgötter Apollo und Artemis (Sonne und Mond) zu gebären, daher daure noch jetzt die Geburtszeit der Wölfinnen zwölf Tage. Vergl. Aelian Thiergesch. 4, 4. Plinius Naturgeschichte 8, 22. Ant. Liberalis 53. Macrobius, Sat. 1, 17. Auch in der römischen Mythe kehrt die Wölfin als Amme des Romulus und Remus, der Stammväter des römischen Volkes, wieder.

Die aus dem Norden kommende göttliche Wölfin Leto dürfte wohl sehr genau mit der Hlodyn zusammenhängen. Es ist Leda, die Großmutter Kolls, die ihn mit dem Wolfshelm ausrüstet zum Kampf mit Wikar, nach der Huldasaga. Auch das im deutschen Heldenbuch so berühmte Geschlecht der Wölfinge gehört hieher. Der Stammvater dieses Geschlechtes heißt Berchtung, was deutlich auf die Göttin Perchta hinweist. Im Wolfdietrich wird der junge Wolfdietrich als neugebornes Kind, nachdem er von seiner Mutter Hilburg heimlich geboren und am Seil von einem hohen Thurm herabgelassen worden, durch einen mitleidigen Wolf fortgetragen und gerettet. Im Namen Hilburg klingt Hilde und Holle an. Grimm d. M. 1211 frägt daher, ob nicht auf dem römischen Stein anstatt Hludana vielleicht Huldana zu lesen wäre? Auch in der nordischen,

aber aus Deutschland entlehnten Völsungasaga tritt ein Wolf als Retter der beiden Kinder Völsungs auf, wenn auch gegen seinen Willen. Die Sage fügt hinzu, daß die beiden Kinder Sigmund und Signe selbst eine Zeitlang im Walde als Wölfe gelebt hätten.

Fehlen uns nun auch alle Sagen von der Hlodyn, die als Mutter des Thor jedenfalls eine bedeutende Rolle gespielt haben muß, so lässt sich doch errathen, daß sie, sofern sie als Heerdgöttin Mutter des Feuers war, oder als Erdgöttin den Winter über in ihrem mütterlichen Schoß den Blitz verbarg, auch als Nachtgöttin wie Leto Mutter der Lichtgötter sein konnte.

Wie Thor zwei Mütter hat, so ist er auch doppelt vermählt und die beiden Gattinnen bezeichnen wie die Mütter zwei verschiedene Seiten seines Wesens.

Die eine Gattin Thors ist nach der jüngeren Edda 59 Iarnsaxa, d. h. Eisenstein, vergl. Grimm d. M. 500. Damit scheint mir Eisen und Stein oder das Feuerzeug gemeint zu sein, aus welchem der elektrische Funke springt, das Vorbild aller Blitze. Das Sinnbild gilt zugleich für Hochzeit, Ehe und Geburt, wie für die Wiedergeburt. Es bedeutet die göttliche Kraft, die jeden Augenblick aus todtem Steine feuriges Leben lockt. Man findet daher auch den Feuerstein neben dem Thorshammer oder statt desselben in Gräbern. An dem ersten, den ich in einem Todtenbaum am Lupfen fand, schlugen nach vielleicht 1400 Jahren die Bauern zum erstenmal wieder Feuer und zündeten vergnügt alle ihre Pfeifen an.

Es entsteht die Frage, ob die große Lichter- und Feuerweihe zu Ostern das Auslöschen aller alten Lichter und das neue Anzünden der ewigen Lampe, an deren Flamme alle andern sich entzünden müssen, in der katholischen (und griechischen) Kirche, sofern darin ein älterer heidnischer Gebrauch sich wiederholt, ursprünglich dem Feuer der Sonne oder des Blitzes galt. Der dem Osterfest so nahe stehende grüne Donnerstag scheint ein Hauptfest des Donnergottes und zwar die Feier seiner Wiederkehr im Frühling gewesen zu sein. Die Sonne scheint immer, braucht sich also nicht neu zu entzünden. Das neue Feuer scheint mehr dem Blitze zu gebühren und wurde wahrscheinlich durch Eisen und Stein entzündet.

Thors zweite Gattin heißt Sif, die blonde schönhaarige, daher auch das Gold Sifs-Haar genannt wird. Vergl. Grimm D. M. 286. Nach der jüngern Edda 61 schor ihr Loki das schöne Haar ab, Thor aber zwang ihn, ihr dafür durch die Zwerge goldnes machen

zu lassen. Uhland in seinen Sagenforschungen S. 75 hält mit Recht das abgeschnittene Haar für das reife Getreide, welches die unterirdischen Zwerge ersetzen müssen durch die über Winter von ihnen gepflegte neue Saat. Der böse Feuergott Loki bedeutet hier die Hitze des Sommers, die das Gilben und Abmähen des Getreides bewirkt. In der Ögisdreka 54 rühmt sich Loki, den Thor zum Hahnrei gemacht zu haben und nach der jüng. Edda 31 heißt der Ase Uller, der Schütz und Schlittschuhläufer, ein Sohn Sifs und Stiefsohn Thors. Uhland vermuthet in ihm den von Loki mit der geraubten Sif erzeugten Sohn, als eine Personification des Winters, der allerdings der abgemähten Erndte folgt. In Thrud, der Tochter Sifs von Thor selbst, erkennt Uhland das Saatkorn. — Aus der Verbindung mit Sif geht deutlich hervor, daß Thor als ein Beschützer der Saaten und des menschlichen Anbaus angesehen wurde, wie dies von Uhland trefflich ausgeführt ist. Der Donnerer tobt nicht in blinder Wuth gegen die Riesen, sondern im Dienst und Interesse einer höheren und edlern Cultur, welcher die rohe Riesenwelt widerstrebt. Er ist es, dem die Menschen das tägliche Brod verdanken. In Kuhn's norddeutschen Sagen S. 455 wird die Redensart angeführt: use Herrgott smit brot in de kisten, wenns donnert. In Pantoppidans Historie von Norwegen, deutsch von Schreiber 1, 190 kommt der Name Thoregerste als einer dem Thor heiligen Gerstenart vor.

Eine Erinnerung an die Sif ist vielleicht in der s. g. Sibylle auf der Teck, einem der höchsten Gipfel der rauhen Alp, enthalten. Man hat freilich mit dem Namen Sibylle viel Missbrauch getrieben, hier aber liegt die Beziehung auf das reife Getreide doch sehr nahe. Das Volk glaubt nämlich, wenn die Saaten reifen, in einem langen Streifen von viel grünerer Farbe, der, sobald das Getreide gilbt, eine ebenso deutliche unterscheidbare braune Färbung annimmt, die Spur des Wagens zu erkennen, auf der die Sibylle aus dem Sibyllenloch auf der Teck ausgefahren ist. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 15. Im Sommer 1852 lud ein Anwohner der Teck durch den Schwäbischen Merkur öffentlich zum Besuch der Gegend ein, um das in diesem Jahr besonders deutliche und schöne Schauspiel auf den reifen Getreidefeldern mit anzusehen. Damit stimmt auch die Sage von der Sibylla Weis zu Lonnerstadt bei Hochstädt überein. Das Volk erzählt, sie habe die Zukunft geweissagt und sterbend verordnet, ihre Leiche auf einen Esel zu laden und da zu begraben, wo er still stehe. Der Esel hielt nun auf dem Antoniberg, wo man sie

begrub. Sie geht noch um und man erkennt ihre Spur im thauigen Grase. Sie hat geweissagt, wenn die Weiber männliche, die Männer weibliche Kleider tragen würden und ein Reiter würde um ihr Grab reiten können, werde die Welt untergehen. Ihr Grab ist nun wirklich, obgleich man es nochmals übermauert, unter der Mauer immer wieder herausgerückt. Ihr Schloß soll zu Tonbrücken gestanden sein. Mündlich von Hrn. Oberbaurath Panzer. — Einen Kornwagen, der mit sechs Pferden bespannt über die Kornfelder fährt und, ohne die Ähren zu berühren, doch wie auf dem Pflaster rasselt, kennt die niederländische Volkssage. Wolf niederl. Sagen N. 442.

Man hat auch die Zauberkuh Sibylia, deren sich nach der Regnar Lodbroks-Saga König Eystein bediente, um durch ihr Gebrüll die Feinde zu erschrecken, auf Sif beziehen wollen. Das scheint mir aber zu weit hergeholt und zu Sifs sanftem und passivem Wesen nicht passend. Eher ließe sich die in dem altniederländischen Gedicht von den Kindern von Limburg die Sibil, Gattin des alten Teres, auf die Sif zurückführen. Auch sie kommt in Noth, muß betteln und stickt die Geschichte ihrer Leiden in einen Teppich. Armuth und Magddienst bezeichnet oft im Märchen den Nothstand der organischen Göttin im Winter, so wie der bunte Teppich die neue Saat.

WOLFGANG MENZEL.

HACBERTA.

In dem Werke des Bischof Olaus Magnus de gentibus septemtr. III. 14. heißt es, die Zauberin Hacberta, Tochter des Riesen Vagnost, habe sich in jede Gestalt und Größe verwandeln können. Bald sei sie himmelhoch, bald klein und niedrig, bald hart, bald fließend gewesen. Wasser habe sie können fest machen und Berge schmelzen; den Himmel habe sie niederziehen, die Erde erheben und Schiffe durch die Luft fliegen machen können. Die Götter habe sie stürzen, die Lichter des Himmels auslöschen und dagegen die Finsternisse der Tiefe erleuchten können.

Diese Wunderkräfte sind zu gewaltig und allumfassend, als daß sie nur einer gemeinen Zauberin zugeschrieben werden könnten.

Leider sind uns die Denkmäler der tiefern altdeutschen Speculation verloren gegangen. Doch können wir kaum umhin, in dem männlichen Hackelberend die Ergänzung der weiblichen Hacberta

und in beiden den nämlichen Doppelbegriff zu erkennen. Hackelberend ist, wie Grimm D. M. 875 erörtert hat, der Name Wodans als wilder Jäger. Hackel erklärt sich aus Heklamadr, d. h. Mantelmann, der Verhüllte. Hag hat immer den Begriff des Eingehegten und Verborgenen. Berend aber weist auf Berchthold und Ruprecht hin, gleichfalls Beinamen Wodans.

Hacberta dürfte demnach so wenig eine gemeine Zauberin sein, wie Hackelberend ein gemeiner Jäger, sondern die höchste Göttin, wie Wodan der höchste Gott. Als die vornehmste altdeutsche Göttin ist aber Perchta oder Bertha längst bekannt.

Wie Wodan im Norden als Odin mit den staunenswürdigsten Wunderkräften ausgerüstet und als Urzauberer erscheint, so dürfte auch Bertha als eine Urzauberin angesehen worden sein, oder, weil das Hac im Namen Hacberta übereinstimmt, als die Urhexe. Vergl. über den Namen Hac Grimm d. Mythologie 992.

Ich kann sie daher auch nicht als ein vollständiges böses Wesen, sondern nur als die dunkle Seite derselben höchsten Göttin betrachten, deren Lichtseite so liebenswürdig erscheint. In dem Namen Berta ist die deutsche Göttin Perchta, die zärtliche aber auch strenge Hausmutter der Natur, von der uns so viele liebliche Sagen erhalten sind, nicht zu verkennen. In der Vorsilbe Hac scheint der Begriff des Hexenhaften oder des Unterweltlichen zu liegen. In der Ynglingasaga 13 heißt es von der Vanen-Göttin Freija, sie werde alle Asen überleben. Das entspricht der Überlegenheit, mit welcher Hacberta sich allen Göttern gegenüberstellt.

Auch Saxo Gr. 1, 9 kennt einen Riesen Vagnoft, dessen Tochter Hartgrepe gleichfalls eine mächtige Zauberin ist. Ist nicht an den Himmelswagen, das Gestirn des großen Bären zu denken, welcher in der Nähe des Polarsternes die allgemeine Umdrehung der Welt um sich selbst vorbildet? Auch Hackelberend als wilder Jäger weist auf die Jagd und Flucht der Zeit im Raum hin.

WOLFGANG MENZEL.

DER HELLE KRIEG.

Außer dem von Bartsch veröffentlichten Gedichte auf den Zauberer Virgilius (German. 4, 237) schreibt der Wiltener Codex ein längeres Gedicht „von der helle krieg“ dem sagenhaften Sänger

Klingsor zu. Da es in culturgeschichtlicher Beziehung nicht ohne Interesse ist, theile ich es vollständig mit.

Klingsor im swarzen don XXV lied und haist der helle krieg (Bl. 92ᵃ).

1.

Wer pracht uns die krone für,
die ward gemacht von sechzig tausent engel kür,
die wolten got von himelreich verdringen?
Luciper, die kron was dein.
ir merket alle hie, die maister wellen sein,
und höret recht, was ich euch hie wil singen.
Sant Michel kam an hochfart dar, ain fürste vor in allen.
er schlueg Luciper sunder wank,
das im sein kron herab von seinem haubte sprank. Bl. 92ᵇ.
da muest er nider auf die erden fallen.

2.

Den Luciper in himelreich
het got gezieret also schon und wunnikleich,
das er sich selber nicht gar wol erkennet.
Wie in in seiner klarheit deucht,
das er mit seiner schon über alle engel leucht,
darumb er oberister got sich nennet.
Wie in sein übermuet bezwang, dar umb er ward verstossen,
das got sand Michael erlaubt,
das er im schlueg die krone sein hin von dem haubt.
da muest er sich zu argem ding genossen.

3.

Ir hört, wie Luciper nun sprach,
do er verstossen was und er sich selb an sach:
„wie han ich meinen liechten schein verloren?
Ich was ein engel also schon,
das ich erleucht durch aller himelreiche thron.
nun waiß ich laider wie ich sol geparen.
Des mueß ich ach und immer we über die hochfart schreien,
die mich so ser verleitet hat.
nun ach, wie sol mein immer ewig werden rat?
sol ich mich ewiger freuden gar entfreien?

---

1. 1. Ber. 7. hoffart.
2. 10. genossenn.
3. 1. Dir. 4. engl. 6. geperen. 7. hoffart. 10. endfreyenn.

4.

Meinem schnöden herzen gib ich schult,
wan das wold in dem himel haben kain gedult.
es maint, es hiet sein klarhait von im selbe.
Ich was ein engel also klar
von rechter schon, das man mich hieß gots leuchte vor.
nun pin ich laider worden schwarz und gelbe,
Rauch, hürnein, scheuzlich, ungestalt, mein krumpe nas ist lange, Bl. 93ᵃ.
mein weiter giel ist fewres vol,
mein weite augen rot, mein or gespitzt, und stüend es wol,
so wär mein sorg das tausent tail ergangen."

5.

Sathan sprach: „lieber maister mein,
gehabt euch wol, last ewer langes trauren sein,
nun seit ir doch alleine nicht verstossen.
Mein maul ist mir auch groß und weit,
mein krumpe nasen mir so hoch gemuete geit,
die meinen oren den ewren wol genossen,
Zwai antlitz hab ich an den knien, zwai an den ellenpogen,
zwai hab ich an den achslen mein.
hört, hört, lieber maister, solt ich dar umb traurig sein?
und tet ich das, daran wär ich betrogen."

6.

Er sprach: „Sathan, nun sag mir ploß,
seit das mein jamer und mein trauren ist so groß,
das ich nit waiß joch wes ich sol beginnen,
Dar über gib mir deinen rat,
seit das mein herz also in grossem kumer stat.
thuestu des nicht, so mueß ich doch von hinnen.
Ich fuer hin an des meres grund und lag immer an ende.
mein herz ist mir groß, als ain turn,
und frist mich in dem leichnam mein recht als ain wurm,
das uns hat pracht in dise missewende."

4. 1. Deinem | schuld. 8. gotss leichte. 7. scheitzlich. 8. giell. 10. wer | sarg.
5. 2. trawren. 10. betrogenn. *Die Ausgabe von Vintlers Tugendblume* (1486) *enthält Teufelsbilder mit mehreren Gesichtern.*
6. 5. kümer. 7. fur. 8. turen.

7.

Sathan sprach: „lieber maister, lat
ewer langes trauren, ich wil euch geben ainen rat,
seit uns das ungelück ist widerfaren.
Wir wellen uns pawen ain gemach,
das sol die helle haissen.“ Luciper der sprach:
„Sathan mein freunt, wir wellenz nicht lenger sparen.
ir greifet kreftikleichen an und helft einander alle.“
Sathan der daucht sich da der pest.
er sprach: „so wil ich selber legen die grundes vest.“
da ward die hell erpaut mit reichem schalle.

8.

Da nun die hell erpawen was Bl. 93ᵇ.
und Luciper gewaltikleich darinne sas
bekrönet als ain künig in seinem reiche,
Zu seinen dienern er da sprach:
„nun hab ich überwunden all mein ungemach.
ich mein nicht, das er leb, dem ich entweiche.
Seit das ich so gewaltig bin, so wil ich fürsten chiesen,
die mir in trewen bei bestan.
der erste fürst sol sein mein lieber freunt Sathan.
so mag ich meines erbes nicht verliesen.“

9.

Sathan sprach: „lieber maister mein,
wer sollen die andern fürsten in euren landen sein,
die des reiches krone sollen auf tragen?“
Da sprach Luciper also:
„der ander fürste das sol sein her Astarot.
an meinem reich so solt ir nicht verzagen.
den dritten fürsten den wil ich euch hie wol nennen:
das sol sein künig Welzebueg.
an den drein fürsten hab wir alle gar genueg.
setzt auf die kron, das man euch mug erkennen.“

---

7. 2. will | radt. 8. tauch. 10. das war.
8. 3. king. 4. dienneren. 9. frewnt. 10. verliesenn.
9. 5. Astriob. 8. soll. 10. sets.

10.

Sathan sprach: „lieber maister mein,
seit das wir nun drei fürsten in eurem lande sein,
in eurem reich so well wir ritter machen.“
Künig Luciper sprach: „das ist recht.
ir chieset ritter und nennet auch darzu die knecht,
das wir ir haben genueg zu solchen sachen.“
Und do sprach künig Luciper: „las wir uns nicht betriegen.“
da sprach es her Astarot:
„ir werden herren, ich wil euch geben einen rat:
[illegible] chieset ritter, die zu streite tügen.“

11.

[illegible] sprach der künig Welzewueg:
„[illegible] zwelf rittern hab wir alle gar genueg.
w[illegible] ir si hören, so wil (ich) si nennen.
D[illegible] erst Murrey und Rosenkranz,
D[illegible]ndey, der viert der heisset Scheibendanz.
de[illegible]unft Hochfart, den mügt ir wol erkennen.
De[illegible]echste haisset Leisentrit, der sibent Sümerdöckel,
der[illegible]cht Afand, der neunt Nasier.
der[illegible]hent Seidenschwanz, der aindlift Hübschundzier,
der [illegible]elfte ritter heisset Spiegelklöckel!“

12.

Da [illegible]rach der künig Luciper Bl. 94ᵃ.
zu [illegible]nen fürsten: „haisset mir si kummen her,
seit [illegible]as ir nam erchlinget also schone,
Ob [illegible] doch sein der eren wert.“
si [illegible]men dar, darnach sein schnödes herz begert.
si [illegible]gen im schon und setzten auf die krone.
Si [illegible]rachen: „lieber herre mein, was welt ir uns nu geben?“
er [illegible]rach: „ewer jedleicher sol han
d[illegible] tausent man, die mir in trewen pei bestan.“
[illegible] sprachen si, das küntens alle eben.

1[illegible]. doch. 8. Hastrat.
1[illegible]2. ritteren. 3. heren. 8. Natier? 9. Stydenschwanz? 10. Spiegiklöckl.
[illegible]2. ir mir. 10. allen.

13.

Da sprach der künig Luciper
zu seinen fürsten: „mit wie vil welt ir kumen her,
ob ich in nöten stuend und streiten solte?“
Da sprach fürste Welzewueg: „ach,
genade edler fürst, mein hilfe die ist schwach.
doch hört, mit weu ich euch noch helfen wolte:
Mit sechzehn tausent helden guet, die wil ich euch pringen.
den ersten herschilt den wil ich,
hört lieber maister, füeren also kreftiklich.
ir sorget nicht, das man euch mug verdringen.“

14.

Da sprach es her Astarot:
„ir werden herren, ich hilf uns allen aus der not.
in streit mag ich uns zu hilf wol kummen
Mit achtzechen tausent helden stark:
die haben all gar schnelle herz und frisches mark,
die mügen unserm streite gar gefrummen.
Die solt ir euch nicht lan verschmachen von Astarot dem heren.
den andern herschilt den wil ich,
hört lieber maister, füeren also kreftiklich.
ir sorget nicht, das man euch mug enteren.“

15.

„Den dritten schilt ich Sathanas
wil füeren also kreftikleichen umbe das Bl. 94ᵇ.
für war, das ir sein wisset halt kain achte,
Mit neunzechentausent helden guet.
die haben all gar schnelle herz und freien muet.“
künig Luciper hueb frölich auf und lachte.
Er sprach: „wir sollen ain panner füeren, das solt ir mir sagen.“
si sprachen all: „graf Hellerigel
sol ewer paner füeren und eur ingesigel.
ir sorget nicht, das man euch mug verjagen.“

---

13. 3. kinig. 7. sechzen.
14. 1. Astriot. 7. Astrio dem herren.
15. 2. kreffigkleich warumme. 7. 9. füren.

16.

Da sprach ein teufel so zu hant,
der was von den anderen Freudenreich genant:
„er gab euch gar ein groß ausort alleine.
Das thet nimant mer denn er.“
„Michel, Michel, also sprach künig Luciper,
„dein hochfart groß mach ich dir noch zu klaine.
Dort in dem oberisten thron da wär wir wol beliben.
zu hant dir got gab den gewalt,
da wurd wir, ich und mein gesellen, abgezalt
und wurden von dem höchsten reich getriben.“

17.

Künig Lucifer het thummen muet,
wan es daucht in und ander gesellen guet,
si wolten herschaw halten vor der hellen.
Si zugen auß mit heres kraft,
die fürsten vor, darnach ain stolze ritterschaft.
si mainten, das si niemant möcht erfellen.
Da macht künig Luciper wol sibentausent ritter.
er sprach: „wär got ain piderman,
mit rechtem streit so solt er mich nu hie bestan.“
die red ward im und manigen gar zu pitter.

18.

Pfeiffer, paucker, pusaunär Bl. 95ª
die pfiffen und pusaunten, als ich euch bewär.
ir übermuet der was gar maniger laien.
Ainer der hieß Weckenzorn
der schelt an dem munde sein ain helles horn.
darnach gedacht in Seidenschwanz ains raien.
Die tiefel alle sambt geleich begunden tanzen.
ainer der hieß Wattenstum
der pfiff mit dem munde seinen plapumpum,
Hochfart begund üppichleich umbin schwanzen.

16. freydenreich. 3. ausvart? 7. wer.
17. 2. thauch. 8. wer. 9. pestan.
18. 1. pusawner. 4. Weckhenzoren. 5. selt | boren. 9. plapům.

19.

Da sprach der künig Luciper:
„ir werden fürsten, warumb sei wir kummen her?
ir hüetet wol vor got von himelreiche.
Und käm er her, das wär nicht guet
das er ob uns erzürnet aber seinen muet.
ir hüetet wol, das er uns nicht erschleiche.“
Ein jedleich fürst besunder was, der steckt auf sein paniere.
ains was schwarz, das ander gel,
das dritte rot, ir merkt, ob ich daran nicht fel.
mit Lucipers panier so warn ir viere.

20.

Also halbiert sich ir gezelt
in dreierlei varb schwarz, rot und gel, als ich es meld.
die rote varb die ist gar ungeheure.
Schwarz bedeutet uns den tot.
gel bedeutet gar ain engestleiche not.
rot bedeutet uns der helle feure.
Da gunt künig Luciper zwaitausent ritter machen,
die im in treuen bei bestan.
„so wisset, edler fürst, ich will euch nit verlan,“
sprach Rosenkranz aus ritterleichen sachen.

21.

„Rosenkranz, hab immer dank,
sprach Luciper also zu in an allen wank,
„der deinen trewen soltu wol geniessen,
der ich an dir entpfunden han,
das du mir so ritterleich wilt bei bestan.
nun halt alhie, laß dich sein nicht verdriessen.
Ob uns nun got vertreiben wolt, er ließ uns wol beleiben.
In ruech, wie si zu himmel sein.
so soltu hie gelauben mir den worten mein,
wir wellen si noch fast zu sammen treiben.“

---

19. 10. weren.
20. 3. rotte. 4. dot. 5. engstenleiche.
21. 5. pei. 8. Unruech. 9. wier.

22.

Das triben si vil manige zeit,
bis das in got erzaiget auch den seinen streit.
da gunte sich ain ungewitter melden.
Das geschach umb ainen mittentag,
das got ließ auf sew schiessen ainen tonreschlag,
des da vil maniger muest gar ser ergelten.
Ir warn vil wan die da lagen zu stucken gar zeprochen.
Luciper geschach so haiß,
das im sein arsloch dreier ellen weit aufraiß.
got het sich an dem selben wol gerochen.

23.

Da sprach der künig Luciper:
„nu saget mir, ir edlen fürsten also her,
beschaidet mich der wunderleichen märe,
Was das nu gewesen sei,
das uns hat hie an grossen eren gemachet frei
und hat uns pracht in also sende schwäre?
Es was so freissam und so groß, mich nimbt sein immer wunder.
wist ir icht, was es sei gewesen,
oder habt ir ie davon geschriben oder gelesen,
so beschaidet mich sein hie besunder."

24.

Da sprach ain tiefel: „welt irs hören?
ich horts oben trumeln in des himels chören,
es ist ain gotes herepaucken gewesen. Bl. 96ᵃ.
Die hat ain engel nun versuecht."
künig Luciper sprach: „so der paucker sei verfluecht!
vor seinem galm so pin ich kaum genesen.
Rüert er die paucken ain wenig mer, wo sol ich dan beleiben?
er hat mir mein haubt erschelt,
das mir und meinen fürsten nicht gar wol gefelt.
mit seiner paucken wil er uns vertreiben."

23. 2. riden (?) fursten.
24. 1. tiefl. 2. tumel. 7. ir.

25.

Der ewig fluech hat si begailt,
in ewikleichem schreien so ist in vertailt.
künig Luciper, dein hochfart ich volzale.
Auß himelreich durch übermuet
bistu verstossen in der haissen helle gluet.
das thet got dir mit aines schlages valle.
Dannoch wär es nicht geschehen, (wan) dein guften und dein geuden
das was so recht gar manikfalt.
des bistu an der ketten lesterleich gestalt
und hast uns pracht von unsern ersten freuden.

I. V. ZINGERLE.

O SEHNEN DU VIEL BITTRES KRAUT.

1. Wann ich ansich den liechten tag,
so ist mein herz in großer klag,
daß ich dich, frau, muß meiden.
Senen du bringst mir großen schmerz,
und hast gar tief verwunt mein herz:
des hab ich heimlich leiden.

2. Ach senen krenket mich so hart
nach dir, mein liebste fraue zart,
ich kan dein nit vergeßen:
ich schlaf, ich wach, wes ich beginn,
so wonest du mir stets in sinn,
du hast mein herz beseßen.

3. O senen du vil bitters kraut,
we dem der dich in herzen baut,
wie hastu mich gefangen!
Mein senen hat kein underscheid,
ich sene mich, frau, zů aller zeit
und hab auch stets verlangen.

---

10. streytten.

4. Ich bin dir holt mit ganzer treu,
was du wilt han leist ich on reu,
du bist mein hort auf erden.
kein lieber mensch ich ie gewan
und nimmer mer gewinnen kan,
wie mocht ich dein entberen?

5. Noch freu ich mich der lieben zeit,
so ich anschau dich, frau gemeit,
und du dich zû mir kerest:
wan alle freud ist mir sunst klein
on dich, zart liebste fraue mein,
mit deinem blick mich nerest.

6. Frau, e ich wolt, daß ich nun solt
ie wesen einer andern holt,
vil lieber wolt ich sterben;
dein ere und wird die ist so groß,
es lebt auf erd nit dein genoß,
ich hoff dein huld z'erwerben.

7. Kein lieber mensch ich ie gesah,
sie kan mir wenden ungemach
und alls mein leid zerstreuen.
got geb ir mût und freuden vil
und alles das ir herz nun wil,
das wünsch ich ir mit treuen.

Pp. Hs. vom J. 1512 im Besitze des Barons Wendelin von Maltzahn zu Berlin.

HOFFMANN V. FALLERSLEBEN.

EIN WEIB UND DREI LIEBHABER.

Unter vorstehender Überschrift hat W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, 292 ff. zunächst auf ein Bild in den Handschriften des wälschen Gastes (zu Buch 1, Cap. 10.) aufmerksam gemacht, welches ein Weib inmitten dreier Männer darstellt, deren einen sie anblickt, den andern bei der Hand fasst, dem dritten aber auf den Fuß tritt. Er vergleicht dazu eine Terzone des Provenzalen Savaric von Mauleon, welche dadurch veranlasst war, daß eine vornehme Dame bei einer Zusammenkunft mit Savaric und zwei andern Verehrern den ihr gegenübersitzenden freundlich angeblickt, dem einen der neben ihr sitzenden die Hand gedrückt und dem andern, und zwar Savaric, lächelnd und seufzend auf den Fuß getreten hatte, von welchen drei Zeichen jeder das ihm gewordene für das sicherste der höchsten Gunst erklärte. Endlich erinnert Wackernagel an ein niederländisches Gedicht (Altd. Blätter 1, 70), wo ebenfalls diese drei Zeichen als Gegenstand eines Liebesurtheils vorkommen. Wackernagel findet die gemeinsame Quelle dieser Darstellungen in einem von Isidor Origg. 1, 25 überlieferten Fragmente des Ennius, das wieder von Wackernagel mit einer Stelle Theokrits 1, 32 verglichen wird, unter Einfluß einer von Isidor zugleich mit citierten Stelle der Proverbia Salomons 6, 13.

Es ist nun interessant zu bemerken, daß jene bildliche Darstellung, wie sie Handschriften des wälschen Gastes geben, noch im 17. Jahrhundert populär gewesen ist. In einem in der Sammlung der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufbewahrten Stammbuche eines Apothekergesellen Coler aus Amberg in der Pfalz hat ein Freund, ebenfalls ein „artis pharmaceuticae studiosus", im Jahre 1641 in Preßburg sich eingeschrieben und dazu ein sauberes Bildchen gemalt oder malen lassen: eine mit einem Kränzlein gezierte Jungfrau sieht einen jungen Mann freundlich an, während sie einem zweiten die Hand reicht und einem dritten auf den Fuß tritt. Darüber steht geschrieben:

Handt geben, Füß treten und Anlachen,
Die drey kan ein Jungfrau zu narren machen.

Ohne Zweifel ist in dieser Gestalt der Spruch verderbt. Vielleicht findet er sich in besserer Gestalt gelegentlich anderswo, mit oder ohne Bild.

WEIMAR, Juli 1861. REINHOLD KÖHLER.

ZUR DEUTSCHEN HELDENSAGE.

VON

LUDWIG UHLAND.

II. DER ROSENGARTEN VON WORMS.

Die Lieder vom großen Rosengarten, die auf gleicher Grundlage doch in der Ausführung mehrfach verschieden sind, bringen den jugendlichen Dietrich von Bern und seine Genossen mit den rheinischen Recken je in der Zwölfzahl zu ebenso vielen Einzelkämpfen zusammen, mittelst welcher Kriemhild, König Gibichs Tochter, in einem rosenblühenden Garten bei Worms die gegenseitige Heldenkraft sich messen lässt[1]). Als Bestandtheil des Gesammtkreises deutscher Heldensage betrachtet, insbesondre als Nachwuchs des Nibelungenliedes, haben die genannten Gedichte viel ungünstiges Urtheil erfahren. Der treueste Pfleger dieses Rosengartens findet in demselben, von solcher Seite angesehen, einen der letzten Triebe der erlöschenden epischen Kraft, abendliches Hinneigen der ernsten Sage zum Scherz und märchenhaften Spiele, eingedrungene Roheit der Sitten, Herabsinken der Volksdichtung nach innerem Gehalt und äußerer Form[2]). Dennoch ist, selbst vom Gesichtspunkte des epischen Werthes, den Rosengartenliedern ein tüchtiges Festhalten der Charaktere, welches den höfischen Dichtern mangle, zuerkannt worden und es bezieht sich dies besonders auf den Helden Dietrich im Verkehr mit seinem alten Meister Hildebrand und auf die ergetzliche Gestalt des streithaften Mönches Ilsan[3]); überhaupt konnte die

[1]) Den Texten, welche W. Grimm in der Hauptschrift (Der Rosengarte etc. Gött., 1836) mitgetheilt oder nach Klassen (A bis E, Einl. 11 f.) verzeichnet hat, sind durch ihn noch die Bruchstücke in der Zeitschr. f. d. Alt. 11, 243 ff. 536 ff. und, als Nachlass, in den Abhandl. der Berl. Akad. 1859, S. 484—500 gefolgt; hiezu kommen die Abdrücke aus der Pommersfelder Hds. durch Bethmann in der Zeitschr. f. d. Alt. 5, 369 f. und durch K. Bartsch, Germ. 4, 1 ff.

[2]) W. Grimm, Roseng. Zueign. VII. Einl. I. LXXVIII f. Heldens. 348. Abh. der Berl. Akad. 1855, S. 2. 1859, S. 500. Zeitschr. f. d. Alt. 11, 562. Vgl. W. Wackernagel, Gesch. der d. Lit. 211. Koberstein, Grundr. 4. Ausg. 1, 236 ff. Gervinus, Gesch. der poet. Nat. Lit. 3. Ausg. 2, 102 ff. Vilmar, Gesch. der d. Nat. Lit. 3. Aufl. 1, 152 ff.

[3]) Heldens. 371. Wackern. a. a. O. Simrock, kl. Heldenb., 2. Aufl. IX: 'die großen Schönheiten des Gedichts.'

volksthümliche Rüstigkeit, wie sie durch das Ganze waltet, ihren gewinnenden Eindruck doch nicht verfehlen. Als Grundgedanke und eigentlicher Inhalt wird bezeichnet: daß Dietrich und Siegfried, die beiden Hauptheiden der Sage, sich mit einander messen, Dietrichs höhere Kraft aber trotz aller Hindernisse sich in vollem Glanze bewährt (W. Grimm, Roseng. Einl. LXI, vgl. Zueig. VI und Bruchst. in d. Abh. d. Berl. Ak. 499; Vilmar 1, 152 f.). In den Liedern selbst ist dieser Gedanke durch die Königin und ihre Frauen ausgesprochen (C. 1873—75. 1982—85. D. 2013 f., vgl. Zeitschr. f. d. Alt. 5, 369). Man setzt kaum eines derselben in vorhandener Gestaltung über die zweite Hälfte des 13. Jhd. hinauf (Heldens. 371. Roseng. Einleit. LXXVIII f. Bruchst. 499; vgl. Wackern. 202. 211. Bartsch in Germ. 4, 2 f.). Außerhalb der Lieder selbst ist das früheste, ausdrückliche Zeugniss vom Streit im Rosengarten noch immer jenes in Ottokars österreichischer Chronik, gegen Ende des 13. Jhd., eine Vergleichung mit der Heldenkraft, welche Dietrich von Bern wider den hürnenen Siegfried im Rosengarten erzeigt habe[4]). Es sind aber noch sonstige Dichtwerke beizuziehen, die, meist auch in einer Reihe von Sonderkämpfen, den zwischen Dietrich und Siegfried hervorstellen, welcher sich oben als epischer Gipfel des Rosengartenstreits ergeben hat. Um dieselbe Zeit mit der Zeugschaft Ottokars ist Thidrikssaga abgefasst, die zwar keinen Rosengarten nennt, obschon sie hauptsächlich aus deutschen Quellen geschöpft hat, aber den Kämpfen der von Bern gekommenen Helden mit König Isung und seinen Söhnen zum Schlusse gleichfalls den Zusammenstoß Thidriks mit Sigurd anreiht (Ung. 182—207. Hylt. 134–159; vgl. Heldens. 347 f.). Hier freilich und noch mehr in den mit der Saga verwandten, dänisch, schwedisch, färöisch erhaltenen Volksliedern (Grundtvig 1, 63 ff. Arwidss. 1, 13 ff. 405. Afzel. Sagoh. 1, 65 ff.), ist unter die Helden auf Thidriks Seite beträchtliche Verwirrung gekommen, so daß zu seinen Kämpfern Högni, Gernot und Volker zählen, sogar der Riesenname Fasold. Der ersten Hälfte des 14. Jhd. gehört muthmaßlich das Lied von der Schlacht vor Raben an (Heldens. 207. Koberst. 240, Anm. 3.

[4]) W. Grimm, Heldens. 170. Roseng. Einl. LXXVIII. Bruchst. a. a. O., vgl. Koberstein 1, 224. Eine Andeutung, die über 1295 hinaufgeht, Germ. 1, 312. Anm. 27 (*unus de XII pugilibus* gemahnt hier an *die zwelf kempfen* im Rosengarten, v. d. Hag. Ausg. 4°, 568. 578).

Wackern. 211), in welcher Dietrichs Zweikampf mit Siegfried den Ausgang nimmt, daß Letzterer, unter seinen Schild niedergestreckt, sich dem Berner gefangen geben muß (Str. 646—684). Viel früher, um 1225, wird die Abfassung des weitschweifigen Dichtwerks Biterolf und Dietleib angesetzt (Wackern. 210, vgl. Gödeke d. Dicht. im Mittelalt. 305), welches den großen Wettkampf aller Helden wirklich schon vor die Königsstadt Worms entbietet und zwar eines Rosengartens nicht gedenkt, aber den Hader des Scharmeisters Hildebrand mit seinem vor Siegfried zurückscheuenden und nun erst zu dämonischem Zorne gereizten Zögling umständlich vorführt (Dietl. 7803—12. 7852—8170. 11106—44; vgl. Heldens. 126. Roseng. Einl. LXVII f.). Weisen die Rosengartenlieder, in all ihrem Wechsel, und die ihnen verwandten Denkmäler auf eine gemeinschaftliche Grundlage, ein ursprüngliches Gedicht hin (Einl. LXXIX), so muß dasselbe, damit aus ihm seit der ersten Hälfte des 13. Jhd. die verschiedenen einfachern und gehäufteren Zubildungen hervorgehen konnten, um ein Ziemliches höher hinaufgesetzt werden. In jenen Liedern waltet auch fortwährend ein frischer, lebendiger Hauch, der im früheren Schriftwerk, eben im Dietleib, bereits verflogen ist. Sie erstatten damit zur Genüge, was an mittelhochdeutscher Regel ihnen abgeht.

Zudem ergeben sich beachtenswerthe Anzeigen, daß der epische Inhalt, wie er jetzt erscheint und die gelehrte Forschung vorzugsweise beschäftigt hat, nicht für den anfänglichen Bestand und Sinn der Dichtung anzusehen sei. Die ungleichen Bearbeitungen des gemeinsamen Stoffes theilen sich in solche, die den König Etzel und die Hunen als Fahrtgenossen an den Rhein, den Markgrafen Rüdiger als Mitstreiter einmischen, dann in andre, denen diese Ansätze fremd geblieben sind, und es hindert nichts, die ganze Hunenschichte wieder abzulösen (Einl. LXII f.). Siegfried, das Königshaus von Worms und dessen namhafteste Dienstleute sind als Abschattungen aus dem Nibelungenliede aufgewiesen, sie mußten für dieses der Erfüllung ihres Geschickes vorbehalten bleiben und ihr Kampf ist darum ein Spiegelfechten [5]). Doch gilt es nicht bloß verneinend

[5]) Nur die Vorrede des Heldenbuchs lässt missverständlich den hürnenen Siegfried im Rosengarten erschlagen werden, somit auch Kriemhilds Rachewerk zunächst gegen Dietrich und die Wülfinge gerichtet sein (v. d. Hag. Heldenb. v. 1855, 1, CXXI. CXXV. Heldens. 294, 11. 298 f. 319 f., Nr. 165). — Als mordlustige Streitstifterin ist Kriemhild selbst erst aus der Nibelungennoth herübergekommen, vgl. Roseng. 60—62. 434. 1105 mit Nib. 1992. 2023. 2290 f.

wegzuschieben. Jetzt erst tritt augenfällig ein andrer Schlag von Kämpen hervor, das Geschlecht der Riesen, sie streiten ernsthaft und fallen auf der Wahlstatt. In mehreren Texten sind die vier ersten Kämpfe von rheinischer Seite den gewaltigen, unter sich blutsverwandten Riesen Pusold, Ortwin, Schrutan und Asprian zugetheilt und dies ist ein alter Sagenkern, der noch darin forttreibt, daß mitunter selbst Hagen und Volker, ebenso nachmals Siegfried, zu Riesen gestempelt werden (Einl. X. Heldens. 301. 356. 390). Auch der Rheinferge Norprecht, der die Amelunge überschiffen muß, wird als Riese genannt und hat zwölf gleichartige Söhne (Einl. XXIV). Sogar von Dietrichs Streitern arten in den Riesenstamm die Gesellen Wittich und Heime, letzterer heißt ausdrücklich ein junger Riese und ist als solcher durch überzählige Ellenbogen und Hände gezeichnet (ebd. XX); Dietrich selbst lässt hier, wie sonst vorzüglich in Riesenkämpfen, den dämonischen Feuerathem sprühen (ebend. XIII) und an seinem Gegner Siegfried ist dann gleichfalls das Wunderbare, die Hornhaut, die eben durch jenen Feuerhauch geschmolzen werden muß, besonders hervorgehoben (ebd. V. Roseng. 1664—67. 1918—21); sogar im nüchternen Gedichte von Dietleib raucht und lodert Dietrichs Zornglut[6]). Mit solchen Merkmalen erschließt sich für die jetzt episch zugebildeten Rosengartenlieder ein mythischer Hintergrund[7]).

Dies soll, unter Bezug auf die mitfolgende Stammtafel des Riesengeschlechts (Beil.), an den beiden im deutschen Mythenkreise bedeutendsten Gestalten des Rosengartens, Asprian und Dietrich, näher aufgewiesen werden.

Asprian, ein nach allen Fassungen des Liedes, einzig das neuestgedruckte Bruchstück ausgenommen, mit Wittich streitender Riese, heißt 'der Ungeheure', ist oberhalb des Gürtels sieben Klafter lang, kennt selbst in aller Welt seines Gleichen nicht, trägt zwei Schwer-

---

[6]) Nichts findet sich davon in dem gänzlich episch gehaltenen Endesstreite des Nibelungenlieds; die Saga lässt hiebei durch Thidriks Erglühen den Widerstand Högnis brechen, Letzterer ist ihr aber auch nicht bloß menschlicher Art, sondern der Sohn eines Alfs (Ung. 332. Hylt. 260).

[7]) Die angenommene regelrechte Theilung der zwölf Streiter, doch nur auf rheinischer Seite, in drei Klassen gleicher Zahl, vier Riesen, vier Recken, vier Könige (Lachmann zur Klage S 308 f. vgl. S. 289; W. Grimm, Einl. LXXII. Bruchst. 499 f.; Simrock, kl. Heldenb. VIII), bedürfte selbst noch einer inneren Begründung.

ter in einer Scheide und ficht mit beiden zugleich, sogar vier Hände werden ihm ertheilt (Einl. XII). Seiner Herkunft wird hiebei nicht gedacht, dagegen lässt Thidrikssaga von Nordian, einem Sohne des Königs Wilkinus, vier riesenhafte Söhne stammen: Etgeir oder Atgeir, Aventrod, Widolf mit der Stange (*mittumstangi*) und Aspilian oder Asplian, letztgenannter ist Nachfolger des Vaters im Königthum (Ung. 28 f. 33. 185. Hylt. 21. 23 f.). Die alte Vorrede des Heldenbuchs weiß nichts von Wilkinus und Nordian, ihr sind Mentiger und Gudengart die Eltern von Ecke, Vasolt und Abendrot; vermisst werden hier die in der Saga mit Aventrod genannten Brüder Atgeir, Widolf und Aspilian[8]). Nicht als Brüder, wohl aber als unzertrennliche Kampfgenossen, gehen Asprian und Widolt, nebst einem weitergenannten Riesen Grimme, zusammen in dem Gedichte vom König Rother aus dem 12. Jhd. Dem Aufgebote Rothers zur Fahrt nach Konstantinopel, um seine gefangenen Dienstmannen zu erlösen, folgt auch Asprian, König des fernen Riesenlands, mit zwölf ihm dienstpflichtigen Riesen, darunter Widolt, der seiner Wildheit wegen an der Kette, wie ein gebundener Löwe, mitgeführt wird, und, wenn losgelassen, mit seiner Eisenstange wüthend um sich schlägt; Asprian selbst wirft des Griechenkönigs gezähmten Löwen an der Salwand in Stücke (Roth., Massm. Ausg. 624 ff.) In das unbekannte Land König Asprians, wie es im Rother bezeichnet wird (ebd. 625, vgl. Nib. 1412, 4), bringen die Bruchstücke eines altniederländischen Gedichts den Kaiser Karl (*Karel*). Er ist zu Schiff in dieses Riesenland gekommen. *Gernout*[9]), in Karls Gefolge, hat einen Bären bei sich, Wisselau genannt, der Alles versteht und thut, was sein Herr, der ihn: 'süßer Freund!' anredet (*Wisselau, sote vrient*), in einer nur ihnen beiden bekannten Sprache sagt und gebietet. Der Bär greift einen entgegenkommenden Riesen an und zerreißt ihn. Auf den Hülferuf des Riesen eilt König Asprian (*Espriaen*) mit seinen Gesellen herbei und verlangt, daß Gernout

[8]) Die Vorrede (v. d. Hag. Heldenb. Leipz. 1855. 1, CXV) hat hiebei mehr das Eckenlied im Auge, Asprians erwähnt sie früher (CXIII), ohne seine Verwandtschaft zu berühren, neben Schrutan, mit Rücksicht auf das Rosengartenlied, in welchem, nur nach einem Texte, auch *Vasolt* statt Pusolds genannt ist (Einl. IX).

[9]) Vgl. Förstemann, Namenb. 1, 512: *Gernolt*. Der Name trifft genau weder mit *Gêrnôt* zu, obgleich in der schwedischen Dietrichssage (Hylt. 127 etc.) Kriemhilds Bruder auch *Gernholt* geschrieben wird, noch mit *Gêrolt*, wie Karls des Gr. sagenberühmter Schwager und Heerführer im sächsischen und slavischen Kriege hieß.

den Bären festgebunden im Schiffe halte: 'käm' er in meinen Sal, er zerbiss' uns alle.' Sofort kehrt der König mit den Riesen in seine Burg zurück, Gernout aber zieht dem Wisselau einen kostbaren Rock an, den er demselben am Hofe zu Achen hatte machen lassen, und nun folgt auch Karl mit seinen Genossen und dem von Gernout geführten Wisselau zur Burg nach. Der Thorwächter flieht erschrocken, sie setzen sich im Sale, wo Gernout den Wisselau für einen dienstbaren Kämpen ausgibt. Bald jedoch kommt eine flüchtige Menge von Schenken, Truchsäßen, Köchen in den Sal gestürzt, mit solchem Gedränge, daß sie Hals, Arm und Bein brechen, hintennach läuft Wisselau mit einem großen Kessel, darin er den Hauptkoch gesotten hat, den er jetzt vor Aller Augen zu verzehren sich anschickt. Asprian will sich auf einen Thurm retten, seine Riesen sind auf die Balken geklettert, Gernout aber hält den König fest und sucht durch einen scheinbaren Ringkampf mit dem voraus unterrichteten Bären zu beweisen, daß er dessen Meister sei, was die Riesen höchlich in Verwunderung über die Stärke der kleinen Männer setzt. Das Blatt bricht damit ab, wie die unlieben Gäste nach gehaltener Mahlzeit zur Ruhe gehen wollen [10]).

Einen förmlichen Eilfkampf Dietrichs und seiner Wülfinge mit gleich vielen Riesen der Wildniss von Tirol, denen kein Heldenname beigemengt ist, bringt noch das ausgedehnte deutsche Lied von Dietrichs erster Ausfahrt; hier wird Asprian, als sechster Streiter auf Riesenseite, von Blödelin erlegt, der durch Bekämpfung dieses maßlos großen und starken, in gar manchem Streite (*in pergen und in grüne*) versuchten Riesen anstrebt, daß man davon bis an den jüngsten Tag singen und sagen müße [11]).

Zu den deutschen Darstellungen gibt Thidrikssaga ihre Seitenstücke, wobei sie den in jenen vergessenen, von ihr aber vornherein

---

[10]) Den Inhalt der zwei Pergamentblätter, soweit er lesbar war, hat der Besitzer derselben, C. P. Serrure in Gent, abdrucken lassen in seinem Vaderlandsch Museum etc 2. Deel, Gent 1858, S. 265—284. Vgl. Mone, Niederl. Volkslit. 35 f. 396 f. Myth. 745. Das Gedicht setzen Serrure und Mone in das 12., die Hds. in das 14. Jhd.

[11]) Stark, Str. 671 bis 674 (v. d. Hag. Str. 740 bis 743); man vgl. Str. 671: *his muß ein streit von uns geschehn, | das man pis an den jüngsten tag | dar von müs singen unde jehn* mit Roseng. Gr. 531 f.: *Wær ez das uns gelunge, | her nâch über tûsent jar | man von uns seit und sunge.* — Die ungemischte Eilfzahl der Riesen erscheint noch in einer zweiten gleichartigen Kampfgruppe der Ausfahrt, Stark, Str. 709 ff. (v. d. Hag. Str. 862 ff.)

angeknüpften brüderlichen Verband der Nordianssöhne festhält (Ung. 33 f. Hylt. 23 f.), obschon auch sie diese Riesenbrüder sonst wieder mehrfach auseinandersprengt (Ung. 51. vgl. Hylt. 32 f.). Die Abenteuer der Brautfahrt, die im Rother unter Einfluss der Kreuzzüge ausgemalt sind, lauten in der Saga, davon unberührt, auf Osantrix, den König von Wilkinenland, der um die Tochter des Hunenkönigs Milias freit und in dessen Gefolge die vier riesenhaften Brüder gehen: König Aspilian, Widolf mit der Stange, Atgeir und Aventrod, die ihn an der Eisenstange führen (Ung. 33 f. 42 f. Hylt. 23 f. 26); aber hier, wie im Rother, sind die Riesen doch nur als Beiwerk einer Heldensage verwendet. Dem niederländischen Bruchstücke von Wisselau gegenüber steht ein weiterer Abschnitt des norwegischen Sagenwerks: Widga, Thidriks Mitstreiter in einer sonst siegreichen Schlacht des Berners und Attilas wider König Osantrix, ist durch Widolfs Stange niedergeschlagen und von dem fliehenden Feinde gebunden fortgeführt worden. Hierauf gesellt sich Wildifer, ein andrer Kämpe Thidriks, dem Hauptspielmanne desselben, Isung, um durch eine List den Gefangenen zu befreien. In eine Bärenhaut eingenäht, wird er vom Spielmann am Halsbande geführt. Am Hofe des Königs angekommen, schlägt Isung meisterhaft die Harfe und darnach spielt und hüpft sein Bär, den er *Vizleo* (Wisselau) nennt, zu allgemeinem Erstauen. Osantrix will aber auch die Tapferkeit des Thieres erproben, auf einer schönen Wiese werden vor der versammelten Menge sechzig große Jaghunde auf Wizleo losgelassen. Mit dem Könige sind dabei seine Dienstmannen unbewaffnet gegenwärtig, unter ihnen der gefesselte Widolf, geführt von seinem Bruder, dem Riesen Abentrod. Der Bär ergreift den größten Bracken und erschlägt damit zwölf andre der besten Hunde. Zornvoll hierüber, läuft der König mit gezogenem Schwerte den Bären an und haut ihm in den Rücken, das Schwert spaltet die Bärenhaut, dringt aber nicht in die Brünne darunter. Als nun Osantrix zu den Seinigen widerkehren will, rafft Wildifer sein Schwert aus des Spielmanns Hand, läuft dem Könige nach und schlägt ihm das Haupt ab. Auch die Riesen Aventrod und Widolf rennt er an und erschlägt sie. Widga wird befreit und kehrt zu Thidrik zurück (Ung. 146 ff. Hylt. 104 ff.). Hier nun ist der schon früher als Gefolgsherr der Riesenbrüder eingeführte König Osantrix sichtlich statt des wegfallenden Hauptriesen Aspilian eingetreten, während dem niederländischen Wisselau gegenüber König Espriaen noch richtig seine Stellung

behauptet. Aspilian mußte für Heimes streitbares Mönchthum zum Schlusse der Saga aufgespart bleiben, dagegen ist der Sagenschreiber mit Osantrix in große Verwirrung gerathen, welcher nachher noch ein- oder zweimal getödtet wird (Ung. 259. 303. Hylt. 185. 231. Heldens. 180, c); zwar suchen einige Handschriften nachzuhelfen, indem sie den König Wildifers Streichen entrinnen lassen (Ung. 153, 1), damit ist aber dem Bärenspiele die Spitze gebrochen. Vermisst wird der Name Aspilian auch in demjenigen Theile der Saga, der sonst dem Rosengarten am anerkanntesten nahe kommt (s. ob. 308): in den dreizehn Sonderkämpfen Thidriks und seiner Begleiter mit dem König Isung von Bertangaland, dessen eilf Söhnen und dem jungen Sigurd, den auch hier zum Schlusse Thidrik selbst besiegt; als Riese genannt ist dabei nur Aspilians Bruder Atgeir, der Isungs Grenze hütet und schon vor den Hauptkämpfen vom Schwerte Widgas, seines Verwandten, fällt (Ung. 184—189. Hylt. 137—140).

Für die Erklärung all dieser deutschen und deutschnordischen Sagengebilde, die sich durch Namen und Inhalt auf Asprian beziehen und einander gegenseitig ergänzen, tritt am augenfälligsten der Bärenkampf hervor. Mit gutem Grund ist derselbe, schon vor der vollständigen Bekanntwerdung des niederländischen Bruchstücks, den Aufzügen zugezählt worden, in welchen bei der Frühlingsfeier, zu Mittfasten oder am ersten Mai, der Bär leibhaftig oder dem Namen nach, umgeführt wurde, wie besonders der Bär und der Knabe mit dem Schwert im Lätarezuge des Domprobsts zu Halberstadt (Myth. 745, vgl. 743). Seines winterlichen Pelzes unerachtet, ist der Bär ein Bote des Sommers. Die Skalden nannten den Winter: Nacht oder Schlaf des Bären, den Sommer: des Bären Tag (Fornald. S. 1, 477. Egilss. 57^{b}. Olafsen, om Nordens gamle Digtek. 100. Lex. myth. 751); nach dem nordischen Kalenderglauben gräbt der Bär am 7. Okt. sein Lager für den Winterschlaf (Lex. myth. 842), am 12. Jan. legt er sich auf die andre Seite, auf den 22. Mai fällt in Norwegen *björnevok*, Erwachen des Bären, sein Austritt aus der Grube (ebd. 751. 786. 809. 856). Für weniger nördliche Länder mußten die Fristen andre sein. So war der König der germanischen Thierwelt (Reinh. F. XLVII ff.), der auch allem Volke zum Ergetzen diente (J. Grimm, lat. Ged. des 10. und 11. Jhd. XV. W. Wackernagel, in Haupts Zeitschr. 6, 185 f.), wohl geeignet, im Aufzuge des Frühlings mitzugehen und zu mythischer Symbolik verwendet zu werden, wenn man in Liedern oder Festspielen den Sieg

des Sommerhelden über die Winter- und Sturmriesen darstellen wollte. *Wisselau*, *Wislau*, der niederländischen Zeugnisse, d. h. Wenzel (Myth. 745), Bär der böhmischen Wälder, lautet in der Saga fast unkenntlich *Vizleo* (Ung. 151. Hylt. 108 im acc.: *wisa leon*); aber auch der Name des hier in die Bärenhaut vermummten Helden, *Vildiver*, *Villifer*, ist auf ein ahd. *Wildpero*, wieder als Bezeichnung eines Waldbären, gedeutet worden (Myth. 745). Beirren kann, daß gleichmäßig auf der entgegengesetzten Seite des Streites sich Namen finden, welche den Bären bezeichnen. Beiden Theilen gemeinsam ist *Isung*. So heißt, doch wohl nur durch spätere Herübernahme, der Führer des *Vizleo-Vildiver*, der Hauptspielmann Thidriks; ebenso dann auch der König von Bertangaland, der sammt seinen eilf Söhnen die dem Rosengarten entsprechenden Sonderkämpfe besteht. Nun begegnen als skaldische Benennungen des Bären: *îsolfr* (Sn. 1, 589; 2, 484. 567. 626[b]; Egilss. 441[a]: *fera glacialis*), *isungr* (Sn. 1, 479, Anm. 15), doch wohl für *îsungr*, Abkömmling des Eises. *Îsolfr* und *Îsungr* stehen zwar auch in der Liederedda als Mannsnamen (Sæm. 69, 21. 85, 20), ebenwie ahd. in Urkunden des 8. und 9. Jhd.: *Isulf* (*Isolf*), *Isunc* (Förstem. 1, 804 f.), letztere Form aber ist patronymisch und da die Söhne des Königs von Bertangaland in den Zweikämpfen nicht einmal eigens genannt sind, sondern als erster, zweiter Isungssohn u. s. f. das Feld betreten [12]), so scheint der ganzen Sippschaft hier nur der ursprüngliche Geschlechtsname verblieben zu sein. Im Rosengarten aber fällt auf dieselbe Seite der Hauptriese Asprian und diesen stellt sein Name schon an die Spitze der Isunge. Solcher weist auf ahd. *Ansbarn* (Graff 1, 388; fem. *Aspirin*, ebd.), *Osbern* (Förstem. 1, 103), *Aspran* (Mone Unters. 95 f., später auch *Aspelanus*), ags. *Osbeorn*, altn. *Asbiörn* (vgl. Myth. 497. 633), eine Zusammensetzung des für Namen gebräuchlichen masc. *përn*, sonst *përo*, Bär (Gr. 2, 156. 486. D. Wörterb. 1, 1122; vgl. Förstem. 1, 225), mit dem verstärkenden *ans-*, *âs-* (Gr. 2, 447). Für den größten dieses Thiergeschlechts gilt der weiße, der Eisbär (Egilss. 427[b]: *hvîtabiörn*, m. ursus albus, u. glacialis. Oken, Naturg. 7, 1660: u. maritimus, albus); er wird

[12]) Erst in einem viel späteren Abschnitt der Saga wird allein der jüngste Sohn Isungs genannt, bei Ung. 305: *Lorantin*, v. *Borantin*, bei Hylt. 233: *Norantin* (Nordian ?).

in einem Eddalied als Traumerscheinung, verderblich einbrechend, so gedeutet, dass er rasendes Sturmwetter aus Osten verkünde [13]).

Zwischen ihm und dem dunkelfarbigem Waldbären (*skôgarbiörn, viðbiörn*) wird jedoch schon in alter nordischer Naturlehre genau unterschieden [14]). Obgleich nun Âsbiörn, Asprian, wie Isung, auch allgemeiner als Mannsname gebräuchlich war, so lässt doch in den vorliegenden Dichtungen der mehrfache Bezug dieser Namen auf das Bärenspiel [15]) nicht von ihrer Wortbedeutung absehen. Das Spiel der Saga ist eine Vermummung in Bärenhaut (Myth. 745: 'sicher eine uralte dramatische vorstellung'; vgl. Vernaleken, Mythen 293, 17) und der Kampf des Sommers mit dem Winter mochte wohl auch als ein Sieg des Waldbären über den Eisbären, des altn. *sumarliði* über den *vetrliði* [16]), schaugestellt werden. Ließ man es aber nicht bei der Verkleidung bewenden, wurde der Sommerbär, wo einer zu erlangen war, leibhaftig umgeführt, so konnte der Winterbär einzig im Riesennamen Asprian, Sohn Nordians, oder als König Isung fortbestehen [17]).

---

[13]) Sæm. 151, 17 f.: *Veðr mun þar vaxa, | verða ôtt snemma, | hvítabiörn hugðir, | þar mun hregg austan.* Fornald. S. 1, 212 f.: — *þar man koma veðr mikit, er þu ætlaðir hvítabiörn.*

[14]) Specul. reg., Christ. 1848, p. 43: *Biörn er þar ok â þvi landi (Groenal.), ok er hvítr, ok ætla menn at hann foeðisk â þvi landi, þviat hann hefir alt aðra náttûru en svartir birnir, er i skôgum ganga etc. ferr hann mest i hafi ût â ísum etc.* Egilss. 427[b].

[15]) Vgl. Sæm. 14, 85: *biarnar leiki.* D. Wörterb. 1130: *bärenspiel.*

[16]) Unter die *heiti* des Bären ist aufgenommen *vetrliði*, Winterwanderer (Sn. 1, 442. 478. 590; *liða*, ferri, *liðit*), geeignet für den männlichen Eis- oder Seebären, der, hauptsächlich von Seethieren lebend, keines Winterschlafs bedarf und in dieser Jahreszeit auf dem Treibeise vom höchsten Norden ausfährt (Richardson, Fauna Boreali-Americana Part first, Lond. 1829, p. 30 ff.). Das Seitenstück *sumarliði*, Sommerfahrer, findet sich appellativ (lat. Pluralform *sumarlidi*) in irischen Annalen als Benennung norwegischer Wikinge (Munch, Chron. regum Manniæ, Christ. 1860, S. 42); *Sumerledus* als Eigenname ebd. S. 7 und weiterhin mehrfach (vgl. S. Olafs K. ens helga, Christ. 1853, S. 91 f.: *Sumarliði*). Wie in einer schwäbischen Urkunde von 858 zwei Brüder *Wintar* und *Sumar* beisammenstehen, so begegnen im nordischen Alterthum *Vetrliði skald Sumarliða son*, 10. Jhd. (Sn. 1, 258. Möbius. Catal. 194), und wieder *Sumarliði skald þorbiarnar son*, 12. Jhd. (Skaldatal 45[a], vgl. 43[b]. Möb. 170. 172. 194) *Vetrliði Âsbiarnar s.* (Fornm. S. 3, 107; zur Namendeutung vgl. Munch a. a. O. Myth. 633. Egilss. 873[a]. Isl. S. 1, 192. 221. 380. 382. 385).

[17]) Den seefahrenden Franken vom Niederrheine (Zeuss 329) kann auch der Winterbär bekannt worden sein. Selbst noch eine mhd. Erzählung betrifft den *wazzerbern, — er was der wîzen einer, ein grôzzer niht ein kleiner* (Mone, Unters. 281. Myth. 447).

Vormann der mit Asprian und dessen Genossen, als Hütern des Rosengartens, streitenden Helden ist Dietrich von Bern. Schon vermöge dieser Führerschaft des feuerathmenden Helden wider ein noch leidlich gefristetes Riesenthum tritt er in mythischen Bezug, der sich weiter damit bewährt, dass in Dietrichs eigenem Gefolge Wittich und Heime gehen, beide den Riesen anverwandt. Wittich ist besonders auch in zwei hieher beigezogene Stücke der Thidrikssaga verwachsen: seiner Befreiung galt das für Osantrix und drei Brüder Aspilians verderbliche Bärenspiel und auf der Fahrt zu König Isung erschlägt Widga den vierten Riesenbruder Atgeir; jetzt, im Rosengarten, schickt Dietrich, dem hier ein Gegner in Siegfried erstanden ist, seinen Dienstmann Wittich zum Kampfe mit Asprian selbst, sichtlich zerstreute Mythenreste, die eben durch Unterschiebung epischer Hauptheldeu und ihres Anhangs aus den Fugen gerückt sind. Darauf hat gleichwohl die Sagenforschung von verschiedenen Seiten geleitet, dass der geschichtliche Dietrich von Bern zugleich Träger eines nicht unerheblichen Erbtheils germanischer Göttersage, genauer der Sage von Donar, geworden sei [18]).

In altnordischen Schriftdenkmälern ist noch der ausgesprochene Donnergott *þôrr, Âsa-þôrr,* nicht bloß ausdrücklich als Riesenfeind bezeichnet (Sn. 1, 252: *dolgr ok bani iötna.* 278: *iötna ôtti.* Sæm. 37, 17: *briotr bergdana.* 19: *þurs râðbani.* 38, 22: *orms einbani*), eine Reihe von Liedern und Sagen schildert seine Kämpfe mit dem Riesengeschlechte, welchem auch die von einer Riesin geborne und in Riesenzorn (Sæm. 6, 49: *î iötunmôði,* vgl. Sn. 1, 136. 188. 194, 2. 390) sich windende Midgardschlange angehört. Dem Riesengrimme gegenüber erhebt sich Thor im Asenzorn (Sn. 1, 274: *î âsmôði*; vgl. Egilss. 23[a]), ihm wächst im entscheidenden Augenblicke die Asenstärke (*âsmegin,* Sæm. 39, 31. Sn. 1, 90. 146. 170. 286. 288), er umspannt sich mit dem Machtgürtel, der seine Götterkraft verdoppelt (*megingiarðar,* Sn. 1, 90. 146, vgl. 284. 286), in Blitzesflammen und Donnern wirft er den zermalmenden Hammer (Sn. 1, 274. 278, 1—280, 2. 298, 2: *funristir*; Myth. v. Thor 22—24). Bald sind es besondre Ausfahrten, auf denen er seine Großthaten vollbringt, und diesen sind dann eigene Lieder gewidmet, bald steht er dabei im Vereine des gesammten Götterraths. Nach der Weise

[18]) Zusammenstellungen des Donnergotts mit Dietrich: Myth. 346. 497. f. W. Wackernagel, Lit. Gesch. 28, 5). 209. C. F. Meyer, Studien etc. 100 ff.

richterlicher und kriegerischer Genossenschaften im germanischen Leben (Rechtsalt. 217) ist auch für. die Gemeinschaft der Asen die Zwölfzahl angenommen (Sn. 1, 82: *tolf eru Aesir guðkunigir;* vgl. Sæm. 70, 28) und so erscheint vorzüglich ihr Endesstreit mit den zerstörenden Gewalten des Riesenthums als Zwölfkampf, wenngleich nur die hauptsächlichsten Einzelstreite besonders aufgeführt sind, der letzte jedoch ist derjenige, in welchem Thor, der sonst eigens Asenheld zugenannt wird (Sn. 1, 553: *Âsa hetja)* nachdem er in seinem Zorne den Midgardswurm erschlagen, selbst erliegt (Sæm. 55. Sn. 1, 196), dann erst bricht der Weltbau völlig zusammen. Vergleicht man mit solchem Kampfleben Thors das Heldenthum Dietrichs, so hat das deutsche Volk von diesem, mehr als von jedem andern seiner Helden, gesagt und gesungen, wie er mit Riesen und Würmen stritt; er und sein Meister Hildebrand fechten zum Besten der Welt mit den Riesen, so vielen dieses verderblichen Geschlechts sie beikommen (Sigen., Röhn 154. Schade 151; vgl. Dietr. Fl. 2482—86).

Die Lieder von Sigenot, Ecke und Fasold, von Etzels Hofhalt, Dietrichs Ausfahrt, wie denn auch theilweise die vom Rosengarten, sind derlei wunderbaren Thaten des Berners oder seiner Dienstmannen zugewandt, andre Dichtungen des Amelungenkreises bieten Ergänzendes und besonders steuern hiezu noch, wie gezeigt worden, mehrere Abschnitte der Thidrikssaga mit den ihr entsprechenden Kämpenliedern. Auch Dietrichs Siegen muß die Erregung seines Zornes vorangehn, ist er aber aufgereizt, blutet er gar schon, dann gewinnt er Löwenmuth, seine Kraft mehrt sich, er ficht, als ob noch ein Zweiter in ihm sei, der Teufel aus ihm fechte, doch er selbst behauptet, bei ihm sei Gott (Eckenl., Lassb. Str. 120—24; vgl. Röhn 136. Dr. 175. 202); unwiderstehlich macht ihn die Zornflamme, die ihm aus dem Munde fährt, wie aus einer Esse, und damit erklärt wird, dass er, von einem Geist erzeugt, selbst ein solcher gewesen sei [19]); in dieser Glut ringt er dem elbischen Laurin den Gürtel ab,

[19]) Vorr. z. Heldenb. CXX: *der sterkest geist, der ye oder iemer geborn sol werden etc.* Zeugnisse, Dietrichs Feuerathem betr.: Heldens. 407b; hiezu Dietr. Ausf. Stark 224, 226, Hag. 104 f. Keller, Fasnachtsp. 2, 551 (vgl. auch Wittenw. Ring 241, 14 ff. und Hollands Anm. dazu. Vorr. XII). — Das Nibelungenlied hat, seiner epischen Beschaffenheit gemäß, auch im heftigen Schlusskampfe Dietrichs mit Hagen und Gunther dem Feuerathem nicht (vgl. Heldens. 105); Thidrikssaga verwendet diesen nicht bloß für die Begegnung mit dem mythischen Widga, sondern auch, minder

der Jenem die Kraft von zwölf Männern verlieh (Laur., Ettm. 903 ff. Zacher 457 ff. Schade 845 ff. Heldenb. v. 1509, I[5].); wann er so ergrimmt ist, dürfen Dreißig es nicht mit ihm aufnehmen (Rab. 973 f.); Wunden, die er geschlagen hat, werden gemessen und so befunden, daß kein Schwert es gethan haben könne, sondern nur der wilde Donnerschlag vom Himmel (Eckenl. Lassb. 56, Hag. 60 f. vgl. Rechtsalt. 94 f.); wann der Berner im Walde mit den Würmen ficht, so bedünkt es, als ob Donner fallen und Blitze schießen (Dietr. Ausf., Stark 258 f., vgl. ebd. 266. Hag. 164 f.). Es muß bemerkt werden, dass die Lieder das Gleichniss des Donnerhalls nicht ausschließlich von den Schlägen Dietrichs, sondern auch von denen beider Gegner und der Riesen eigens gebrauchen [20]), gleichwohl mag dieser allgemeinere Gebrauch für die Gebirgskämpfe des Berners mit Riesen und Drachen von älterer, bestimmter Beziehung herrühren, der aufgewachte Donner grollte nach allen Seiten fort. Die einzelnen Merkmale, in welchen Dietrich dem altnordischen Gott ähnlich ist, gewinnen dadurch an Zusammenhang und Bedeutung, daß zugleich an den von Jenem bekämpften Ungethümen sich Mehreres aufweisen lässt, was den in echterer Gestalt und mit offenem Namen erhaltenen Thorsmythen entspricht (Flutdrachen, Sturmriesen in der Beil). Genügend erwiesen ist aber auch die Verehrung des Donnergottes bei deutschen Völkern: in der niederdeutschen Abschwörungsformel aus dem 8. Jhd. steht *Thunaer* obenan unter den Dreien, denen namentlich widersagt wird, die Andern sind *Woden* und *Saxnot*, während in dem Beisatze der Formel: 'und allen den Unholden, die ihre Genossen sind', noch eine vollere Gemeinschaft durchscheint (Massmann, Die d. Abschw.formeln 67, vgl. Myth. 184: *Sahsnôt* = *Zio*); der Wochentagsname (ahd. *toniris tac*, Graff 5, 150. 358. 361. ags. *þunresdäg*, isl. *þorsdagr*, D. Wörterb. 2, 1252) bringt den Donar zusammen mit den Gottheiten Zio, Wuotan, Frîa (Graff 5, 360); Donnersberg hieß im Mittelalter eine westfälische Gerichtsstätte (*comitia de Dunrisberg*, a. 1103, Myth. 155), ebenso eine schwäbische Burg mit ausgebreitetem Besitzthum in der Lechgegend (Herberger, Das Batfeld und das Burgfeld,

glücklich, für den Streit mit Högni, der aber zugleich als Sohn eines Alfs hervorgehoben werden muß (Ung. 332. Hylt. 260 vgl. mit Ung. 292. Hylt. 220).

[20]) Eckenl., Lassb. Str. 105. Thiðr. S. Ung. 116. Hylt. 78. Sigen., Lassb. Str. 105 (Hag. 125). 42. Dietr. Ausf., Stark Str. 389 (nicht Dietr. betr. 148. 275. 578. 613. 621. 728). Roth., Massm. 2734 (Widolt).

Augsb. 1858, S. 20; vgl. Quitzmann, Die heidn. Relig. der Baiwaren, Leipz. 1860, S. 53), unferne der alten Ziesburg (*civitas Augustensis, id est Ciesburc*, Bachlechner in der Zeitschr. f. d. Alt. 8, 587 f.), vom rheinischen Donnersberge muß noch besonders die Rede werden. Zum deutschen Donar vermisst man die Mythen, zu Dietrichs übermenschlichen Thaton den Gott, Eines kommt dem Andern entgegen, wenn im Helden der Gott verborgen ist. Die Vermittlung zwischen Götter- und Heldensage bahnt sich an, wenn eine dem Wirken des Gottes verwandte und nacheifernde Thätigkeit des Helden in derselben sinnbildlichen Weise, die den Mythus gestaltet, zur Darstellung gebracht wird. Unter diesem Gesichtspunkt ist anderwärts versucht worden, Züge der Dietrichssage auf ähnliche der Thorsfabel zurückzuführen [21]). Der Held, der in Bärenhülle gegen die Riesen auszieht, findet sich auch bei Saxo (Müll. 1, 26 ff.), wo ein solcher (*variis ferarum pellibus indutus*) die jungfräuliche *Gro* (altn. *Grôa*, Lex. myth. 179: *virescens, sive florescens*, vgl. Egilss. 274[a]), auf ihrem Weg zur Waldquelle, von der Werbung eines Riesen befreit und wo der Name *Bessus*, altn. *bersi, bessi, bassi*, ebenso entschieden, wie zuvor Viliver und Wisselau, den Bären bezeichnet (Sn. 1, 442. 478. 589. 2, 139, Anm. a. 350. 484[a]. 567[a] Lex isl. 74[a]. Egilss. 51[a], vgl. 40[a]. D. Wörterb. 1, 1122); *Biörn*, abermals der Bär, ist ein Name Thors, sogar auf einen winterlichen Schlaf des Letztern deutet das Eddalied von seinem Erwachen (Sæm. 47, 1: *reiðr var þâ Vingþórr, er hann vaknaði etc.* vgl. Lex. myth. 856) und so fragt es sich, ob nicht auch unter Bessus ursprünglich der verhüllte Sommergott selbst verstanden war [22]). Dem weitgreifenden Streite mit den widerspenstigen Naturgewalten jeder Art, mit den ungestümen Mächten des Winters, den Thursen des Luftgebiets wie des Steinreichs, des Weltmeers wie des Stromfalls, konnte doch nur eine Götterkraft (Thors *âsmegin*) gewachsen sein und nur von einer solchen ausgehend haben die auf Dietrich von

[21]) Germ. 1, 338 ff. Vgl. über den Thorshelden Halfdan Myth. v. Thor 192 ff.; über Beowulfs Drachenkampf Germ. 2, 348 ff.

[22]) Die Rettung der mythischen *Gro* vor ihrem Riesenbräutigam durch den Kämpfer in Bärenlarve (*Bessus-Biörn*) scheint in der unklaren Wiedergabe Saxos, dem einheimische Lieder vorlagen, mit einer ursprünglichen Halfdanssage von der Tödtung des Königs Sigtrygg (Myth. v. Thor a. a. O.) vermengt zu sein; die altnordischen Zeugnisse (Sæm. 68, 14 f. Sn. 1, 516. 2, 342. Fornald. S. 2, 9) kennen hiebei keine *Grôa* als Tochter Sigtryggs und gedenken auch keines *Bersi*.

Bern gehäuften Kämpfe mit Riesenvolk und Drachenbrut einen fassbaren Zusammenhang.

Auch ein näheres Eingehen auf den örtlichen Anhalt, den die Rosengartenlieder im Wormsgau gefunden haben, wird den mythischen Grundbestand derselben in mancher Hinsicht bestätigen. 'Rosengärten' nannte man in verschiedenen Gegenden Deutschlands bepflanzte Versammlungsplätze, welche zu volksmäßiger Festeslust bestimmt waren [23]). Am Ober- und Mittelrheine hießen so vielfach grasige mit Gebüsch durchwachsene Werder, namentlich hatte Worms zwei solche Rosengärten und noch heute wird ein dortiger Rheinwerder ebenso benannt [24]). Nun ist zwar nirgends ausdrücklich beurkundet, daß Bezirke dieses Namens zum Sommerspiele gebraucht waren [25]), dafür spricht aber, wenn nicht der Name selbst schon, doch die ausgeführte mythische Bedeutung der Rosengartenkämpfe. Besonders zeugt noch von Verwendung der Rheinauen zur Frühlingsfeier ein Lied des 13. Jhd., welches unter dem Sängernamen Göli geht und aus dem Elsaß zu stammen scheint, ein Schwerttanz im Freien, das Osterspiel: der Sommer hat sein Gezelt aufgerichtet, der Mai macht ihn sieghaft, den Rhein entlang grünen Werder und Auen *(bî dem Rîne ûf gruonent werde und ouwe)*, da wird ein tapfrer Gesell aufgerufen, den Stahlhut aufzusetzen, das Ostersachs, Osterschwert, an die linke Seite zu binden und eine Tanzschar vor das Thor auf den Wasen zu führen, alsbald

---

[23]) W. Grimm, Roseng. LXXVI; zu dem hier angeführten Rosengarten bei Rostock vgl. Anzeig. 1, 293: *Säven-Linden up den Rosengahrden*, als ein Wahrzeichen dieser Stadt. Einer zu Osnabrück, 1525, bei Soltau, hist. Volkslied. 295; in Konstanz ein Haus und bei Rorschach eine Spielwiese dieses Namens, in München ein Gasthof 'zum großen Rosengarten'. Über tirolische Rosengärten: I. V. Zingerle, König Laurin etc. Innsbr. 1850, XXI f. Ebd. Sagen, Märchen etc. das. 1859, S. 66. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 43 ff.

[24]) Mone, Unters. 44 f., wo diese rheinischen Rosengärten und die Wormser insbesondre nachgewiesen sind; vgl. Ebd. Anzeig. 5, 52. G. Lange, in den Jahrb. f. wissensch. Kritik. 1840, 115. Rhein. Antiquar. Frankf. 1744, S. 481. Reymann und v. Oesfeld, Topogr. Specialkarte von Deutschland, 58. u. 59. Lief., 199, Worms.

[25]) Zorns Wormser Chronik, gegen 1570, sagt vom Rosengarten nur dies (Arnolds Ausg. 11): *Wangiones, Wumngauer etc. daher haben unsere alten deutschen poeten ursach genommen, viel von dem schönen lustigen rosengarten und Weingau oder Fruchtgau zu dichten, welches zum theil wahr aber also verdunkelt, dass der so es verstehen soll in deutschen historiis wohl belesen sein muß, zum theil aber lauter mährlein.* Auch Caspar Scheid von Worms: *Ein kurtzweilige Lobrede von wegen des Meyen mit vergleichung des Frülings und Herbstes*, Worms 1551, gedenkt keiner dortigen Maifeier.

sammelt sich ein gleicher Haufe mit langen, zweischneidigen Klingen und sie beginnen das Osterspiel, in welchem ein Reigen den andern zu durchbrechen und von der Linde zu verdrängen strebt, die Führer haben ihre Schönen zur Seite, sie werden im Zurufe der Ihrigen gerühmt, von der Gegenseite verhöhnt, ein rüstiges Spiel, bei dem die Kolmarhüte vom Schwertschlag erhallen und man zur rechten Hand des Daumens bedarf[26]). Die anmuthige Insel Meinau im Bodensee war, wie ihr Name in alten Urkunden ergibt, eine Maienaue[27]). Bildlich nennt Heinrich Frauenlob, Meister der Singschule zu Mainz, die Schöne, von deren Wangen ihm Rosen und Lilien leuchten: *mîn lust, mîn meienouwe!* (Ettmüll. 251) und ein Sänger des 15. Jhd., muthmaßlich am pfälzischen Hofe, preist reine Frauen, mit innerem Auge gesehen, als eine Maieninsel, einen Maienwerd, seines Herzens Aue[28]); Beweises genug, welcher Zauber an solchen Stätten der Maienlust haftete.

In den Rittergedichten werden Fürstenhöfe und große Turniere gern auf den Monat Mai anberaumt, der überhaupt dazu die schönste Zeit ist[29]). Als im Frühjahr 1495 Maximilian I. zu Worms einen

---

[26]) MS. 2, 78 f. vgl. 4, 420. 439. Weing. Hds. 196 ff. Haupt, Neidh. XXIV ff. Mone, Unters. 170. W. Wackernagel, Gesch. der d. Lit. 247, 4. W. Menzel, Germ. 1, 70. Gewaffnete Tanzscharen, je mit der schönsten Jungfrau eines Gebiets an der Spitze, ziehen auch sonst einander entgegen; so in einem weitern Lied unter Göli (MS. 2, 79ª. Weing. Hds. 195. Haupt, Neidh. XIX): *Ich wil kempfe wesen zuo der linden etc.*, besonders aber in einem anklingenden spätern Neidhartsliede (MS. 3, 287 f. Str. 5—9), wo je unter einer Fahne *ein götin* geht. Vgl. Olai M. hist. l. XV, c. 25. p. 584: *Saltationem, seu choream similem a vetutissimo instituto servarunt servandamque docuerunt antiqui: in qua adolescens ductor erat armatus, militarem exercens peritiam, qua postea in invadendis hostibus uti posset. Sequebatur virgo modestia quadam insignis, quae foemineum saltum decenter agebat.*

[27]) Urk. von 1143, 1352, 1357: *in Maigenowe, in Maigenow*, Neug. cod. dipl. Alem. nr. 1134. 1137. 1145. Stumpff, Schweizerchron. 5. B. Bl. 53ᵇ: *die lustig Insel Maynow genennt etc. vor zeyten von lusts wegen die Meyenow geheissen.* Vgl. Schwabs Bodensee 2, 82.

[28]) Heidelb. Hds. 313, Bl. 495: *Ein reynes wib gehür(e) | kann nymant übergesten, | ich huns für abentüre | vnnd zel mir das wol selber zu dem besten: | das ich sie noch mit jnnern augen schaw(e), | sie sind mynr frewdenn sal, ein meyen-jnsel-werd, myns herczen awe.*

[29]) Parziv. 281, 16 ff.: *Artûs der meienbœre man, | swaz man ie von dem gesprach, | zeinen pfinxten daz geschach, | odr in des meien bluomenzît.* Vgl Titurel, Hahn 1407. 1615 ff. Ulr. v. Lichtenst., Lachm. 64, 5 ff. Turnei zu Nantes (Massmanns Denkmäl. 1, 139): *do was der plan bestrouwet | von des meien suezekeit, | gras und bluomen an geleit | het er nach wunnenklicher art.* Noch gegen Ende des 15. Jhd. schildert

durch glänzende Kampfspiele verrherrlichten Reichstag hielt, war dabei zwar, wie lange zuvor schon bei einer Turnierfahrt Ulrichs von Liechtenstein durch ostdeutsche Länder (Lachm. 450, 13—504, 18), die Tafelrunde des Königs Artus das ritterliche Vorbild, gleichwohl gedachte die als Botin aller Edelfrauen verordnete schönste Jungfrau des Hofes in feierlichem Aufrufe besonders noch der Kämpfe, die einst von kühnen Recken hier in Rosengärten geübt worden; dem Herzoge vom Sachsen, der sich im gewaltigen Speer- und Schwertspiele hervorgethan, verehrte die Königin selbst einen Kranz mit gar schönem Kleinode [30]). In volksthümlichem Andenken erhielt sich auch zu Worms noch weiterhin das Riesenthum des Rosengartens. Der Pritschenmeister Lienhard Flechsel erzählt in seiner Beschreibung des daselbst im Jahr 1575 gehaltenen Armbrustschießens, wie er auf seinem Gange durch die Stadt die in Eisenketten an der Münze aufgehängten Riesengebeine, dann an der Trinkstube die Riesen mit ihren Eisenstangen und Grimhilden, einen Kranz herbeitragend, gemalt sah [31]). Ein bekannter Meistersang bestellt bildweise die zwölf Altmeister zur Hut des dichterischen Rosengartens (MS. 4, 887 f. Germ. 5, 217 ff.). Heimisch am Rheine bei Worms bewährt sich der Fergenname Norprecht; in einer 1290 durch Rath und Bürgerschaft dieser Stadt ausgestellten, mit dem Stadtsiegel versehenen Urkunde, zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen dem Kloster Schönau und den widerspenstigen Rheinfergen an der Überfahrt *Vertelvar,* sind als die letztern genannt: *Burkardus,*

Felix Fabri aus Ulm die Mailust seiner Zeit, welche den Pilgern im meerumflossenen Venedig versagt ist, mit Folgendem (Evagator. 1, 93): *Majus delectabilis et laetus mensis etc. Et quia circumdati aquis sumus, ita ut non pateat nobis pro nostro solatio et pro deductione temporis exitus ad floridos hortos aut ad amoenos campos, aut ad umbrosas silvas, aut ad viridia prata, aut ad voluptuosa viridaria arborum, florum, rosarum et liliorum, nec venationibus vacare possumus, nec hastiludiis aut choreis interesse decet, idcireo meum consilium est etc.*

[30]) Wilwolt von Schaumburg, herausg. durch Keller, 158 f. (vgl. 166 ob.), besonders die Stelle: *wie in diser stat Wurmbs vor zeiten die aller manlichistin künig, fürsten und ritter inwanung gehabt und, an in breis zu gewinnen und verliesen, mancher küner reck iren hof gesuchtn, vor den künigin und frauen ir werdes lob gemert, manche ritterspill, auch kempflich ernst in rosengarten und ander enden geübet.*

[31]) Heidelb. Hds. 405, Bl. 13 f. — Rhein. Antiquar. 489: *Gleich nächst dem Dom etc. steht auf freyer Strasse ein grosser schlechter Stein oder Felse, von dem die Sage ist, daß er von einem Riesen aus dem Rosengarten über den Rhein herüber geworfen worden etc.*

Norpertus et Gnanno naute in passagio Vertelvar iuxta Scarram [32]); dieser Rheinübergang zwischen Worms und Heidelberg war von den Pfalzgrafen nach 1282 dem Kloster Schönau überlassen worden [33]). Landeinwärts war die Stadt Worms benachbart mit der alten Reichsburg Alzei (Roseng. P. Hds. Z. 606, Germ. 4, 26: *daz rîche zu Alzheim*). Mittelst Urkunde von 1393 ernennt Pfalzgraf Ruprecht der Ältere zum König über alle fahrende Leute in allem seinem Land und Gebiete den Wernher, Pfeifer von Alzei, auf dessen Lebenszeit [34]),

---

[32]) Die Wormser Urkunde von 1290 hat Mone (Zeitschr. 9, 423 f.) bekannt gemacht, mit dem Anfügen: *Es scheint, dass einige Umstände dieses Fahrs als geschichtliche Züge in die teutsche Heldensage aufgenommen wurden, nämlich der grobe Ferge Norprecht im Liede vom Rosengarten, welches um die Zeit obiger Urkunde gemacht wurde und sowol den Namen eines Fürchers als auch die Grobheit der Schiffleute aus der Wirklichkeit entlehnt haben mag.* Der Name Nordberaht findet sich schon seit dem 8. Jhd. (verschieden geformt: *Nordpraht, Norbrat, Nortbert, Norbert,*) in Urkunden, welche das Wormsgau oder dessen Nachbarschaft betreffen (z. B. Scriba 3, 1. Cod. Laur. 1, 490. 501. 2, 58. 165).

[33]) Mone, Zeitschr. 9, 434 (Guden. syll. p. 276). Von den Boten Krimhilts nach Bern heißt es (Roseng. 73 f.):

dô schiften sie vil balde ze Wormez über Rîn,
dâ muosten sie die êrste naht ze Heidelberge sîn. —

Der Hader mit dem widerwilligen Fährmanne gestaltet sich mehrfach im Mythus und als epische Zubehör der Heldenfahrt. Mythisch im altn. Harbardsliede für Thors Widerkehr vom Ostlande (Myth. v. Thor. 84 ff.). Im Nibelungenlied erschlägt Hagen erst den getäuschten Donaufergen, tritt dann selbst an dessen Stelle und wirft, um die Weissagung der Wasserweiber zu prüfen, den Kaplan des Königs in den Strom. Thidrikssaga kennt zwar Högnis Gewaltthat am Schiffmann (Ung. 313. Hylt. 241), aber nicht die am Priester verübte. Den Rheinfergen Norprecht zwingt umgekehrt der handfeste Mönch Ilsan zur Überschiffung (W. Grimm, Roseng. C, 809 ff. D, 639 ff., S. 36 ff.). So stehen sich in verschiedener Weise Fährmann und Priester feindlich gegenüber und dies gemahnt daran, daß von Alters her, schon im 9. Jhd., die Begegnung eines geweihten Priesters zu den unheilbringenden Angängen zählte (Myth. 1074. 1077 f.). Insbesondre den Schifferglauben bezeugt noch 1736 ein dänischer Geistlicher, Ericus Pontoppidanus (Everriculum fermenti veteris etc. Hafn. p. 102): *nauclerus in Fionia Neapolitanus* (aus Nyeborg auf Fünen), *viso, quod mea Crucisoram* (Korsöer) *cogitantis in trabem ipsius infunderentur impedimenta, vehementissime indignatus Stygias jurando undas sancte asseveravit, inominatos plerumque navium costis vectores esse Sacerdotes eoque peritioribus magistris nomine invisos.*

[34]) Auch das von Mone, Zeitschr. 9, 127, nachgewiesen; der Pfalzgraf bekennt mit diesem, nur abschriftlich vorhandenen Briefe: *das wir Wernhir Pfifer von Altzei unser recht hofgesinde in allem unserm lande und gebiete ubir alle varnde lute zu künge gemachet haben, alle furgabe und recht zu haben vor allen farnluden, als farnludekunige billich und von gewonheide vor andern farluden haben sollen, ane alle geverde, alle zijt, die wile er lebet.*

gleicherweise, wie 1385 der Erzbischof von Mainz seinen Pfeifer und Diener Brachte, in Anerkennung dessen ehrenhaften Verhaltens bei der Belagerung von Salza zum König fahrender Leute durch das ganze Erzbisthum, mit allen einem solchen Könige bisher zugestandenen Rechten, verordnet hat (Gudenus, Cod. diplom. anecdot. 3, 578) und wie noch 1400 der Herr von Rappolfstein im Elsaß das dortige Ambacht fahrender Leute seinem Pfeifer Henselin verleiht, er selbst der eigentliche Pfeiferkönig, der den Beliehenen zum Stellvertreter nimmt [35]). Das Siegel der Stadt Alzei *(secretum minoris opidi Alceia,* an einer Urk. von 1276, Günther im Archiv für Hess. Gesch. 3, 134 f. Fig. 79) zeigt eine Geige mit Bogen auf rosenbestreutem Grunde, gleichartig ist, auch schon im 13. Jhd. (1262, 1285), das Wappen adlicher Dienstleute daselbst, der Truchsäße und der Winter von Alzei [36]). Nachher gab man dem Stadtsiegel die Gestalt, daß der aufrechte pfälzische Löwe die Geige in den Klauen hält (Widder, Beschreib. der Kurpfalz 3, 38. Heldens. 323 f.) oder ohne dieselbe der Schild mit dem Löwen von Rosenzweigen umrankt ist (Günther a. a. O. Fig. 80). Um des Wappenbilds willen wurden die Bürger von Alzei spottweise die Fiedler genannt (Widder 4, 410). Im Alzeier Weisthum, muthmaßlich aus dem 13. Jhd., ist auch eines Hofes der *Volkerte* gedacht [37]). So kommt denn in den

---

[35]) Scheid, Diss. de jure in musicos etc. Strasb. 1719. F. W. Barthold in der Blätt. f. lit. Unterh. 1852, S. 653 ff. Alsatia, 1856—57, S. 21.

[36]) Mone, Zeitschr. 2, 443 f. vgl. Kausler im Anzeig. des germ. Mus. 1855, Nr. 9: *nicht Sterne, sondern Rosen —, eine Hinweisung auf die Hut des Rosengarten.* Blumen im Grund oder am Rande der Siegel erscheinen zwar häufig als bloßes Schmuckwerk, doch ist schon der besondre Gebrauch desselben auf Frauensiegeln bemerkenswerth (Günther a. a. O. 45, Anm. 170; vgl. Sphragist. Album etc. Beil. A. zu Hohenlohe, Elisab. 1292) und, bezüglich auf den Rosengarten, Ilsans Rede (Heldenb. Dr. v. 1509, F. 5b):

Ich můß auch rosen brechen Vnd kleiden mynen schilt.

(Vgl. noch Germ. 4, 25, 567 f. Grundtvig, Danske Folkevis. 1, 73 u. 85 u. 87, 38.)

[37]) Widder 3, 3 ff. (J. Grimm, Weisth. 1, 798 ff.) Dieses Weisthum, obgleich nur im Auszug und nach einer 1589 beglaubigten Abschrift mitgetheilt, enthält sehr alterthümliche Bestimmungen, S. 4. f.: *wer auch des Pfalzgrafen Dienstman Kampfs anspreche, der Raugraf soll vor ihn kempfen mit Kolben und mit Schilde und wo dies* (der) *raugraf fällig würde, da soll man dem Dienstmann sein Haupt abschlagen mit einem* (einer) *Silber Borten* (barten) *und mit einem Güldin Schlegel etc. Es verleihet auch unser Herr der Pfalzgraf uff dem Steine zu Alzei fünzehnthalb Grafschaften etc. er hat auch das Gebiete von dem gehauen Stein in dem* (den) *gesalzen See, sofern man siehet einen rothen Schild an einem Mastbaume. Ists auch, daß des Pfalzgrafen Dienst-*

Rosengarten zu Worms Volker von Alzei, der *videlære,* der kühne Spielmann, in seinem Schild eine Fiedel oder mehrere führend, oder gar dieselbe auf dem Rücken tragend (W. Grimm, Einl. X), und er gehabt sich in diesen Liedern billig um einen Grad spielmännischer, als im Ernste der Nibelungennoth [38]). Nicht unberührt darf hier bleiben, mit Hinsicht auf die volkstüblichen Kampfspiele zwischen Sommer und Winter (Germ. 5, 257 ff.), daß im Alzeier Zinsbuche vom Jahr 1429 unter den Burgmannen, *die uf die Burg zu Alzei gehörent,* aufgezählt sind: *Henrich Wynter* (etwa vom vorgenannten Stamme der Winter von Alzei), *Sumer von Beymburg* (Baumburg, Alt-Bamberg, unweit Kreuznach, A. Kölner, Gesch. der Herrsch. Kirchheim Boland etc. Wiesbad. 1854, S. 265 ff.), auch einer des Namens *Rosegarten* [39]).

Mit den aufgeführten Wahrzeichen wormsgauischer Sagenheimat stimmt es wenig überein, daß im Zwölfkampfe die dortigen Recken, *die Rînherren* (Roseng. 1935), auf heimischem Boden, durchaus unrühmlich unterliegen, die Helden aus dem fernen Amelungenlande den Siegeskranz davontragen, aber eben hiedurch darf man sich in der Ansicht bestärkt finden, wonach der Streit in ursprünglichem Sinne nicht ein epischer Dietrichs von Bern mit den Rheinfranken war. Vom Südosten vordringend, wurde Dietrich Herr und Meister des gesammten deutschen Heldenkreises, dem dann auch der Riesenkampf am Rheine sich einfügen musste. Davon ist ein andermal (Germ. 5, 257 ff.) eigens gehandelt worden, wie die beiden Jahreszeiten als allegorische Wesen streithaft einander entgegentreten, ihr einfaches Wettsingen sich zum belebteren Bühnenstück entwickelt, ferner wie das Einholen des Maienröschens, des Maienkranzes, des

---

mann seine Huld verlieset, der soll fahren zu Alzei uff den Hof, und soll darab nit kommen in dem Jare, um den Hof soll auch ein Seyden Faden gehen. (Vgl. Rosengarten 167.)

[38]) Altnordisch (Sæm. 133. 143, 30. 148, 31. 156. 62. Sn. 1, 364. Fornald. S. 1, 220) schlägt König Gunnar selbst meisterhaft die Harfe, wie König Rother im deutschen Gedichte.

[39]) Widder 3, 24 f. *Sumar,* im Kreichgau begütert, schon aus karolingischer Zeit, Cod. Lauresh. 2, 433. Ebenso der im wormsgauischen Ortsnamen *Winteresheim, Wintrisheim,* haftende Mannsname, das. 2, 54 ff. Bei den *Winter* von Alzei war es schon im 13. Jhd. Geschlechtsname, mit Vorsetzung eines persönlichen, wie in der Urk. von 1285 (Mone, Zeitschr. 2, 443): *Wernherus et Philippus fratres, dicti Winter de Alzeia,* mit der Fiedel im Wappen. Vgl. hieher Anm. 16.

Maibaumes, bald als schlichte Kinderlust und ländliches Vergnügen, bald zur prunkhaften, gänzlich kriegsmäßigen Maienfahrt sich gestaltet und wie letztere besonders wieder an die Grenze der Mythenbildung hinaufrückt. Zwei dramatische Zurichtungen des Rosengartenstreits, die eine auf Bruchstücken einer mit 1533 gezeichneten Handschrift, die andre durch Hans Sachs in seiner *Tragedia: der hörnen Sewfriedt,* 1557, gestatten nun freilich keinen Schluss auf ältere Vorlagen in Gesprächsform [40]). Das Festspiel zum Drama auszubilden, dazu waren im deutschen Mittelalter die Bedingungen nicht vorhanden. Die Bühne war hier, wie bei den neueren Völkern insgemein, kirchlichen Ursprungs. Mythisches fand bessern Anhalt im Epos, wo schon verwandte Bestandtheile sich darboten. Das Heldenlied aber hatte bereits seine Bahn zurückgelegt, als das weltliche Schauspiel sich hervorarbeitete. Traten kämpfende Gestalten aus dem Mythus und nachmals aus dem Epos in die Aufzüge der Sommerfeier ein, so hat man sich ihre Theilnahme mehr nur als eine mimische, nicht als eine vollständig dramatische vorzustellen [41]). In weiter Zeitferne liegt es, daß schon König Pipin, der die fränkische Heeres- und Volksversammlung vom März in den Mai verlegt hatte, dieselbe 764 zu Worms abhielt [42]), sodann daß Worms und nächst diesem Achen, wo denn auch der Bär Wisselau sein Hofkleid empfieng [43]), am häufigsten als die Orte genannt werden,

---

[40]) W. Grimm, Bruchstücke einer Bearb. des Roseng. in der Zeitschr. f. d. Alt. 11, 243. Hans Sachs, 3. Buch, Nürnb. 1561, 2. Thl. Bl. 233 ff. Auch die verwandte Fabel vom wilden Wunderer ist als Erzählung (Keller, Erzähl. 1 ff.) und als Spiel (Ebd. Fasnachtsp. 2, 547 ff.) behandelt.

[41]) Sie war etwa der Art, wie der festliche Umzug des Riesen in Städten und Dörfern Ostflanderns und Nordbrabants (Willems, Oude Vlaemsche Liederen, Gent 1848, S. 299); oder wie Gilles de Chin und der Drache beim Dreifaltigkeitsfeste zu Mons (Schayes, Essai hist. sur les usages des Belges, Louvain 1834, S. 150 f. Wolf, Niederländ. Sagen S. 121 f. 677 ff.), oder Robin Hood, der Held englischer und schottischer Balladen, bei den Maispielen, die in förmliche Bühnenstücke ausschlugen (Robin Hood etc. Lond. 1820, p. XLI ff. LXII ff. vgl. Th. Wright, Essays etc. Lond. 1846, 2, 204 ff.).

[42]) Annal. Laurish. ad a. 764: *Rex Pipinus, distracto in diversa animo, propter duo bella, Aquitanicum scilicet jam olim susceptum, et Bojoaricum propter Tassilonis ducis defectionem suscipiendum, populi sui generalem conventum habuit in Wormatia civitate, dilataque in futurum expeditione, illo anno domi se continuit.*

[43]) Wissel. V. 282 ff.: *Doen hiet brengen Gernout | Wisselauwe, den hi was hout, | sinen roc diere | van ·IIII· quarteneren, | dien hi dede maken | doen hi ten hove tAken | met Karel was gevaren.*

sengarten z
ielmann, in
r dieselbe
gehabt sie
her, als im
er bleiben,
hen Sommer
ache vom J
lzei gehörent
annten Stam
urg, Alt-Ban
Kirchheim B
Namens *Ros*

Mit den
stimmt es w
die Rînherre
rühmlich unt
den Siegesk
in der Ansich
Sinne nicht e
war. Vom Sü
des gesammten
kampf am Rhe
(Germ. 5, 257 ff.
zeiten als allegori
einfaches Wettsinge
ferner wie das Einho

---

nann seine Huld verlieset, der
ommen in dem Jare, um den Hof
Rosengarten 167.)

[38]) Altnordisch (Sæm. 133. 143. 30. 1
20) schlägt König Gunnar selbst meisterhaft
hen Gedichte.

[39]) Widder 3, 24 f. *Sunne*, im Kreichgau begü
it, Cod. Lauresh. 2, 433. Ebenso der im wormsgauischen
intrisheim, haftende Mannsname, das. 2, 54 ff. Bei den
ion im 13. Jhd. Geschlechtsname, mit Vorsetzung eines pers
k. von 1285 (Mone, Zeitschr. 2, 443): Wernherus et Phi
inter de Alzeia, mit der Fiedel im Wappen. Vgl. Lichter

allen andern beschaffen, nach dem Gotte genannt zu sein, bei dessen Aus- und Anfahrt alle Berge zittern und die Felsen brechen [47]). Mit der Verdunklung des Gottes durch den Helden mußte zugleich der Berg, der Jenem geweiht war, in den Schatten treten. Einer Reihe rheinländischer Berggipfel sind Erinnerungen deutscher Helden- und Göttersage aufgedrückt; dort ragen der Eckartsberg zu Breisach und Walthers Wasgenstein, Brunhildenbett auf dem Feldberge (Urk. v. 1043: *lectulus Brunnihilde,* Heldens. 155), der Drachenfels an der Hard, auf das Siegfriedslied bezogen, und ein andrer des Siebengebirgs *(Drekanfils),* von welchem die Sturmriesen Ecke und Fasold ausfahren, letzterer Burgfels erhebt sich gegenüber vom Godesberg, früher *Wôdenesberg* (Urk. v. 947. 974. Myth. 139), der jedoch ebensowenig, als oberhalb der *Thoneresberg* und rheinabwärts die *Thiusburg* (Duisburg, Förstem. 2, 1372, vgl. 420. Myth. 179 f. 373. 1209), außer dem Namen, eine den Gott betreffende Kunde gewahrt hat, nachdem in der ‚niederdeutschen, altfränkischen, vielleicht ripuarischen' Formel den gewaltigen Thunaer, Woden und Saxnote längst abgeschworen war (ob. 319. Myth. 146 f.).

Mit der Umwandlung deutscher Göttersage zum Heldenliede vertrug sich überhaupt nicht die Fortdauer eines reinmythischen Gepräges, wie dies in den heidnischen Eddaliedern erhalten blieb. Verschieden waren auch schon die Anschauungen und Eindrücke, die sich der Bildung des Naturmythus geboten hatten, dort im Gebirg und Meere des hohen Nordens, hier aus den rätischen Alpen und vom Rheinstrom. In letzterer Weise jedoch sind Dietrichs Kampfabenteuer mit Riesen und Drachen jetzt noch voll des fri[illegible] Naturlebens, von dem sie ihren Ausgang nahmen. Im Ecken[illegible] immer der unbändige Sturmgeist, zum Schrecken [illegible] Gethiers, durch die krachenden Bergwälder [illegible]ten Dichtwerke von Dietrichs erster Aus[illegible] dem geziertesten Hofwesen, noch ein [illegible] Gebirgswelt, deren gewaltsamste Er[illegible] Drachenbrut dargestellt sind. Die [illegible]ande Tirol, im finstern Walde,

[illegible] *vera | heiman Illôrrida.* 49,
[illegible]*unheima.* Fornm. S. 2, 154:
[illegible]*gnum biörg ok brotit hamra.*

dahin Karl der Große zum Maifeld einberief[44]). Wieder im März 842 vereinigten sich zu Worms die königlichen Brüder Ludwig und Karl, die Sieger bei Fontenaille, ließen ihre Heere zwischen Worms und Mainz lagern und es wurden dort Kampfspiele größten Maßstabs, mit rüstiger Theilnahme der Könige selbst, ausgeführt (Nithardi histor. 3, 6). War bei solchen Zusammenkünften in Waffen die Heerschau, bei den Kampfspielen die kriegerische Übung das hauptsächliche Absehen (Nith. a. a. O. *ludos — causa exercitii frequentabant)*, so ist doch gedenkbar, daß die hier angesammelte Volksmenge sich nicht jedes festlichen Bezugs auf die anbrechende Jahreszeit enthalten habe. Wenn sodann in den Rosengartenliedern und im Dietleib sich vor Worms ganze Heerhaufen zusammenfinden und in letzterem Gedichte dort die nichtdeutschen Völker in Dietrichs Gefolge, Hunen, Preussen, Polen, zum erstenmale Turnierspiel kennen lernen (Dietl. 8275 ff.), so gemahnt dies wie ein später Nachklang altwormsischer Waffenschau. Immerhin bleibt der wahrscheinliche Verband solcher kampfgerüsteter Volksversammlungen mit den Jahresfeiern der germanischen Vorzeit zu beachten[45]). Eines der drei altnordischen Hauptfeste war gleichmäßig bestimmt, den Sommer zu empfangen *(þa fagna þeir sumari,* ein auch deutsch fortlebender Ausdruck,) und um Sieg zu opfern *(at sumri, þat var sigrblôt,* Myth. 38. Rechtsalt. 245). War aber, vor dem epischen Dietrich, zur Bezwingung des Riesenvolks ein göttlicher Streiter berufen, so blickt ja weitherein auf das Wormsgau und den Lauf des Rheines der mächtigste deutsche Donnersberg[46]), vor

[44]) Waitz, D. Verf. gesch. 3, 483, Anm. 3: *770. 772. 776. 781. 786. 787. 790 zu Worms; 797. 802. 811. 812. 813 zu Achen.*

[45]) An die Versammlungen unter Karl d. Gr. zu Worms und Achen reihen sich andre bei oder zu Mainz 795. 800. 803 (Waitz, a. a. O.), gleichfalls auf fränkischer Erde (vgl. Ficker, das d. Kaiserreich, Innsbr. 1861, S. 58). Berühmt ist später das große Reichsfest daselbst an Pfingsten 1184, wobei Kaiser Friedrich seinen zwei Söhnen Schwert gab (Otto S. Blas. c. 26: *nihilque hic ad ostendendam mundanae miseriae gloriam abundantia victualium, varietate vestium, phaleramentis equorum, delectatione spectaculorum defuit.* Vgl. Eneit 13021 ff.); mainzische Sommerfeier eines deutschen Kaisers Konrad, *Corras*, in altfranzösischer Dichtung bei A. Keller, Romvart 575 ff. (vgl. Görres, Altt. Volks- und Meisterl. Einl. LVIII ff.). Des Mainzer Königs fahrender Leute ist nach der Urk. von 1385 oben gedacht und für Mainz ist auch 1325 ein *ortus rosarum*, sowie 1363 und 1410 ein Haus *zum Rosengarten* beurkundet (Dahl in den Quartalbl. des Vereins zu Mainz, Jahrg. 1831, S. 43. Mone, Unters. 44).

[46]) In einer Urk. von 869: *Thoneresberg*, Schannat hist. ep. Wormat. probat. p. 9. Myth. 154 f. vgl. Diemer. 2, 1386. v. d. Hag. Heldenb. 8°. 1, LXII.

allen andern beschaffen, nach dem Gotte genannt zu sein, bei dessen Aus- und Anfahrt alle Berge zittern und die Felsen brechen[47]). Mit der Verdunklung des Gottes durch den Helden mußte zugleich der Berg, der Jenem geweiht war, in den Schatten treten. Einer Reihe rheinländischer Berggipfel sind Erinnerungen deutscher Helden- und Göttersage aufgedrückt; dort ragen der Eckartsberg zu Breisach und Walthers Wasgenstein, Brunhildenbett auf dem Feldberge (Urk. v. 1043: *lectulus Brunnihilde,* Heldens. 155), der Drachenfels an der Hard, auf das Siegfriedslied bezogen, und ein andrer des Siebengebirgs *(Drekanfils),* von welchem die Sturmriesen Ecke und Fasold ausfahren, letzterer Burgfels erhebt sich gegenüber vom Godesberg, früher *Wôdenesberg* (Urk. v. 947. 974. Myth. 139), der jedoch ebensowenig, als oberhalb der *Thoneresberg* und rheinabwärts die *Thiusburg* (Duisburg, Förstem. 2, 1372, vgl. 420. Myth. 179 f. 373. 1209), außer dem Namen, eine den Gott betreffende Kunde gewahrt hat, nachdem in der ‚niederdeutschen, altfränkischen, vielleicht ripuarischen' Formel den gewaltigen Thunaer, Woden und Saxnote längst abgeschworen war (ob. 319. Myth. 146 f.).

Mit der Umwandlung deutscher Göttersage zum Heldenliede vertrug sich überhaupt nicht die Fortdauer eines reinmythischen Gepräges, wie dies in den heidnischen Eddaliedern erhalten blieb. Verschieden waren auch schon die Anschauungen und Eindrücke, die sich der Bildung des Naturmythus geboten hatten, dort im Gebirg und Meere des hohen Nordens, hier aus den rätischen Alpen und vom Rheinstrom. In letzterer Weise jedoch sind Dietrichs Kampfabenteuer mit Riesen und Drachen jetzt noch voll des frischen Naturlebens, von dem sie ihren Ausgang nahmen. Im Eckenliede rauscht noch immer der unbändige Sturmgeist, zum Schrecken der Vöglein und alles Gethiers, durch die krachenden Bergwälder (Beil.). Selbst in dem späten Dichtwerke von Dietrichs erster Ausfahrt waltet, mitten unter dem geziertesten Hofwesen, noch ein reger Sinn für die großartige Gebirgswelt, deren gewaltsamste Erscheinungen als Riesenvolk und Drachenbrut dargestellt sind. Die Abenteuer bewegen sich im wilden Lande Tirol, im finstern Walde,

---

[47]) Sæm. 45, 55: *Fiöll öll skialfa, | hygg ek â för vera | heiman Hlôrriða.* 49, 21: *biörg brotnuðu, | brann iörð loga, | ôk Ôðins son | í iötunheima.* Fornm. S. 2, 154: *svá mörg ok mikit þrekvirki sem þórr hafði unnit, farit tgegnum biörg ok brotit hamra.* (Myth. v. Thor 22.)

darin man den hellen Tag nicht spürt [48]), wo nur enge Pfade durch tiefe Tobel, Thäler und Klingen führen, zu hochragenden Burgfesten, deren Grundfels in den Lüften zu hängen scheint [49]); wo der Verirrende ein verlorner Mann ist, der einsam Reitende sich selber in den Tod gibt [50]). Dort, wo ein Bach vom hohen Fels herbricht, da springt der grimmige Drache, Schaum vor dem Rachen, fort und fort auf den Gegner los und sucht ihn zu verschlingen [51]); wieder 'bei eines Brunnen Flusse', vor dem Gebirge, das sich hoch in die Lüfte zieht, schießen große Würme her und hin und trachten, die Helden zu verbrennen [52]); bei der Herankunft eines solchen, der Ross und Mann zu verschlingen droht, wird ein Schall gehört, recht wie ein Donnerschlag, davon das ganze Gebirg ertost [53]). Leicht

---

[48]) Ausg. v. Stark, Str. 740 (H. 893): *in disem wilden lande.* 757 (H. 909). 127: *in disem finstern walde.* 205. 218. 707 (H. 860). 618 (H. 628): *Er* (Wolfh.) *sprach: 'traut veter Hildeprant, | nun weist mich in die wilde'. | er sprach: 'reit gen Tirol zuhant etc. | als pald du kumest in den walt, | du spürest keinen hellen tag'.* 620 (H. 629): *'der teufel pawet disen walt | und wont mit haus dar innen. | ich sach auf erd nie wilder hag: | mir hat Hilprant gar war geseit, | gar kaum spür ich den hellen tag'.*

[49]) Str. 341 (H. 220): *sein fart er* (Bibung) *von den strassen brach | auf gen den hohen leiten, | viel mangen pfat eng unde schmal, | die wilden töbel, tiefe tal | must er durch forchte reiten, | pis er die guten purk ansach etc.* 490: *si furen manig leiten | und manig tiefen klingenpfat.* 417: *da lag ein hohe feste etc. | wie daz in luften lag der stein.* 418: *Die feste was unmassen gut, | vor sturm und steigen wol behut, | mit merbelstein gepawet | auf einem perg an massen hoch; | die burk auf gen den lüften zoch.*

[50]) Str. 584 (H. 389): *nun forcht ich, kumpt ir in den tan, | ir wist nit, wo ir keret, | so seit ir ein verlorner man. etc. | kumt ir alein hin in den walt, | ir gebt euch selber in den tot.*

[51]) Str. 293: *Sie hetten einen herten sturm, | gar grimmig was der wilde wurm, | die augen im gelissen; | gar oft er nach dem fürsten sprang, | mit seinen scharpfen claen lang | er wolt in han zurissen. | ein schawm vor seinem munde lag, | das feur da von ihm schosse etc.* 294 (H. 173): *Er treib den herren durch ein bach, | der von eim hohen felß her brach | gar tief in einem grunde etc. | da ginet auf der wilde track | und wolt in han verschlunden etc.* 295 (H. 174).

[52]) Str. 706 (H. 859): *Sie zugen furbas in den walt | die recken alle junk und alt | zu eines prunnen flusse. | vor eim gepirge, das was hoch, | das sich auf in die lufte zoch, | gen in gar schnell her schussen | manch grosser wurme her und dar, | wolten die held verprennen.*

[53]) Str. 621 (H. 630): *da hort er ein geschelle, | recht als ein donderschlag her schos, | dar von das ganz gepirg erdos. | da sach er also schnelle | ein grossen wurm her gen im gan | mit aufgetanem munde. | da meint Wolfhart der küne man, | er wolt in han verschlunden, | das roß und auch dar zu den man.*

erkennbar sind diese Ungethüme gleichbedeutend mit den siedenden, donnernden Wasserstürzen selbst [54]). Dazwischen ertönt, ebenso donnerartig, das grässliche Schreien der Riesen; als Dietrich mit tödlichem Steinwurf einen jungen Riesen getroffen hat, stößt dieser so grimmen Schrei aus, als bräche der Himmel entzwei [55]), und seine Genossen erheben eine Wehklage, die man vier Meilen weit über Berg und Tan vernimmt, die stärksten Thiere fliehen aus der Wildniss, die Zwerge werden zur Flucht in Höhlen und Klüfte aufgerufen, es ist, als wären die Lüfte erzürnt, der Grimm Gottes im Kommen, der Teufel herausgelassen, die Welt verloren, der jüngste Tag angebrochen [56]); ein starker Riese 'Felsenstoß' lässt seine Stimme gleich einer Orgel erdröhnen, man hört sie über Berg und Thal, überall erschrecken die Leute und selbst der sonst unersättliche Kämpe Wolfhart meint, die Berge seien entzwei, die Hölle aufgeweckt, alle Recken sollen flüchtig werden [57]); auch die Riesen

---

[54]) Vgl. Germ. 2, 348 f. — Der zaghafte Zwerg Bibung erzählt (H. 834): *ich sach den* (wurm) *also wit* | *ginen mit sime giele,* | *des ich wonde zu derselben zit,* | *er hette wol drige kiele* | *verslunden vnd den Dunresberg.* Hiezu ob. Anm. 46.

[55]) Str. 582 (H. 396): *junkfraw, ir habt vor nit vernumen* | *schreien risen unde würme,* | *ich bin in oft zu handen kumen* | *in streiten und in stürmen.* | *der ris lis einen grimmen schrai,* | *und da ich in zu tode warf,* | *ich want, der himel wer entzwei.*

[56]) Str. 577 (H. 391): *vir meil weit uber perg und tan* | *ward man des clagens innen etc.* | *des manig mensch gar ser erschrak;* | *in amacht viel die herzogein.* 578 (H. 392): *Ir clag und schreien was so groß,* | *und das es also weit erdoß.* | *ir ungefuges clagen* | *daz horten pern und leben stark,* | *das gewürm sich da alls verpark,* | *das wilt gund alls verzagen,* | *es furcht den ungefugen schal,* | *der also kam gedossen,* | *recht als ein wilder donderfal* | *vom himel kem geschossen.* | *des wildes mut was gar verzagt:* | *sie liefen auß der willnus gar,* | *sam het man si dar aus gejagt.* (Vgl. Sigenot, Schade Str. 85.) 579 (H. 393): *Die stimm erhal in mangen perk,* | *da hort gar ferre ein kleines zwerk* | *das rufen und das schreien.* | *das zwerglein pald von dannen lief, sein mag und freünden es da rief,* | *graf, ritter, edel, freien:* | *'nun fliht, ir frawen und ir man,* | *in perges höl und clüfte!* | *und secht des himels wolken an,* | *erzurnet sein die lüfte:* | *es kumt der grimmig gottes zorn;* | *der teufel der ist außgelan,* | *ich main, die welt sei gar verlorn.'* (Vgl. Sæm. 6, 52: *gnŷr allr iötunheimr etc.* | *stynja dvergar fyr steindurum.)* 580 (H. 394): *Sich hub ein michel fliehen stark etc.* 581 (H. 395): *die welt in grossen noten stat,* | *ir wil ein ende wesen,* | *wan niemant freüd gehaben mag:* | *wir glauben all in disem land,* | *und das hie sei der jungste tag.* 613 (H. 622): *mein her ein risen warf zu tot* | *mit einem grossen steine,* | *des kam der furst in grosse not.* | *nun merket, wie ichs maine,* | *vil manig herz gar ser erschrak,* | *die risen teten manchen schrei,* | *recht sam es wer ein tonderschlak.*

[57]) Str. 663 (H. 732): *Ein starker ris his Felsenstoß,* | *des stimm recht als ein orgel doß,* | *wan man si hat gestimmet;* | *daz hort man uber perk und tal.* | *die leut*

hausen am betäubenden Lärm eines Bergwassers, bei einer Mühle und zunächst einer tiefen Höhle [58]). Genauere Unterscheidung zwischen Sturm- und Winterriesen, Stromriesen, Bergriesen würde man hier, in so verspäteten und überladenen Schilderungen, vergeblich suchen, aber nur um so bemerkenswerther ist es, daß im Allgemeinen der Zusammenhang jener fabelhaften Gestalten mit ihrer landschaftlichen Umgebung sich frisch und lebendig erhalten hat. Hier in der Wildniss des Hochgebirgs, wie anderwärts in der Wüste des Meeres, gährt noch etwas von dem urweltlichen Chaos, das vornherein im Riesenthum seinen mythischen Ausdruck gefunden hat und am Ende der Zeiten zerstörend wieder hereinbrechen wird.

Während die Lieder vom Gebirgskampfe vornemlich den Ungestüm der anstürmenden Riesen zur Erscheinung bringen, ist in den Gedichten, die nach dem Rosengarten benannt sind, diesem Namen gemäß, sehr anschaulich die siegreiche Sommerkraft hervorgekehrt. Den Übergang vermittelt der 'kleine Rosengarten', der tirolische des Zwergkönigs Laurin [59]). Auch dieser ist nur von

---

erschraken uberal, | *sein herz was im ergrimmet.* | *Wolfhart sprach: 'wannen kumt der schrei,* | *der manig herz erschrecket?* | *ich main, die perg sein ganz enzwei,* | *die hell ist aufgewecket.* | *got verleih uns den seinen segn!* | *flieht all, ir werden recken gut!* | *ich han des leibes mich verwegn'.*

[58]) Str. 503: *er* (Dietr.) *folgt dem wasser, das da floß,* | *und kam zu einer müle.* | *da lag ein ris, was lank und groß,* | *bei einer tiefen hülle.* 551 (H. 365): *So sprach der wunderkün weigant* (Helf.): | *'di purk die ist mir wol bekant,* | *dar under leit ein müle,* | *da hat das wasser grossen bracht;* | *da ligen die zwelf uber nacht* | *gar nah bei einer hüle.* | *so kum wir heimelichen dar,* | *des müg wir wol geniessen,* | *si werden unser nit gewar,* | *daz macht des wassers fliessen etc.* — Die Riesenmühle scheint eben auch die Wirbel des Stromfalls zu bedeuten. Nach altnordischer Anschauung und Dichtersprache ist die brandende See, insbesondre der rauschende Meeresstrudel, Mahlstrom, eine durch neun Töchter des Meergotts oder von zwei den Bergriesen entstammenden Mägden umgetriebene Mühle (Sn. 1, 324: *Hvernig skal sœ kenna? etc.* 328: *grotti skerja, Amloða kvern.* 378: *svelgr í hafinu.* 382: *mœr bergrisa.* 2, 431: *þá gnŷr sœr œr hon* (kvern) *gnŷr.* Saxo, Müll. 1, 141. Lex. myth. 237 f. Finn Magn. Edda 4, 258 f. Munch, Nordm. Gudesagn, Christ. 1854, S. 146. Sv. Egilss. 14ª. 274ᵇ. 590ᵇ f.

[59]) Heldenb. Dr. v. 1509, Hiiij: *Hye endet sich der Rosengarten zů Worms. Vnd volget hernach der kleyn Rosengarten.* Mit *Z* ist im Folgenden Zachers Laurin aus der Zeitzer Hds. (Zeitschr. f. d. Alt. 11, 501 ff.), mit *S* die Ausgabe des Gedichts durch Schade (Berl. 1859) nach dem alten Nürnberger Drucke, mit *D* die Dresdner Hds. (nach dem Abdruck in v. d. Hag. Heldenb. 4°), mit *P* das Presburg. Bruchstück (mitgeth. durch Schröer, Presb. 1857) gemeint. In Ettmüllers Ausg., Jena 1829, lautet der Name Luarîn; vgl. Müllenhoff (Zeitschr. 7, 531): Luaran.

einem Seidenfaden umhegt und liegt auf einer grünen Aue, wer ihn ansieht muß sein Trauern lassen, die Rosen geben süßen Geruch und lichten Schein (Z. 67 f. 90—102; vgl. P. 63—85). Man kann es für eine Wiederholung nehmen, wenn weiterhin noch ein wonnesamer Plan vor Laurins Berge beschrieben wird, wo duftreiche Obstbäume blühen, Vogelstimmen aller Art ertönen und zahme Waldthiere spielen, wo die herauskommenden Inwohner des Berges Rosenkränze winden, wo man auch alle Trauer lässt und sich im Paradiese zu befinden glaubt (Z. 696—717. 738—41), ebenwie der Wormser Rosengarten als ein Himmelreich auf Erden gepriesen ist. (Gr. 995—98). Gleich ihm wird der kleine Rosengarten von Dietrich, Wittich und den ihnen nachfolgenden Bernerhelden Hildebrand, Wolfhart und Dietleib heimgesucht (Dietrich sagt, Z. 76 f.: *Ich wolde suchin dy roßin roth, Solde ich dar vmme sterbin tot);* ihr Hauptgegner ist hier freilich der streitbare Zwerg Laurin, aber doch treten zum Schlusse noch fünf Riesen, soviel sind auch der Helden, mit Stahlstangen bewaffnet in den Kampf und werden sämmtlich erschlagen (Z. 1104—21. 1159—67); nach einer Darstellung sind sie gänzlich mit Moos überwachsen (D. 255: *sie woren graussam wilde, | verwachsen gar mit misch),* was im Kampfspiele zu Mittfasten die Bekleidung des Winters war (Germ. 5, 257 f.). Daß Wittich Verwüster des Gartens ist, stimmt zu seiner mythischen Bedeutung als Flutgeist, in Gefangenschaft bei Riesen liegt er auch anderwärts (ob. 313). Die Benennung Rosengarten haftet in Tirol an Örtlichkeiten verschiedener Art; im Hochgebirg, unter Eis und Felstrümmern verschüttet, leiht der einstige Zaubergarten nur noch zur Erinnerung seinen Namen oder es heißt so eine mit seltenern Alpenblumen reichgeschmückte Bergtrift, als Laurins Rosengarten bezeichnet der Volksmund besonders die mit Wein und Feigen, Pinien und Cipressen üppig ausgestattete Halde bei Algund, unweit der Burg Tirol [60]), wie auch im 16. Jhd. die von Tirol den Harnisch Laurins vorzeigten [61]).

---

[60]) B. Weber, Handb. f. Reis. in Tirol. Innsbr. 1842. S. 142: 'in der sonnenheitersten Lage, voll schwellender Fruchtbarkeit'. (Vgl. Ebd., Land Tirol 2, 340.) I. V. Zingerle, König Laurin etc. Innsbr. 1850, XXI f. Ebd. Sagen etc. aus Tirol, das. 1859, S. 66 f. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 126—28, hiezu Ebd., Deutsche Alpensagen, Wien 1861, S. 246 f. Vgl. Br. Grimm, d. Sag. 1, 150 f.: Blümelis-Alp.

[61]) Avent. Chron., Frankf. 1580, Bl. 36ᵃ. Heldens. 302.

Der Besitzer eines solchen Lustgartens in den Bergen, König Laurin, erglänzt von Gold und Edelsteinen, so daß er den Wald taghell erleuchtet (S. 401—411), er wird für den Engel Michael gehalten, der vom Paradies daherfahre (S. 500—502), auf seinem Kronhelm singen Vögelein, Nachtigallen, Lerchen, Zeisige [62]), den wunderschönen Garten hat er sich erzogen und gehegt, die Blüthe desselben nennt er: 'meine lieben Rosen roth' (S. 302—12. 530. Symb. 8); als Dietleibs schöne Schwester mit andern Jungfrauen unter die grüne Linde über einem kühlen Brunnen gegangen ist, um sich mit Blumen zu behängen, da hat Laurin, unsichtbar in der Nebelkappe, sie durch Wald und über Heide hinweggeführt in sein zauberhaftes Reich (Z. 604—16. S. 25—48), jetzt aber wird sie von den Helden zurückgeholt und Laurin selber gefangen miteingebracht, der nun zu Bern ein Gaukler sein muß (Z. 1175 f. D. 325), wie zuvor an seinem Hofe des Gesangs und Seitenklangs der Spielleute viel war [63]).

---

[62]) S. 479 ff.: *Kron und helm gab liechten schein | darauff so sungen vögelein | nachtigal lerchen und die zeise | fein sitsam und in stiller weise | lieblich gelich sam ob sie lebten | und in eim grünen wald umb schwebten | mit listen was solches erdacht | vnd mit zauberei wol volbracht.* (Z. 188—201. Ettm. 474—92. Symb. 7[a].) Künstlicher noch sind die Vögel auf der Linde des Wormser Rosengartens zu dreitausend goldenen umgeschaffen und ihr Gesang durch ein Druckwerk hervorgebracht (Gr. 193—200. 987—94; vgl. Wolfd., v. d. Hag. Heldenb. 8°. 1, 233, Str. 567 f. Heldenb. v. 1509, Bl. 93[b], 6—[d], 4).

[63]) Z. 774—83. 832—35. S. 1598—1607. 1638—54. E. 1648—57. 1727—53. Symb. 26[b]. 28[b] f. Heldenb. v. 1509, Bl. Kiiij[b] f. Auch der kleine Elberich rührt die Harfe (Otnit, Mone 522. Heldenb. v. 1509 Bl. dviii[a]), wie überhaupt das Elbenvolk tonkundig ist (Br. Grimm, Irische Elfenmärchen LXXXII f. Myth. 438 f.). Es ist aber auch hier zu beachten, daß nordische Mundarten den Widerhall Zwergrede *(dvergmâl)* nennen, denjenigen der Harfe bezeichnet so die Herraudssaga (Fornald. S. 3, 222: *at dvergmâli kvað â öllu)*, während ein färöisches Lied als Zwergsprache den Schlag der Schwerter in Berg und Fels singen lässt (Sjurðar kvæði etc. ved Hammershaimb, Kjöb. 1851, 128, 98: *dvörgamâl singur í fjöllum.* 129, 108: *dvörgamâl seng í hvörjum hamri.* Vgl. Lyngbye, Fær. Qvæd. 464, 77. 468, 90. 470, 95. Myth. 421. Thor 81). Damit stimmt nun das merkwürdige, neuerlich durch Holtzmann bekannt gemachte und erläuterte Meisterlied vom *Lorleberg*, dem durch sein reiches Echo berühmten Lurleifelsen, aus welchem auf des Dichters Anruf und Frage über Sängerlohn *daz edel twerg* Antwort gibt (Germ. 5, 445 f.). In Tirol selbst, im Wippthale, findet sich urkundlich ein sprechender Stein, der einer darauf erbauten Burg den Namen gab (Urk. aus Brixen von 1241 in Hormayrs Beitr. zur Gesch. Tirols, Wien 1803, S. 329: *castrum in Wibtal, quod dicitur Sprechendenstain etc. castrum illud in Sprechendenstaine*; jetzt Schloss Sprechenstein). Laurins und

Nicht bloß ist auch hier das Mythische mit der Heldensage versetzt, Laurin selbst, den manche der ausgehobenen Züge als Lichtalb kenntlich machen (vgl. Sn. 1, 78: *Liosalfar eru fegri en sôl sŷnum)*, erscheint zugleich als ein Unterirdischer, der im Innern der Berge waltet, er und seine Zwerge kämpfen in Gemeinschaft der Riesen wider Dietrich und dessen Gefolge, der Mythus und seine Gegensätze zerfließen im bunten Spiele des Märchens.

Das Verhältniss des kleinen zum großen Rosengarten ist nicht völlig ins Klare gestellt. Mögen auch die Amelunge erst aus diesem in jenen herübergenommen sein, Laurin bleibt darum nicht minder eine Tirolersage (vgl. Heldens. 356), zugleich aber gibt sein unbestritten mythisches Wesen ein weiteres Anzeichen für dieselbe Beschaffenheit der Wormser Kämpfe; der Name Rosengarten hat die gleiche jahrzeitliche Geltung im Etschland, wie am Rheine, und auch dem Reiche Laurins fehlt nicht der frühlingsmäßige Duft und Blumenglanz.

Voller und entschiedener sind allerdings die Riesenkämpfe des rheinischen Rosengartens als Sommerstreit gekennzeichnet. Der blühende, vom Seidenband umhegte Kampfgarten ist hier eine Meile lang und eine halbe breit [64]). Wie noch die Kinderreime bei der Maifeier mit einer Kehrzeile von Rosen und Rosenblättern durchwoben sind (Germ. 5, 275 f.), zieht sich durch alle Theile des Heldenlieds in manigfachster Wiederkehr die unablässige Hinweisung auf die Rosen des Gartens und die verheissenen Kränze.

'Es war in dem Garten Freude und Wonne gnug,
hei was der Garte Rosen und lichter Blumen trug!'

so heißt es gleich im Eingang (Gr. 21 f.). 'Nach Rosen', 'nach einem Rosenkranze', reiten die Helden aus [65]); 'in die Rosen' spren-

---

Elberichs Sang und Klang mochte früher noch nicht vom Gebirge losgetrennt sein (vgl. Laurin Z. 779 ff.: *czwene wol singende man | dy sungin also sussin gesang | daz ez in dem berge erclang.* S. 1604. ff.: *vier wolgelerte singend man | zwen kurtz vnd auch darzu czwen lang | die sungen höffelichen gsang | das es weit in dem berg erdoß).*

[64]) Gr. Roseng. 165 ff.: *sie* (Kriemh.) *heget einen anger mit rôsen wol bekleit,*
der ist einer mîle lang und einer halben breit.
dar umme gêt ein mûre, daz ist ein borte fin:
trutz si allen fürsten, daz ir einer kume drîn!
Vgl. 519 f. 2055; auch oben Anm. 37.

[65]) Gr. 218: *wir suln nâch rôsen rîten in künig Gibechen lant*
246 f.: *ich wil durch rôsen willen nit rîten in daz lant.*
sold ich gein Wormez rîten um einen rôsen kranz etc.

gen sie zum Speerstechen, 'durch die Rosen' waten sie mit den blanken Schwertern [66]); 'in den rothen Rosen' fechten und siegen sie [67]); 'lichte Blumen' werden in die Erde getreten, 'in der Blumen Schein' rollen die Panzerringe nieder, 'auf die Blumen' springt allenthalben das Blut, 'in den Rosen' liegt der schwer Getroffene, 'um der Rosen willen' sind die Recken todtgeschlagen [68]); 'durch Rosen und durch Blumen' eilen die fürbittenden Frauen [69]); 'Rosenkränze' werden dem unbändigen Wolfhart auf sein ungekämmtes Haar, dem Meister Hildebrand auf sein greises Haupt, dem streitbaren Mönch Ilsan auf seine Platte gesetzt, schließlich führen Dietrich und seine Helden die erstrittenen Kränze mit Freuden über den Rhein [70]); 'ein Rosenkränzlein' jedem seiner Klosterbrüder zu

---

557 f.: *daz du êrst wilt rîten gein Wormez an den Rîn*
nâch eime rôsen kranze etc.

Gr. S. 80, Str. 19: *Wir wellen gein Wormez rîten, schouwen des Rines fluz,*
nâch eime rôsen kranze etc.

S. 81, Str. 20: *Durch rôsen unt durch bluomen etc.*

[66]) Gr. 1613: *dô sprenget in die rôsen der herzoge ûz erwegen*
1822: *Dô sprenget in die rôsen der degen ûz erkorn.*
1200: *Dô sprang in die rôsen Siegestap der küene man.*
1561: *swer mit mir welle strîten, der spring in die rôsen rôt.*
1564: *daz du ze ime springest in die rôsen rôt.*
1567: *dô wuot er durch die rôsen etc.*
1478: *der monich vil kürliche durch die rôsen wuot.*
1240: *Dô sach man ouch den risen durch die rôsen gân.*
1559: *man sach in ritterliche durch die rôsen gân.*

[67]) Gr. 1581 f.: *vil manig slag vil swinder wart von in beiden dô getân*
ze tale vor den frouwen in den rôsen rôt.
2049: *hân wir in den rôsen gesiget, sô lânt uns urloup hân.*

[68]) Gr. 1279: *dô trat er in die erden der liehten bluomen vil.*
1137: *die ringe begunden rîsen in der bluomen schîn.*
977 f. 1469: *decken die rôsen mit bluote etc.*
1252: *der klê wart ouch geroetet ûf der heide grüene.*
1502 f.: *dô huob er ûf die fûst, unt gab im einen slag*
daz er mit siner fideln vor im in den rôsen lag.
1484: *durch iuwer rôsen willen sint die recken tôt geslagen*

[69]) Gr. 1947 ff.: *Krimhilt in grôzer île hine durch die rôsen dranc.*
Dô sie sach in den noeten Sîfrit irn lieben man,
sie bat ir frouwen alle nâch ir loufen dan.
daz tâten sie vil balde. dô wart in alsô gâch,
durch rôsen und durch bluomen folgeten sie ir nâch.

[70]) Hag. 2255 f.: *Wolfhart ist ungezogen, daz sag ich iuch für wor,*
er setzet rosenkrenze uf ungekemtez hor.

bringen, hat Ilsan gelobt und er drückt ihnen die Kränzlein auf den Kopf, bis das Blut von der Stirne rinnt [71]); König Gibich verflucht den Garten, 'der die Rosen trug', die schöne Kriemhilt aber hegt fortan keinen Garten mehr [72]). Einzeln findet man wohl auch anderwärts solche Züge, wie Zertreten und Blutbesprengung der Blumen im Kampfgetümmel, Niederfallen des Todwunden in die Blumen (Nib. 929), Kuss und Blumenkranz für den Sieger im Ritterspiel (Titurel, herausg. von Hahn Str. 1410), nirgends aber drängen sich dieselben so zum maienhaften Gesammtbilde. Damit stimmt auch die feiertägliche Laune, wie sie im munteren Tone der Rosengartenlieder fortschwingt. Das herzugeladene Heldenthum hat seinen Ernst abgelegt und ist zum derben Heldenscherze geworden, der im Bruder Ilsan seinen Gipfel erreicht. Alte Reigenlieder erweisen die unwiderstehliche Lenzeslust damit, daß selbst geistliche Personen von ihr hingerissen werden. Wenn gleich diesen sonst das Tanzen zur Todsünde gerechnet ist [73]), so finden die Lieder doch vergnüglich, auch heilige Leute zum Sprunge zu bringen. Ulrich von Winterstetten ruft, dem Mai zu Ehren, die Pfaffen mit den Laien zum gemeinsamen Reigen, zu dem von Gott vergönnten Glücke [74]). Ein niederländisches Tanzliedchen mit der Kehrzeile: 'hei! es war im Mai!' singt vom Tanze des Paters mit der Nonne [75]). Im dänischen Kinderspielreime pflückt der Mönch am Sommertage Rosen und will

---

Heldenb. v. 1509, Giiij^b (Hildebr.): *wo ist myn krentzelin*
Das ich hie ziere Mynen grawen kopff?

Hag. 2296 ff.: *Die* (Kriemh.) *trug an ir henden ein rosenkrenzelin*
mit manger hand rosen, dar under die siden clor,
si satzte ez dem frien münich uf sin kurzes hor.

Hag. 2370: *Sy fürten die rosen krentze mit froeden über Rin.*

[71]) Hag. Übers. Str. 468 f. Vgl. D. 361 f.

[72]) Gr. 1268 f.: *der anger st verfluochet, der die rôsen hât getragen,*
dar um sint mine recken ze tôde mir geslagen. (Vgl. Gr. 1190 f.)
Gr. 2055: *keinen garten hegete mê Krîmhilt diu schoene meit.*

[73]) Altd. Blätt. 1, 62 (*Was schaden tantzen bringt*, Hds. des 15. Jhd.): *tantzen ist in vierley wise totsünde. zum ersten so ein geordente geistliche person offenlich tantzt, als münch, nünnen, pfaffen etc. die tund totsunde von ergernisse wegen.*

[74]) MS. 1, 147^a, 48 f.: *Pfaffen, leigen trettent an,* | *dien got der sœlden gan;* *er ist gar ein sœlik man,* | *der mit den liuten kan etc.* | *Erent den meijen,* | *singent den reijen etc.* Aber auch in einem winterlichen Tanzleich desselben Dichters 1, 141^a, 38: *Nu singen,* | *dan noch harte erspringen* | *den reigen,* | *den reigen,* | *pfaffen unde leigen!*

[75]) Hoffmann, Niederländ. Volkslied. 2. Ausg. S 254 f.

die Nonne haschen, sie springt auf, leicht wie eine Feder, er kommt nach, schwer wie ein Stein, lustig tanzen die Zwei [76]). Noch der einsame Klausner hat seinen Frühlingstaumel:

Da droben auf dem Hügel, wo die Nachtigall singt,
da tanzt der Einsiedel, daß die Kutt' in die Höhe springt.
(Wunderh. 1, 458; vgl. 3, 141.)

Wie aber der Reigen einst ein Schwerttanz, die Maifahrt eine gewaffnete war, so gehört auch Ilsan noch einem strengeren Sommerspiel an, er zählt noch zu den streitbaren Mönchen der deutschen und kärlingischen Heldensage, Wolfdietrich, Walthari, Turpin (Gui de Bourg. p. 111), Willehalm, Rennewart. Wohl kann ihm der Rosenkränze nicht genug werden, er walgt sich in den Rosen, er bekleidet seinen Schild mit solchen [77]), aber ihm spielt Volker von Alzei nicht zum Maientanz auf, der Geigenbogen des Spielmanns, wie der Predigerstab des Mönchs, ist ein schneidendes Schwert [78]). Nicht umsonst wurden diese Zwei einander zu Gegnern bestellt, ihre eigenthümlichen Berufsweisen geben beiderseits zu fortgesetzten Witzreden Anlass, bei einem Volksspiele würden die beiden Festgestalten mit ihrem zuständigen Beiwerk sich malerisch ausgenommen haben. Ergetzlich ist überall, wie die schwertschwingenden Riesen und Recken des Zwölfkampfs von dem blühenden Hintergrunde des Rosenwalds sich abheben. Anmuthig spottet die Streitstifterin Kriemhild der gewaltigen Fechter: ‚sie sollen, je zwei mit einander, wie die Kinder spielen in den rothen Rosen' [79]).

Ein richtiges Gefühl ließ die in christlicher Zeit nicht mehr vollgültige Fabel vom Streite des Sommergottes mit den Winter-

---

[76]) Thiele, Danske Folkesagn, 3. Saml. Kjöbh. 1820, S. 142 f.

[77]) Gr. 1486 f.: *Dô begunde sich faste walken der münich Ilsan:*
er zerfuorte vil der rôsen ê dan er wart bestân.
Heldenb. v. 1509, F. 5[b] (ob. Anm. 36).

[78]) Gr. 1518 ff.: *Fulkêr gerachte den münich, unt gab im einen streich,*
daz im sîn guoter predegerstap ûz siner hant entweich.
'du gildest mir den gigenstrich, den du mir hâst getân,
ich verschrôten dir die seiten' sprach der monich Ilsan
Dô sprach der küene Fulkêr 'ein fideler wil ich noch sîn,
ich kan wol gestrîchen mit dem fidelbogen mîn:
swaz ich dâ mite herreiche, daz muoz von ein ander gan'.
(Vgl. Nib. 1723. 1903. 1941. Wolfdietr. Hds. d. Piar. Str. 2079.)

[79]) Gr. 984: *sie suln wie diu Kinder spiln in den rôsen rôt,*
ie zwêne mit ein ander.

riesen durch epische Bildungen zurückdrängen. Diese mußten der herrschend gewordenen Sammlung deutscher Sage um den Hauptheldeu Dietrich von Bern gerecht werden. Der Übergang vermittelte sich dadurch, daß dem Heldenthume selbst schon eine den gewöhnlichen Bereich der Menschenkraft überragende Stellung zukam und für dasselbe, namentlich für dasjenige Dietrichs (Theoderichs vom Stamme der Amaler, halbgöttlicher Anse, Jorn. c. 13. 14) die sinnbildliche Auffassung zum voraus nicht ungebräuchlich war (ob. 320). Die Grundlage, der in den kämpfenden Gewalten theilweise verdunkelte Naturmythus, brach nun, wie gezeigt worden, in der üppigen Blüthe des Rosengartens und der durchwaltenden Fröhlichkeit um so lebhafter hervor. Während der Riesenkampf den mythischen Sinn der Lieder nur unvollkommen noch anzeigt, bekunden um so entschiedener der Schauplatz und der Preis dieses Streites die sommerfestliche Bedeutung. Die Helden sind geladen und reiten aus, um sich im Rosengarten Kränze zu erstreiten und sie von dort heimzuholen, das ist der gemeinsame Hergang der verschiedenen Fassungen. Damit aber tritt das Ganze deutlich in die Reihe der kampfrüstigen Fahrten, mittelst welcher der Mai, der Maienkranz, feierlich eingebracht wurde (Germ. 5, 275 ff.). Der ältere Rahmen hat jedoch in epischer Überfüllung sich so sehr erweitert, daß nunmehr die Blumenkränze auf langwierigen Heerzügen von Worms nach Pechlarn, ins Hunenland, nach Garten, Dietrichsbern und dem Kloster Eisenburg gelangen müßen. Führt man aber den Sagenbestand auf sein noch erkennbares Maß zurück, dann bleiben die Rosen frisch und duftig, es ergibt sich ein rheinischer Mairitt, eine kriegerische Frühlingsfeier in dem durch März- und Maifelder altberühmten Wormsgau, ebendamit hervorstehend unter den auch anderwärts auf deutschem Gebiete kundbaren Maifahrten und Rosengärten.

Es liegt in der Beschaffenheit eines Gegenstands, der von mythischem Ursprung aus durch Volksspiel und Heldenlied gegangen ist, daß derselbe nicht in jedem Wechsel und Wandel sich folgerichtig ausgestaltet und damit überall einer zweifellosen Auffassung Raum gegeben hat, aber jenem Zusammenhange selbst Anerkennung zu gewinnen, ist im Vorstehenden versucht worden.

BEILAGE zu S. 310.

DER RIESENSTAMM.

Nach Thidrikssaga verästen sich vom Könige Wilkinus *(Vilcinus)*, dem Urvater der in ihr auftretenden Riesen, zweierlei Nachkommenschaften, deren erstere, die einem Meerweib entsprossen ist, in dem mütterlichen Elemente waltet, während die andre, aus echter Ehe, im Luftgebiet ihr Wesen treibt. Lässt sich, wie versucht werden soll, dieser zweifache Lebenskreis aufzeigen, so kann auch der Stammvater von Meer- und Luftriesen nicht ein gewöhnlicher Volkskönig sein. Zwar begreift, nach Angabe des Sagenschreibers, das Reich des Wilkinus die Gebiete, welche nachmals Schweden, Gothland, Schoonen, Seeland, Jütland, Vinland (a. *Vindland)* hießen; wie es überhaupt in dieser Saga gebräuchlich sei, daß vom Namen des ersten Herrschers dessen Reich und Volk den ihrigen erhalten, so sei auch nach König Wilkinus jenes Reich Wilkinenland *(Vilcinaland)*, das Volk Wilkinenleute *(Vilcinamenn)* so lange benannt gewesen, bis Andre sich der Herrschaft bemächtigt und damit neue Namen aufgekommen (Ung. 27. Hylt. 19 f.). Unverkennbar haben hiebei die Wenden (altn. *Vindar, Vindland, Vinnland,* Zeuss 67 f.) und Wilzen *(Οὐίλτται, Weletabi, Wilti, Wilzi,* ags. *Vylte,* Zeuss 655. Graff 1, 851. Gr. 1, 2. Ausg. 777) vorgeschwebt; wo ein deutsches Gedicht von *der Wilze lande* spricht (Heldens. 187, vgl. 162: *der Wilzen diet)*, da nennt die Saga *Vilcinaland, Vilcinaborg* (Ung. 248. 267. Hylt. 194, vgl. Graff. a. a. O. Zeuss 655: *Viltaburg, Wilzeburg)*, näher rückend setzen die zwei späteren Handschriften *Viltinus, Viltinaland* (Ung. 27, Anm. 2; vgl. ebd. 35 f. *Vilzina)*. Allein diese Versuche, den sagenhaften König mit Geschlecht und Volk auf festen Boden zu stellen, finden doch (abgesehen von den noch unerklärten Bildungen *-inus, -ina*) im Sageninhalte selbst allzu wenig Gewähr; seine Sage hat ihren eigenthümlichen Bestand eben nur in jenem Mythischen, in der Begegnung mit dem Meerweib und in den riesenhaften Nachkommen, was sonst von des Königs nordöstlichen Heerfahrten gemeldet wird, ist dürftig und gestaltlos, mehr nur Übergang zu anderlei Sagen. Es fragt sich, ob nicht durch missverständliche Beiziehung der Wilzen ein andrer, dem Zusammenhange

der Stammtafel besser zusagender Name verdrängt worden sei? [80]) Wade *(Vaði)*, Sohn des Wilkinus von der Seefrau, erwächst zum Riesen und schlägt auch in unverträglicher Sinnesart dem Stamme seiner Mutter nach (Ung. 29 f. Hylt. 21); er watet über eine neun Ellen tiefe Meerenge, seinen Sohn Wieland *(Velent)* auf der Achsel tragend, um ihn zwei kunstreichen Zwergen in die Lehre zu bringen (Ung. 66: *Vaðe risi etc. væðr ivir sundit.* Hylt. 42); seine Gänge von und zu dem Berge, worin sich die Werkstätte dieser Zwerge befindet, sowie eine frühere Lehrzeit Wielands, sind nach genauen Zeitfristen bemessen (zu Wade s. Myth. 350. Müllenhoff in der Zeitschr. f. d. Alt. 6, 62 ff. Wade etc. par Fr. Michel, Par. 1837). Wieland treibt in einem Baumstamm, den er sich zum Boote gezimmert, achtzehn Tage und Nächte auf der See umher (Ung. 70. Hylt 44); nach der ä. Edda (Völundarkv., Sæm. 72 ff.; vgl. hiezu Eugipp. vita s. Severini, act. sanct. ed. Boll. 1, 488. Dahn, die Kön. der Germ. 2, 30) wohnt er mit zwei Brüdern am Wolfmeere, dort schmiedet er aus rothem Gold Ringe, deren er siebenhundert in seinem Sal aufgezogen hat, und harrt seiner lichten Frau, die in Schwangefieder ausgeflogen ist, er selbst auch wird Fürst der Alfe, Lichtgeister, genannt (73, 10: *alfa lioði.* 73, 13 und 75, 30: *vîsi alfa)*, aber die Nächte hindurch *(nôttum)* zieht *Niðuðr*, der Niare Gebieter, mit seinen Mannen heran, ihre Schilde blinken gegen den eingeschnittenen Mond [81]), sie gehen in den Sal, nehmen einen der

---

[80]) Das ahd. n. *wolchan*, *wolchen*, alts. *wolcan*, ags. *volcen*, hier überall im Sinne des neudeutschen f. Wolke, bedeutet in der englischen Form *welkin* die Himmelsfeste, selbst den blauen Himmel; dem Altnordischen und dessen Töchtersprachen fehlt es gänzlich, um so eher konnte da, wenn es aus deutscher Quelle vorkam, Deutung und Schreibung irregehen (außer dem Schwanken der norwegischen Handschriften zwischen Wilkinen und Wiltinen, findet man in einem der schwedischen Texte mitunter auch *Velkinus*, *Velcinus*, *Welkinus*, *Velcina land*, *Velchino men*, Hylt. 311. 434. 436). Als ahd. Mannsname begegnet *Wolco* (Neug. 709, a. 921), auch patronymisch ein *Wulching* (Hund, Salisb. p. 31, 9. sec. Anz. 5, 265), das Neutrum *wolchan etc.* konnte als solches nicht auch persönlicher Name sein, aber neben jenem ist die Bildung eines masc. *Wolcano* ebensowohl denkbar, wie neben sächlichen *magan*, *ragin*, die männlichen Eigennamen *Megino*, *Magan* (Förstem. 1, 887), *Regino*, altn. *Reginn* (Reinh. F. CCXLI), entstanden. — Wie das subst. *himins*, *himinn*, *himil*, von einem verlorenen verb. *hima*, tegere, involvere, abgeleitet wird (Gramm. 2, 55. Myth. 661), so deutet Schmeller (4, 71), unter Wolken, auf ein verb. *inwolken*, *inwelken*, involvere, Diut 2, 220, aus einem lat.-niederd. Wörterb. des 13. Jhd.

[81]) Sæm. 73, 6: *við enn skarða mâna.* Egilss. 719ᵃ: *ad accisam, descrescentem, lunam;* zu *Niðuðr Niara dróttin* vgl. Sn. 1, 472: *mâni, nŷ, nið.* Sæm. 2, 11: *Nŷi*

aufgezogenen Goldringe, Wieland selbst wird schlafend an Händen und Füßen gebunden und, nach Anweisung der Königin, mit zerschnittenen Kniesehnen auf eine Insel am Strande gesetzt, wo er dem König Kleinode schmieden muß, er rächt sich aber, indem er die zwei Knaben des Königs tödtet, ihre Hirnschalen in Silber, ihre Augen als Edelsteine fasst, die Königstochter, der er seinen ihr vom Vater mitgebrachten Goldring ausbessern soll, entehrt und, sobald er ihr eidliche Sicherheit ausgewirkt, diese Frevel verkündet und sich lachend in die Lüfte schwingt. Sind mit den Hin- und Hergängen des Meerriesen Wade die regelmäßigen Wandlungen von Ebbe und Flut gemeint (Müllenhoff a. a. O. 68), so erahnen sich in der damit zusammenhängenden Wielandssage die Wechsel des Mondes, die leuchtenden Geschmeide des gestirnten Nachthimmels [82]). Durch Wittich, Wielands Sohn, kehrt das Geschlecht, das vom Meere stammt, entschieden in seine Heimat zurück; er wird nach der Schlacht vor Raben von Dietrich, dem er den Bruder erschlagen und dem in seinem Zorne der Harnisch am Leibe glüht (Rab. 946. 973), nach Thidrikssaga Feuer aus dem Munde flammt, über die Heide bis an das Meer verfolgt, da kommt als Retterin eine Meerminne, Wittichs Ahne, nimmt den Helden und führt ihn mit seinem Rosse Scheming nieder zu des Meeres Grunde, wo ihn Dietrich, der bis an den Sattelbogen in die Flut nachgeritten, nicht mehr erreichen kann. Diese Ahnmutter, also dieselbe Seefrau, mit der Wilkinus den Wade gezeugt, hat im deutschen Gedicht auch den entsprechenden Namen Waghild (Rab. 969: *vrou Wachilt; wâc* m. fluctus; das Ganze, Rab. 955—974, in v. d. Hag. Heldenb. von 1855, vgl. mit Ung. 292. Hylt. 220. 300). Der gewöhnliche Nebengänger Wittichs, Heime (schon im Widsid 250. 260: *Wudga and Hâma*), findet sich zwar nirgends in dessen Verwandtschaft gezogen, ist aber doch sehr ähnlicher Art; bezeichnet wird er mitunter: der Riese, der junge Riese, es wird ihm eine Überzahl von Ellenbogen und Händen beigemessen (Roseng. XX. Heldens. 257) und sein Name damit erklärt, daß *heimir* ein

---

ok Niði. Egilss. 601b: *nið*, n. interlunium. 602a. Myth. 672 f.; dann Sæm. 83, 3 f.: *und mânasal miðian etc. nipt Nera.* Egilss. 599a. Myth. 380. Sæm. 24, 25: *nótt var Nörvi borin.* 35, 30. Sn. 1, 54.

[82]) Thor wirft die Augen des von ihm erschlagenen Jötuns Thiassi als zwei Sterne an den Himmel auf (Sæm. 52, 19. Sn. 1, 214. Myth. 1168). Keller, Erzählt. 3, 18 ff.: *Darin lag gestain | gros und clain | in allem dem gepär, | als es das gestirn wär.*

Wurm geheißen sei, der, grausamer als andre Würme, denselben zum Schrecken gereiche und mit welchem man deshalb den grimmen Recken verglichen habe (Ung. 24. Hylt. 17. Myth. 360), wie denn auch die Streitgier und der Grimm Wittichs durch dessen Helmzeichen, einen Giftwurm, ausgedrückt sein soll und er darnach als *Witege mit dem slangen* vorkommt (Ung. 97 f. Hylt. 59. 129. W. Grimm in der Zeitschr. f. d. Alt. 2, 248 ff.). Heimes Vater heißt in deutschen Quellen Madelger (zweifelhafter *Adelgêr*; in Thidrikssaga *Studas*; Heldens. 146. 178; Myth. 1160), welchen Namen das Gedicht von Morolf dem Sohn einer 'Meerminne' gibt, einem wilden Gezwerg mit der Nebelkappe (Mor. 3909 ff.). Die vier Arme des kämpfenden Heime rühren an den achthändigen, mit vier Schwertern zugleich schlagenden Starkad, den Riesen der norwegischen Alastromfälle, der von Thor dort herabgestürzt wird (Fornald. S. 1, 412 f. 513 f. 3, 15. 37. Sn. 1, 258. Sax. ed. Müll. 1, 274. Thor 176 ff.). Im Rosengarten stehen allerdings Wittich und Heime den Riesen gegenüber, in fast allen Darstellungen tödtet Heime den Schrutan, Wittich den Asprian, sie sind beide längst in die epische Gemeinschaft der Amelunge eingetreten, obgleich sie in dieser stets eine unsichre, leicht in verderbliche Bosheit, Grausamkeit, Feindschaft umschlagende Zuthat ausmachen. Wittich fühlt sich hier als Fremdling (*ellende*), beklagt sich, daß die Wölfinge ihn hassen, und zeigt die Absicht, wieder zu Ermenrich zu gehen (Roseng. XX). Aber selbst der reinmythischen Auffassung liegt das nicht ferne, daß wilde Naturgewalten sich unter einander bekämpfen, Riesen mit Drachen, Thurse mit Thursen ringen. Die beiden Waffenbrüder, der Abkömmling des Meerweibs Wittich und der vielarmige Heime, deren Namen und Zeichen schon den Wurm, das Sinnbild der Flut, des Stromes, Wassersturzes, ergeben [83]), sind anderwärts in ihrem

[83]) Zum Namen Heime s. die vorbemerkten Stellen, aber auch *Vidugâuja* (silvicola, Myth. 349. 451, vgl. Förstemann 1, 1285) kann eine Bezeichnung der Schlange sein. — An einem Stromgebiete haftet bei Jorn. c. 34, scheinbar aus dem Berichte von Priscus über seine Gesandtschaftsreise zu Attila, der Heldenname: *Ingentia siquidem flumina, id est Tysiam Tibisiamque et Driccam transeuntes, venimus in locum illum ubi dudum Vidicula* (a. *Vidigoia*) *Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.* Allein im griechischen Texte des Priscus (Niebuhr, Corp. script. hist. Byzant. 1, 183) fehlt zu den Flussnamen gerade dieses Andenken an Wittich, das wohl erst aus gothischer Überlieferung viel später hinzugekommen ist, über dessen mythischen, epischen, geschichtlichen Bestand jedoch nicht entschieden werden kann (vergl. Jorn c. 5).

Ungestüm dem Sommergotte verfeindet, jetzt aber, bei seiner Wiederkehr, da die Eisdecke der Wasser gesprengt wird, tummeln sie sich rüstig in seinem Dienste. Durch Dietrichs Diener lässt die Saga (ob. 313) den gefesselten Wittich aus der Gefangenschaft bei den Riesen befreien [84]).

Der andre, echte Wilkinussohn, von unbenannter Mutter, Nordian, folgt seinem Vater in den nordöstlichen Reichen nach, wird aber von Hertnid, dem König über Russland und Polen, der bisher den Wilkinen schatzpflichtig war, besiegt und zum Unterkönig in Schweden bestellt. Darin zeigt sich nichts von lebendiger Sage, doch kann, außer dem Namen, die Härte und Kargheit, die ihm aufgebürdet wird (Ung. 29. Hylt. 22), ihn als winterlich Waltenden bezeichnen und durch seine riesenhafte Söhne wird auch Nordians Wesen etwas deutlicher. Unter diesen ist der gewaltsamste Widolf mit der Stange; seine Achsel überragt das Haupt andrer Riesen und er allein ist stärker, als zwei seiner Brüder (Ung. 33. Hylt. 24), kein Pferd überholt ihn im Laufe (Ung. 52. Hylt. 33). Die Skaldensprache benennt den Wind: Brecher, Wolf (Verzehrer), Jötun des Baumes, Reises, Waldes (Sn. 1, 330: *briotr viðar, vargr viðar*; Egilss. 221[b]: *selju gandr*, 453[a]: *iötunn vandar*, vgl. 82[b]), das berührt sich ganz nahe mit dem Riesennamen Widolf, Witolt (über -olf, -olt Gr. 2, 330 f. 3, 706), im Sinne des tobendsten, waldzerstörenden Sturmwinds [85]).

---

[84]) Zu erwähnen ist hier noch der tirolischen Sage vom Riesen Haimon, der erst den Thürs (vgl. Myth. 488) 'am Tyrsenbach', dann, zum Schutze des Klosterbaus von Wilten, den dortigen Drachen umbringt; dieser haust in einer nahen Steinkluft, noch jetzt Drachenhöhle genannt, stürzt sich giftspeiend vom Fels und zerstört das neuerstehende Bauwerk, also ebenda, wo der tobende Sillbach aus dem Geklüfte herabschäumt. (Lat. und deutsch. Gedicht vom Kloster Wilten, von 1571, bei Mone, Unters. 288 ff. Historia von dem Risen Haimon etc. durch Josuam Malerum etc. Const. 1604. Br. Grimm, d. Sag. 1, 210. Beyrer, Wegweis. in der Prov.-Hauptst. Innsbr. etc. S. 185 ff. I. V. Zingerle, Germ. 4, 434 ff. Ebd. Sagen, Märchen etc. aus Tirol, Innsbr. 1859, S. 89—93. v. Alpenburg Mythen und Sagen Tirols 40 f.) In dieser späten Zurichtung ist der Name des Stromdämons auf den frommen, obgleich als Riese geschilderten Klostergründer übertragen. Schon in Thidrikssaga tödtet *Heimir*, als Mönch des Klosters *Vadincusan* in der Lombardei, den Riesen Aspilian. — Flugdrachen in einem Wasserfalle: Gull-þóris Saga, herausg. von K. Maurer, S. 48. 50 f, vgl. Germ. 2, 348.

[85]) In der Eddastelle Sn. 1, 230: *Hvernig skall kenna vind? etc. vargr viðar eða seglreiða etc.* mag immerhin *viðr* zunächst den Mastbaum meinen, im Zusammenhange mit Segel und Segelwerk, aber davon unabhängig ist das Vorangehende

Aventrod, Abendroth, ein weiterer Sohn Nordians, gehört nach seinem Namen gleichfalls dem Luftreich an, er ist auch ein Riese, aber als ein sanfterer führt er den gebundenen Bruder Widolf, der nur zum Kampfe loskommen soll, hinter sich her (Ung. 132, vgl. 34. Hylt. 109). Dagegen knüpft ihn das deutsche Eckenlied an zwei Brüder, die nicht unter Nordians Söhnen genannt sind, Ecke und Fasold. Über diese fehlt es nicht an mythischen Anzeigen. Der Wind, der über die Flut fährt, den Menschen unsichtbar, kommt nach einem Eddaliede, von den Schwingen des Jötuns Hræsvelg, der in Adlergestalt an des Himmels (nördlichem) Ende sitzt (Sæm. 25, 36 f. Sn. 1, 80 f. 549). Nach den finnischen Runen ist der Nordsturm ein Adler, der von der Lappmark ausfliegt, mit einem Flügel die Wasserfläche streift, mit dem andern hohe Himmel theilt, und dem unterm Gefieder hundert Männer, auf dem Schweife tausend, in jeder Spule zehne stehen [86]). Hiernach konnte auch der Jötun Thiassi, in seinen Adlerflügen, als winterlicher Sturmriese gedeutet werden [87]). Zugleich mit *hræsvelgr* (Lex. poët. 394: *helluo cadaverum, devorans cadavera*) ist eine skaldische Benennung des Adlers *egđir* (Sn. 1, 490. 2, 488. 572; Lex. isl. 1, 171[b]: *egđir, m. aquila mas*; vgl. Myth. 600: aquila, aquilo, ἀιστὸς). Als rauschender, sturmverkündender Jötun mit dem Adlernamen erscheint ferner *Egđir,* der Riesin Hirte, der, nach dem Liede der Vala, beim Herannahen des Weltuntergangs auf dem Hügel sitzt und fröhlich die Harfe schlägt (Sæm. 4, 34; auf dem Hügel sitzt auch der Hirte des Jötuns *Gŷmir,* Sæm. 59[a]); an andern Stellen ist es ausgesprochen der Adler, dessen Getöse, zusammen mit andrem Elementarischen, den Weltkampf oder auch gewaltige Zukunft des Heldenthums ankündigt (Sæm. 6, 49: *ormr knŷr unnir | en ari hlakkar,* vgl. Sn. 1, 194. Sæm. 78, 6: *örn gôl ârla.* 83, 1: *arar gullu, | hnigu heilög*

---

briot viđar; ähnlich vom Feuer Sn. 1, 332: *grand viđar,* ebd. Anm. 2.: *vargr ok tröll þess er hann eyđir (ok viđar* ebd. 2, 429). Egilss. 831[a]: *ulfr storđar (vastator silvæ).* — Von andrer Art, ein eigentlicher Waldgeist, erscheint der im Hyndlaliede, Sæm. 70, 32, als Stammvater der Weissagerinnen genannte *Viđolfr*, derselbe wohl mit dem heil- und zauberkundigen *Vitolfus* bei Saxo, Müll. 1, 323 f.

[86]) Schröter, Finnische Runen, Upsala 1819, S. 58 ff. (Stuttg. 1834, S. 72): Der Adler *(kokko).* Vgl. Kalevala, öfvers. af. M. A. Castrén, Helsingf. 1841, 2, 106 f.

[87]) Thor 114 f. (vgl. Myth. 739.) Ἀετὸς κ' ὁ κῦρ Βορεὰς zusammen genannt im neugriechischen Liede bei Fauriel, Chants popul. de la Grèce mod. 2, Par. 1825, p. 432.

vötn | af himinfiöllum). Egtherus bei Saxo, erst als Name eines Königs von Biarmien, dann eines finnischen Seeräubers (Müll. 1, 248 f. 328. Vgl. Fornald. S. 2, 10: *Skyli faðir Egðis*), lässt sich in beiden Fällen wenig geschichtlich an. Eine andre Form, *Agði*, steht in örtlichem Bezug mit dem Namen einer gebirgigen Landspitze und ihrer Bewohner am Eingang des Meerbusens von Drontheim [88]), ohne darum den adlerartigen Sturmdämon zu verläugnen. Ein scherzhaftes Gespräch des Königs Harald Hardradi mit dem vorbeischiffenden Skalden Halli gibt zu verstehen, wie man froh sein durfte, bei jenem Vorgebirge *(Agðanes)* mit leidlichem Fahrwinde, von *Agði* ungerüttelt, durchzukommen [89]). Doch ist Agdi nicht an die einzelne Örtlichkeit gebannt. Eine jener spätern Erzählungen, in welchen alte Thorsmythen märchenhaft verarbeitet sind [90]), lässt am Hofe des Jötuns Geirröd verschiedene Spiele aufführen, wobei Gruppen riesenhafter Wesen einander gegenüberstehen, namentlich tritt der Jarl *Agði* mit zwei Gefährten *Jökull* und *Frosti* auf, noch ein Dritter, *Gustr*, steht auf seiner Seite. *Jökull* bedeutet Gletscher, *Frosti* Frost, *Gustr* Winterwind (Biörn 1, 315: *gustr, m. aura frigida.* Egilss. 280[b]: *ventus, aura, flatus.* Sn. 1, 486: *Veðr heitir ok gustr*); die beiden Erstern sind auch anderwärts jötunischen Stammes (Thor 30 ff.). Noch ist Agdis Adlergestalt angezeigt: schwarz ist er wie Hel *(var hann blâr sem Hel)* und schlägt im Wettringen die Griffe *(krummurnar)* so fest in des Gegners Seiten, daß sie bis aufs Bein dringen; nachher fährt er in großem Jötunzorne *(î allmiklum iötunmôdh)*

---

[88]) Fornald. S. 2, 5: *Thrymr âtti Agðir; hans son var Agði ok Agnarr, fadhir Ketils Thryms, er bû âtti í Thrumu.* Die Namen der Landschaft *Agðir* und der Insel *Thruma* werden hier mit persönlichen *Thrymr* und *Agði* in Beziehung gebracht (vgl. Munch 1, 108 f.); *Thrymr* heißt aber auch der Thursenfürst des bekannten Eddalieds (Sæm. 47 ff.), der gleich Thiassi, dem Bewohner Thrymheims (Sæm. 28, 11. Sn. 1, 92 f.), von Thor erschlagen wird und, nach dem ganzen Zusammenhange des Mythus, ebenmäßig als winterlicher Sturmriese aufzufassen ist (Thor 95 ff.).

[89]) Fornm. S. 6, 360: *sardh hann ydhr þâ eigi Agði? etc.* (zu *sardh* vgl. Schmeller 3, 283 f. Zeitschr. f. d. Alt. 5, 399, 566.) Wie *Egðir* (ob. 345) sitzt *Thrymr* auf dem Hügel, seine Freude sind goldgehörnte Kühe und schwarze Ochsen (Sæm. 47, 6. 49, 23), das weist hier wie dort auf die Wolkenherde, die vom Sturmriesen getrieben wird; auch dem Riesenhirten *Snio* in dänischen Chroniken taugt nicht wohl ein andrer Austrieb, als das Schneegewölke (Thor 35 f. 101).

[90]) Saga af Thorsteini Bæarmagni (Fornm. S. 3, 175 ff., auch in Biörner's Kämpa dater), deren Abfassung Müller, Sagabibl. 3, 251, bis vielleicht in das 15. Jhd. herabsetzt.

hinweg und läuft wie toll zum Walde, wo er gewaltig heult (*greniadhi miög*); auch bricht er zur Nachtzeit ein Dach (*thilfiöl*) auf und zerstört, spukartig umherfahrend, einen Hof (*hafði gengit aptr ok eytt bœinn*). Wie nun mit diesen nordischen Egdir und Agdi der deutsche Ecke sich dem Laute nach berührt, so auch in seiner stets noch halbmythischen Erscheinung[91]). Er heißt fortwährend: der Riese (Eckenl. Laßb. Str. 72. 103. 108. 113. 144), reicht hoch auf über die Bäume (Röhn Str. 84), schlägt Männer zu Boden, wie der Wind die Baumstämme fällt (Laßb. Str. 15); sturmartig, an den Jötun Agdi mahnend, ist besonders auch sein rastloses Rennen in weite Ferne, sein lärmender Gang durch die Wälder: ihn trägt kein Ross und er braucht auch keines, er läuft vierzehn Nächte hindurch, ohne von Hunger oder Müde zu leiden (Laßb. Str. 34. 41. 43); wie ein Leopard springt er weit in den Wald, wie eine Glocke hört man seinen Helm, von den Ästen gerührt, erschallen, der mit tausend Schellen behangene Schild, den er am Arme trägt, weckt die Vögel und das Wild auf, das seiner geschwinden Fahrt neugierig nachgafft[92]); bei seinem Zweikampfe mit Dietrich in der Wildniss

---

[91]) Sprachlich ist diese Zusammenstellung nicht schwieriger, als die von *Ecke* und *Oegir* (Myth. 218. 602. 1210. Simrock, Handb. 110. 355. 448). Für letztere kann etwa noch der Meermann 'Ekke Nekkepenn' bei den Inselfriesen angeführt werden (Hansen, Fries. Sagen, Alt. 1858, S. VII. 148 ff. 193), doch bewirkt auch er hauptsächlich die stürmische See. Der Ecke des Liedes und der Saga gewährt keinerlei auf einen Meergeist deutbare Anschauung. Sein Zug geht vom Rhein an die Etsch, er treibt sich im Osning, auf dem Drachenfels, auf dem Nonsberg um (Ung. 112. 73. Laßb. Str. 51), seine Kämpfe toben *in gebirg und in der wilde* (Laßb. Str. 56).

[92]) Laßb. Str. 33. 36 f. 72; vgl. Dietr. Ausf., Stark Str. 709 ff. (Hag. 8°. Str. 862 ff.): Riese *Glockenlôz*. Andre Stimmen gibt dem Getös im Walde das russische Lied vom Räuber Nachtigall (Alte russ. Dichtungen, gesammelt von Kirscha Daniloff, Moskwa 1818, nach Moriz Rapp's handschriftl. Übersetzung; vgl. Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde etc. Leipz. 1819, S. 30 ff. P. v. Götze, Stimmen des russ. Volks in Liedern, Stuttg. 1828, S. 58 f. Dietrich, Russ. Volksmärchen, Leipz. 1851, S. 63 ff.). Dieser Unhold haust in den dunkeln brinskischen Wäldern, er nistet auf neun verschlungenen Eichen, von welchen aus er Ross und Mann durch seine furchtbaren Laute betäubt und niederwirft: erst fängt er zu pfeifen an nach Art der Nachtigallen, dann zischt er nach Schlangenart, zum dritten brüllt er nach der Weise der Auerochsen; die ganze Tonleiter des Sturmgebrauses im Walde. Der Bändiger dieses Ungethüms ist Ilija von Murom, nun zwar ein Held von der Genossenschaft des Fürsten Wladimir, aber Ilija, der im Wetter gen Himmel gefahrene Prophet Elias, vertritt auch bei slavischen und kaukasischen Völkern die Stelle des Donnergotts (Myth. 157 ff., man vgl. noch den gewaltigen König Ilias von Reussen im Otnit). Gleich Thiassi und Egdir ist auch der brinskische Räuber beschwingt, dem

von Tirol (Laßb. Str. 48: *ze Tirol gen dem walde*) ertost das Gebirg, Ecke schlägt die Äste von den Bäumen, daß der Wald des Laubes beraubt ist, als hätt' es der Hagel gethan (Röhn Str. 172, vgl. 128 f. Laßb. 110). Nach Thidrikssaga waren die Brüder Ekka und Fasold einander so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden konnte (Ung. 176. Hylt. 131). Hievon abgesehen ist Fasold als Luftgeist vorzugsweise durch den bekannten Wettersegen beglaubigt (Myth. 1. Ausg. Anh. CXXXII; 2. Ausg. 524. 602. 1230 f.). Das Lied gibt ihm Riesenlänge (Laßb. Str. 16) und macht ihn als wilden Jäger, jagenden Thürs kenntlich (vgl. Stalder 1, 329: 'Dürsten-gjäg'. Rochholz, Schweizers. 2, 184: 'd'Rüse jaget'. Schmeller 2, 264: 'Nachtgejaid'. Myth. 872 f.): im pfadlosen Wald, aus fernem Gebirge, verfolgt er mit seinen Leithunden und weithallendem Horn eine jammernde Maid, die er 'sein Wild' nennt, ein 'wildes Fräulein' (Laßb. Str. 171: *min hohes leben von wilder art hat er gemachet nider;* Str. 172 und 189: *das wilde vröwelin*), das sich auch nachher durch Herbeiholen heilkräftiger Kräuter als Waldwesen ausweist, während Fasold, wie zuvor sein Bruder, im Streite mit Dietrich die größten Äste abreißt, als wollt' er den Wald von Laub entblößen, und die Bäume zerrt, daß sie sich spalten, so daß man eine Halbmeile weit das Krachen hört (Laßb. Str. 184). Abwärts in der Volkssage jagt der wilde Jäger das Holzweiblein (Myth. 872. 881 f. 1230 f.), aufwärts im nordischen Mythus raubt der Adlerriese Thiassi die sommerliche Idun aus dem Walde (Sn. 1, 210). Nordian, gleich dem Riesenkönige, heißt auch ein berühmter Meister des Waidwerks (Thidr. S. Ung. 212. 231 etc. Heldens. 159 f.) und es fällt auf beide Namenträger besseres Licht, wenn man annimmt, daß schon ersterer ein gewaltig jagender Türse war [93]). Nach dem Sieg über Ecken und Fasold muß Dietrich noch harte Kämpfe mit ihrer Sippschaft

Heldenscherz eine Nachtigall (vgl. Germ. 3, 138 f.), seine neun Söhne verwandeln sich in schwarze Raben mit eisernen Schnäbeln. Wie dieses Abenteuer auf das Eckenlied, so weisen andre Heldensänge des Wladimirkreises auf das Hildebrandslied, auf Siegfrieds Drachenkampf und die Helgisage; Wladimir selbst war germanischen Stammes und Namens.

[93]) Auch Thrym, der Thurse Herr, den Thors zermalmender Hammer trifft, ist, wie es einem Sturmriesen taugt, mit Hunden und Rossen versehen (Sæm. 47, 6. Thor 102. — Hieher noch die Dichtungen von der Jagd des wilden Wunderers: Keller, Erzähl. 1 ff. Fasnachtsp. 2, 447 f. 4, 344. Kasp. v. d. R., Etzels Hofhalt (v. d. Hag. Heldenb. 2, Berl. 1825, 55 ff. Myth. 895. 983. Liebrecht, Gervas. v. Tilbury 204: Caesar Heisterb. 12, 20).

bestehen; so mit Birkhild, der grimmigen Mutter des Brüderpaars, und mit ihrer gleich wilden Tochter Uodelgart (Laßb. Str. 231 ff.), in andrer Fassung des Liedes mit Rütze (a. *Rachin, Runtze),* der Muhme jener Beiden, und ihren zwei riesenhaften Söhnen (Röhn Str. 271 ff. Schade Str. 185 ff.); auch dieses ungethüme Weibervolk springt jählings über entwurzelte, von solchem Sturmlauf niedergerissene Baumstämme (Laßb. Str. 233: *über die grossen ronen si sprank etc.* 241: *die bom ir sigen alle nach*), erhebt grässliches, über eine Meile schallendes Geheul, reißt große Bäume zum Dreinschlagen aus der Erde und verheert mit seinen Schlägen den Wald (Röhn Str. 287, Rütze hat auch eine Burg gebrochen: Laßb. Str. 193), Ähnliches verkünden die Namen der Muhmensöhne Welderich und Zerre, Waldmächtiger, Zerreißer [94]). Eckenlied beginnt damit, daß die Brüder Ecke, Fasold und Abendroth [95]) sich über Dietrichs Heldenthum, eifersüchtig darauf, besprechen; die zwei erstern erproben dasselbe zu ihrem Verderben, dagegen erwartet man vergeblich eine weitere Betheiligung des dritten und so ergibt sich hier über ihn eben nur das Wenige, daß er mit zwei Sturmriesen verbrüdert werden konnte, wie in der Saga mit dem in der gleichen Eigenschaft besprochenen Widolf. Wendet man sich hiemit zu der Stammtafel Nordians zurück, so sind diesem in der Saga, neben Widolf und Aventrod, noch zwei Söhne zugetheilt, Atgeir und Aspilian. Atgeir, dessen Name auf die Bewaffnung mit einem mächtigen Speere (*atgeirr,* Ung. 34. Gr. 3, 442 f.) bezogen wird, ist als Grenzwächter des Königs Isung von Bertangaland und als Hüter eines unterirdisch verborgenen Schatzes aufgestellt. Ihn erlegt Wittich, der, nach seiner Befreiung aus Riesenhaft (ob. 313), mit Dietrich

---

[94]) Auch von Fasold heißt es, Laßb. Str. 162: *im dienent wildiu lant.* 184: *er zart die bom das si sich kluben.* An den Namen der Mutter Fasolds und Eckes, *Birkhilt,* streift das von ihr, Str. 235, Gesagte: *ainen ungefuegen bon si brach | vor zorn usser der erde.* Über Widolf s. ob. Riesennamen in Dietr. Ausf.: *Fellenwalt, Oesenwalt, Schellenwalt*; im Wolfdietrich: *Velle* und sein Weib *Rütze, Runze* (der Name wird manigfach geschrieben), die auch einen Baum aus der Erde bricht (vgl. Gr. 3, 788; L. V. Zingerle, Germ. 2, 213 f.: Runze; v. Alpenburg, Myth. u. Sagen Tirols S. 55 f.: Die Runsa).

[95]) In der Laßb. Hds. des Liedes lautet der Name *Ebenrot,* im alten Drucke *Eberrot,* dagegen in der handschr. Vorrede des Heldenbuchs *Obendrott* (v. d. Hag. Heldenb. 1855, 1, CXV), in der Ausgabe desselben von 1509, Mij: *Abentrot,* übereinstimmend mit *Aventrod* der Thidr. S. Das mhd. masc. *âbentrôt* war zur Bildung eines männlichen Eigennamens tauglich (vgl. Myth. 710. D. Wörterb. 1, 23).

wider die Isunge ausgezogen; dieser gleichfalls auf den Sommergewinn weisende Kampf fehlt aber in den Rosengartenliedern, welche zum Gegner Wittichs den Hauptriesen Asprian bestellen, vielleicht eben in Folge davon, daß Dietrich selbst mit Siegfried zusammengeführt war. Näheres über Asprian gibt die Abhandlung. Der in ihr geltend gemachten mythologischen Anschauung wird es zu statten kommen, wenn sie sich an den größeren Verband des Riesengeschlechts, den die Beilage nachweist, anlehnen kann.

HERZOG ERNST.

BRUCHSTÜCKE DES ALTEN GEDICHTES.

Die zuvorkommende Güte des Vorstandes der Prager Universitätsbibliothek Hrn. Dr. Hanuš sowie des Hrn. Prof. Höfler setzt mich in den Stand hier einige neue, von Letzterem erst kürzlich aufgefundene Blätter aus dem alten niederrheinischen Gedichte von Herzog Ernst mittheilen zu können. Es sind im Ganzen drei leider nur zum Theil erhaltene Pergamentblätter aus dem Anfang des 13. Jhd. in Octav, die mit den ebendort gefundenen, von Hoffmann von Fallersleben in den Fundgruben 1, 228–230 abgedruckten Bruchstücken zu einer und derselben Handschrift gehören. Die Verse sind unabgesetzt, auf jeder Seite stehen 23 Zeilen, die Schrift ist sauber und sorgfältig. Die Initialen sind, so viel sich bemerken lässt, durchwegs roth, die erste Zeile eines jeden Reimpaares beginnt mit einem großen roth durchstrichenen Buchstaben. Nur das dritte Blatt ist vollständig und unverletzt erhalten, von den beiden andern zusammenhängenden Blättern sind beim ersten zwei, beim zweiten ein Drittel der Schrift weggeschnitten. Bei diesem ist eine Ergänzung des Fehlenden, auch ohne Beziehung der Überarbeitung, eben so leicht und sicher, als bei jenem unmöglich. Ich lasse daher den alten Text, ohne Versabtheilung, Zeile für Zeile genau abdrucken, füge aber zur Vergleichung die entsprechenden Verse der spätern Überarbeitung nach der Wiener Handschrift (Nr. 3028) unten bei. Eine Umschreibung dieser Verse ins Mittelhochdeutsche glaube ich mir füglich ersparen zu dürfen, da wir eine Ausgabe des ganzen Gedichtes nach der Wiener und correcteren Nürnberger Hds. (Germanisches Museum Nr. 2285) von K. Bartsch in Bälde zu erwarten haben.

1ª oug nam da mich
ſcaden. Der keiſe
allit ſin here. ei
ſint waſ dere.
uen. ane di. uil
wnden irsturuen
irwrueN.
Alſe de ſturm
ſi dannen. In
vingen herberge
uelde. heRlich
uf geſlagen. do
Di mere burg
wande ſi haten
ireſ geſindeſ.
wnten vil d
ſumelichen d
Grozen ſiner
me vanen d
me burgedore.
den vore. Do
hen volle. B
ſig wereten

(Bl. 28ª) Der sturm wert unz in die nacht Mit ellender macht Wart paidenthalben gerochen (*l.* gevochten) Wan si me enmochten Geschaiden von des kaiser diet Unz si die nacht schied Die purger furn in die stat Die gest legten sich do spat Allenthalben auf das veld Paid hutten vnd zelt Was manigs auf geslagen Die taten wurden dann getragen Die im streit peliben warn Mit ellender wer Die innern heten das ausser her Mit solhem iamer überladen Das der kaiser den grossen schaden Chlagen seind ser pegan Er het mer den tausent man In dem sturm verlorn Das tet im we vnd zorn Und muet in gar sere Er verlas ir sider mer Die nit genesen chunden Von den grossen wunden (28ᵇ) Vil iamerleich ersturben Das si in dem val erburben.

Die purger heten auch genumen Schaden als ich hab vernumen Die muosten si do varn lan Als man dikch hat getan Do man urleges phlag Der kaiser die stat pelag Gwaltikleich mit seinem her Die purger mochten ir ringwer Auf turmen und auf zinnen Si prochten in in wol innen Das si nu wolten wider stan Do hies man ze sturm gan Ritter und gepawr Vast unz an die mawr An allen enden si do giengen Do von die gest enphiengen Ainen schaden der was groz Aus dem

1b wolden nit in
en.
der keiſer dit
le dot lag. Der
in he di burg ir-
e hantwerg. do
wert. Dat ſi nit
iz he ime ge
boim langeN.
igen. In berg
helede ſcire.
wart zu der
m alſo grim-
nen. Di kune
n handen. We-
ngen di hele-
al. deſ ludeſ
uze iog da
ange. Alſo
nde uaſte zu
here. do ze
e. Gare bit
mogten ge-

turm man si schos Mit geschos das was scharf Von den zinnen man seu warf Man sach vallen in den graben Der des stûrm mues haben Schaden unz an seinem tod Man sach do von pluet rot (29a) vil der liechten ring Und die stolzen jungling Den tod do vast holten Die ruem erwerfen wolten.

Der kaiser vor zorn sich verbag Der stat do er vor lag Sechs maned und mer Doch tet im on maſſen we Das er so vil hat verlorn Er hiet gern seinen zorn Gerochen an der grossen stat Vil pald er do wurichen pat Igel chatzen und antwerich Gegen der stat entwerich Hies er zuo richten Do er si nicht mocht eruechten Noch nicht wolten dingen Mit chuenen iungelingen Traib er seu an den graben Do ward zu der purg erhaben Ein stûrm mit listen Si traten an die zinnen Die chuenen purger Wie vil des hers wer Das pracht ward von fromden landen Mit ellenthaften handen (29b) Si werden vast ir mawr Der stûrm ward in ze sawr Si villen dikch als der sne Si schrien ach und we Der kaiser trat dar mit seim her Er zewarf in die prustwer Was er ir macht erlangen Vil vast mit den angen Vil lutzel man die spart Si wurden genotigt hart Mit geschos von den perfriden Si

2ª mir wſte min lant. Dat iſ berov*bit*
iñ uerherit. nu han ig garwe u*er-*
zerit. Alliz dat ig ie gewan. nu w . . . .
mine ſcaz han. Di lude di mir din*ent.*
wande ſi deſ wenent. Dat ig haue g*oldeſ*
gnuc. nu bin ig ſp"c de helit gut. V*er-*
urluget ſere. mir iſ de kuninc h*ere.*
Vil wnderliche gram. dar zu a*lle ſi-*
ne man. Di radent an min ere. n*une*
mag ig nit mere. Deme riche lan*ger*
widerſtan. ig haniſ alſo vile geda*n. dat*
it alle di nimet wnder. di it no*g han*
bevvnden. Dat ig ime ſo lange v*or ge-*
ſaz. dat gemachede auer daz. Ir *hul-*
fet mir frumeliche. nu muz ig *ime*
intuichen. Wandig helfen nit in*han.*
ſuer ſo ſuimmet ſtroim. al irga *it*
ime eine wile wale. zeiungest *velt*
he ze dale. Alſo iſ it unſ umbe d*en ku-*
ninc kumen. ir hat dat alle w*ol*
uernumen. Suer lange wider . . . .
urluge hat. iñ of he ein*e wile*
wider ime stat. Zeiunge*ſt kumt*

2ᵇ *he* bit ſcaden aue. alſo mag ig ug uan
mir ge*ſ*agen. Wande he iſ ouer mir ſo riche

pegerten ze haben friden Wen sie antwerich vorchten Die di gest gen in furten *etc.*

(32ª) Er sprach ir seit die freunt mein Die mich verliessen nie Welich not mich an gie Ir seit frumkleich pei mir bestan (32ᵇ) Ewrn rat wil ich han Wann ich trew an ew vant Nun leit verbuest mein lant Paid peraubt und verhert Dar zuo hab ich gar verzert Das all leut wunder nimpt Wo man es hort und singt Das ich so lang vor im gesas Das machet aller maist das Ir hulft mir des frümkleichen Nun mues ich im entweichen Durich voricht und gehorsam Wer swimmet wider wasserstrom Get es im ain weil wol Furwar ich das sagen schol Er vert zu jungist doch zu tal. Nun furicht ich den selben val Der ist uns ze haus kummen Das habt ir dikch wol vernummen Wer lang uerlegs wider das reich hat Ob er im ain weil wider stat Zu lest muoß er an dem schaden sten Also mag es mir ergen.

deſ muz ig ime intuichen. Ig nemag
. . . . ime langer nit irweren. nu wil
ig varen ouer mere. Iñ ſuchen dat hei-
lige graf. iñ wil da iar iñ dag. An go-
tes diniſte ſin. nu manen ig ug liefen
ſrunt min. Dat ir mir zu derre node.
ein
helfet ot mude. So duit ir frumeliche.
wan ig inmag dit riche. Langir nit ge-
buen. nu ſoldir degeniſ true. An mir
. . . . nnen. iñ lazit mig nit eine. Va-
ren uzer duſeme lande. deſ hat ir wi-
gande. Alleſament ere. iñ ig verſculdent
imer mere. Al di wile dat ig leuen. ſp"c
der turlicher degeN.

*Do ſp*rachen di helede gude. al in eime
*m*ude. Di da geſamenet waren. ſi wol-
den uare. lazen kint iñ wif. iñ wol-
*den de*n lif. Sezzen an ein vrdeil. iñ

Wier haben uns des reich Gewert so mänleich Und dar zue allen seinen man (33ª) Grossen schaden getan. Das ich in dem lant nit lenger mag sein Wisset auch lieben freunt mein Umb uns hab wirs ganz verhert Und unser aigens guot verzert Das wir muessen verderben Mocht wir noch icht erwerben Als wir e gewinnes phlagen Do wir auf der veint schaden lagen Do mocht wir uns der veint gewern Und do von wol nern Nun schul wir weisleichen Dem keiser entweichen Wir sein nun gar an wer Und schullen varen uber mer Do hin stet mir mein muet Ob es ew dunkchet guet Und das tuen durich gots willen Und das chreuz an uns nemen Ze dienst dem heiligen grab So kom wir sein mit eren ab Ee wir uns sunst vertreiben lan Wir haben wider got getan Das wir im pilleich mueßen Auf sein huld puczzen Das er uns di schuld well vergeben (33ᵇ) Her nach ob wirs gelcben Und wider haim zu lant kummen Was uns der kaiser hat genummen Das wirt er uns alles wider lan Nu pitt ich ew mag und man Und ew all gemain Das ir mich nicht ain Last varn von dem lant Das habt ir weigant Lob und er Auch wil ichs imer mer Gegen ewern hulden Mit guet verschulden Und mit dinst wider legen Sprach der tewrleich degen.

Do sprachen die held guet All aus aim muet Im hiet got dem gesant Si wolten durich den weigant Auf ain wag setzen den leib Dar zue chind und weib Got hie haim lan pewaren Und mit im varen Durich got uber mer Do wider enstuend chain her Es wer

wolden uffe gut heil. Sament ime va-
ren ouer mere. dat in mogte in nie-
man irweren. It indede der doit

3ª gede willin. So wat ſiſ mogten gedun.
der hoge drug ſi dar zu. Ir gemude
waſ grimme iñ ſtarg. do wolden ſi ellinſ
werg. Wirken in der burge. do gingen
ſi ane ſorge. Vor deſ palaſiſ dor. do beſtun-
den ſi ſi da uor.

Do di wig grimme man. allentalben
umbe ſig geſan. Beide neben iñ uor.
do waren in di porten iñ dor. Gare uor-
gangin. do hatten ſi bevangin. Bit nide
di uan Crippýa. ane liffen ſi ſi ſan. In
irhuben einen ſturm alſo grimmen.
dat uan zuei iungelingin. Nie in-
kein herter geſcag nog inwart. ma-
nig man da irſtarf. Sua ſi ſig hine kere-
den. luzzel ſi ire beleifeden. Si ſlugen ſi
alle dir nider. it inwart e nog ſideR. Nie

der tod allain Das lobtens all gemain (34ª) Si wolten mit im an die vart Das ward lenger nit gespart Der herzog und sein man Giengen froleich dan Do das chreuz namen *u. s. w.*

(65ª) Do giengen die held drate Aus der kemate Do di nat ergangen was Hin aus fur das palas In dew purk fur di tuer Die schilt satzten si do fuer Wan si streites gerten Mit den scharfen swerten Wolden si preis erwerben Oder in dem streit verderben Durich die frawen wol getan. Also giengen si do dan Die edeln weigande Verhollen under einer rande (*so*).

In waren die purgtor Paide hinden und vor Mit volk gar vergangen Und waren gar umbuangen Mit den leuten von Grippia (65ᵇ) Die straßen waren al pelegt da In der purg uberal Do hueb sich ain großer schal Si liefen in zugegen Do mochten dis degen Nindert chomen aus der stat Mit den swerten si das phad Durich sew muosten hawen Do macht man wunder schawen An dem selzamen volk Als die wölf waren si fraisleich Und mainten uns ernstleich Si puten die helden an . Die schilt namen si san Vil mänleich fur sich Do sprungen die held herlich Mit all under dis magen Do wart mit neid geslagen Von in manig swerts gang Ir hels smal und lang Ir paider swert vil wenig miten Do mit wurden ir vil versniten

inkein ſturm alſo freiflig. di helede gingen uor ſig. Faſte an dat burgedor. da lac deſ ludeſ uile uor. E dan ſi ſe druz lizzen gan. di porte waſ zu gedan. Bit grindelin beſlozzen. do liden uan deme geſcuzze. Di herren michele not. do
3b kereden di helede uil gut. Di rucke zu der muren. do ſtunden di degene dure. In beſchirmeden ir leuen. alſe diet degene. Wereden ſi ſig beide. dat wart deſ dagiſ ze leide. Manicheme an ſime liue. bit bogen in̄ bit pilen. Gingen ſi allentaluen zu. ſi inkunden in anderiſ nit gedun. Dat in mogte geſcaden. ug inkunde nieman geſagen. Deſ geſcuzziſ deſ in zu floiz. deſ lag ein michel houf groz. Neben den wigan-den. dat uan den handen. In di wende wart geſcozzen. dat vingen unuerdrozzen. Di zuene ellentafte man. in ſo uile deſ in di ſcilde q"m. Dat ſi it nit mog'en beſtan. in̄ werede ſig in allengan. Alſe dit dege-ge. ſi wanden bit deme leuene. Jemer dannen kumen. do hatten dat geſtride vernumen. Di herren in deme kiele.

Das es ain wunder was Vil wenig ir genos Wo hin si die swert naigten (66a) Die held das wol erzaigten Das si sew lutzel sparten Wer des wolde warten Das ir vil do starb Vil maniger von in verdarb Der in chom ze maße Si hawten durich sew ain straße Unz an das purigtor Do pelaib vil maniger vor Ee das sis durich ließen gan Die tor waren zu getan Mit rigeln pesloßen Do van di unverdroßen Muesten leiden großen nat Es lag vil maniger von in tod.
Do cherten di held tewr Die rukk an ain mawr Und schierten ir werich Slecht und twerich Werten si sich do paid Das wart des tages zu laid Vil manig in kurzen weilen Mit pogen und mit pheilen Giengen si in allenthalben zu Si mochten in anders due (66b) Nie getuen chainen schaden Ir schilt wurden also geladen Das si sew chem getruegen Mit den swerten si sew absluegen Und tratens under die fuez nider Also werten si sich ir sider Das si vil manigen sluegen ze tod Also kreftig was ir not Das si nicht dachten dannen komen. Nun heten das streiten ouch vernummen Auf dem chiel ir

in quamen uil ſcire. Vor di burg bit
eime uanen. dat wart manicheme ze
bane. Si hiwen uf di po'ze. ſi ſlugen
ſi bit den ſuerten. Wider in di burg.
deſ waſ deme herzogen durft. In de

verten Mit scharfen swerten herten Komen die held schier In ze
hilf mit großer pegier Mit den vanen fur das pürgtor Lang stuend
si do vor Si hawten auf die porten Mit den ekkels orten Si traten
wider si in Verr durich di purig in Des was den edeln helden not
Si weren anders paid tod *etc.*

FRANZ PFEIFFER.

BRUCHSTÜCKE AUS IWEIN.

Unter Berufung auf meine in der Germania 3, 338. 339 gemachten Bemerkungen lasse ich hier weitere Bruchstücke aus dem Iwein abdrucken. Sie befinden sich gleich den Blättern aus Herzog Ernst auf der Prager Universitätsbibliothek und sind ebenfalls unlängst von Prof. Höfler auf Buchdeckeln entdeckt und abgelöst worden. Es sind zwei Doppelblätter einer Octav- oder kl. Quarthandschrift, Pergament, in Spalten zu 31 abgetheilten Versen. Die Initialen sind abwechselnd roth und blau und zeigen einfache Gestalt. Bei flüchtigem Anblick könnte man versucht sein, die nicht schöne Schrift ins 14. Jahrh. zu setzen; doch gehört sie jedenfalls noch dem 13. an, was einerseits die im Ganzen alten correcten Sprachformen, andererseits manche Eigenthümlichkeiten der Schreibweise darthun, so z. B. der hier noch getrennt geschriebene Diphthong *iv*, die Abkürzung *d'* für *de* und anderes. In den zahlreichen, über das *v* gesetzten *o* gleicht sie der Heidelberger Handschrift *B* (vgl. Lachmanns Ausgabe S. 368). Diese *v̊* und *û* in Wörtern wie *nv̊, mv̊gen, sv̊mede, pv̊neiz, begv̊nden, chv̊nst, ẇnsch, bv̊rten* u. s. w. mit Lachmann für unorganische *uo* (a. a. O.), also für Diphthongen zu halten, wird hoffentlich heute niemand mehr einfallen *). In Handschriften, die *v* für *v* und *u*, oder *u* für *u* und *v* setzen, soll dadurch

*) Nur weil die betreffenden Zeichen in der Druckerei fehlen, lasse ich *v̊* aufgelöst als *vo* drucken.

nichts anderes als der Vocal *u* bezeichnet und vom Consonanten *v* unterschieden werden; von einer unorganischen Diphthongisierung ist überall keine Rede, dies zeigt aufs deutlichste der Dativ des persönlichen Pronomens *iv*, dem regelmäßig ein *o* übergeschrieben ist, auch *ïvch* 7538, *hïvte* 7608, *gcziivge* 7664. Diese Unterscheidung des *u* von *v* wurde vielfach noch in den ersten Drucken angewendet und dauert in der deutschen Cursivschrift heute noch fort: der halbe Ring oder Kreis, den wir über das *u* setzen, ist nichts anderes als das alte oben abgeschnittene *o*.

Unsere Bruchstücke stimmen im Ganzen zunächst mit der Riedegger Handschrift *(E)*, zumal in Bezug auf die Lücken, dann aber auch öfter in den Lesearten, jedoch nicht ohne vielfach zu andern Hss. sich zu neigen, wie es denn überhaupt beim Iwein keine bestimmten strenggeschiedenen Handschriftenfamilien oder Recensionen gibt, wie bei Parzival oder beim Barlaam und Wilhelm von Orlens u. A. Dieses Auseinandergehen, dieses Hin- und Herüberschwanken der Hss. erschwert die Textkritik ungemein, aber eben deshalb muß jede neue Hs., die den Zeugenbeweis für einzelne Lesearten vermehrt und verstärkt, willkommen sein. Beneckes Bemerkung, „für den Iwein sei die Riedegger Hs. von keiner Bedeutung“ (Beiträge 2, 495), ist schon durch Gebrauch widerlegt worden, der in der 2. Ausgabe von dieser Hs. gemacht wurde. Was den Werth des vorliegenden Bruchstückes erhöht, ist, daß die beiden ersten Blätter die große Lücke in *A* V. 6924—7075 beinahe vollständig ausfüllen. In diesen wie in andern Theilen des Gedichtes bedarf Lachmanns Text vielfacher Nachhilfe und Besserung, aber auf Einzelheiten gehe ich auch diesmal nicht ein, sondern begnüge mich, unter dem Texte die wichtigern Parallelstellen anzugeben.

WIEN, 28. August 1861. FRANZ PFEIFFER.

von zwein so gvoten chnehten
wan ezen tvot dem biderben
mäne niht wol
der des anderen tot sehen sol
daz doch dem einem wæge was
ob der ander genas

Machet ich dich vehten
von disen gvoten chnehten
mit wortē nvo vil spæhe
waz tohte disiv wahe
wan ivo ist ê so vil geseit
von ietweders manheit

6938. joch *fehlt* = *a*. 39. dich = ditȝ = ditz. 41. nu vil = *ab*. 42. disiu = *Eab*. 43. so vil = *Bab*. 44. manheit = *Bb gegen* frumicheit *Dad Lachm*.

daz ich iv lihte mach gesagen
daz si nind' zwein zagen
des tages gelich gebarten
vnde daz als ê bewar'en
daz div werlt nie gewan
zwene stritiger man
nach werltlichem lone
des trvogen ovch si di chrone
riterlicher eren
die ietwederre meren
wolde an dem selben tage
daz ich ez got tiwer chlage
da die besten gesellen
ein ander chemphē wellen
die iender lebten bi der zit
swederre nvo tot geleit
vor des andern hant
vnde im dar nach wirt erchant
wen er hat erslagen
daz wirt sin ewiges chlagen
mohten si nvo beide ge*sigen* 1 b
oder beide sigelos *geligen*
So sich erchennet beide
daz wære in fvor di l*eide*
daz liebest vnde daz bes*te*
jane warn sie nih geste
des willen sam der ovg*en*
in beiden was tovgen
daz in chemphen sold' ein *man*
der liebest den er ie gew*an*.
Sit daz d' champh wesen *sol*
so zimet in beiden ens*amt wol*
daz si enzit striten
wes mvogens iemer bit*en*
da ist div stat vñ der m*vot*
ovch warn div ors also *gvot*
daz si das nine svomede
ir ietwederre rvomede
dem andern wol sin pvon*eiz*
von im vaste vnz an den *chreis*
der was wol rosselovf *wit*
ze orse hvop sich der str*eit*
vnde mohten wol strit*en*
wan si es ze den ziten
niht erste begvonden
wie wol si striten chvnd*en*
ze orse vñ ze fvoze
ez waz ir vnmvoze
von chinde gewesen ie
daz erzaigten si wol *hie*
ovch si ivo daz fvorwar *geseit*
ez leret div gewonheit 1 c
einen zagehaften man
daz er getar vnde chan
baz vehtē denne ein chvou' degē
der es ê niht hat gephlegē
. . . as hie chvonst vñ chraft
*si m*ohtē von riterschaft
schvole gehabet han
*ze w*are man mvose in lan
*von r*iterschaft den strit
. . . az riter lebt bi der zit
*nvn*e svonten siz niht mere
div ors w°rden sere
mit den sporn genomen
man sach sie dort zesam̄ chom̄
*vnd*e vintlichen gebaren
die doch gesellen waren
Ez dvnchet di andern vñ mih
vil lihte vnmvogelich
daz iemer minne vñ haz
also besitzen ein vaz
ob minne vñ haz
. . . mere besezzen ein vaz

---

45. iu = *Babd.* 52. ouch si = *E.* 54. 55. meren. wolde an dem selben t. = *Ea.* 56. tiwer = *BEb gegen* immer *Dd Lachm.* 60. nu = *Ea.* 63. er = *DEad.* 65 = *DEbd.* 67. 68 *fehlen* = *E.* 70. wære = *B.* 74. in beiden = *Ea.* 78. ensamt = samt *E.* 81. ist = *DEa.* 82. ors = *DE.* 83. nine niht en *BDb Lachm.* ninder *E.* 84. rumede = *E.* 85. wol sin = *E.* 88. orse = *DE.* unde = *Dab.* 94. ez = *Bab.* 7002. ê niht = *E.* 3. hie = *Eabc.* 4. von = *BDbcd.* 5 = *BEb.* 14. doch = *BDa.* 15. vnde mih = *Bab.* 18. also = *ab.* 19—21. *fehlen* = *Ec.* 22. besezzen = *a.*

ez wont in disem vazze
*min*ne bi hazze
ich wæne frivnt hartman
dv missedenchest dar an
*war*vmbe sprichest dvo daz
daz beidiv minne vñ haz
*ens*amt bvowen ein vaz
wan bedenchest dvo dich baz
ez ist minne vnde hazze 1 d
zenge in einem vazze
wan swa der haz wirt innen
ernstlicher minnen
da rvomet der haz
vrowen minnen daz vaz
swa aver gehvoset der haz
da wirt vrowe minne laz.

Nvo wil ich ivo beschaiden daz
wie h'ze minne vñ bitt' haz
ein vil engez vaz besaz [vaz
ir herze ist ein genvoch engez
da wont ensamt inne
haz vñ minne
Si hat aver vnderslagen
ein want als ich ivo wil sagen
daz haz d' minnen nine waiz
Si tæte im anders also heiz
daz nah schanden der haz
mvose rvomen daz vaz
vñ rvomet ez doch vrowē minnē
wirt er îr bi im innen

Div vnchvnde was div want
div in ir herze vnderbant
daz si gefrivnt von herzen sint
vñ machet si mit gesundē ovgen
blint
si wil daz ein geselle
den andern velle
vnde swenne er in vberwindet
vnde er dar nah bevindet
wen er hat vberwnden
sone mage er vō den stvonden 2 a
niemer mere werden vro
der w°nsch flvochet im also
im gebristet des leides niht
so im daz liebest geschiht
wan swederre den sick chos
der wirt mit sige sigelos
jn hat vnsælich getan
aller siner sælden wan
er hazzet daz er minnet
verlivset so er gewinnet
er ist zesliffen drate
ze frvo noch zespate
so neigeten si div sper
vnde slvogens vf die brvst her
daz si niht enwancten
sin bvortens noh ensancten
weder zenider noh zeho
wan zerehter maze also
als ez wesen solde
vnde ietwederre wolde
sinen champh gesellen
vf den sant vellen.
daz ietweders stich geriet
da schilt vñ helm schiet
wan da ramet er des man
der den man vellen chan
daz wart da wol erzeiget
wan cz was geneiget
ir ietwederre so sere
daz er da vor nie mere
so nahen quam dem valle 2 b
ern viele *wol* betalle

---

25. 26. *fehlen* = *E.* 30. beidiv = *E.* 36. ernstlicher = *DEbd.* 39. aver = *D.* 40. vrowen minnen *BDbcd.* 44. ist = *b.* 47. aver = *D.* 53. rumet ez = *Bab.* doch = *Bb.* 58. machet si *mit allen Hss. gegen Lachmann.* gesunden = *E.* 61. swenne er in *mit allen Hss.* 62. unde er = *ab.* dar = *Dabd.* 66. der = *BEa.* fluochet im = *DE.* also = *DEbd.* 68. so = *Ead.* 69. ir *fehlt* = *BDEab.* sick chos = *Eabd.* 70. wirt = *Ea.* 74. und *fehlt* = *E.* 75. = *E.* 77. so = *AEab.* 81. weder = *DEabd.* 82. ze = *BEab.* 84. ir *fehlt* = *BD.* 86. sant = *DEc.* 96. betalle = *DE.*

daz ietwederre gesaz
daz meinet niht wan daz
daz div sper niht ganz beliben
si chomen dar getriben
mit also mænlich' chraft
daz ietweders schaft
wol zehvndert stvchen brach
vñ daz mannechlich isch
ern gesæhe schoner iost nie
ez lieffen chrairenden hie
behender garzûn genvch
der ieslicher trvoch
drîv sper oder zwei
man horte niwan ein geschrai
wa nvo sper wa nv sper
ditz ist da hin ein and's her
da wart vil gestochen
vnde div sper zebrochen
div si da haben mohten
hæten si doch gevohten
ze orsen mit den swerten
des si nine gerten
daz wære der arm orse tot
da von so was in beiden not
daz si di dorperheit vermitē
vñ zefvozen striten
in hæten div ors niht getan
Sie liezzenz an den lip gan
Ich sage ivo waz si taten
da si zesamen traten 2c
die zwene champhwisen
sine sparten niht daz ysen
da mit der lip was bewart
div swert wºrdē niht gespart
si warn der schilte
einander harte milte
den schilten warē si gehaz
ir ietwederre bedahte daz
waz tovch mir min arebeit
vnz er den schilt vor im treit
si ist er gar ein sicher man
di schilte hi'ven si dan
sine gervohten des nie
daz si niderhalp der chnie
deheiner slege maī war
da si d' schilt warn bar
sine tlihen chreftig' slege
mere dāne ich gemazē mege
ane bvorgel vñ ane phant
vñ enwart nah gelte nih gesant

Sw' gerne giltet daz ist gvot
wan hat e' borgens mvot
so mag er wol borgen
daz mvosen si besorgen
swer borget vñ niht kvolte
daz er des lihte enkvolte
borgeten si ane gelten
des vorhten si enkelten
swer borch nih giltet
si hætens da enkolten
da wºrden borch vergolten 2d
da von ir ietwederre galt
daz ers ein lovp niht enkalt
verlegniv mvozcheit
ist got vnde der werlt leit
dane lat ovch sich niemē an
niwan ein verlegner man

Swer gerne lebet nach eren
der sol vîl starche cheren
alle sine sinne
nah eteslichem gewinne
da mit er sich vil wol beiage
vñ ovch vertribe die tage
also heten si getan
ir leben was niht verlan

---

98. niht wan = *AEabd*. 7100. wand *fehlt* = *Ba*. 3. ze h. st. = *BDd*. 4. mannechlich = *BDab*. 8. ieslicher = *B*. 10. niwan = *Ed*. 20. da von so = *BEa*. 41. maī *(so)* = namen *c*. 45. und ane = *BDEabd*. 46 = *Eac*. 48. borgens = *BDbd*. 49. mag er = *B*. 51. kulte = *E*. 55 *fehlt*. 56. swer = *AEa*. 60. ein loup niht = *E*. 61—70 *fehlen* = *E*. 73. dane = *AEa*. lat = *ADEab*. ouch sich = *E*. verlegner = *AE*. 75. lebet = *DE*. 76. starche = *ADEb*. 78. etesl. = *E*. 81. also = *Bbd*.

an deheine mvozecheit
in was beiden ensamt vil leit
swenne ir tage so giengen hin
daz si deheinen gewin
an ir chovffe fvonden
des si sich vnder w°nden
Si warn zwene mære
vil charge wæhslære

Sine tlihen vz ir varend' gvot
vf einen sæltsænen mvot
Si namen w°cher dar an
Sam zwene werbende man
si phlagen zir gewinne
Sæltsæner sinne
dehein chovfman het ir sit
ern mvose da verderbē mit

---

vñ si ivo daz fvor war geseit 3a
daz ich dvorch iwer frvomcheit
ivo aller der eren gan
d' ich niht sere enkeltē chan

Min herze ist leides vb'laden
daz ich vf iwern schaden
imer sol gedenchen
swa ez mich niht svole chrenchē
da geschehe ivo allez des ir gert
des sit ir weizgot wol wert
ich wolde daz ez wære also
daz dise ivonchvrowē zwo
heten swaz sie dvohte gvot
vñ daz wir diensthaftē mvot
vnder ein ander mvosen t"gen
ich wil iv minen naṁ sagē
ich bin genant gawein
Gawein. ia. wie wol daz schein
disen vnsenften tach
manigen vintlichen slach
han ich von ivo enphangen
iwer haz ist gegangen
vber iwern gewissen dienstman
vnde ich enzwivele niht daran
swaz ir mir leides habet getan
desen wære ich alles erlan

hete ich mich enzit genant
wir waren wilen baz erchāt
herre ich bin ez ywein
do wont vnder zwein
liebe bi leide
si frevten sich beide 3b
daz si zesamen warn *chomen*
daz ir dwederre hat *genomen*
des andern dehein *arbeit*
daz waz ir beider *herzeleit*
beidiv trovren vnde haz
rvomden gahes daz vaz
vnde richseten dar inne
vrevde vnd minne
daz zeigeten si wol vnd*er in*
div swert w°rfen si hin
vnde lieffen ein ander *an*
ez gelebte nie dehein *man*
deheinen liebern tach [*mach*
vnde enweiz ioch niht *ob iemen*
also lieben geleben
als in da got het *gegeben*
Si vnderchvosten tovs*entstvnt*
wange ovgen vnde m*vnt*.

Do der chunich di *minne*
vñ ovch diu chunegīne

---

83. deheine = *DEb*. 93. wuocher daran = *ADEb*. 95. zir = *BEb*.
7455. iu = *A Lachm*. 57. = *BDDbd*. 60. iwern = *ABD*. 62. swa = *ADE*. sule = *E*. 69. under ein ander = *BEb*. 76. gegangen = *Ab*. 78 = *ADEb*. 88. dwederre = *Dd*. 93. richseten = *b Lachm*. 95. zeigeten = *E*. 98. nie dehein = *AB*. 99. liebern = *Bb*. 7500. ioch = *AE*. 2. da got = *AEbd*. 4. wange = *BEc*.

von in zwein gesahen
vnde frivndes vmbe *vahen*
des wndert si sere
vnde twelten niht *mere*
Si begvnden dar *gahen*
wande si sie gerne *sahen*
so frivnlichen *(so)* gebar*en*
vnde wer si beide *waren*
daz enwas da niem *erkant*
wā als mā ez sit bevan*t*
... *h*eten die helm vī di^{v} naht 3^{e}
*ir ges*ivne bedaht
*vnd*e des chāphes grimme
*ver*wandelt ir stime
daz si da waren vnerchant
*enh*eten si sich niht genant
... sp"ch min her ywein
*de*r tach der da hivte schien
daz swert daz den slach trvoch
*den i*ch hivte vf ivch geslvoch
div mvozen gevnert sin
*herr*e gawein lieb' h're min
waz mag ich sprechē mere
*wa*n daz ich ivoch ere
*als i*wer riter vīi iwer chueht
daz ist min wille vīi mī reht
*ir h*abet mich ofte geret
*vīi z*e gvote cheret
min dinch so vollechlichē
daz man mir in den richē
*mer*e gvotes hat geiehen
*da*n es aue ivoch wære geschehen
*ob i*ch da wider mohte
ivch geren als ez tohte
des wolt ich imm' wesen fro
*nvn*e mage ich anders wan also
daz ich iwer ywein
*iem*er schine vīi ie schein
*niw*an hivte disen tach

den ich wol heizen mach
... vallen in dem iare
wande ezen wart zware 3^{d}
weder min hant noch mī swert
nie der vnmazze wert
daz si ivo ie geslvogen slach
ich verwazze swert vīi den tach
so sol min vngewizzeniv hant
ir geltes selbe sin ein phant
daz si iv daz zewandel gebe
daz si ivo diene vnz ich lebe

Herre gawein dochn mohtēt ir
niht baz gerochen sin ane mir
wande si hat mich gevneret
vnde iwern pris gemeret
si hat sich selben so erwert
daz iv der sich ist beschert
ich sicher in iwer gebot
wan daz weiz vnser herre got
daz ich siglos bin
ich scheide iwer gevangen hin

Herre vīi lieber geselle min
sp"ch min herre gawein
daz sich dehein min ere
mit iwern lastere mere
des prises habe ich gerne rat
des min frivont laster hat
waz tohte ob ich mich selbē trvoge
Swaz eren ich mich ane zvge
so habent si alle wol gesehen
waz vnder vns ist geschehen
ich sichere vīi ergibe mich
der sigelose bin ich

Herre ywein antw^{o}rte ab' do 4^{a}
ir wænet lihte daz also
disiv sicherheit geschehe

---

12. si sie = *ADE*. 15. daz enwas = *AE*. 21. waren = *BDEbd*. 23. enheten = *Ed*. 26. gesluoch = *Bb*. 37. mere = *b*. geiehen = *DEab*. 51. ie = *Aabd*. 53. so = *AE*. ungewizzeniu = *E*. 57. herre = *B*. 61. selben = *BD*. erwert = *BEab*. 63. sicher in = *Bab*. 67. geselle = *allen Hss*. min = *Aabd*. 70. lastere = *A*. 74. ane = *AE*. 76 = *AEa*. 78 = *BDd*. 79. antwurte = *BEabd*. aber = *AEab*.

daz ich ir ivo ze liebe iehe
weret ir mir d' vremdiste mā
der ie ze rvozen hvos gewan
7585 ê ir mich so bestvondet me
zware ich sichert ivo ê
von rehte sicher ich von div
nein herre geselle ich sicher ivo
sprach min herre gawein
90 svs werte vnder in zwein
ane losen lange zit
dirre frivntliche strit
vnz daz d' chvnich vn̄ div diet
beidiv fragete vn̄ riet
95 waz vnder disen livten
div minne mohte divoten
dem hazze also nahen
den si ê da sahen
des man im schi^{e}re veriach
7600 sin neve herre gawein sp^{a}ch
herre wir svolnz ivo gerne sagē
daz ir vns nine habet fvor zagē
oder des iemen wan habe
daz wir mit dirre fvoge iht abe
5 des strites chomen wellen
wir waren ê gesellen
daz was vns leider vnchvont
hivote vntz an dise stvont
Nvone wont niht hazzes bi vns zwein
10 ich iwer neve gawein 4^{b}
habe gestriten wider in
dem ich diensthafter bin
danne in der werlt ieman
vnz er mich fragen began
15 wie ich wære genant
do im min name wart erchā*t*
do nande er sich sa
vnde rvomde vientschaft da
vn̄ gehellen imm' mere ennein
20 ez ist min geselle ywein
vn̄ gelovbet mir daz ich iv sage
het erz gehabet an dem tage
mich hæten braht an arbeit
min vnreht vn̄ sin frvmcheit

7625 Div ivonchvrowe hat rehtes niht
fvor die mā mich hie vehtē siht
ir swest' ist mit rehte hie
so half ovch got dem rehtē iê
des wære ich tot vō sin' hant
30 hætez div naht niht erwāt.
sit mir geviel daz vnheil
so ist mir lieber ein teil
nach grozzē vngevelle
daz mich min geselle
35 habe vberw^{o}ndē dāne erslagē
die rede begvonde h' yweī chlagē
vn̄ war*d* vō leid' schā rot
daz er im der eren bot
ein lvotzel mere danne genvoch
40 daz eren er im niht v'trvoch
wand' rette e' wol so redet e' baz 4^{c}
hie was zorn ane haz
der rede vil da geschach
daz mā ir ietwedern sach
45 des andern pris meren
mit sin selbes eren
des frovt der chvnich sich
er sprach ir mvozet ane mich
den strit lazē beide
50 dvrch daz ich ivch beschaid'
daz ivoch des wol gnvoget
vnde sich ovch mir fvoget

Div rede wart im bevolhē gar
die ivonchvrowē leitter dar
55 er sprach wa ist nvo div maget
div ir swester hat v'saget
niwā dvorch ir vbermvot

---

84 = *AEbd.* 92 = *Bb.* 93. daz = *AEd.* 94. fragete = *BDb.* 96. diu = *BDEbd.* 7600 = *BDEb.* 2. nine = *E.* 17. nande er = *B.* 28. dem = *Aabd.* 36. = *allen Hss.* 37. von = *Ad.* 40. daz eren er = *B.* 44. ir = *AEab.* 48. ane = [illegible] 49. den strit = *BDb.* 50. ich ivch = *Eacd.* 51. des wol = *Eac.* 52 = *E.* [illegible]r = *Ebd.*

ir erbeteil vñ daz gvot
daz in ir vater beidē lie
do sp"ch si gahes ich bin hie
do si sich alsvs versprach
vnde vnrehtes selbe iach
des wart artvos d' chunich vro
zegezivoge zoch erz alle do

Er sp"ch vrowe ir habz v'iehē
daz ist vor so vil diet geschehen
daz irs niht wid' mvoget choñ
vñ daz ir ir nvo habēt genoñ
daz mvozet ir ir wid' gebē
welt ir nah gerihte leben
nein herre sp"ch si dvrch got
ez stet vf iwerm gebot 4d
beidiv gvot vñ lip
ia gesprichet lihte ein wip
des si niht sprechen solde
swer daz gerechen wolde
swaz wir wip gesprechen
der mvose vil gerechen
wir wip bedvorfen alle tage

daz mā vns tvombe red v'trage
wande si vnderwilen ist
hertē vñ doch ane argē list
geværlich vñ doch ane haz
wande wirn chvonnē leid' baz
Swie ich mit wortē habe gevarn
So sult ir iwer reht bewarn
daz ir mir niht gewalt tvot
er sp"ch ich lazze ivo iwer gvot
vñ iwer swester habe daz ir
der strit ist lazen her zemir
ovch hat sich div gvote
Mit einvaltigem mvote
So gar her zemir verlan
divo mvoz ir teil ze rehte han
Gehellen wir zwene enein
er giht min neve gawein
daz er den sick verlorn habe
So chomet ir des strites abe
Mit schaden vnde ane ere
Svos ist ez immer mere
iwer pris vnde iwer heil
lat ir mit minnen ir teil

ZU EINEM SPRUCHE WALTHERS.

Selbwahsen kint, dû bist ze krump.
sît nieman dich gerihten mac
(dû bist dem besmen leider alze grôz,
den swerten alze kleine),
nû slâf unde habe gemach.
ich hân mich selben des ze tump,
daz ich dich ie sô hôhe wac.
ich barc dîn ungefüege in friundes schôz,
mîn leit bant ich ze beine,
mînen rucke ich nâch dir brach.

58. und daz = *AEb.* 63. Artus der chunich = *Bbd.* 72. uf iwerm = *BDb.* 73. beidiu = *E.* 82. doch ane = *BEa.* argen = *BDEc.* 83 = *B.* 86. so = *Ab.* 87. niht = *AEbd.* 89. habe = *BDbd.* 90. lazen her = *BD.* 92 = *Ed.* 94. diu = *Abd.* 95. zwene = *ADE.* 99. schaden = *Ead.* 7702. lat ir = *BDab.*

nû sî dîn schuole meisterlôs an mîner stat: in kan dir niht.
kan ez ein ander, deis mir liep, swaz liebes dir dâ von geschiht.
doch weiz ich wol, swâ sîn gewalt ein ende hât,
dâ stêt sîn kunst nâch sünden âne dach. 101, 23—36.

In diesem öfter besprochenen und übersetzten Spruche scheint mir in Bezug auf Sinn und Grammatik nicht Alles in Ordnung zu sein. Namentlich ist es die letzte Zeile, an der ich Anstoß nehme. *dâ stêt sîn kunst nâch sünden âne dach:* das klingt undeutsch und undeutlich zugleich. Hören wir die Übersetzer. Simrock 2, 86: „doch weiß ich wol, sobald sein Reich zu Ende geht, raubt seiner Kunst Unsitte Dach und Zier" (d. h. die Unsitte = *sünde* beraubt seine Kunst des Daches und der Zierde). Weiske S. 159: „doch weiß ich wohl, wenn seine Macht ein Ende hat, bricht seine Kunst an Sünden maßlos fast" (d. h. seine Kunst wird an den fast maßlosen Sünden zu Schanden). Anders Karajan (über zwei Gedichte Walthers von der Vogelweide. Wien 1851. S. 19): „das weiß ich aber gewiss, daß, wo immer seine Macht über dich ein Ende hat, man seine Geschicklichkeit, wie viel man auch gefehlt habe, niemals in Schutz nehmen wird (daß seine Geschicklichkeit ohne Dach stehen wird)." Es ist wie man sieht der Ausdruck *kunst nâch sünden*, der den Übersetzern Schwierigkeiten machte. Simrock und Weiske treffen im Sinne sowohl als im unerhörten Satzbau, worin einer dem andern den Vorrang streitig macht, nah zusammen; wenn man, was sie bieten, in verständliches Deutsch übersetzt, lässt es sich ganz gut anhören. Aber im Grunde übersetzen sie nicht, sondern legen der Stelle einen Sinn unter, den sie ihrem Wortlaute nach weder hat, noch haben kann. Genauer an den Text schließt sich Karajan: in der That lässt sich *kunst nâch sünden* kaum viel anders wiedergeben als durch: Geschicklichkeit nachdem gesündigt oder gefehlt wurde. Aber eben dadurch tritt das Geschraubte, Unverständliche der Ausdrucksweise erst recht hervor und damit erwachen Zweifel an der Richtigkeit des Textes, Zweifel, die durch Lachmanns Autorität zum Schaden eines gesunden Fortschritts gar so häufig in Schlummer gewiegt werden.

Zum Glücke haben wir es auch hier weniger mit der fehlerhaften Überlieferung als mit einer verfehlten Emendation Lachmanns zu thun. Was die einzige Handschrift *(C)* bietet, lautet anders:

doch weiz ich wol, swâ dîn gewalt ein ende hât,
dâ stêt dîn [illegible] nâch sünden obedach.

Das gewährt einen ganz andern Sinn. *stinden* ist nun der Genitiv plur. und aufgelöst lautet der Satz: *dâ stêt dîn kunst nâch obedach der stinden. nâch einem dinge stên* heißt: nach etwas streben, nach Erreichung eines Dinges trachten. z. B. *nâch lobe stuont sîn gemüete* Walther 107, 35. *ir sin und auch ir herze stuont nâch êren* Suchenwirt 2, 36. *dem künig Adolfen stuont sîn muot nâch einer fülle als einen jungen wolfe tuot* Böhmer, Fontes 2, XXXIX. Wie man das Gemüth, wie man Herz und Gedanken auf etwas richten kann, so wohl auch die Geschicklichkeit und Kunst. Die Bedeutung der handschriftlichen Lesart wäre demnach: wo immer deine Macht ein Ende hat, da ist deine Kunst auf ein Obdach, auf Schutz, Schirm, auf Bemäntelung der Sünden gerichtet.

Hiebei erhebt sich aber von Seite der Metrik ein Bedenken: da die Präposition *nâch* stets nur den Dativ regiert, so wäre *obedach* eine Kürzung statt *obedache*, was mit Walthers Correctheit unverträglich ist. Aus diesem Grunde hat Lachmann zu der Änderung *âne dach* statt *obedach(e)* gegriffen, aber er hat diese seine Emendation wieder verdorben, indem er, noch einen Schritt weiter gehend, das zweimalige *dîn* der Hs. (*dîn gewalt, dîn kunst*) in *sîn* änderte. Nach der Überlieferung redet nämlich der Dichter, wie im ganzen Spruch, so auch hier, zu dem verwahrlosten Kinde, gegen dessen Eigenwilligkeit und Unbändigkeit er nichts mehr zu vermögen gesteht; und in diesem Falle ließe sich dem Ausdruck *kunst nâch stinden* zur Noth ein passender Sinn abgewinnen. Aber er wird unverständlich durch Lachmanns Änderung, denn nun gehen die beiden Zeilen nicht mehr auf das ungezogene Kind, sondern auf den neuen Zuchtmeister, der nach Walther mit der Erziehung des Knaben sich befassen wird. Gleichwohl hat Lachmann bei dieser Änderung (der beiden *dîn* in *sîn*) ein richtiges Gefühl geleitet, nur mit *âne dach* hat er fehl gegriffen.

Der Überlieferung kann an dieser Stelle durch Änderung eines einzigen Buchstabens vollkommen aufgeholfen werden; man darf statt *stinden* nur *sunder* (= *âne*) lesen; dann ist *nâch* nicht mehr Präposition, sondern Adverb: nahezu, beinahe, fast. Also:

kan ez ein ander baz, mirst liep, swaz liebes dir dâ von geschiht:
doch weiz ich wol, swâ sîn gewalt ein ende hât,
dâ stêt sîn kunst nâch sunder obedach.

Gelingt es einem Andern besser (so lese ich mit genauerm Anschluß an die Hs.: *baz das ist mir liep*), so soll mir lieb sein, was dir

Angenehmes daraus erwächst; doch bin ich überzeugt, daß dort, wo seine Macht aufhört, auch seine Kunst nahezu schutzlos sein wird, mit andern Worten: daß seine Kunst nicht weiter reichen wird, als seine Gewalt; daß, falls ihm keine größere Macht über dich eingeräumt wird als mir, auch seine Kunst nur wenig ausrichten wird.

FRANZ PFEIFFER.

MICH WUNDERT DASS ICH FRÖHLICH BIN.

Unter den vielen schönen deutschen Sprüchen, die in rechter Stimmung einmal gelesen sich für immer dem Gedächtniss einprägen, scheint mir in erster Reihe der Folgende zu stehen:

Ich leb und weiss nit wie lang,
Ich stirb und weiss nit wann,
Ich far und weiss nit wohin:
Mich wundert, daß ich frœlich bin.

So findet er sich mit der Unterschrift 'Hæc magister Martinus in Bibrach 1498' auf einem Buchdeckel, wonach ihn Mone abgeschrieben und im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1835, Sp. 307 bekannt gemacht hat *).

In derselben Form findet der Spruch sich gegen vierzig Jahre später in einer Schrift Luthers, der es für der Mühe werth hielt ihn zu bestreiten, ein Beweis, wie beliebt er damals sein mußte. Die Stelle findet sich in der Schrift 'Das XIIII. und XV. capitel Johannis gepredigt und ausgelegt. Wittenberg 1538, 4°, S. Jiij b. Nachdem Luther nämlich Christi Wort 'Ich bin der Weg' erklärt, fährt er also fort: „Sihe, so haben wir nu dises spruchs und des herren Christi meinung, wie er uns wil füren, von allen andern umbschweifenden, weitleuftigen und fliegenden gedanken und allein an sich zihen, auf daß er uns gewehne diesen weg zu gehen, damit wir darauf erfunden werden, wenn alle ander wege aufhören, denn er wil hiemit seine jünger und christen dazu rüsten und bereiten, daß sie immerdar gewarten des ganges zu jenem leben, als solt er sagen:

*) In sinniger Weise hat W. Wackernagel mit dem Spruche sein altdeutsches Lesebuch (2. Aufl.) geschlossen.

Es wird nu viel anders mit euch werden, weil ich von euch scheide der tod wird euch täglich unter augen stoßen und werdet alle stunden warten müßen, daß man euch wird martern, würgen und aus der welt jagen, daß ir auch müßet den weg gehen, den ich izt gehe aus diesem leben. Darumb sehet zu, daß ir alsdenn wißet wohin ir den fuß zum ersten setzen sollet, und den weg treffet, der euch tragen kan, das ist, daß ir fest an mir hanget etc. Daß ir nicht also zappelt und zaget wie die so von mir nichts wißen und iren reim füren:

Ich lebe und weiß nicht wie lange,
Ich sterbe und weiß nicht wenn,
Ich fare und weiß nicht wohin:
Mich wundert, daß ich frölich bin.

So sollen die sagen, so diese lere nicht wollen hören, noch den weg annemen und ir leben lang vergeblich ander wege suchen, denn also stehet und muß stehen des menschen herz, so es on Christo ist, daß es immerdar hanget und pampelt in solchem ewigen zweivel, schrecken und zagen, wenn es des tods gedenkt, daß es nicht wo aus, wolt gerne dem tod und der hellen entfliehen, und weiß doch nicht wie, wie sie selbs mit diesem reim bekennen. Aber ein Christ, als der diesen weg kennet und schon angefangen hat darauf zu gehen, sol das blat umbwenden und fröhlich also sagen: Da behüt mich Gott für, daß ich solt sterben und von hinnen faren und nicht wißen wo hin, denn ich bin ja in Christum getauft und gleube, daß er mein heiland ist und der weg dadurch ich gen himel komen sol. Darumb ob ich wol nicht weiß wie lang ich hie bin, oder wenn ich diesen madensack ablegen sol, doch weiß ich, daß ich mit im ewiglich leben werde. Ob nu der alte sack die augen und alle sinne zuthut und nicht weiß wo er bleibt, da ligt nicht an, denn er sols auch nicht wißen noch fülen, sondern sich auf dem rücken zum kirchhof tragen und unter die erden scharren laßen und zu pulver werden bis so lang in Gott wider auferwecken wird. Aber doch als ein christen weiß ich, Gott lob, wol, wo ich hin faren und bleiben sol, denn es ist mir zugesagt durch taufe und absolutio, item im sacrament. Darumb sol ein christ nur getrost diesen reim umbkeren und also sagen:

Ich lebe und weiß wol wie lang,
Ich sterbe und weiß wol wie und wenn
(nemlich alle tage und stunden für der welt),

Ich fare und weiß wol wohin:
Mich wundert daß ich noch traurig bin."

Mit fehlender erster Zeile bringt Stöber Elsäßisches Volksbüchlein 1, 146 den Spruch bei aus Maternus Berler, von Ruffach, Chronik, S. 246 im Code diplomatique de Strasbourg:

Ich stirb und wais nit wan,
Ich far und wais nit wohin,
Mich nimpt wunder das ich frelich bin.

Ebenfalls mit fehlender erster Zeile, auch sonst entstellt und mit dem Zusatze eines andern Spruches findet sich unser Spruch in einer Tübinger Handschrift — wohl aus dem 15. Jahrhundert — mitgetheilt von Keller in seinen Altdeutschen Gedichten S. 242:

Ich stirb und weiß nicht wem (!)
Ich var und weiß nicht wohin,
Mich wundert daß ich so frolich bin.
Das ich hab, das mag ich nicht,
Das ich mag, das hab ich nicht,
Herzen lip, vergiß mein nicht!

Vollständig, aber mit Hinzufügung zweier neuen Zeilen steht der Spruch auf einem Gemälde, das sich über dem westlichen Eingange der Franziskanerkirche zu Heilbronn befunden hat, — wie E. Meier in seinen Schwäbischen Volksliedern S. 268 mittheilt, ohne jedoch über das Alter der Inschrift etwas zu bemerken — nemlich also:

Ich lebe und weiß nicht wie lang,
Ich sterbe und weiß nicht wann,
Ich fahr und weiß nicht wohin:
Mich nimmt wunder daß ich so fröhlich bin.
Wenn ich bedenke den Tod und die ewige Pein,
So sollt ich nicht so fröhlich sein.

Im Elsaß schreiben die Kinder nach Stöber (a. a. O. 1, 62) noch heutzutage häufig in ihre Schulbücher:

Durch Christi Blut bin ich erkauft
N. bin ich getauft
N. heiß ich
Gott ist mein Trost, das weiß ich,
Ich leb und weiß nicht wie lang,
Ich sterbe und weiß nicht wann,

Ich reise und weiß nich wohin,
Mich wundert daß ich noch fröhlich bin.

In einer eigenthümlichen tiefsinnigen Fassung las Heinr. v. Kleist, der im Jahre 1801 eine Zeit lang am Thuner See in einem kleinen Landhause lebte, unsern Spruch an einem Hause jener Gegend. Er schrieb damals an Heinrich Zschokke in Bern, wie dieser in seiner Selbstschau 1, 205 mittheilt: 'Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuches schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht:

Ich komme, ich weiß nicht von wo,
Ich bin, ich weiß nicht was,
Ich fahre, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert daß ich so fröhlich bin.

der Vers gefällt mir ungemein und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spatzieren gehe'.

Es scheint mir nun nicht unwahrscheinlich, daß dieser Spruch nicht ohne Einfluß auf eine Scene der Hermannsschlacht Kleist's gewesen ist. In diesem Drama nämlich lässt der Dichter im vierten Auftritte des letzten Actes den Varus im Teutoburger Walde Nachts einer Alraune begegnen und sie also fragen:

Auf diesem Weg, den ich im Irrthum griff,
Stammmütterchen Cheruska's, sag mir an:
Wo komm ich her? Wo bin ich? Wohin wandr' ich?

DIE ALRAUNE. Varus, o Feldherr Roms, das sind drei Fragen!
Auf mehr nicht kann mein Mund dir Rede stehn!

VARUS. Sind deine Worte so geprägt,
Daß du wie Stücke Goldes sie berechnest?
Wohlan, es sei, ich bin damit zufrieden!
Wo komm ich her?

DIE ALRAUNE. Aus Nichts, Quintilius Varus!

VARUS. Aus Nichts? — Ich komm aus Arkon heut
— Die römische Sybille, seh ich wol,
Und jene Wunderfrau von Endor bist du nicht.
— Lass sehen, wie du die andern Punkt' erledigst!
Wenn du nicht weißt, woher des Wegs ich wandre:
Wenn ich südwestwärts, sprich, stets ihn verfolge,
Wo geh ich hin?

DIE ALRAUNE. Ins Nichts, Quintilius Varus.

VARUS. Ins Nichts? — Du singst ja, wie ein Rabe!
Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?
Eh ich in Charons düstern Nachen steige
Denk' ich, als Sieger zweimal noch
Rom mit der heitern Quadriga zu durchschreiten!
Das hat ein Priester Jovis mir vertraut.
— Triff, bitt' ich dich, der dritten Frage,
Die du vergönnt mir, besser auf die Stirn!
Du siehst, die Nacht hat mich Verirrten überfallen:
Wo geh' ich her? Wo geh' ich hin?
Und wenn du das nicht weißt, wohlan:
Wo bin ich? sag' mir an, das wirst du wissen;
In welcher Gegend hier befind ich mich?

DIE ALRAUNE. Zwei Schritt vom Grab', Quintilius Varus,
Hart zwischen Nichts und Nichts! Gehab dich wol!
Das sind genau der Fragen drei:
Der Fragen mehr auf dieser Haide
Gibt die cheruskische Alraune nicht.

WEIMAR, Juli 1861. REINHOLD KÖHLER.

ZU HARTMANNS GREGOR.

Mîn herze hât betwungen
vil dicke mîne zungen
daz sî des vil gesprochen hât
daz nâch der werlde lône stât
. . . . . .
unde weiz daz wol für wâr,
swer durch des helleschergen rât
den trôst ze sîner jugent hât,
daz er dar ûf sündet,
als in diu jugent schündet,
daz er gedenket dar an

2. Vnd dicke; vil *und* vñ *sehen sich sehr ähnlich.* 4. werlt.

'du bist noch ein junger man;
aller dîner missetât
der wirt noch vil guot rât,
du gebetest in dem alter wol':
der gedanc, als er ze rehte sol,
den fürgedanc richet,
wand in daz alter brichet
mit einem snellem ende.
der gnâden ellende
hât danne den bezzern teil erkorn:
unde wære ab er geborn
von Adâm mit Abêle
und solt mit im sîn sêle
wern âne sünden slac
unz an den jungesten tac,
sô hæte er niht ze vil gegeben
umb daz êwige leben
daz anegenges niht enhât
unde ouch nimmer zergât.
Durch daz wære ich gerne bereit
ze sprechenne die wârheit
daz mîner sünden bürde,
der ich geringet würde
ein teil durch mîne müelicheit,
ûf mich iht wære hin geleit.

*

noch gebirge noch walt:
dern hât ze heiz noch ze kalt,
er vert in des lîbes nôt,
und leit ûf in den êwegen tôt.

Diesen bisher unbekannten Eingang von Hartmanns Gregor gab nach einer Erlauer Papierhandschrift des vierzehnten Jahrhunderts der Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1856, 136. Ich habe nach dem Abdrucke den Text herzustellen versucht. An der

16. gedenckt. 17. richtet. 18. Vñ in. 20. genaden. 22. Vnd were aber. 26. Werē. 32. sprechen. 33. da nimmer sündecleiche bürde. 34. die ich. 34. 35. vertauscht. 36. Auf mich mit witen hingeleit.

Echtheit ist nicht zu zweifeln: den in den Versen 6—19 ausgesprochenen Gedanken wiederholt Hartmann am Schlusse des Gedichtes 3787 ff.

Bî disen guoten mæren
von disen sündæren,
wie sî nâch grôzer schulde
erwurben gotes hulde,
dâ ensol niemer an
dehein sündiger man
genemen bœsez bilde;
sî er gote wilde,
daz er iht gedenke alsô
'nû wis du vrevel unde vrô:
wie soldest dû verwâzen wesen?
sît daz dise sint genesen
nâch ir grôzen meintât,
sô wirt dîn als guot rât (= 14)
und ist daz ich geleben *) sol,
sô genise ich alsô wol'.
swer ûf den wân sündet (= 9)
swes in der tiuvel schündet (vgl. 10),
den hât er überwunden,
in sînen gewalt gebunden:
und ist ouch sîn sünde kranc.
sô kumt der selbe gedanc
mit tûsentvalter missetât,
unde enwirt sîn nimmer rât.
dâ sol der sündige man
ein sælic bilde nemen an,
swie vil er gesündet hât,
daz sîn doch wirt guot rât,
ob er die riuwe begât
und rehte buoze bestât.

Am wenigsten verderbt sind die Verse 1—30, mit Ausnahme einiger zweifelhaften Stellen, die eine Vergleichung der wenig zuverlässigen Abschrift mit dem Originale vielleicht berichtigt. Die

*) gelten *A: fehlt E. Lachmanns Text behält* gelten *bei, Zeitschr.* 5, 69 *ist Benecke's Besserung* genesen *vorgezogen.*

fehlende Zeile habe ich, weil die Reimverkettung darauf zu führen scheint, nach *stât* (4) nicht nach *wâr* (6) angenommen: sie lautete etwa *der* (der Welt) *ich ie diente mîniu jâr*. Die Zeilen 23. 24 könnte man mit vier Hebungen vielleicht besser so schreiben:

von Adâme mit Abêle
und solde mit im sîn sêle

Ungleich schlimmer ist es um die Verse 31—40 bestellt, die in ihrer ursprünglichen Gestalt zu geben mir nicht möglich war. Die Umstellung von 33. 34 ergab sich aus dem Reime. Meine 36. Zeile wollte nur einigen Sinn in die sinnlose Überlieferung bringen. Des möglichst nahen Anschlusses wegen änderte ich *wæren* nur in *wære*; dem Sinne entspräche *würde* besser, *hin* muß wohl ganz getilgt werden. Nach 36 bezeichnet die Handschrift keine Lücke: daß aber etwas fehlt, lehrt die Zusammenhanglosigkeit. Vielleicht schon in der Vorlage des Schreibers; vielleicht aber sprang dieser durch einen gleichen Reim veranlasst, ein Stück weiter, was auch die Verwirrung in 36 erklären hilft. Wie groß die Lücke war könnten wir nach dem Salzburger Bruchstücke bemessen, dessen Lesarten Massmann in Mones Anzeiger 7, 390 mitgetheilt hat. Dasselbe enthält auf Bl. 10—12^{b} (nach der Zählung der vollständigen Handschrift 156 Verse, also etwa 52 Verse auf einem Blatte, mithin auf Bl. 1—9 etwa 418 Verse, d. h. 161 vor dem jetzigen Anfang. Somit ergäbe sich zwischen 36 und 37 des aus der Erlauer Handschrift mitgetheilten Eingangs eine Lücke von etwa 128 Versen. Eine so große Lücke ist jedoch nicht wahrscheinlich, da seinen andern Gedichten Hartmann ungleich kürzere Eingänge gibt. Der arme Heinrich hat 28, der Iwein 30 Eingangsverse; auch der Erec kann, da nur ein Blatt am Anfange fehlt nicht viel mehr gehabt haben. Der größere Umfang der Einleitung zum Gregor rechtfertigt sich allerdings durch die Idee des Gedichtes, die für manchen etwas Anstößiges haben mochte, weshalb er auch für nöthig hielt am Schlusse noch einmal darauf zurück zu kommen.

Nach 40 folgt gleich Vers 7 des Lachmannischen Textes, so daß auch hier die Handschrift eine Lücke verräth. Eine vollständige Vergleichung verdient sie in jedem Falle, da schon die ersten Verse, die wir vergleichen können (7—14) bemerkenswerthe Lesarten enthalten.

ROSTOCK, im Mai 1860. KARL BARTSCH.

SANTE MARGARETEN MARTER.

Unter obiger Überschrift veröffentlichte Prof. Bartsch 4, 440 ff. dieser Zeitschrift nach später Überlieferung eine Legendendichtung, die er mit Recht den schönsten des 12. Jahrhunderts an die Seite stellt. Eine zweite, bisher noch unbekannte Niederschrift derselben fand ich im Sommer vorigen Jahres in der Augustiner-Chorherrnbibliothek zu Klosterneuburg. Sie befindet sich im Codex Nr. 1079, auf den ich bei meiner Beschreibung einiger Klosterneuburger Handschriften im Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit noch ausführlicher zurückkommen werde. Ein höheres Alter als die von Bartsch benützte Prager Handschrift wird sie kaum ansprechen dürfen, denn ein derselben vorausgehender Prosatractat des Wiener Magisters Henricus de Hassia ist vom J. 1416 datiert. An Treue der Überlieferung muß sie sogar noch hinter die Prager Handschrift zurücktreten. Die Schreibung ist sehr verwildert, der ganze Eingang V. 1—60 ist fortgelassen und bei V. 619 bricht sie mit einem angeflickten Verse im entscheidenden Moment plötzlich ab. Trotzdem scheint mir eine Vergleichung derselben nicht alles Werthes zu entbehren, da sie stellenweise doch auch besseres gewährt als Zeugnisse für die Eilfertigkeit und den Leichtsinn ihres Schreibers. Es wird Bartsch freuen, in dem nachfolgenden Variantenverzeichnisse für einige seiner Conjecturen die Bestätigung zu finden. Natürlich habe ich nur die mir wichtiger scheinenden Abweichungen angemerkt, und nicht jeden Gebrauch eines Flickwortes, jede Umstellung einzelner Wörter, jede verderbte Schreibung, dergleichen fast jede Zeile aufweist, verzeichnet. Ich hebe noch hervor, daß auch in der Klosterneuburger, wie in der Prager Handschrift, das Gedicht, in unabgesetzten Versen geschrieben ist*). Um eine zusammenhängende Probe des von ihr gebotenen Textes zu geben, theile ich einige Verse vom Anfang vollständig mit.

*) Die leeren Räume in der Prager Handschrift, deren Bartsch S. 462 gedenkt, waren wol zur Aufnahme von Bildern bestimmt, wie man das ja in vielen Handschriften findet.

Hye hebt sich an dye marter von der lobsam Junkfrawn sand Margaret.

Ez waz ein haidnischer patriarch
der waz edel vnd waz stark
Vnd wazz gehaissen theodosius
In antiochia waz seyn haws
Er waz ein vil edel man
In seynem alter er gewan
Ein tochter lobsam
dew waz hochgeporn
Czw gottes dinst waz si erchorn etc.

71. daz chind gab man von danne. 73. starib ir vil frue. 76. rechtes versan. 77. do nam si an sich dye christenhait. 78. dye haydenschafft waz ir vil layd. 81. wye vil man sey martret. 82. dez acht nicht s. m. 86. Manig fürsten yn der chanden. 93. 94. Oder wolt sew gor vernichten. Oder also hyn schickchen. 96. grossen not. 97. ein man frayssam. 99. Mit andern iunkfrawn phlege (*wie im Passional* 327, 63). 101. ir ain der schaff vnd dew gaysslein. 104. gemeret. 106. Er sant ir seynen poten noch. 108. von edler art. 110. Er wolt sey czw eyner chan nemen (*übereinstimmend mit Bartsch's Herstellung gegen P.*). 111. wer auer si nyement aygen. 114. Daz si in nem ledigchleichen. 116. erchom. 120. Ich gib dir den Leib vnd dye sel sein. 121. geber mich. 124. Czw. anttwurten mit vollaist. 126. vor disem vblen volande. 132. Als den visch an dem angel (*wie Bartsch richtig vermuthet hatte.*) 148. aygenhafft. 153. Margaret pin ich gehaissen (*vergl. Bartsch* S. 465.) 156. dem ewigen. 160. dw volgest vnd petest an. 162. daz in mein vordern erhingen. 163. dye magt herleich. 168. In seines vater reich. 172. Dye Junkfrawn dan. 174. Vncz er wesacht mit waz augen hart. 175. Er gewun mvntum. 180. do hyet er dye magt furen czue. 183. 184. vnd schon deyner iugent deyner edel vnd deyner tvgent. 188. vnd wil dich hochen frawn genassen. 189. gar| offenleichen. 194. Ich wil wagen m. l. 195. daz mein sel ymer lebe. 198. durch aller chrsitenhait. 201. sein gutleich pitten. 206. gestrakt. 208. vnd sprach gor mynikchkleich. 212. 213. dw erlosest auff der erde Alle de dir getrawn. 214. dein gnad sy peschawn. 216. daz ich icht furicht dye wunden. 217. Sentt mir des himel caro (*so!*). 218. mich arme. 219. daz mir

nempst dye sleg. 221. 222. VJl pald se sey perten, dye hayden mit den gertten. 227. volig. 232. *fg.* Is pluetend all irren glid, vnd palten sey mynigkchleichen, dew lewt all gemaynkleichen, daz sy an den richter chert, vnd yeren leyb do mit hert. 235. Sy strafft sew all sere. (*vgl. Bartsch* S. 466.). 237. 238. get haym an ewer werich vnd lat marteren mein verich. 240. der geyt mir dye ewig chran. (*vgl. Bartsch's Conjectur S.* 470). 242. man] *fehlt.* 243. *fg.* dw vil hvngriger hvnt, dein sel vert in der helle grvnt, der verlucht (*so*) sathanas, dem dein vater vil lieb was, Seynew werich dw wegest. 249. dw vil frayssleicher leo. 250. deynew werich sind vngetrew. 252. vnd dar czue alle hayden. 256. mit kramppenn. 260. vil pitterleich waz ir tod. 266. In ir herczenleichen swer. 275. aus parme. 278. Mein got mit pet nicht nennest. 280. *Nach diesem ist ein Vers eingeschoben*: vnd von deynem got nicht genaden fvnden. 285. dw vilschalkchafftiger hvnt. 287. 288. Mein sel ist doch gesvnt vnd mvstw in der helle grvnt. 289. So wirstw zw helle gesendet. 292. dye magt mynikchleich. 293. setzen] Stossen. 294. der waz frawen ler. 297. Alles weystvms schepher. 302. für dye feynt ein reste. 304. *fehlt.* 305. Chum czw mir herre got. 308. *fehlt.* 317. 318. Mein chrankchait dw wol waist, Svn dw vater Svn dw heyliger geist. 329. *fehlt.* 331. dranch] sprang. 333. fg. Seynew augen fewren, Seyn czend waren stechlein aws seynem hals ging ein schein. 339. 340. Oben auff seynem chragen, Czway prynvnde swert lagen (*durch diese richtigere Lesart wird Bartsch's Conjectur S.* 340 *unnöthig.*) 341. Seyn parst vnd seyn gren. 344. dar aws gye fewr czw aller stvnd. 364. trakchaho. 365. Sy sagt. 368. *fg.* dort hinden sten pey der want, In eynen vinster winkel Eyn swarczer tyeffel, gepilldet menschleichen, Er waz gestalt yemerleichen. 376. *fehlt.* 380. vnd hab mit mir frid vnd svn. 381. Ruffô] ruffian. 384. daz dw warsst seyn speysse. 386. In daz abgrvnt fewr. 387. tod gelegen von dir. 388. fg. dar czw wil dw auch mir, Layd tun mit gepet Do geving in sand Margaret. 392. vnd pukcht in vngewar. 394. mit den füzzen. 395. Sy trat yn auff daz hawpp seyn. 396. Sy sprach var in der helle peyn. 397. prüeffe. 402. Seynew pot ich gern lyern. *Danach noch zwei Verse die in P fehlen*: do styes sy in allczw hant, Mit irm füzz daz er verswant. 407. dar auff sas. 409. dye taubem füzz mit ir red. 416. fg. Sy lobt got vndchert czw hant, Syech vmb vnd sprach czw dem valant, Sag an dw verfluchter man, dw verfluchter sam. 422. welczewol. 424. Mit gutten

lewten gerechten. 425. vnd erslychen an ir arybait. (*P ist an dieser Stelle sinnlos*). 429. Ich chan sew wol laychen. 437. 438. Hercze sin vnd augen, offenwar vnd tawgen. 439. *fg.* Ich pring hewr vnd manslacht, paydew tag vnd nacht, Ich wetreug dye lewt wachvnd vnd mve sew auch slaffund, al mein chrafft vnd mein gelit, wenn dw hast mir angesigt, Ein magt hat mir den syn genomen, hyet mich ein man vber chomen, dein vater vnd alles dein chvnde, waren mein gesinde, Noch meynen willen si teten, Nvn hastw ain misse ratenn. 456. vnd mvzz nvn furbas dagen. 464. *fg.* daz niemant mer welle, Noch nicht fechten, Mit allen lewten gerechten. 469. Er verslas vns yn ein glas (*bessere Lesart als in P., vergl. v.* 482.) 476. den tod. 477. dô ûz] das haws. 479. dye herren alle. 492. fuorte] pracht. 495. *fg.* der richter het nicht weybes, do von gert er irs leytes, vnd daz sy seynen got anpet. 501. 502. *Anstatt dessen*: Mit facheln vñ mit pech. 408. An der sel noch an dem leyb. 510. Er wetracht vnd gedacht. 514. vnd wurffen sey doryn czw hant. 515. do sy dar yn gebarffen wart. 517. *fg.* Her dein reich ist an ende, Nvn laz mir deyn gepende, der hennt vnd der füzze. 522. plozzer. 524. So wir dye sel dye hell berawbt. 527. 528. Cze hant derpydemt dye erd vnd gye dye gocz werd. 537. *fg.* ffümff tawsent haydenisch man, Gelawben an christ sann. 543. der vnrech. 548. Mit manger hant vnczucht. 556. *fg.* daz er icht sunden an ir beging, Er wolt sey gewaykchet habm, do tröst sy den chnabm, Maniger sach pey ir den haylant. 562. das ich icht mit meynem pett eyle. 563. vnd dye sel vertig (*danach wäre statt des ungeheuerlichen* 'erhêhergein' *in P zu setzen* 'vertigen.'). 564. Czw andern selen heylig. 565. 6. Er gab ir frist vnd pitt, Sy chniet nyder noch irm syt. 576. *Dahinter*: Wer alter oder chirichen, Mir czw eren hayst würichen. 579. 580. vergib ym seyn schulde, vnd lozz yn haben deyn hulde. 606. vnd vmb aller christen swer. 608. vnd. der engl genachschafft. 609. daz sag ich dir czw dissz frist. 612. wer dein marter am herczen tret. 619. Sy tröst do czw stvnden, dye hayden yn grossen svnden.

WIEN, Juni 1861. JOS. MARIA WAGNER.

DEUTSCHE UND GRIECHISCHE KINDERSPRÜCHE.

Die Lieder und Spiele der Kinder haben sich, wie die Forschungen der Gegenwart erweisen, aus der grauesten Vorzeit her unverändert erhalten. Sie sind daher neben der Sprache, den religiösen Anschauungen, den verschiedenartigen Sitten und Gebräuchen eine wichtige Quelle, um über die Verwandtschaft einzelner Stämme unter einander und den Culturzustand des gemeinsamen Urvolkes zu entscheiden. Von diesem Standpunkte aus werden die folgenden Zeilen, in welchen nachgewiesen werden soll, daß sich dieselben oder doch ähnliche Kindersprüche bei den Griechen wie bei den Deutschen finden, wenigstens nicht als überflüssig erscheinen.

Pollux in seinem Onomast. IX, 123 führt unter den Kinderspielen der Griechen auch folgendes an: *ἡ δ' ἔξεχ' ὦ φίλ' ἥλιε παιδιὰ κρότον ἔχει τῶν παίδων σὺν τῷ ἐπιβοήματι τούτῳ, ὁπόταν νέφος ἐπιδράμῃ τὸν θεόν, ὅθεν καὶ Στράττις ἐν Φοινίσσαις* *):

εἰθ' ἥλιος μὲν πείθεται τοῖς παιδίοις
ὅταν λέγωσιν· ἔξεχ' ὦ φίλ' ἥλιε.

Ähnliches berichtet Suidas s. v. *ἐξέχειν τὸν ἥλιον*, nämlich: *ἔξεχ' ὦ φίλ' ἥλιε. κωλάριόν τι παροιμιῶδες ὑπὸ τῶν παιδίων λεγόμενον, ὅταν ἐπινέφῃ ψύχους ὄντος. Ἀριστοφάνης Νήσοις* **).

Λέξεις ἄρα
ὥσπερ τὰ παιδί· ἔξεχ' ὦ φίλ' ἥλιε.

Das ist nun ganz und gar dasselbe Kinderlied, welches in den verschiedenartigsten Formen in allen deutschen Gauen noch heute gesungen wird; man vergleiche Rochholz alem. Kinderlied, Vorwort S. VIII, Stöber Els. Volksb. S. 65, n. 259—261, Simrock deutsch. Kinderbuch S. 130, n. 505, 512, 514, 519 u. 520, Meier S. 21. Daraus erhellt auch, daß Rochholz a. a. O. nicht berechtigt war in dem neapolitanischen Kinderreime:

„Jesce, jesce Sole
Scajenta Mperatore"

eine Spur der deutschen Einwanderung zu erkennen; denn dieses Liedchen kann ebenso gut, wie das griechische, unmittelbar aus der

*) Vgl. Meineke Fragm. Com. II, 2, 781.
**) m. II, 2, 1110.

gemeinsamen Quelle geflossen sein. Übrigens ist noch auf den κρότος, welchen Pollux erwähnt, aufmerksam zu machen. Dieses Klatschen hatte offenbar den Zweck die bösen Dämonen zu verscheuchen, so wie in dem deutschen Liede: „Regen, Regen rusch, De König fahrt to Busch" der Wetterherr angerufen wird, um die Wetterhexen in ihre Wälder zurückzujagen.

Theophrast. Char. V wird erzählt, wie der Liebesdiener, wenn er irgendwo zu Tische geladen wird, die Kinder des Wirths hereinkommen lässt, sie küsst und neben sich setzt, und wie er dann selbst mit den einen spielt, indem er dazu sagt: „ἀσκός, πέλεκυς," die andern aber auf seinem Schoße schlafen lässt, auf die Gefahr hin gedrückt zu werden. So viele Erklärungen auch von dieser Stelle in den Commentaren gegeben worden sind, so kann doch keine uns irgendwie befriedigen. Erst M. Schmidt hat (Phil. XV, 3, S. 544) richtig bemerkt, daß hier wol an ein Fingerspiel zu denken sei. Wahrscheinlich haben wir in ἀσκός und πέλεκυς Namen von Fingern zu erkennen; und zwar kann der Daumen als der dicke Finger *) ganz gut mit ἀσκός, der Zeigefinger, insoferne er vorzugsweise zum Klopfen dient, mit πέλεκυς bezeichnet werden. Dann wäre hier jenes Spieles gedacht, wo man die einzelnen Finger des Kindes zupft und dabei benennt, wie in unserem Deutschen: „Däumchen, Bräumchen, Langemann, Dormann, Düppchen" u. ä. (vgl. Simrock S. 6, n. 22, Rochholz S. 109, n. 211).

Noch eines Kinderspruchs mag hier erwähnt werden, für den ich aber einen entsprechenden Reim aus dem Deutschen nicht beizubringen vermag. Vielleicht wird dies Anderen gelingen. Nach dem Scholion zu Arist. Aves v. 54 pflegten nämlich die Kinder, wenn sie einen Vogel fliegen sahen, mit dem Beine an einen Stein zu schlagen und dabei zu singen:

Δὸς τὸ σκέλος τῇ πέτρᾳ
καὶ πεσοῦνται τὰ ὄρνεα.

„Schlag dein Bein an einen Stein,
Und du fängst dein Vögelein!"

Es ist nicht zu zweifeln, daß, wie schon Droysen in seiner Übersetzung des Aristophanes zu dieser Stelle bemerkt, hier ein

*) Im Mecklenburgischen heißt der Daumen *Dickbûk* (Dickbauch); daß ἀσκός im gleichen Sinne gebraucht wurde, erhellt aus den Bemerkungen des Casaubonus zu unserer Stelle (vgl. Bergler zu Arist. Nubes 1146).

ähnlicher Scherz zu Grunde liegt, wie wenn man bei uns den Kindern neckend räth, sich leise an den Vogel heranzuschleichen und ihm Salz auf den Schwanz zu streuen, worauf er wie gebannt sitzen bleiben werde.

INNSBRUCK. KARL SCHENKL.

LITTERATUR.

Sagen aus Hapsal, der Wiek, Ösel und Runö. Gesammelt und kurz erläutert von C. Rußwurm. Reval, 1861, bei Franz Kluge XX und 191 S. 8°.

Diese Sammlung verdient unsern Dank, da sie werthvolle Sagen, Legenden und Schwänke aus Gegenden beibringt, die in der Sagenlitteratur bisher nur sehr wenig vertreten waren. Es tritt uns hier manches Fremde entgegen, viele Sagen tragen aber entschieden deutsches Gepräge und finden sich in allen Gauen unseres Vaterlandes wieder. Die Sammlung beginnt mit der schönen Mythe von Salme und Linda, die in esthnischen Liedern noch fortlebt. Um die schöne Linda werben Mond und Sonne, der Wasserkönig und der Wind, sie aber gab dem kühnen Kalew ihre Hand. Kalew war, wie uns seine Stärke und seine Stimme (S. 7—10) bezeugen, ein mächtiger Riese. Andere Riesensagen folgen. Darunter ist die von Töll und seinen Brüdern (S. 11—15) merkwürdig, denn von ihm erzählt eine esthnische Sage sogar eine Art Tellsschuß. Seine Eßlust (S. 15) mahnt an Thorrs unersättlichen Hunger, seine Abenteuer im Brunnen (ebd.) an das Märchen der junge Riese (Grimm K. H. M. 2, 27. 3, 158). Aus diesem Märchen hat auch der Ellernriese (S. 18) einen Zug. Beachtenswerth ist die Sage Dagö (S. 48): „Die Insel Gutland war früher so unscheinbar, daß sie immer am Tage untersank und nur bei Nacht sichtbar wurde. Als aber Thielvar zuerst Feuer dahin brachte, sank sie nicht mehr!! — Erinnerungen an Odin haben sich im Namen Odinsholm und in Odins Grabstein erhalten: „Dieser Hügel sagen die Schweden auf der Insel ist das Grabmal eines gewaltigen Zauberers Odin, dessen riesige Gestalt noch jetzt zu ersehen ist an dem eingesunkenen Erdreiche" (S. 62). Wie die Sage vom Pestmännchen oder Pestweibchen in ganz Deutschland erzählt, so tritt die Pest auch in dieser Sammlung als Knabe oder graues Männchen auf (S. 79—83). Eigenthümlich sind die Sagen von dem Bise (S. 86). Er ist an die Stelle des alten Donnergottes getreten und die Teufel verstecken sich vor ihm. In diesen Teufeln sind wohl alte Riesen zu suchen. Gut sind die Wassersagen (S. 92 ff.) vertreten. Der Unch singt so schön, daß selbst die Pferde tanzen. Nur wer sich platt auf den Boden legt, widerst diesem Zauber (S. 93). Er bläst so schön auf dem Dudelsack, daß in verführerischen Tönen eine ganze Gesellschaft folgen muß und ins r versinkt (S. 96). Am Fischfange nehmen die Wassergeister gerne Theil

und finden sicher die Stellen, wo die reichsten Züge zu finden sind. Sieht man einen Unch vor sich fischen, fehlt nicht reichlicher Gewinn (S. 94). Uralte mythische Züge bringt die Sage vom See Eim S. 101 (vergl. Simrocks Legenden S. 1). Auf Schatzsagen (S. 102 sofort) folgen Mittheilungen über den Skrat, der Schätze bringt, dem Hausherrn schützend beisteht und Frevel rächt (S. 107—110). Die Erdgreise entsprechen unsern Zwergen und Unterirdischen (S. 114). Sie hüten Schätze, sind ausgezeichnete Schmiede und erscheinen als Kröten. Wechselbälge (S. 117), Hexengelage auf dem Blocksberge bei Fällana (S. 119 u. 120), Wundergänger (S. 122) weiße und andere Geister (S. 123) sind auch im Hapsal u. s. f. bekannt. Theilweise neu ist das über den Teufel Berichtete (S. 130 ff.). Er schmiedet, spielt in ausgezeichneter Weise den Dudelsack und hat einen kleinen Sohn Namens Thomas, der als Virtuose die Welt durchzieht (S. 131). Die Sage von Ißiteggi (d. i. Selber gethan) mahnt an Polyphem (vergl. Tirol. Sagen S. 95). Reicher als in andern Sammlungen ist hier die Thiersage (158 ff.) vertreten, in der Bär, Wolf und Fuchs die Hauptrollen spielen. Der Bär als Fischer (S. 158) enthält eine aus Reinhart Fuchs (23 320 ff.) bekannte Sage. Den Schluß bilden einige Mittheilungen über hl. Bäume (S. 189), denen man sogar Opfer brachte. Der Baumkultus scheint dort große Verbreitung gehabt zu haben (S. 35, 53, 55). Überdies werden auch Opfer erwähnt, die Gewässern (S. 38) und den Gräbern (S. 53) dargebracht wurden. Bemerkenswerth sind die Traditionen, die sich auf den Dudelsack beziehen. Er gilt als heidnisches Instrument und sein Gebrauch wird verabscheut (S. 96, 132, 134). Er ist eine Erfindung des Teufels (S. 156) und wird von ihm und dessen Sohn Thomas gespielt (S. 131, 135). Zweifelsohne wurden mit seinem Tone einst heidnische Opfer und Gelage begleitet. Aus dem Gesagten ergibt sich die Reichhaltigkeit dieses Werkes, das uns die Sagenschätze bisher unerforschter Gegenden öffnet. So dankenswerth der mitgetheilte Stoff ist, so mangelhaft und unbefriedigend sind die allzukurzen Erläuterungen. Selbst die S. XIX und XX angegebenen Quellen sind nur wenig und selten benützt worden. Eine bessere Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur wäre sehr zu wünschen gewesen. Dagegen hätten der Reisebericht: Kaiser Peter in Linden (S. 75) und die werthlosen Reimereien S. 42, 96, 174, 185 ganz wegbleiben können. I. V. ZINGERLE.

Elsässisches Samstagsblatt. Herausgegeben von Friedrich Otte. Jahrgang 1860. Mülhausen bei Rißler. 218 S. 4°.

Diese Zeitschrift, die mit warmer Liebe deutsche Bildung, Sitte und Sage in Elsaß pflegt und vertritt und schon desshalb Dank und Empfehlung verdient, enthält unter andern folgende Beiträge, die für Germanisten von Bedeutung sind: Bilder und Züge zur Rechts- und Sittenkunde des Elsaßes im 17. und 18. Jahrhundert von August Stöber S. 1, der Kohlenberg in Basel, Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte des Mittelalters v. Fr. Otte S. 17, allerlei Curiosa aus den Colmarer Dominikaner-Annalen S. 27, 36, 50, 70, 78, das Todesanzeigen im Volksaberglauben v. Aug. Stöber S. 46, eine alte Sitte am Rhein S. 96, der rothe Thurm und das Rechtssymbol des Seidenfadens im Basler Bischofs- und Dienstmannenrecht v. A. Stöber

S. 100, zur Geschichte der geistigen Bewegung des Mittelalters v. K. Schmidt S. 121, Beiträge zur Geschichte der Thierfabel von Kilchhofer S. 151, das vordere Illthal topographisch und historisch geschildert v. A. Stöber S. 165, 168, 173, 177, 188, 194, 200, 202 und Sagen von Ehrmann, Kilchhofer, Th. Klein und dem Herausgeber S. 3, 26, 72, 143, 147, 216.

I. V. ZINGERLE.

Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes von Dr. Karl Schiller. Erstes Heft. Schwerin 1861. Hofbuchdruckerei von Dr. F. W. Bärensprung. 32 S. 4°.

Diese kleine Schrift bietet viel mehr, als der bescheidene Titel verspricht. Mit gewissenhafter Benützung der reichen darauf bezüglichen Litteratur theilt uns der Verfasser die verschiedenen Namen der behandelten Thiere und Pflanzen mit, sucht sie zu erklären und berichtet über die Meinungen und Bräuche des Volkes, die an Thieren und Kräutern haften. Dabei beschränkt er sich nicht auf die Anschauungen des Mecklenburgischen Volkes, sondern bringt aus allen Gegenden deutscher Zunge zahlreiche Beiträge, so daß dieses Heft den Titel: „Zum Thier- und Kräuterbuche des deutschen Volkes" wohl verdiente. Zu den gelungensten Abschnitten darin gehören Adebâr S. 3, Brassen S. 7, Sün'worm Coccinella septempunctata S. 11, Bifôt S. 14, Dull-Dill S. 17, Êrbêrnstrûk S. 19, Wödendunk S. 32. — Möchte das zweite Heft bald nachfolgen!

I. V. ZINGERLE.

Das Todaustragen und der Muorlef. Ein Beitrag zur Kunde sächsischer Sitte und Sagen in Siebenbürgen. Von Johann K. Schuller. Hermannstadt 1861. 18 S. 8°.

Der erste Theil behandelt die alte Sitte des Todaustragens, welche jedes Jahr in dem sächsischen Dorfe Brallen am Himmelfahrtstage stattfindet. Daß dadurch der Sommeranfang gefeiert wird, geht aus mehreren Volksglauben hervor, z. B. von dem Tage dieses Todaustragens angefangen können die Kinder Stachelbeeren und Obst geniessen: der Tod, der früher in den Früchten gesessen, ist nun vernichtet. Auch die Unschädlichkeit des Badens im Freien steht mit dem Todaustragen in Verbindung. Als Resultat der Untersuchung ergibt sich, daß die Strohpuppe, welche entweder verbrannt oder ins Wasser geworfen wird, der personifizierte Winter ist; das festlich aufgeputzte Schulmädchen, welches nach der Verbrennung durch die Gassen geleitet wird, stellt den eingehenden Sommer dar. — Der zweite Theil weist in den Redensarten: „garstig wie der Muorlef, böse wie der Muorlef, grob wie der Muorlef" Erinnerungen an die Morolfsage nach. In manchen Redeweisen z. B. „Gehe zum Muorlef, Hol dich der Muorlef, er ist mit dem Muorlef" ist der Muorlef an die Stelle des Teufels getreten, der ja mit dem Morolf eine Reihe von Eigenschaften gemein hat. — Das lehrreiche Büchlein ist mit großer Sachkenntniss und warmer Hingabe an den Gegenstand geschrieben.

I. V. ZINGERLE.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

GAURIEL VON MONTAVEL

VON

KONRAD VON STOFFELN.

IM AUSZUGE BEARBEITET VON ADALBERT JEITTELES.

Diese Dichtung des 13. Jhd. hat sich nur in zwei jungen nachlässig geschriebenen, lückenhaften Handschriften erhalten. Die eine liegt auf der fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen, die andere auf der Universitätsbibliothek zu Innsbruck. Von der erstern gibt J. v. Lassberg vor seiner nun in den Besitz des Germanischen Museums übergangenen Abschrift folgende Beschreibung: „Sie ist in klein Folio, auf Papier, um die Mitte des 15. Jhd., von einer und derselben Hand geschrieben; das Papier hat zum Wasserzeichen einen Reichsapfel. Auf dem ersten Blatte, dem Anfange gegenüber, ist ein Ritter mit einem weißen Widder, dessen Hörner Knoten wie Steinbockhörner haben, in voller Rüstung, zu Fusse, mit Schild und Lanze, gemalt; im Schild führt er einen springenden goldenen Schafbock auf blauem Felde, über die Rüstung hat er einen blauen Wappenrock gezogen, auf dem viele kleine goldene Böcke gestickt sind; Achsel-, Ellenbogen- und Kniedecken sind gelb oder golden; auf dem Kopfe trägt er eine Art Kappe, auf welcher rundherum goldene Lilien gestickt sind; sie ist mit einem kirschrothen Wulste umgeben; der Helm fehlt; in der rechten Hand hält der Ritter eine Stechlanze, in deren blauem Fähnlein wieder ein goldner springender Schafbock gemalt ist*)".

„Jede der XXIV Aventuren, aus denen das Gedicht besteht, hat einen gemalten Anfangsbuchstaben, bald roth, bald blau, bald

*) Damit es nicht umkommt und weil das Bild für die Kostümkunde des 15. Jhd. immerhin einiges Interesse beanspruchen darf, lasse ich den Stock, den mir vor langen Jahren ein angehender Holzschneider zu seiner Übung davon geschnitten hat, hier beidrucken. Pfeiffer.

beides zugleich. Jeder Vers hat einen roth durchstrichenen Anfangsbuchstaben, jede Seite im Durchschnitte dreißig Verse; der Blattseiten sind 188, der Verse Zahl ist im Ganzen 5642."

Die Innsbrucker Hs. vom J. 1456 ist beschrieben durch Karl Emmert in Mone's Anzeiger 1836, Sp. 339 ff. Das Gedicht ist sehr lückenhaft darin enthalten. Ein großer Theil zu Ende fehlt ganz, dafür sind, recht zum Beweis der seltenen Sorglosigkeit des Abschreibers, eine Reihe von Versen aus dem Wilhelm von Orlens von Rudolf von Ems unmittelbar angehängt.

Die erste Nachricht von dem Gauriel von Montavel gab Lassberg nach der Donaueschinger Hs. im Liedersaal 2, Vorrede 61. Später hat W. Wackernagel in der zweiten Auflage des altdeutschen Lesebuches S. 643 ff. einen Abschnitt daraus abdrucken lassen. Aber in der neuesten Auflage ist derselbe wieder weggelassen. Mit Recht, denn ein Gedicht, das sich im Allgemeinen so wenig über die Mittelmäßigkeit erhebt, verdient in einer Beispielsammlung keine Stelle; noch weniger, auch wenn die schlechte Überlieferung dies überhaupt zuließe, eine vollständige Ausgabe. Dagegen scheint ein kurzer Auszug mit einzelnen Proben wohl gerechtfertigt, und ich habe deshalb der Aufforderung des Herausgebers der Germania, der mir zu diesem Behufe seine Abschriften beider Hss. freundlich zur Verfügung gestellt hat, gerne entsprochen.

Was den Dichter betrifft, so mögen darüber die Äußerungen Lassbergs im Vorwort zu seiner Abschrift hier eine Stelle finden und daran sich die nöthigen Erörterungen reihen.

„Am Ende des Gedichtes nennt sich der Verfasser: Konrat von Stoffeln *), also aus dem Höwgau in Schwaben und einem alten freiherrlichen Hause herkommend, welches bis gegen das Ende des 15. Jhd. fortblühte. Er selbst, der Verfasser, war ein Domherr zu

*) Die in Unordnung gerathenen Verse, die Wackernagel verleitet haben, statt *Kuonrât* einen nicht nachzuweisenden *Kuonhart* anzusetzen, dürften in folgender Weise umzustellen sein:

Dô fuor gên Triapolatus
diu edele küniginne.
mit fröuden gewinne
si dô urloup nâmen
und heim ze hûse kâmen.
dâ lebten si mit êren.
dits ruoch ouch got gemêren
den kristen ûf der erde,
dem man nâch sînem werde,
daz der sêle werde rât.
Von Stoffeln meister Kuonrât
hât daz buoch getihtet,
mit rîmen berihtet.
der was ein werder frîer man:
ze Hispania er daz buoch gewan.
Pfeiffer.

Straßburg und erscheint in der zweiten Hälfte des 13. Jhd. öfter in schwäbischen Urkunden, bald als Zeuge, bald als Schiedsrichter, bald selbsthandelnd. Er scheint im letzten Decennium des genannten Jahrh. gestorben zu sein. Konrad von Stofelen kommt im J. 1282 zum ersten Male urkundlich als Domherr zu Straßburg vor, nach einer Nachricht der Chronik von Zimbern S. 103, welche handschriftlich auf der Bücherei der Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen ist, und zuletzt erscheint er als Zeuge in einer Urkunde des Jahres 1284, da die Gebrüder von Reischach dem Cistercienser Kloster Wald einige Güter verkaufen. Vor und nach ihm erscheinen mehrere Konrade seines Stammes in Urkunden; es scheint also, daß dieser Taufname in seinem, wie andere in andern Geschlechtern, ein Lieblings- und daher vorherrschender Name gewesen sei."

Soweit Lassberg. Was er a. a. Orte außerdem noch über die Art und Weise erzählt, wie Konrad nach Spanien und in den Besitz des Buches über Gauriel gekommen sei, ist lediglich ein Phantasiegebilde, dem jede reale, historische Grundlage fehlt und das daher besser mit Stillschweigen hier übergangen wird. Die Nachricht von der Erwerbung des Buches in Spanien, mag sie nun vom Dichter selbst oder bloß vom Schreiber herrühren, ist nichts weiter als eine Erfindung, eine Erfindung, wie die ganze Erzählung vom Ritter mit dem Bocke selbst, die armseliger und gehaltloser ist, als in irgend einem der spätern Artusromane, z. B. denen des Pleier, und daher sehr wohl vom Dichter selbst erfunden sein könnte. So viel ist sicher, daß Gauriel von Montavel nirgend sonst unter den Rittern der Tafelrunde genannt wird.

Den Dichter anlangend, so ist natürlich nichts weniger als ausgemacht, daß unter den vielen Stofelen, die den Vornamen Konrad führen (vgl. auch Schönhuth in Schreibers Taschenbuch 1841, S. 384), gerade der Straßburger Domherr es ist, der den Gauriel gedichtet hat; ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, denn die gelehrte Bildung, die der Beiname *meister* sowie mehrere Stellen, die sich auf griechische Mythologie beziehen, voraussetzen lassen, war in der zweiten Hälfte des 13. Jhd., der das Gedicht unbezweifelt angehört, auch bei Dichtern weltliches und ritterliches Standes keineswegs selten.

Daß Konrad sich die drei großen höfischen Dichter Gottfried, Wolfram und Hartmann zum Vorbild genommen, sagt er selbst im Eingang. Der Ritter mit dem Bock soll ein Seitenstück zum Ritter mit dem Löwen sein. Auch in der Schilderung der Gefechtscenen,

die noch am meisten gelungen sind, und in der Detailmalerei, bei der sich die kunstmäßig höfische Weise des 13. Jhd. nirgends verläugnet, ist die Nachahmung der Manier Hartmanns nicht zu verkennen. Im Versbau dagegen waltet der Einfluß Gottfrieds vor. Die Verse sind im Ganzen leicht und regelmäßig gebaut. Es ist nicht sehr häufig, daß die Senkung fehlt, und dann geschieht es meist in zusammengesetzten Wörtern. Doch finden auch Ausnahmen statt. Auffallendere Beispiele in dieser Beziehung sind folgende: *vil hôchvertenclich* S. 33. *er ist Keî genant* 44. *daz ietweders schaft* 45. *ich hân sîn sô genuoc* 48. *sîn zorn was freissam* 79. *ernest oder tagalt* 137. *von michelre rîcheit* 145. *hie sehs dort drî* 177. *hie vier dort aht* ebd. *halp tier und halp man* 182 u. dgl.

Vorwiegender Brauch ist, daß der klingende Vers dreimal gehoben ist. Klingende Verse mit vier Hebungen finden sich: *unser reise nû sich endet*; *disiu maget ist gesendet* 50. *unt nam von deme grâven miete, darumbe daz er ims veriete* 51. *sînem herren ditze mære, daz der herre Gawân wære* 62. *dô vuorte er die herren wîse in daz lant ze Schayadîse* 115. *ir wâpen daz ist rîch von golde, si selbe als manz wünschen solde* 118. *des vünde ich an dem willen stæte, nû sehet selbe in welher wæte* 122. *ich râte iu daz ir gedinget, ê ir uns ze hove bringet* 157.

Auch die Reime zeichnen sich im Durchschnitt durch Reinheit und Wohlklang aus. Von ungenauen sind die auf *m* : *n* schließenden wohl die häufigsten. Ich habe folgende verzeichnet: *gadem* : *geladen* S. 7. *man* : *kam* 7. 26. 66. 84. *man* : *nam* 10. 120. 130. *wurm* : *erkurn* 63. *freissam* : *an* 79. 94. *nam* : *dan* 108. 130. *nam* : *gewan* 111. *turn* : *wurm* 120. *heim* : *erschein* 134. *gezam* : *dan* 154. *varn* : *arm* 183. Dann die auf *a* : *â*, z. B. *man* : *hân* 22. 75. 77. 117. *gewan* : *hân* 62. *wân* : *man* 71. *wân* : *dan* 98. *man* : *gegân* 106. *hân* : *kan* 127. *dan* : *hân* 134. *schanden bar* : *klâr* 163. *getân* : *man* 180. Seltner auf *ê* : *ë*, z. B. *sêre* : *hëre* 139. *mêr* : *hër* 181.

Viele solcher Ungenauigkeiten werden jedenfalls erst spätere Zuthat und durch die entstellende Hand der Abschreiber entsprungen sein; so insbesondere auch die Reime: *schilt* : *bevilt(e)* 97. *drât(e)* : *lînwât* 102. *gelobt* : *tôt* 103. *nîd(e)* : *hôchzît* 108. *vuoz* : *buoz(e)* 117. *rant(e)* : *lant* 118. *sît(e)* : *zît* 126. *kus* : *muoz* 122. *geschiht(e)* : *niht* 127. 133. *bediutet* : *behüetet* 142. *unmær(e)* : *beger* 144. *hûse* : *suoze* 153. *zwein* : *stein(e)* 156. *hôrt(e)* : *ort* 168. *clag(e)* : *tag* 172.

Mich hât ein jâmer dar zuo brâht,
daz ich der rede hân gedâht,
die man uns von den alten seit,
der tugent noch die krône treit.
man brüevet sô der alten tugent,
daz mir grûset ab der jugent
vil dicke, sô ich hœren muoz
von edler jugent unedlen gruoz.
man pfligt nu maneger hande schimpf
daz wîlent was ein ungelimpf,
dô triuwe und êre krône truoc
ob allen dingen. nu ist genuoc
geseit von disem mære.
bîspel sint ze swære
ze sagene, swâ man sich dâ bî
niht bezzert: lâzen wir si frî
unt grîfen wir daz mære an,
dar umbe ich der rede began.
Ez hete der künic Artûs
hie vor ze Karidjôle hûs.
daz stuont, als ir wol habt vernomen
daz niemen kan zuo ende komen.
swer iht dâ geruochte,
der vant dâ daz er suochte,
wan dâ was guoter knehte kraft,
die von getihtes meisterschaft
ir alle wol erkennet,
swâ man der keinen nennet:
meister Gotfrit unt her Wolfram
unt von Owe her Hartman,
die hânt iuchs alle kunt getân.
des sul wirs ungenennet lân
belîben unde sagen wir daz,
daz ir iegelîcher vergaz
von einem ritter alsô guot,
daz mir daz ungemach tuot,
daz keiner sîn gedâhte
unt er sô manegen brâhte
ze nôt, der durch manheit
ûz nâch âventiure reit.
er tete wunder durch diu wîp;
vollekomen was im der lîp,
sîn tugende wâren manicvalt:
er was küene unde balt,
kiusche unt ouch milte,
ze rehte in bevilte
der clagenden armuote,
der buozte er mit guote.
er was genant Gauriel
unt geborn von Montavel.

Diesem Ritter bezeigte eine Königin ihre Gunst, so daß sie ihm Ehre und Gut, Würde und Hoheit, Stärke und Liebe verlieh, denn sie war eine Göttin. Aber er verscherzte sich wieder dieser Frau Huld durch eine geringfügige Ursache. Das geschah auf folgende Weise.

Als an einem Pfingsttage der wackere Ritter auf Abenteuer ausritt, kam er auf einen schmalen, grasbewachsenen Pfad; hier hörte er lieblichen Schall, fiedeln und singen, die Harfe und Rotte spielen und pfeifen. Da überkam ihn eine überaus fröhliche Stimmung und er ritt dahin, von wo er Sang und Spiel vernahm. Bald stund eine blumenreiche Wiese vor ihm, wo eine Quelle entsprang, welche die Blumen befeuchtete; auf derselben war ein prächtiges

---

5. die alten tugent *D.* 7. vil dicke *I*, undanck *D.* 8. vnd vnedlem gruos *D.* 10. da wyl *D.* 21. daz] da *D.* 22. kan] kund *D.* 30. vnd her Hartman *I.* 31. von elschenpach her Wolfram *I.* 32. daz] des. 40. durch aubentür *D.* 49. 50. *fehlt D.*

Zelt aufgeschlagen, worunter Frauen saßen, die, eine Königin an der Spitze, ohne Männerbegleitung eine Festlichkeit begiengen, bloß von Köchen und Kämmerern umgeben, um zu essen und zu beten. Der Ritter stieg vom Rosse ab und begab sich auf diesen grünen Wiesenplan in das schöne Zelt zu den Frauen. Die Königin und ihre Mägdlein hießen ihn willkommen sein. Eine der letztern ließ ihn neben sich sitzen und erheiterte ihn, so gut sie konnte, mit Gespräch. So ergiengen sie sich in süßer Wechselrede, bis die Jungfrau den Ritter zu fragen begann, ob er je in seinem Leben so schöne Frauen gesehn hätte als hier. Darauf erwiderte der treffliche Mann:

— swaz ich mîner jâre
gelebet hân unz an die stunt,
sô wart mir nie von frouwen kunt
sô schœnes iht als ich hie sihe,
mit wârheit ich iu des vergihe,
wan eine frouwen die ich sach.

Damit meinte er seine eigene Gattin, welches Geständniss ihn bald innerlichst gereuen sollte. Bei diesen Worten verwandelte sich seine Gesichtsfarbe so auffallend, daß die Jungfrau es gewahr wurde und zu ihm sprach:

si sprach: her, waz ist iu geschehen?
ich hân iuch schamrôt gesehen.
ir sprechet, ir habet schœner wîp
gesehen dan mîner frouwen lîp:
müget ir des niht geziugen hân,
sô suln wir ez belîben lân
in güete unt geselleschaft.

Hierauf nahm er Abschied von den Frauen, wie es seiner Würde geziemte, und ritt betrübtes Sinnes nach seinem Haus zu Montavel. Als er heim kam, gieng er sofort auf sein Zimmer, das von Saphir und von grüner, blauer, rother und gelber Farbe war. In diesem Gemache stund ein wohlgeschmücktes elfenbeinernes Bett mit steinernen Füßen, von goldenen Spangen umgeben und reich mit Edelsteinen aller Art verziert. Wer in dem Bette lag und nicht sprach, den konnte Niemand sehen, und wenn ein Lebensmüder und Kranker darauf zu liegen kam, so ward er gesund und froh. Nun winkte der Ritter nach Gewohnheit seiner Gemahlin. Sie aber begrüßte ihn mit folgenden Worten: „Wohin thatet ihr den Sinn, daß ihr mich ohne Noth verloren habt? Mich reut, daß ich euch zum Mann erwählt habe. Ihr wart mir über alle Maßen lieb, nun hat es damit sein Ende; dafür werde ich leicht entschädigt, ihr jedoch nie, ihr allein tragt den Schaden". Er entgegnete: „Wollt ihr diesen

2. geflissen hân *D.*
5. erzuigen *D.*

Unmuth gegen mich nicht lassen, wozu wäre mir dann das Leben? Gedenkt, einziges Weib, eurer Güte und seid gnädig.“ Sie weigert sich jedoch Gnade an ihm zu üben, weil er sich ihrer gerühmt habe, und gibt ihm den Abschied mit der Bemerkung, es wäre ihr unerträglich, daß ihn außer ihr jemals ein andres Weib besitze. Sein Leib wäre vollkommen gewesen, die Schönheit würde von nun an von ihm weichen und sich in ein wüstes und wildes Aussehen verwandeln; hingegen werde ihm Kraft und Verstand und männliche Gesinnung bleiben. In solchem Zustand würde er sterben, wofern er nicht Gnade erwürbe.

So kam über den trefflichen Mann großes Siechthum und im ganzen Lande verbreitete sich die Kunde davon. Vor aller Augen bleichte sich seine Farbe und die Sprache versagte ihm, alles von wegen der Rache seiner Herrin; ja er ward so scheußlich gestaltet, daß es nicht zu beschreiben ist und man es nicht für möglich hielt.

Derselbe Ritter hatte einen starken und großen Bock herangezogen, der ihn unverdrossen auf allen Fahrten in die Nähe und Ferne begleitete und ihm aus mancher Noth half. Auch hatte er auf Wappenrock und Schild einen Bock von Gold angebracht; davon hieß er allgemein der Ritter mit dem Bock. Mit diesem wackern Genossen zog er, nachdem er in seinem traurigen Zustand ein halbes Jahr zu Hause müßig zugebracht hatte, der Worte seiner Herrin eingedenk, um Gnade vor ihr zu finden, auf Abenteuer aus. So strich er wohl ein Jahr herum, die Drangsal, die ihm seine Gattin schuf, in Geduld ertragend; endlich sandte er einen Boten nach der Heimat: seine Frau möchte in ihrer Güte seiner nicht vergessen.

Einmal saß er unter einer Linde und sah auf einem blutrothen Pferde eine Jungfrau über den Anger her reiten. Er empfieng sie freundlich, sie aber redete ihn an:

‘mir ist gelungen harte wol,
daz ich iuch hie gefunden hân.
ir sult iuch niht verdriezen lân,
unt welt ir iuwer frouwen
noch iemer beschouwen,
sô leistent als si iu nû hât
enboten; an dem brieve ez stât,
ir sult in eigenlîchen lesen.
welt ir, ir mugent noch wol genesen.
nu gebet mir urloup, herre mîn,
ich mac niht lenger hie gesîn’,
sprach diu juncfrowe gemeit.
sus nam si urloup unde reit.

In diesem Brief verspricht ihm seine Gemahlin unter der Bedingung Erneuerung ihrer Liebe und Wiederkehr seiner Schönheit,

wenn er sich nach Britannien begäbe und dort den Preis ritterlicher Tapferkeit erränge, von da aber in ein Land Namens Fluratrone zöge, über das sie als Königin herrschte, und daselbst unter den Augen von Zeugen drei der besten des dortigen Hofes gefangen nähme.

Da geht denn der Held wohlgemut auf die Fahrt und lässt sich in der Nähe von Karidol vor einem Walde auf einer Ebene nieder, indem er seinen schönen Pavillon aufschlägt, den er mit einem aus lauter Speeren zusammengesetzten Zaun umgibt. Als das der König Artus erfährt, lässt er auf den Rath der Königin durch eine Jungfrau, der ein Edelknabe beigegeben wird, Erkundigung einziehen und den Ritter in freundlicher Absicht und mit dem Versprechen der Erfüllung aller seiner Wünsche an den Hof laden. Dieser weist jedoch das Anerbieten zurück, indem er erklärt, daß sein Sinn auf Abenteuer gerichtet ist, und verlangt die Boten zu Gefangenen. Vergebens stellt ihm die Jungfrau vor, daß sich ein solches Gebahren für ihn nicht gezieme: zwar lässt er sie auf einer mit einem sammtnen goldverbrämten Tuche bedeckten, blumenreichen Wiese sitzen, und aus einem goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Becher trinken, fordert aber von ihr, den Edelknaben an den Hof zu senden mit der Meldung, daß sie so lange gefangen bleibe, bis sie die Ritter des Hofes auslösten, er selbst übrigens nichts als Abenteuer suche. Das geschieht nun auch. Bei Hof werden von dem König allerlei Fragen an den Boten gestellt.

'wie ode wer, nû saget an?'
'herre, niwan ein man'.
'war umbe?' 'ûf âventiure.
ein ritter ungehiure,
von dem ich nû gescheiden bin'.
'nû saget rehte, wa ist er hin?
kanstû uns der strâze bewarn?'
'herre, ir mugt wol schône varn,
ich wîse iuch, dâ ir den man
mit den ougen sehet an.
dâ er sich êrste nider lie
die stat verwant er nie
unt wil den meien wesen dâ
unt ouch niendert anderswâ,
unt wil gerne schouwen,
wer im die juncfrouwen
mit tjoste an gewinne.
er enhât si durch minne
gevangen niwan ûf die ger,
daz man in âventiure gewër.'
'kanstû sagen wer er sî?'
'herre, ich bin sîns namen frî'.
'daz sult ir ân zorn lân.
solte ich ein jâr bî im bestân,
er müeste ân mîne frâge wesen,
ich lobtez, möhte ich sus genesen.
ich gehôrte nie bî mînen tagen
von solher crêatûre sagen,

2. niement denn *D.* 10. werdent sechen an *D.* 12. vermîdet?

wan als ich iu bediute bî den wilden tieren vant.
von dem, den in dem riute ist er ez niht, sô wæne ich wol,
her Îwein und Kalokreant daz er sîn bruoder wesen sol'. u. s. w.

Nach dieser Beschreibung steht ein Ritter auf und sagt, daß ihm der Fremde wohl bekannt sei, daß demselben ein Bock zur Seite gehe und daß er keinen kühnern je gesehen. Zwölfen gegenüber bleibe er Sieger und fechte lieber ein ganzes Jahr lang als er einen einzigen Tag ausruht. Ein so schweres Abenteuer wäre dem königlichen Hof noch nie begegnet. Dagegen erhebt sich spöttische Wechselrede unter den Rittern, worauf der frühere erwidert:

'swaz mîn ouge ie gesach, gegen dem wil ich danne treten
daz kan mir niemen widersagen; ûf die wâge ungebeten
nû lât mich sîn einen zagen unt wil in alleine bestân.
unt vart hin ze dem selben man: des bite ich niemen mich erlân.'
welher im gesiget an,

Hierauf rüsten sich die Ritter und ziehen zu Felde, voran Segrimors. Als dieser den Ritter mit dem Bock ansichtig wird, fordert er ihn auf die Jungfrau herauszugeben, widrigenfalls ihm Fehde geboten sei. Gauriel weigert sich und sagt, daß er sich durch Kampf eine Stätte an der Tafelrunde verdienen wolle. Nun rennen die Beiden mit ihren Speeren gegen einander und kämpfen mit ganzer Kraft, bis Segrimors fällt. Enet und Karidant, die sodann den Kampf aufnehmen, haben gleiches Schicksal, eben so der grimme Pontrifier; ja wer dem fremden Ritter immer in den Wurf kommt, den streckt er nieder, als ob es ihm ein Spiel wäre. Da sprengt auch jener Ritter, der zuvor für seine freimüthige Rede so viel Spott geerntet, ihn an und ficht lange wacker mit ihm, bis jeder von ihnen fünf Speere zerhauen hat und der Tjost ihnen zu viel wird; darauf greifen sie zu den Schwertern, und nun geht es von Neuem los. Erst die Nacht scheidet das blutige Gefecht, in welchem jener Ungenannte sich mit solchem Heldenmut behauptete, daß ihn selbst eine Wunde, die er ober dem Knie erhielt, nicht weichen machte. Der Ritter mit dem Bock begibt sich dann in sein Zelt, wo ihm die Jungfrau mit der Bitte entgegengeht, er möge sie reiten lassen. „Nicht eher, als bis der Mai zu Ende ist, und ich die Ritter Erec, Iwein und Gawan geschaut habe; diese mögen euch frei machen. Übrigens seid unbesorgt, ich werde euch so wohl behüten, daß ihr mir dafür Dank wissen werdet."

31. Yban vnd caloterant *D.*

Nun lässt der König Artus die Todten und Verwundeten in sein Haus führen. Nach eingenommener Malzeit beruft er die Ritter der Tafelrunde zu sich in ein Gemach und theilt ihnen mit, daß er, wenn sie diesen Entschluß billigen, des andern Morgens früh, von der Königin und ihren Frauen begleitet, auf die Ebene gegen den fremden Ritter, der ihm so viel Ungemach zufüge, reiten und nicht eher von da heimkehren wolle, als bis das Abenteuer zu Ende sei, gleichviel ob ihm Wohl oder Wehe daraus erwachse. Damit erklären sich die Ritter einverstanden.

Bei Anbruch des Tages bereitet man sich zur Fahrt; König und Königin und eine auserwählte Schaar trefflicher Ritter und schöner, herrlich gekleideter Frauen.

Hie wâren sie ze velde komen
mit rîcheit als ir habet vernomen.
man sanc in eine messe vruo;
die ritter drungen alle zuo,
daz si den segen enpfiengen.
ze tische si dô giengen:
si heten alles des die kraft,
waz man dâ heizet wirtschaft.
dô sie mit vröuden gâzen
unt sie sich al vermâzen
ûf strît ze lîden ungemach,
der künec stuont ûf unde sprach:
'ir herren al gelîche,
man sol hie zühteclîche
die âventiure enphâhen
unt niemen sich vergâhen;
unt wellet ir mit ganzer schar
gewâpent alle rîten dar,
daz missezæme; ich wil iu sagen:
wer die âventiure wil bejagen,
mich dunket, daz uns wol gezeme,
daz er ê urloup geneme
zuo der edeln künegîn.'
si sprâchen: ‚daz sol stæte sîn.'
dô disiu rede was getân,
ûf stuont der herre Walbân
unt gie gezogenlîche
ze der küneginne rîche,
die hende leite er vür sich:
'genâde, vrowe! gewert mich
urloubes hie, daz ich die maget
an dem rîter unverzaget
hüete vorderst wiez ergât,
dar nâch diu âventiure stât.'
dô sprach diu milte künegîn:
'got müge iur geleite sîn,
her Walbân, des sît ir wol wert
hie und swâ ir gnâden gert.
er neigete ir unt gie ze hant
al dâ er sînen knappen vant.
sîn harnasch der was im bereit;
als er den hete an sich geleit,
ûf sîn ros er dô saz.
geviele ie liuten ritter baz
dan er, des enweiz ich niht.
als uns diu âventiure giht,
alsô fuor her Walbân
ze velde, als ich gesaget hân.
dô in des bockes herre
rîten sach von verre,
dô hete er sich gewâpent wol
als ein guoter rîter sol.
ûf sîn ros er dô saz,
die strâze er gegen ime maz
gelîche wol ûf halben teil.
got gebe in beiden heil!
hie rîtent zwêne vrume man
in strîtes ger ein ander an.
dô sie sô nâhen kâmen,
daz sie sich wol vernâmen,
dô sprach der herre Walbân:
'ditz ist sêre missetân,
edel rîter hôchgemuot,
daz ir dem künege leide tuot

an sîner juncfrouwen;
dar zuo habet ir verhouwen
im guote rîter unde erslagen.
den schaden wil er iu vertragen,
gebet ir der âventiure zil
hiute als ich iu sagen wil,
daz ir gevangen wellet sîn
des küneges unt der künegîn.
ich lobe iu hulde âne haz
ir beider unde leist ir daz.'
dô sprach der herre Gauriel:
'ich hân geriten von Montavel
ûf âventiure in ditze lant;
wirt iuwer hof an mir geschant,
daz ich ir hie niht vinden sol,
daz zimet anders danne wol
iu von der tavelrunde.
unt weste ich wâ ich vunde
sô guoter rîter iender mê,
dar hete ich mich verrihtet ê.
ich wil iuch lâzen schouwen,
daz mir die juncvrouwen
mit rede niemen vüeret hin
(des willen ich noch stæte bin)
mit tjoste noch mit strîte
hie ze dirre zîte,
ê der meie ein ende hât,
swie ez halt dar nâch ergât.
sît ir dar umbe her geriten,
daz ir si hinne wellet biten,
der bete werdet ir entwert:
sehet ob ir iht anders gert.'
dô sprach der herre Walbân:
'sô sul wirz anders bestân.'
er nam daz ros mit den sporn,
vil ebene het er in erkorn
al mitten ûf der brüste.
mit gelîcher tjüste
si ûf einander stâchen,
daz diu sper zerbrâchen:
in was zuo einander ger.
ietweder nam ein ander sper,
der heten sie den wehsel wol;
für wâr ich iu sagen sol,
ir wart zerbrochen sunder zal
von in beiden ûf dem wal.
vaste gein dem mitten tage
nâch der âventiure sage
si rîcher tjoste pflâgen,
unz in diu ros erlâgen,
und ouch deweder enmohte
gerîten als im tohte.
seht, wie dâ geriten was!
si erbeizten nider ûf daz gras,
under die schilde sie sich bugen,
zwei scharpfiu swert si zugen.
dô liefen zwêne küene man
mit grimmem muote einander an.
die slege giengen dicke,
daz des viuwers blicke
von den helmen sprungen,
diu swert lûte erclungen.
weder dem andern iht verlêch,
geltes er in niht verzêch,
mit grimme galt er im ze hant:
wan ir guot îsengwant,
sô wære ietweders ende
geben in des andern hende.

So tapfer aber auch Walban kämpft, er wird von Gauriel zu Boden gestreckt und zu dessen Gefangenen gemacht. Arm in Arm gehen die beiden Helden in das Zelt und Gauriel tröstet Walban über das Ungemach, das über ihn gekommen, indem er ihm erzählt, wie ein geheimes Leid, das er im Busen trage, ihn zu

---

107. *D hat hier zwei Verse eingefügt:* Vnd jn zerstuben vor der hand Susss was jr erster thiost genamt. 111. Vast vntz vff mitten tag *D.* 118. jn das gras *D.* 121. *beide Hss.* swen küenen man. 122. grimmigen *D.* 128. Geltends *D.* 130. Jst weder dem andern in sin ysen gewand *D.*

diesem Abenteuer nöthige und nur der glückliche Ausgang desselben ihn davon befreien könne. Näheres hierüber könne er ihm vorläufig nicht sagen, auch bitte er ihn über diesen Punkt Stillschweigen zu beobachten. Mit Gauriels Erlaubniss reitet sodann Walban nach dem königlichen Hof, wo man ihn schon für todt geglaubt, und berichtet wie es ihm ergangen war.

Nun zieht der kühne Degen Meliantz gegen Gauriel aus. Ehe er aber zum Gefecht kommt, besteht der übermüthige, abenteuerlustige Keii, der sich ohne Urlaub bei Tagesanbruch insgeheim vom Hofe ins Feld begab, einen Strauß mit Gauriel und muß ihn theuer büßen, denn er wird wie ein voller Sack vom Ross gehauen.

Nicht besser geht es Meliantz, der nach muthigem Gefecht wie todt vom Pferde fällt. Gleiches Loos finden Dodines, Tristan und Lymual und andere ungenannte Ritter.

Während sich dieses ereignet, befinden sich die Helden Erec, Iwein und Gawan, um Abenteuer zu suchen, fern vom Hofe. Als sie sich eines Morgens in einem Walde vor einer Quelle lagern, geht Erec von dem Ruheplatze weg tiefer in den Wald; da begegnet ihm ein reitendes Mägdlein, dem er seinen Schutz und seine Dienste anträgt. Sie verspricht ihm Gunst und Gut ihrer Herrin, wofern es ihm um seinen Antrag ernst ist. Darauf bringt er sie zu seinen Gefährten, die sie freundlichst empfangen. Sie erzählt, daß ihre Herrin, eine liebreizende Jungfrau und Tochter eines Herzogs, von einem benachbarten Grafen, vom weißen Steine genannt, zur Gemahlin begehrt werde, und, da diese Heirat ihrem Stande unangemessen sei, Schutz gegen ihn suche. Darum sei sie an König Artus Hof gesendet worden, um von dort her Ritter zur Abwehr dieses Zudringlings zu gewinnen; da aber alle Helden des Hofes Sinn und Kraft einem Abenteuer zuwendeten, welches ein fremder Ritter, Land und Hof bedrohend, ihnen bereite, habe sie keinen getroffen, der ihr seinen Beistand zugesagt hätte. Erec folgt nun dem Mägdlein auf den Rath seiner Gefährten in ihre Heimat; Gawan und Iwein aber ziehen, den fremden Ritter aufzusuchen, ciligst nach Britannien. Sie kommen drei Tage vor Ende Mai am Hofe an und rüsten sich alsbald gegen den unbezwinglichen Feind. Jeder von ihnen entbrennt in edlem Wetteifer den Kampf zuerst aufzunehmen. Zuvorderst tritt Gawan gegen Gauriel in die Schranken.

dô sach man zimier fliegen
unt zwêne ritter smiegen
sich ebene undr die schilte.
ir ietweder dâ spilte,
daz er wol meister mohte sîn,
daz teten sie ouch dâ wol schîn.
ir tjostieren wart sô veste,
daz heimlîche unde geste
al gelîche jâhen,
die ez hôrten unde sâhen,
daz niemen kunde kiesen
gewinnen noch verliesen.
sô ebene was ir riterschaft,
gelîcher kunst, gelîcher kraft.
dô si der sper zerbrâchen vil,
dô spilten sî ein ander spil:
si zugen von den sîten
zwei swert, dô wart ein strîten
ze rosse herte und angestlich.
iedoch behuoten sie sich,
daz sie diu ros dâ vermiten.
wie wol ir scharpfiu swert sniten!
ir hurten wart grimmeclich;
manic slac unde stich
gieng in von den handen
ob des schiltes randen.
do si an ein ander drungen,
diu swert lûte erclungen
ûf ir liehten îsenwât,
daz mich des iemer wunder hât,
wie sie es erwerten.
die binde von den swerten
flugen in dicke für den munt.
dô wart ietwederem kunt,
daz er ê nie gewan
kunde von dekeinem man.
den langen tac unz an die naht
vâhten sie mit selher maht,
als sie ez ane hüeben u. s. w.

Der Ritter mit dem Bock bringt ihm endlich eine Wunde bei, so daß er vom Kampfe zurückstehen muß und Gauriels Gefangener wird. Doch gesteht ihm dieser gern seinen Heldenmut und seine Meisterschaft im Gefecht zu, die in einem solchen Maße offenbar wurde, daß es genügt hätte, wenn ihm ein ganzes Heer den Schaden zugefügt haben würde, der ihm von ihm allein widerfahren ist.

Nun lässt Iwein durch seinen Boten melden, daß auch er des andern Morgens den Ritter bestehen wolle. Dem Boten antwortet der Ritter mit dem Bock:

. . . des bin ich vrô.
nu sagent iuwerm herren sô,
daz ich sîn gerne warten wil,
ez sî gar mînes herzen spil:
er und sîn leu, ich und mîn boc;
ez wirt vil lîhte valwer loc
gerœtt, ê wir uns scheiden hie.
ich gehôrte noch gesach nie,
mit dem ich gerner, ob ich mac,
vertribe morgen den tac.

Grimmig ist der Kampf zwischen Gauriel und Iwein. Da der Sieg unentschieden bleibt, legen sich die den Helden beigegebenen

---

1. suo sament *D.* 4. Das von jn offt was worden schin *D.* 8. Die ir thiostieren sachen *D.* 13. *Vor diesem Vers stehn in D noch vier andre*: Die thiost was jn als ein trom Jettweder ain magen bom Senfter möcht erfellen Dann sein kampfgesellen. 21. grulich *D.* 22. wenig schlag *D.* 27. Jnen vff der liechten ysenbart *D*; eysnrat *I.* 28. wundrat *D*; wundrott *I.* 30. winde *DI*
10. vertriben *D.* vertreibn *I.*

Thiere, ihre Fesseln zerbrechend, ins Mittel und leisten ihren Herren Hilfe: Gauriel wird durch den Bock, Iwein durch den Löwen beschützt.

die ritter mit den tieren
wâren alsô freissan,
daz ich iu niht ensagen kan
ir getæte besunder,
wan si tæten wunder.
dô wart gevohten genuoc:
der eine stach, der ander sluoc,
der dritte stiez, der vierde brach.

Endlich fällt der Löwe durch den Bock, der Bock durch Iweins Hand.

dô disiu tier gelâgen tôt,
dô huop sich angest unde nôt
under disen zwein man;
daz ir ietweder dan
mit dem leben ie bekam,
vil michel wunder des nam
den künec unt die ez sâhen.
gemeine si des jâhen,
daz ein alsô herter strît
nie geschach dâ vor noch sît.
sus wâren disiu tier verlorn.
ietweder wolde sînen zorn
an dem andern überkomen.
daz solte in beiden hân benomen
den lîp, wan daz ez niht enwolde
got, daz ez geschehen solde.

So sehr aber auch Iweins starke Hand sich wehrt, er muß dennoch den schweren Schlägen Gauriels erliegen.

Darauf entschließt sich der König Artus selber den Kampf mit Gauriel aufzunehmen. Als dies der Ritter mit dem Bock vernimmt, ruft er aus:

. . 'der sol sîn êre
bringen an sîn ende.
wer im die erwende,
der müeze sîn gescheiden
von vröude ze herzen leiden
und hôhez lop verkiesen.
ich wolte ê verliesen
den lîp, ê ich den künec reine
bestüende. ich bin alze kleine
sîner tugent und alle die,
von den ich hôrte sagen ie.
hân ich ie wider in getân,
des wil ich ze buoze stân
ze sînen hulden als er wil.
des neme er selber im daz zil:
swie er gebiutet, sô wil ich.'
hie mite entwâpente er sich:
sînen helm er abe bant,
daz swert leite er ûz der hant,
dar zuo schilt unde sper;
gên dem künege reit er
âne wer mit blôzer hant.
er sprach: 'über ditze lant
sît ir herre unt mügt ouch wol.
ze rehte man iuch êren sol:
des bin ich flîzec sunder wân.'

So hartnäckig ihn der König zum Kampf herausfordert, er ist auf keine Weise dazu zu bewegen, sondern ergibt sich ihm auf Gnade und Ungnade. So endet denn der Streit, und die Helden begeben sich mit der königlichen Jungfrau friedlich zunächst in das Zelt des fremden Ritters, von da aber an den Hof. Die Königin kann ihren Unmuth gegen Gauriel schwer verbergen, und weiß sich erst auf die vermittelnden Worte des Königs und der Jungfrau, die

7. Offt grimmenclich zuo samen gachen *D.* 9. alze] zuo *D*; ze *I.* 11. Vn d. i. han gehört je *D.* 23. her über *DI.* 24. herre *fehlt DI.*

der sorgfältigen Pflege in ihrer Gefangenschaft rühmend gedenkt, in etwas zu besänftigen. Als Buße aber fordert sie von ihm, daß er ein Jahr an der Tafelrunde verbleibe.

Willig fügt sich Gauriel, nur erwähnt er, daß er sich früher eines Fehltritts abzuthun habe, bis er einer derartigen Auszeichnung würdig sei. Zugleich geht er die Ritter Walban, Gawan und Iwein an, ihn auf seiner Bußfahrt zu begleiten. Das sagen ihm die Helden gerne zu. Doch der König und die Königin gestatten nicht, daß sie, ohne auszuruhen von der Hitze des Gefechts, abermals auf Abenteuer ausziehen. Sodann wird für Gauriels Ruhe und Bequemlichkeit aufs Beste gesorgt. —

Was hat sich inzwischen mit Erec zugetragen?

Als er im Lande Fluratrone ankam, bot ihm die Herzogin freundlichen Gruß und stellte ihm Land und Leute zur Verfügung als Preis dafür, wenn er sie von ihrem schweren Kummer befreie. Er versprach sie mit aller Kraft zu schützen. Des andern Morgens fand ein Puneiß statt, bei dem viele auserwählte Helden, unter ihnen der Graf vom weißen Stein, erschienen.

Erec wurde mit dem Schenken handgemein und stritt so tapfer, daß er ihn, obgleich er es mit einem sehr kräftigen Gegner zu thun hatte, zu Falle brachte. Allein kaum hatte sich dieser einigermaßen erholt, so lief er wuthentbrannt Erec von Neuem an und der Kampf ward noch heftiger als zuvor. Endlich bewies Erec seine Meisterschaft und schlug dem starken Schenken einen so verderblichen Schlag durch den Helm, daß er todt niedersank. Der Graf vom weißen Steine aber ergab sich als Geißel. Für diese Heldenthaten äußerte ihm die Herzogin ihren besten Dank und sagte ihm zum Lohne die Erfüllung jedes seiner Wünsche zu; er hinwider behauptete, daß das für ihn Pflicht gewesen wäre, zumal er ein Verwandter von ihr sei:

'mîn vater hiez der künic Lac.'
'sô sît ir Êrec genant,
der durch Mabonagrîne brach
die âventiure, dâ von geschach
vil leides maneger vrouwen.
daz ich iuch sol schouwen,
des wil ich iemer wesen vrô.'
vor liebe kuste sie in dô
und umbe vie in zehant;
si sprach: 'got hât iuch her gesant
mir ze vröuden unt ze trôst,
daz ir mich habt erlôst!'

3. der ouch mab. prach. *D.* 9. *statt dieses Verses stehn in D folgende*: sunsz raitten sy daz kund Ich was ye fro fund So lieben frunt als si do vant. 11. 12. *D hat*: Mir zuo grozen eren Von schulden muoz ich meren Min frod also lieben wan Vnd uff den trost den ich zuo vch han.

Hierauf nahm er Urlaub und ritt Nacht und Tag ohne Aufenthalt nach Karidol, um den fremden Ritter, von dem ihm das Mägdlein erzählte, aufzusuchen. Dort fand er diesen in hohem Ansehen und die Ritter sich eben zur Fahrt nach Fluratrone rüstend. Schnell war er entschlossen sich an dem Zuge zu betheiligen; nur bat er sich eine zweitägige Rast von seinen Genossen aus.

So ziehen denn die fünf wackern Kämpen gen Fluratrone. Unterwegs stoßen sie auf einen Dienstmann, durch welchen sie erfahren, daß sie vor dem Thore zwei Lindwürmer zu besiegen hätten, ehe ihnen der Eintritt in das Land möglich würde. Gauriel verspricht ihm Ross und Gewand und zehen Mark Goldes, wenn er ihnen den Weg dahin zeige. Auf diesen Antrag geht der Knecht willig ein. Nach vierzehntägigem Ritt sehen sie endlich von einem Berg das wie Spiegelglas glänzende marmelsteinerne Mauerwerk, womit das Land umschlossen ist. Bald stehen sie an dem Thore, vor dem die Lindwürmer Wache halten.

Dâ mite wâren sie bereit
nâch âventiure gewonheit.
si begunden balde gâhen,
dâ sie die porten sâhen.
hie kam ze vorderst ûf den wec
her Gauriel und Êrec.
dô si die wurme hôrten,
ir gemach sie stôrten
unt huoben sich ze strîte
her vür an die wîte.
her Gauriel, der küene man,
reit den grôzen wurm an
mit einer vesten tjüste,
vil ebene ûf die brüste
er in mit grôzen kreften stach,
daz daz sper durch in brach
vaste zweier ellen lanc:
zorneclîche er umbe swanc.
dô nam er ros unde man,
vil balde gâhen er began
hin wider gên der mûre;
diu tjost was im sûre
worden: wan her Walbân
er hete daz leben dâ verlân.
er stach in ûf die stirne,
vil ebene gên dem hirne
hete er den stich geneiget,
sîn manheit sus erzeiget
an den selben stunden dâ
als noch dicke anderswâ.
daz sper al ze stücken brach,
daz was dem ritter ungemach:
vil balde er von dem rosse spranc,
als in sîn ellen twanc.
er zôch ein swert mit nîde,
vil harte was sîn snîde;
den wurm er en zwei sluoc,
den rîter liez er, den er truoc.
in tete daz vorderteil die nôt,
ê sie ez sluogen dâ ze tôt,
daz in sô wê nie geschach,
des ietweder dô verjach.
her Îwein wart der nôt erlân.
Êrec unt her Gawân

5. vordroff *D.* nu chome vor in auff den weg *I.* 17. Vil vast zw. e. l. *D.* 24. Der kert in wider vnder ougen an *D.* 25. Vnd stach *D.* 28. Sin crafft er do manlich erzaigt *D.* 33. Vil geswind *D.* 37. enzwain *D.* 38. Er liez d. r. *D.* 42. Daz yetw. selbs v. *D.* 43. verlan *D.*

den andern wurm sluogen tôt;
si liten ouch vil michel nôt.
dô die wurme veranten,
mit willen sie dô ranten
ze der porten, diu was ûf gespart,
sie wart vor des nie gewart
wan mit der zweier wurme wer.
si ahten niht und ob ein her
vür die porten kæme,
daz ez den sic dâ næme
über die wurme freissan:
die sluogen dô die vier man.
dô sie kâmen nu dar in,
ein torwarte hinder in
beslôz die porten veste
dar ûf, daz er die geste
behielte ûf ir schande
in sîner vrouwen lande.
dô rehte ersach der hövesche man,
wer den sic dô an gewan,
dô wart im harte leit
daz er mit in niht volreit.
er gedâhte: wie ist mir geschehen,
daz ich daz lant niht sol sehen!
daz muoz ich doch iemer clagen,
mir ist geschehen als al den zagen.
sus reit er clagende dan,
nû enweiz ich wâ er hin kam.
dô riten die ritter balt
durch einen wunneclîchen walt
in einer kurzen wîle
wol ûf zwei mîle;
dô kâmens an ein wazzer grôz,
dâ michel ungeferte vlôz.
über stoc unt steine,
grôz unde cleine,
fuor daz wazzer ûf unt ze tal.
von ünden vreisenlîchen schal
hôrte man dô stôzen
an manegen rein grôzen.

Êrec der guote
mit rîterlichem muote
sprach ze sînen gesellen:
'râtent wie wir wellen
gebâren mit dem furte.'
sîn ros er baz gurte;
er sprach: 'welt irz geruochen,
den furt wil ich versuochen
uns allen durch geselleschaft.
ich getriuwe mînes rosses craft,
ez helfe mirz verenden.'
alsô wolte er wenden
an daz wazzer freissam.
daz ersach ein weideman
bî im in dem walde:
er ruofte unt lief balde;
dô schrei er sô grimme
daz sunder sîne stimme
erhal in deme wilden tan.
Êrec gâhen began
unt vrâgete waz im wære
. . . . . .
od ob in ieman jagete,
daz er sô sêre clagete
sîn leit in unzuht.
er sprach: 'ich bin niht in vluht.
die unzuht sult ir mir vergeben;
ich wil iu für wâr jehen,
war umbe ich sô gâhe:
iu was der tôt vil nâhe.
wære iuwer rîse vollekomen,
daz het iu, herre, benomen
âne allen zwîvel daz leben.
iu enwelle got gelücke geben,
sô kunnet ir doch niht genesen.'
'nu sage an wie mac daz gewesen?'
'dâ hât geseit ein mære
des landes portenære,
daz wir alle sêre clagen:
daz die wurme sint erslagen,

---

45. sluogen zuo tod *D.* 46. Die litten *D.* 47. verendoten *D.* 48. gegnotten *D.* 52. wer] her *D.* 55, 56. An die wurm fraysam Die sluogen da die vier man *D.* 57. koment *D.* 62. *Das übrige dieses Abschnittes fehlt I.* 63. huppschin. 71. von dan. 92. suochen. 96. gewenden. 98. widmann. 103. dem. 106. *Lücke in der Hs.* 111. geben. 113. so hart gach.

dâ mit daz lant was behuot;
des sîn wir alle ungemuot.
von nieman erz gesagen kan,
wan daz ez tæten fünfe man,
die sint in disen walt getrabet,
der wirt vil schiere umbehabet.
ich hân ez wol vernomen:
ir muget von dem lande komen
niemer mit gewinne,
ir sît beslozzen hinne
mit slozze sô gewarsam,
daz niemen wol zerbrechen kan.
dô sprach der ritter Êrec:
'geselle, wîse uns ûf den wec,
den sie dâ here rîten,
sît daz wir müezen strîten;
daz ist alsô guot bezîte
alsam lasterlîchiu bîte.
sît daz keiner leie frist
für den strît ze bîten ist,
sô suln wir engegen traben,
ê daz sie her ûf uns jagen.'
dô sprach der weidenære:
'nu hœret disiu mære.
welt ir gerne strîten,
sô sult ir balde rîten
bî dem wazzer hin ze tal;
ir hœret schiere einen schal.
sô sie über die brücke varent
unt sich umbe den walt scharent,
vürkomet in die brücke:
ez ist baz engiu lücke
dan an der wîte diu wer
gên einem kreftigen her.
doch sult ir wizzen, herre guot,
diu brücke ist zaller zît behuot;
ouch ich iu gesagen kan:
zwêne risen freissam,
die hüetent ir nu lange
mit einer stahelstange
und snîdent zallen ecken.
iu ellenden recken
gebe got die sigenunft,
mich tûret iuwer herkunft;
ir sît sô rehte rîterlich,
des riuwet ir mich sicherlich.'

Die Riesen fallen von Gauriels Hand; und als darüber eine Menge Volkes herbeiströmt, kämpfen Iwein, Gawan, Erec und Walban auch diese nieder. Da begibt sich ein Ritter in den königlichen Palast nach Triapalatus und erzählt der Königin was sich zugetragen. Wie diese hört, daß ein Ritter, dessen Wappen ein goldner Bock ist, sich unter den Helden befindet, erkennt sie in ihm Gauriel, den unvergleichlichen Mann, von dem sie zu Montavel mit schwerem Herzeleid geschieden und der so viel Ungemach ihretwegen ertragen. Sofort lässt sie durch die Jungfrau, die ihm schon von früher bekannt war, den Helden den Frieden entbieten und sie zu sich an den Hof mit dem Versprechen laden, daß sie der sorgsamsten Aufnahme gewärtig sein dürfen. Zugleich heißt sie das Mägdlein den fünf Rittern ein Bad bereiten, Gauriel aber selber baden und mit einer Salbe bestreichen, wodurch sich seine Farbe wieder so verändern würde, wie sie ursprünglich gewesen. Dieser Befehl wird

---

129. in] an. 133. mit] an. 135. beslossen. 141. also guot by der zitt. 143. s. d. k. schlacht ist. 145. Do sol wir. 155. f. k. ir in d. b. 156. bezzer zu enger luck. 164. Mit iren st. st. 167. signuz.

pünktlich vollzogen, und auch die Wirkungen des Bades bleiben nicht aus: Gauriel wird der schönste Mann, den man je gesehen.

Des andern Morgens werden die Gäste von Eleten in eine meilenweite wunderschöne Au geführt, worin ein merkwürdiges, theils aus Elfenbein, theils aus Fischgräten gefertigtes, mit Gold und Edelsteinen reichlich verziertes Gestühle steht, das Werk von wunderbaren Wassergeistern.

Aber auch andre Gäste finden sich inzwischen an dem Hof der Königin ein, Götter und Göttinnen und manch fremde und seltsame Creatur, wie auch die wunderliche Schaar, die das Gestühl verfertigte.

Nun die fünf Ritter an den Hof zurückkehren, küsst die Königin jeden derselben beim Empfang, und alle Anwesenden erweisen ihnen Huld und Auszeichnung.

So verstreichen vierzehn Tage mit dieser Festlichkeit in Freude und Lust. Da überlassen es die vier Genossen dem Ritter mit dem Bock, ob er noch ferner an dem Hofe bei den schönen Frauen bleiben oder mit ihnen ziehen wolle. Erec erinnert ihn an des Ritters Bestimmung und daß es eines solchen unwürdig, um eines Weibes willen ein thatenreiches Leben aufzugeben. Er habe das, als er Eniten nach Hause führte, an sich erfahren. Darob entschließt sich Gauriel von dannen zu ziehen:

ich sage iu wes ich vlîzec bin.
mac ich mit guoten minnen
ein urloup gewinnen,
ich wil mit iu ze lande;
mich dûhte ein houbetschande
und unrîterlîcher sin
schiede ich âne buoze hin
der selben schult, die ich begienc,
dô ich die juncvrouwen vienc:
des wil ich ze buoze stân,
daz ich wider si hân getân,
ez enwende dan der tôt
oder êhaftiu nôt.

Er bittet die Königin um Urlaub, damit er sein in Britannien an jener Jungfrau verübtes Vergehen gut mache und seinem Versprechen gemäß sich wieder an Artus Hof einfinde, um ein Jahr mit den Rittern der Tafelrunde gemeinsam zu verbringen. Mit innerem Herzeleid lässt ihn die Königin ziehen. Dagegen muß er ihr versprechen, nach Lösung seines Gelübdes sofort zu ihr zurückzukehren. Damit er aber ihrer eingedenk bleibe und zum Schutze vor Gefahren steckt sie ihm ein zauberkräftiges Ringlein an den Finger. Dann küsst sie ihn und seine Genossen zum Abschied.

---

7. ane prisz *D.*

Die fünf Helden suchen nun neue Abenteuer auf. Zu ihrem Leidwesen finden sie anfangs keine, obwohl sie alle Lande durchstreifen. Endlich bietet sich eines. Sie treffen nämlich auf einen jammernden Waldmann, der sie einen Brief lesen lässt, wodurch sie erfahren, daß zu Schayadis ein König durch einen Heiden hart bedrängt und um seine ganze Herrschaft gebracht sei, weil er jenem seine Tochter hartnäckig vorenthalte. Wer dieses Abenteuer aufzunehmen wagte, hätte sich gegen fünf und zwanzig Heiden zur Wehre zu setzen, die an fünf Thoren zu je Fünfen aufgestellt wären. Das ist den Rittern hochwillkommene Botschaft; sie lassen sich von dem Waldmann dahin führen. Dort finden sie alles niedergebrannt und verwüstet bis auf ein einziges Haus Namens Pronias, worin sich der König mit Frau und Tochter aufhält. Sie entbrennen vor Kampfeslust und thun den Heiden kund, daß sie gegen alle fünf Thore anstürmen wollen. Zum Zeichen des Angriffs stößt der Waldmann fünfmal in ein Horn. Jeder der Helden begibt sich vor ein Thor, gegen je fünf Heiden kämpfend. Alle fünf und zwanzig Heiden fallen. Darauf reiten sie zu allen Thoren ein und stechen und schlagen alles nieder, was ihnen in die Quere kommt.

Mit strîte harte veste
bestuont man dâ die geste.
dâ wart gestochen und geslagen,
dâ von man iemer mohte sagen,
biz der strît ein ende nam.
dâ gelâgen wol hundert man
tôt von den gesten,
der tiursten unt der besten:
der leben wart dâ ûz gezelt.
. . . . . .
die andern dô entrunnen.
noch was dâ ungewunnen
beide der heiden unt der turn.
dô lac ein angestlîcher wurm
bî dem turne nâhen,
dâ sie den ritter sâhen;
dem vuor ze aller stunde
daz fiur ûz dem munde
mit übelem gesmacke:
ez was ein eislich tracke
unt lebte von des tiuvels craft,
als im gebôt sîn meisterschaft.
dô stuont mit jâmer an der wer
der heiden, dô er al sîn her
von den fünfen sach vertriben
unt ouch alle die beliben,
die lâgen an dem strîte tôt:
er was in angestlîcher nôt.
nu gedâhte er an den zouberlist,
dâ maneger mit versûmet ist:
im kam vil rehte in den sin,
daz in der tracke trüege hin,
als er ê dicke hete getân.
alsô betrouc in sîn wân,
dô er den turn ûf slôz.

Aber Gauriel vernichtet den Drachen mittelst der Kraft seines Zauberringes, so daß der Heide zu Boden fällt und gefangen

16. dâ] das *D.* 20. angstlich track *D.*

wird. Nun meldet der Waldmann alles was geschehen dem König. Zum Danke wird ihnen bei Hofe der freundlichste Empfang bereitet. Der heidnische König wird zum Schadenersatz verurtheilt. Sodann nehmen sie Urlaub und setzen ihre Heimkehr nach Britannien fort.

Voraus eilt ein Knabe mit der Botschaft Alles dessen, was die Helden seither erfahren haben. Sie werden bestens bewillkommt.

geloufen unt gegangen
kâmen grôz unt cleine,
der künec unt diu gemeine,
und sagten gote gnâde unt danc,
daz in sô ofte wol gelanc.
dâ wart der rîter wol gesehen.
si muosten im gelîche jehen,
alte unde junge,
daz bezzer wandelunge
an manne nie geschach,
den man noch lebendic sach.

Ihnen zu Ehren wird vor einem Walde eine festliche Jagd veranstaltet. Nachdem sieben Nächte mit dieser Lustbarkeit verstrichen waren, ergehen sich eines Morgens, da die Sonne durch die Wolken bricht, die Ritter Gauriel, Plyamin und Erec in dem Walde, um Abenteuer auszuspähen. Da bietet sich ihnen ein eigenthümliches Erlebniss. Sie sehen einen alten Mann mit einem Spürhund hinter ihnen hergehen, an den sie die Frage richten, worauf er Jagd mache. 'Auf ein gefährliches Wild', lautet die Antwort, 'das mich schon den fünften Morgen beschäftigt, ohne daß ich es erjagt habe'. Mit diesen Worten will er weiter eilen. Sie aber dringen in ihn, ihnen zu sagen, wie es darum bewandt wäre. Nun erzählt er ihnen, daß seinem Herrn, einem Grafen von Astrian, hier im Walde auf einer Jagd dessen Tochter durch einen fremden Mann, der auf einem Wisent ritt, geraubt wurde und das Gefolge nun dem Räuber nachsetze. Nur leider seien unterwegs Leute und Rosse erlegen.

Alsbald entschließen sich die wackern Ritter mit dem Jäger gemeinschaftliche Sache zu machen und sprengen mit ihm, nachdem sie sich die eiserne Rüstung angelegt und Gauriel dem Jäger ein Ross gegeben, von dannen. Sie kommen in ein fremdes Reich, vor einen ungeheuren Wald, vor welchem ein Haus steht. Wie sie der Besitzer desselben von seiner Zinne aus im Mondenschein heransprengen sieht, wappnet er sich und reitet ihnen entgegen, zu erfahren was es gebe. Plyamin aber, kaum des Mannes ansichtig geworden, rennt ihn voll Streitbegier mit dem Speere an. So entspinnt sich ein dreifaches Gefecht, das der Wirth des Waldes muthig abwehrt. Hierauf heißt er sie willkommen sein und verspricht ihnen in seinem

Hause die gastlichste und fürsorglichste Aufnahme. Sie folgen ihm in die Wohnung, wo sie auf Geheiß des Wirthes von sechs Jungfrauen empfangen und in das Gemach der Königin geführt werden. Auch von dieser erhalten sie freundlichen Gruß und zu ihrer Auszeichnung und Erholung wird nichts gespart. Des Abends, als es Zeit zum Schlafengehen ist, fragt sie der Wirth, wie es käme, daß sie in dieses Land jagten nach dem 'versprochenen' Wald, der so beschaffen, daß Niemand, der ihn betrete, wieder aus ihm herauskomme, und warnt sie ihr Vorhaben auszuführen. Die Ritter erzählen, was sich mit jenem Grafen von Astrian zugetragen und daß sie entschlossen seien, entweder dem Räuber die Jungfrau abzugewinnen oder ihr Leben zu lassen.

der wirt sprach: 'ich kenne in wol;
er ist ganzer manheit vol
unt ist des waldes herre.
nâhen unde verre
siht man in ze allen zîten
nâch âventiure rîten.
er ist geheizen Jôrant:
beidiu sîn burc und sîn lant
ist behuot vil tiure
mit wurmen ungehiure,
beren lewen leopart;
des riuwet mich iuwer vart.

Am andern Morgen gehn die Helden unter den heißesten Wünschen des Wirths, daß es ihnen wohl gelingen und daß sie auf dem Rückweg wieder bei ihm einkehren mögen, und unter der Betheurung, daß ihn nichts so sehr betrüben könnte, als wenn er sie nicht mehr wiedersehen sollte, ihrem Abenteuer nach. Je tiefer sie in den Wald kommen, desto gefährlicher wird ihre Fahrt: sie haben gegen zahllose Unthiere, Löwen und Leoparden, Bären und Wölfe zu kämpfen, so daß sie mit Mühe und Noth ihr Leben fristen. Doch steht Gott den Wackern bei; und so kommen sie denn endlich an ein Gefilde, wo sie sich auf einmal von allem Unthier erlöst sehen. Hier halten sie kurze Rast und jagen dann an ein schwarzes Moor, das so merkwürdig beschaffen ist, daß es, sowie man es berührt, zu beben und sich zu bewegen anfängt. Mitten auf dem Moor steht ein Haus, dessen Zinne von Rubin und Gold widerstrahlt. Nirgend führt ein Weg hinüber. Kaum wird die Ritter der Herr des Hauses gewahr, so rüstet er sich und reitet auf einem Rosse, über das ein wunderbarer Sattel von Salamanderhaut gebreitet ist, gegen sie. Dieser Sattel gibt die Kraft über das Moor so hinweg zu setzen, als ob es fester Boden wäre. Bevor es zum Gefecht

8. prugk *D.* 10. Mit mengem wurm vngehur *D.* 12. davon so rivt mich ewer vart *D.*

kommt, fragt der feindliche Wirth die Ritter, was sie in sein Land führe, und droht ihnen den Tod. Sie antworten: 'Was kann uns noch Schrecklicheres geschehen, als uns durch die Unthiere des Waldes schon geschehen ist? Nun sagt uns: wisst ihr, wohin die in diesem Walde dem Grafen Astrian geraubte Jungfrau gekommen ist, derenwegen wir hieher geritten sind?' 'Das ist eine müßige Frage, entgegnet ihnen der feindliche Wirth, und euer Vorhaben ein verlornes: ich bin hier Herr und derjenige, der sie besitzt. Die Frage steht euch also gar nicht zu, es wäre denn, daß ihr gegen mich streitet'. 'Das will ich auch in der That', ruft der Ritter Gauriel. Während sich nun der feindliche Wirth mit seinem Sattel zu schaffen macht, rennt ihn Gauriel an und streckt ihn nieder, so daß er ihr Gefangener wird und das Gelöbniss abzulegen genöthigt ist, das Mägdlein dem König Artus zurückzubringen. Dann führt er die Helden auf seine Burg und bewirthet sie sorgfältigst.

Des Morgens nach dem Imbiß fordern ihn die Ritter auf, sie nach Brittannien zu begleiten und mit ihnen gemeinschaftlich die Jungfrau an den Hof zu führen.

nû kam diu maget gegangen.
hie wurden êrst enphangen
die ritter als in wol gezam
von der maget lobesam.
sie sprach: 'wirde ich von im erlôst,
daz vergelte iu aller megede trôst,
diu muoter unde maget sî,
unt tuo iuch herzenleides vrî.'

Beim Trunk erzählt ihnen der Wirth, daß er sich das geraubte Mädchen eigentlich zur Frau bestimmt habe.

er sprach: 'ich wil iu rehte sagen,
dô ich die magt gebrâhte,
waz ich mir gedâhte:
ich woltes mînem lîbe
vil schône zuo wîbe
ziehen, unz sie wære
den vollen manbære,
wan ich hete lützel ahte,
daz mich keiner slahte
iemer des verirte.
si solte mich zuo wirte
hân, als ich iu sagen wil,
hin an daz gemeine zil,
dâ sich verendet beide
liep unde leide
mit tôdes swinge.
daz ez an mir gelinge,
des het ich cleine mich versehen
u. s. w.

Hierauf treten die Ritter in Begleitung des Wirthes die Heimkehr an. Auf dem Weg durch den Wald kann sich dieser nicht genug wundern, daß sie all die Gefahren, welche hier aufgehäuft sind, so siegreich überwunden hätten, worauf ihm Plyamin entgegnet:

4. wolt minem l. *D.* 10. nimer *D.* 16. schwind *D.* 17. daz och *D.*

'Sol, daz ein michel wunder sîn,
ob sich ein man des tôdes wert?
mit wer sich maneger hât ernert
in angestlichen nœten.
wer vrumen man wil tœten,
die wîle er unbetwungen stât,
sô weiz er niht wie ez ergât;
man sol gein ungewizzenheit
ie mit were sin bereit,
unt geloubet daz der beste list
diu wer gein bœsen liuten ist.
hie ist ein wunder niht geschehen;
ez ist ein wunder, welt irs jehen,
wâ edel ritter hôchgemuot
sô wider ritters orden tuot,
daz er âne wer den lîp
lât gewalten als ein wîp:
daz sult ir für ein wunder hân,
unt mügt ditz ungewundert lân'.

Aus dem Walde tretend kommen sie wieder an jenes einzeln stehende Haus, in welchem sie auf der Hinfahrt so gastfreundliche Aufnahme fanden. Mit der herzlichsten Freude und den besten Glückwünschen werden sie von dem Wirth und seiner Gemahlin bewillkommt. Man veranstaltet ihnen zu Ehren ein festliches Turnier. Ungern trennt sich der Wirth und sein Haus des andern Morgens von den theuern Gästen.

Diese gelangen nun abermals in ein wüstes Land in der Nähe des Meeres und sehen dort ein kräftiges Heer und eine Unzahl Zelte aufgeschlagen. Hier liegt eine Königstochter in Streit mit dem wilden König Geltipant, der ihr das Land entreißen will, weil sie sich weigert seine Gemahlin zu werden. An den vier Helden wird sie unerwarteter Hilfe theilhaft. Plyamin und Erec werden mit zwei mit Speeren bewaffneten Wartleuten handgemein und machen sie nach heißem Streite zu Gefangenen. Die Wartleute müssen bei ihrer Treue geloben mit den Rittern an Artus Hof zu ziehn und sich der Königin zu überantworten; unter der Bedingung werden sie frei. Nur mit Widerstreben lässt sie Geltipant ziehen. Sodann begeben sich die vier Ritter vor das Zelt der Königin, wo sie mit Auszeichnung empfangen werden. Jungfrauen lösen ihnen die Waffenriemen und nehmen ihnen die eiserne Rüstung ab. Die Königin will einen großen Schatz an Gold und Silber vor Geltipant an sie vertheilen; die Helden bitten sie jedoch das zu unterlassen, da ihr Sinn nicht auf Geld und Gut, sondern lediglich auf Heldenthaten und ritterlichen Preis gerichtet sei. Inzwischen kommt ein fremder Ritter, von Geltipant abgeschickt, mit der Botschaft, daß sich die Königin für den andern Morgen zum Kampf gegen ihn rüsten möge. Die Königin heißt ihn am Hofe bleiben und an der Malzeit theil-

8 vngemissenhait *D.* 11. wer *fehlt D.* 14. wolt ich dz jechen *D.* 16. an werden lib *D.*

nehmen. Fische und Wildbrät und andere Speisen werden in reicher Menge aufgetragen; ebenso macht der Becher fleißig die Runde. Nach der Malzeit beurlaubt sich der fremde Ritter. Die Königin aber sendet nach ihrem Rathe, von welchem sie den Vorschlag erhält, die vier Helden, die Gott hierher gesandt habe, und die um ihrer Tapferkeit willen in fremden Ländern Abenteuer suchen, zum Streit aufzumuntern. Die Ritter gehen bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Namentlich entbrennt Gauriel von Kampfeslust. Er heißt das Heer aufbieten und verspricht, selbst wenn Niemand in den Kampf ziehen wollte, mit seinen drei Genossen den wilden König allein zu bestehen. Das Heer wird aufgeboten und unter drei Banner vertheilt. Hauptanführer ist Gauriel. Nun rennen sich die Feinde an und wüthen greulich gegen einander. Von dem Heere Geltipants fallen fünfhundert Mann. Der Kampf endet mit der Gefangennehmung des Königs durch Gauriel. Er will sich durch Gold und Silber loskaufen. Dieses Ansinnen wird natürlich von den Helden abgewiesen und Geltipant der Königin ausgeliefert. Dann scheiden die Ritter von dem Hofe und reiten gen Britannien.

An einem Morgen früh kommen sie an ihr Ziel. Zum Willkomm geht ihnen die Königin mit ihren Frauen entgegen. Bald finden sich auch der Graf und die Gräfin von Astrian, die durch jenen Jäger mit dem Hunde von der Rettung ihrer Tochter benachrichtigt wurden, mit reichem Gefolge an Artus Hof ein. Der Ritter mit dem Bock gedenkt nun seiner Gattin und will Urlaub nehmen. Er beruft deshalb all die trefflichen Ritter der Tafelrunde zusammen, Iwein, Parzival und Gawan, Erec und Walban, Wigalois und Tristan, Dodines und Karidant, Segrimors und Partripan, Partivier und Lenial, Daniel von Blumental, Meliantz und Melerantz, Lanzelot und Edelantz, Karel und Ramung, und trägt ihnen seinen Entschluß vor. Da kommt Frau Elet und theilt ihm mit, daß seine Gattin vor sieben Nächten vom Hause ausgeritten sei, um an dem königlichen Hof zu erscheinen. Über drei Wochen möge er sie erwarten und darum bis dahin nirgend ausreiten. Darauf führen die Ritter die Jungfrau zum König und zur Königin. Sie wird mit Auszeichnung empfangen. In warmen Worten gedenkt sie der Verdienste Gauriels um den königlichen Hof und alle Lande und meldet, daß ihre Herrin, dieses Ritters Gemahlin, ihren persönlichen Dank für das Gute, das er hier im Hause genossen, abzustatten beabsichtige. Diese sei von Triappalatus und werde ihren Gatten, der ihretwegen

so viel Ungemach hat erleiden müssen, selber in die Heimat abholen.

Die Botschaft erweckt große Freude am Hofe. Nach siebzehn Tagen kommt das Gefolge der fremden Königin herangezogen. Voraus reiten die Kämmerer und Marschälle. Wohl fünfzig Saumrosse, mit den verschiedensten Geräthschaften bepackt, schreiten über die Ebene her. Eine Unzahl Köche, eine Schaar Volkes, von vier Riesen, die spitze Stangen über die Schultern tragen, unter Peitschenhieben vorwärts getrieben, auch allerlei Meerwunder und sonderbar gestaltete Creaturen befinden sich unter dem Gefolge. Wie sich der Zug dem Palaste nähert, geht ihnen der König und die Königin mit ihren Rittern und Frauen — es mochten wohl tausend an Zahl sein — entgegen, um sie zu bewillkommen. Gern hätte sich auch Gauriel angeschlossen, wäre ihm nicht durch Enet zu warten geheißen worden. Aber es währt nicht lange, so liegt ihm die theuere Gemahlin in den Armen und küsst ihn so herzlich, daß „der gebærde geluste vil manegen riter der ez sach, daz ez im in sîn herze brach".

Nun gibt es große Belustigung am Hofe. Man hört singen und sagen und allerhand Saitenspiel und Kurzweil; auch Buhurt und Tanz fehlen nicht. Den Hof zu ehren und ihr eignes Ansehn zu erhöhen, vertheilt die edle Königin mit freigebiger Hand alle die Schätze und Kleinode, die auf den Saumrossen aufgeladen waren, worüber, wie die Aventiure berichtet, vierzehn Tage vergehen. Dann ziehen der Graf und die Gräfin von Astrian sammt ihrer Tochter, sowie auch Gauriel und seine Gemahlin in ihre Heimat.

KLEINE BEITRÄGE ZUR DEUTSCHEN MYTHOLOGIE.

VI. KOHLEN UND SCHÄTZE.

„Der Schatz pflegt sich in Kesseln zu heben, und dann seine Gegenwart durch eine auf ihm leuchtende Flamme anzuzeigen, wie über den Hügeln der Gespenster Flamme weht. Blaue Lohe wird auf ihm erblickt, er hat das Aussehen glühender Kohlen, eines Braukessels voll rothen Goldes" (Grimm Myth. 923.) Diese Bemerkung J. Grimms, daß der Schatz in Gestalt glühender Kohlen sich zeige

wird durch zahllose Sagen aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes bestätigt. Von der Nordsee bis zur Adria läuft eine Kette solcher Schatzsagen fort und zeigt uns wieder deutlich, wie alle deutschen Stämme dieselben Sagen mit treuer Liebe hegen und fortpflanzen. Die folgenden Zeilen sollen diese Reihe von Schatzsagen kurz besprechen und darthun, daß sie zu den weitverbreitetsten und ältesten unter den deutschen Sagen von blühenden Schätzen zählt.

Die einfachste Fassung der Sage von Schatzkohlen ist: Jemand sieht schöne Kohlen am Wege liegen, steckt einige davon zu sich, und findet später dieselben in Gold- oder Silbermünzen verwandelt. Einmal sahen Buben, die Schweine und Gänse hüteten, zwei Häfen mit brennenden Kohlen dastehen. Der eine Bub stieß sie mit dem Fuße fort, der andere schob zwei Kohlen zu sich und fand, als er heimkam, zwei Vierundzwanziger in der Tasche (Birlinger I, Nr. 132). Im Jahre 1753 gieng von Salzburg eine Kräutersammlerin auf den Untersberg. Als sie eine Zeitlang herumgestiegen war, sah sie an einer Steinwand Brocken, grau und schwarz wie Kohlen, liegen Sie nahm etliche zu sich, und als sie nach Hause gekommen war, fand sie klares Gold in denselben (Untersberg. S. 15. Bechstein d. Sagenbuch Nr. 994). Eine arme Frau von Marzell fand beim Holzsammeln ein Loch voll schwarzer Kohlen. Sie steckte davon so viele in ihre Taschen, als diese fassten. Bei ihrer Heimkunft fühlte sie auf einmal, daß in ihren Taschen etwas sehr Schweres sei; sie griff hinein und zog lauter Goldstücke heraus (Baader Nr. 34). Als eine Frau aus der Mühle bei Gaumburg ins Rorate wollte, sah sie einen Haufen glühender Kohlen am Wege liegen. Stillschweigend strich sie ihn in ihre Schürze und trug ihn nach Hause. Als sie die Schürze ausleerte, fielen, statt der Kohlen, gegen achthundert Gulden Geld heraus (Baader Nr. 419). Eine Schmiedsfrau in Kitzingen, welche um Mitternacht über ihren Hof gieng, sah dort einen Haufen glühender Kohlen liegen. Sie holte einen Korb herbei, und füllte die Kohlen darein. Am folgenden Morgen fand sie die Kohlen in lauter Geld verwandelt (Baader Nr. 475). Eine andere Frau brach aber, als sie die Kohlen in ihre Schürze fassen wollte, das Schweigen — und in demselben Augenblicke waren sie verschwunden (Baader Nr. 474). Ein altes Weib mit zwei Kindern gieng zum uralten Sisiniuskirchlein hinaus, um ihr Abendgebet dort zu verrichten. Innerhalb der Umfangsmauer erblickte sie einen seltsam schimmernden Kohlenhaufen. Sie schob einige Stücke davon ein und trug

sie heim. Als sie dieselben herausnehmen wollte, waren es Gold stücke (Tirol. Sg. Nr. 387). Ein armes Weib findet im Walde schöne Kohlen und steckt einige für die Kinder zu sich. Zu Hause angekommen hat sie statt der Kohlen Achtzehner in der Tasche. (Tirol. Sagen Nr. 417). Ein Weib aus Martell fand unweit Montan einen glänzenden Kohlenhaufen. Sie nahm einige Kohlen mit sich und fand später dieselben in Thaler verwandelt (Tirol. Sg. Nr. 418) Ein Hirt fand auf dem Sauschlosse einen Kohlenhaufen, von dem er drei zu sich steckte. Als er heimgekommen war, hatte er statt der Kohlen drei Kreuzthaler im Sacke (Tir. Sg. Nr. 419). Eine Bäuerin auf einem zwischen der Stadt Salzburg und Berchtesgaden gelegenen Hofe begab sich spät Abends in den Keller, Milch zu holen. Da erblickte sie in einer Ecke desselben ein Häuflein Kohlen, von denen sie einige mit sich in die Küche hinauf nahm. Am folgenden Morgen lagen eben so viele blanke Thaler an der Stelle, wohin sie die Kohlen gelegt hatte (Alpenburg, Alpensagen Nr. 7). Mancher, der auf dem Jaufen droben schlief, fand beim Erwachen den Hut mit Kohlen gefüllt, die sich später in Gold verwandelten. Die meisten Finder warfen aber den unerkannten Schatz über den Berg hinab (Alpenburg, Alpensagen Nr. 267). Ein Bauer fand auf einem Acker, auf dem schon öfters ein Schatz geleuchtet hatte, einen Topf voll Kohlen. Er schüttete ihn aber unkluger Weise aus (Alpenburg, Alpensagen Nr. 332). Ein Mädchen, das auf dem Dos Trento übernachtet hatte, sah frühmorgens einen großen Kohlenhaufen. Es füllte davon die Schürze und eilte nach Hause. Als es seinen Fund der Mutter zeigen wollte, hatten sich die Kohlen in Silberstücke verwandelt (Tir. Sg. Nr. 416). Eine Schaar Musikanten zog bei Nachtzeit heim, an dem Chamsenberge vorüber. Da sahen sie im Felsgeklüfte ein Licht. Der Ärmste davon, der den Rumpelbaß trug, gieng darauf zu und fand ein Feuer. Auf einmal that es einen lauten Knall und feurige Kohlen prasselten dem Manne auf den Rock und in den Rumpelbaß. Der Musikant lief davon. Da klapperte es in seinem Basse, denn Kohlen waren hineingesprungen. Er wollte sie herausnehmen und fand statt der Kohlen pure Goldstücke (Bechstein, Thüringer Sagen Nr. 305). Im Röttinger Stadtwald sah ein Jäger einen Haufen glühender Kohlen liegen; er stürte darin und schleuderte dadurch mehrere bei Seite. Als er in den nächsten Tagen wieder auf den Platz kam, war der Haufe hinweg; die nebenhin gefahrenen Kohlen aber lagen als

Geldstücke umher und wurden vom Jäger aufgelesen (Baader Nr. 471). Sehr verbreitet ist die Sage in modernisierter Fassung, daß Männer bei einem solchen Kohlenhaufen ihre Pfeifen anzünden wollen und die aufgenommenen, nicht anbrennenden Kohlen wegwerfen. In der Nähe von Wadekath sieht man an einer gewissen Stelle oft ein Feuer brennen; da liegt ein Schatz begraben. Da kam einmal Einer die Straße gezogen und da es in der Nacht war, sah er auch das Feuer glimmen. Nun hatte er aber seine Pfeife vorgenommen und wollte rauchen, und in dem Wahne, es seien gewöhnliche Kohlen, nimmt er eine derselben, um die Pfeife damit anzustecken, allein es brennt nicht und die Kohle verlischt. Da wirft er sie fort und nimmt eine zweite, doch geht es ihm mit der ebenso, desgleichen mit einer dritten und mehreren. Endlich riß ihm die Geduld und er begann zu fluchen. Da ward ihm der Stock aus der Hand geschlagen, obgleich niemand zu sehen war, und soviel er auch suchte, er konnte ihn nicht wieder finden. Weil er ihn ungern verlor, gieng er des andern Morgens an dieselbe Stelle und fand ihn auch glücklich wieder. Wie er sich nun bückte, ihn aufzuheben, sieht er etwas im Grase blinken, und als er es aufhebt, ist's ein Goldstück, daneben lagen links und rechts noch einige; das waren die Kohlen, die er in der Nacht fortgeworfen hatte (Kuhn, märk. Sg. Nr. 31). Zwei Männer giengen in der Nacht von Staden nach Blofeld, da sahen sie, als sie anfiengen auf den Wingertsberg zu steigen, ein Feuerchen brennen. Sie hatten gerade ihre Pfeifen aus dem Sack gelangt und so giengen sie zu dem Feuerchen, das ein Häufchen glühender Kohlen war. Jeder nahm sich eine glühende Kohle und legte sie auf die Pfeife. Aber die Kohlen brannten nicht an. Sie warfen deshalb dieselben weg und legten frische Kohlen auf ihren Tabak. Aber auch diese wollten nicht zünden, und so gieng es auch zum dritten Male. Das war den Männern verwunderlich. Sie warfen die Kohlen hinweg und giengen weiter nach Blofeld. Als sie am folgenden Tage zurückkommen, suchten sie nach der Stelle wo das Feuerchen gebrannt, aber sie fanden auf keinem Fleck todte Kohlen oder Asche. Darüber verwundert suchten sie jetzt am Wege nach den Kohlen, die sie weggeworfen hatten. Da fanden sie statt Kohlen blanke Dukaten (Wolf, hess. Sg. Nr. 180). Ein Mann aus Einbeck gieng nach Dassensen. Da wollte er bei einer Eiche seine Pfeife anzünden und sah im Grase Kohlen liegen. Er denkt es wären wirkliche glühende Kohlen, nimmt also nach einander vierzehn solcher

Kohlen in die Hand und legt sie auf die Pfeife; aber jedesmal, wenn er sie in die Pfeife legt, gehen sie aus, und er wirft sie deshalb wieder fort. So kommt er nach Dassensen und erzählt den Leuten, was ihm begegnet ist. Diese lachen ihn aus und sagen, er hätte die Kohlen mitnehmen sollen. Er geht daher am andern Morgen wieder zu der Stelle hin, um zu sehen, was es gewesen sei, und findet da vierzehn neue blanke Thaler (Müller, niedersächsische Sagen S. 109). Drei ganz ähnliche Sagen erzählt Müllenhoff (Sagen aus Schleswig-Holstein S. 356 und 357). Ein junger Bauer aus Rälby auf Worms, der einmal des Abends spät vom Hofe nach Hause geritten kam, sah nahe am Wege Kohlen und ein blaues Feuer. Er steigt ab, um seine Pfeife anzuzünden, wühlt in dem Kohlenfeuer, legt endlich eine Kohle auf seine Pfeife und steigt zu Pferde. Plötzlich bemerkt er, daß ein schwarzes Füllen ihm beständig nachläuft und ihn, obwohl er im schärfsten Galopp fortsprengt, auf den Fersen bis ins Dorf verfolgt, bis es in der Pforte seines Gehöftes stehen bleibt und verschwindet. Auf der eiligen Flucht hatte er seine Pfeife in die Tasche gesteckt, und da er sie jetzt hervorzog, fand er zwei Silberrubel. „Ei", rief er, „das war Geldfeuer, deshalb war der Böse hinter mir!" Am andern Morgen gieng er wieder an die Stelle und fand noch einige Rubel, da er durch das Wühlen in den Kohlen einige bei Seite gerührt hatte, die nun in Gold verwandelt waren (Rußwurm, Eibofolke 2, 238. Sagen aus Hapsal Nr. 100).

Neben dieser einfachsten Form der Sage gibt es eine Reihe von Schatzsagen, in denen neben dem glühenden Kohlenhaufen ein den Schatz hütender auf Erlösung harrender Geist erscheint, gewöhnlich eine Frau. In dem Hause des Bäckers Meier zu Greifswalde diente eine Magd. Als sie einmal erwachte, sah sie, daß es schon ganz hell war. Sie lief deshalb gleich in die Küche, um Feuer anzumachen. Da sah sie, daß im Garten ein Feuer brenne, und eilte mit einer Schüppe hinunter und holte sich die voll Kohlen. So wie sie aber diese auf den Herd legte, erloschen sie auf einmal. Sie gieng deshalb noch einmal in den Garten und holte Kohlen, aber auch diese erloschen auf dem Herde. Darauf gieng sie zum dritten Male zum Feuer in den Garten. Sowie sie aber diesmal dabei ankam, erscholl auf einmal hinter den brennenden Kohlen her eine schreckliche Stimme, die rief: „Wenn du noch einmal kommst, so drehe ich dir den Hals um!" Erschreckt lief das Mädchen zurück und es schlug

Ein Uhr. Da war das Feuer verschwunden. Morgens lagen statt der Kohlen lauter blanke Thaler auf dem Herde (Temme, Sagen aus Pommern Nr. 281). Eine ähnliche Sage gibt Bechstein von Lorch am Rheine (d. Sagenbuch Nr. 76). Von der Ruine Sigmundsburg geht folgende Sage: Eine Dirne im Wirthshause am Fernstein stand einst sehr früh auf und konnte kein Feuer machen; sie sah im im Schlosse Licht, gieng hinüber und traf Feuer in der Küche auf dem Herd, bei welchem ein Fräulein saß. Als die Dirne einige glühende Kohlen in die Pfanne fasste, sagte das Fräulein, sie solle alles Feuer in ihrem Fürtuch forttragen, worauf die Dirne erwiderte, daß sie schon genug habe. Wie die Dirne hinweg gieng, hielt das Fräulein ein Tuch vor das Gesicht und weinte. Die Dirne gieng nach Hause und legte die Kohlen auf den Herd, welche sich in Silbergeld verwandelt hatten. Sie eilte zurück, um mehr zu holen, aber alles war finster. Das Fräulein trug ein rothes Kleid mit weiß und schwarzen Streifen, die Haare zurückgezopft (Panzer 1, Nr. 3. Tirol. Sg. Nr. 383). In den Ruinen der Burg Zwingenstein liegt ein Schatz vergraben. Als Mädchen aus Unterinn einmal in die Nähe dieses Schlosses gekommen waren, stand es wieder in voller Pracht da. Neugierig giengen sie hinein und kamen in die Küche. Da lagen glühende Kohlen auf dem Herde, an dem eine alte Frau saß. Sie sprach freundlich zu den Mädchen: „Das ist recht, daß ihr gekommen seid. Nehmt nur von den schönen Kohlen — je mehr desto lieber". Als eine ihren Worten folgte und nach den Kohlen langte, schoß ein Wurm heraus. Da that das erschrockene Mädchen einen lauten Schrei — und Schloß und Frau waren verschwunden. Aber noch lange hörten sie weinen und jammern und in der Tiefe Geld klingeln (Tir. Sg. Nr. 384). Ein Bauernmädchen wollte in der Christnacht, als das Licht ausgeloschen war, ins Nachbarhaus, um Licht zu holen. Da kam es auf die ganz nahe gelegene Hochburg, die in voller Pracht dastand. Sie gieng hinein und kam in den Saal, wo ein schönes Fräulein am Kamin saß, in dem viele Kohlen glühten. Das Fräulein winkte freundlich, nahm eine Schaufel voll Kohlen und wollte sie dem Mädchen in die Schürze schütten. Da rief das Kind voll Schrecken: „Mein Gott, sie verbrennen mir ja das Fürtuch". Augenblicklich war das Schloß verschwunden und in der Tiefe jammerte und klingelte es (Tir. Sg. Nr. 385). Die Magd im Schloßhäusel bei Zirl sollte frühmorgens Feuer machen. Da erblickte sie einen großen Haufen glühender Kohlen in der Nähe

des Hauses. Sie gieng hinaus, um Feuer zu holen und fand bei den Kohlen zwei schöne schwarzgekleidete Frauen sitzen. Diese winkten ihr freundlich zu, sie solle nur recht viele in die mitgebrachte Pfanne nehmen. Das Mädchen nahm so viel sie vermochte, und wollte damit gehen. Aber die zwei Frauen winkten bittend, sie solle noch mehr mitnehmen. Sie füllte nun die Pfanne ganz und wollte wegeilen. Da sagten die Frauen zur Dirne, sie solle alle Kohlen wegtragen. Da nahm sie von den Kohlen so viele, daß die Pfanne über und über voll war, und lief davon. Als sie zu Hause die Pfanne ausleerte, waren die Kohlen in Dukaten verwandelt (Tirol. Sg. Nr. 386). Eine Magd von Montigl kam Abends zum Schlosse Neuhaus. Da saß eine Frau dort und hatte glühende Kohlen vor sich. Sie sprach zur Magd: „Wirf deinen Rosenkranz auf die Kohlen und sie werden zu Goldstücken, die dir gehören; und ich bin erlöst!“ Die Magd hatte aber den Rosenkranz vergessen. Wie die Frau dies bemerkte, rief sie: „Nimm das Skapulier und wirf es darauf!“ Schnell that es die Magd; aber die Kohlen blieben Kohlen und verschwanden mit der weinenden Frau, denn das Skapulierbild war ganz ausgelöscht gewesen und hatte deshalb die Weihe verloren (Tir. Sg. Nr. 745). Seltener hüten Männer die Kohlen. Eine Magd gieng frühmorgens in den Keller, um Milch zu holen. Wie sie die Fallthür öffnete, sah sie drunten im Keller mehrere heidnische Grafen, welche mit goldenen Kugeln auf goldne Kegel schoben, und neben der Kellerstiege erblickte sie glühende Kohlen unter einem Kessel. Sie nahm einige Kohlen und machte die Fallthür wieder zu. Als sie aber in der Küche mit den Kohlen Feuer machen wollte, waren sie in Kronenthaler verwandelt (Alpenburg, Alpensagen Nr. 196). Eine Magd in Bruchsal sah, als sie erwachte, auf dem benachbarten Zimmerplatz ein großes Feuer, um welches viel Leute saßen. In der Meinung, dies seien schon die Zimmerleute, zog sie sich schnell an, lief zu dem Feuer, grüßte die darum Sitzenden mit: Gelobt sei Jesus Christus! nahm eine Schaufel voll Kohlen und eilte damit ins Haus zurück. Dort schüttete sie die Kohlen auf den Herd, aber im Augenblick erloschen sie. Während die Magd sich darüber noch verwunderte, schlug es Mitternacht, wobei draußen Feuer und Leute sogleich verschwanden. Das Mädchen machte nun Licht und fand die Kohlen in lauter alte Geldstücke verwandelt (Baader Nr. 315). Ein Mädchen, welches in der Mühle diente, die sich am Fuße des Rammelsberges befand,

stand eines Morgens schon vor Tagesanbruch auf. Während sie das Feuerzeug suchte, sah sie am Rammelsberge Feuer. Sogleich eilte sie dahin und fand am Feuer mehrere Männer mit weißen Bärten sitzen. Sie fragte ob sie einige Kohlen nehmen dürfe. Die Angeredeten sprachen aber kein Wort, sondern sahen starr vor sich auf die Erde. Sie nahm Kohlen und trug sie in ihre Küche auf den Herd. Aber als sie Holz darauf legen wollte, brannten sie nicht mehr. Einige Male holte sie noch Kohlen, aber sobald sie dieselben auf den Herd schüttete, wollten sie nicht brennen. Wie es Tag geworden war, lag auf dem Herde ein großer Goldhaufen, und an der Stelle, wo das Mädchen die Kohlen hergeholt hatte, lagen nur alte Kieselsteine. Der Müller zeigte dies der Obrigkeit an, welche den Berg untersuchen ließ und dadurch den Goldreichthum des Rammelsberges entdeckte (Pröhle, Harzsagen S. 18). Öfters erscheinen kleine Männchen bei den Schatzkohlen. Als eine Magd spät in der Nacht Feuer anmachen sollte, gewahrte sie auf einem nahen Hügel ein Feuerchen und gieng hin, um sich davon zu holen. Als sie wieder zurückkam waren alle Kohlen schon erloschen und so auch, als sie zum zweiten Mal geholt hatte. Nun gieng sie zum dritten Mal hin, da stand ein graues Männchen neben dem Feuer, das sprach: „Jetzt unterstehe dich nicht noch einmal zu kommen". Wenn sie die Kohlen alle auf einmal geholt hätte, so hätte sie das Männchen erlöst. Am Morgen aber waren alle Kohlen, die auf dem Herde lagen, eitel glänzendes Gold (Wolf, hess. Sg. Nr. 179). Ein armes Mädchen aus Heidelsheim begegnete im Walde einem Männlein und fragte dasselbe, wo sie Späne finden könne. „Späne habe ich keine gesehen, wohl aber Kohlen!" erwiderte das Männlein, führte das Mädchen zu einem Haufen schwarzer Kohlen und sprach: „Mache deinen ganzen Korb voll, sie werden gewiss gut brennen". Das Mädchen folgte den Worten, füllte den Korb und schied von dem Männlein. Unterwegs ward ihr der Korb so schwer, daß sie ihn fast nicht mehr fortbrachte. Als sie den Korb abnahm, gewahrte sie, daß die Kohlen zu lauter Gold- und Silbermünzen geworden waren (Baader Nr. 309). Das Männlein gehört wol zu der Sippe der Zwerge und Erdmännchen, die Menschen mit Schatzkohlen beschenken und belohnen. Einst ward eine Hebamme von den Zwergen in Emmenthal um ihren Dienst ersucht; als Belohnung gaben sie ihr die Schürze voll Kohlen. Die Hebamme, mit einer solchen Belohnung nicht zufrieden, fasste die Kohlen nur nachlässig in ihre

Schürze, so daß sie während des Gehens viele verlor. Als sie aber zu Hause ihre Kohlen näher betrachtete, waren es lauter Goldstücke (Vernaleken Alpensagen, S. 183). Von der Alp Vallätscha kam ein wildes Männlein zu einer Frau und bat sie ihm zu folgen. Sie gehorchte und es gelang ihr, das wilde Weiblein von einem Zwillingspärchen zu befreien. Da hieß das wilde Männlein die Frau, die sich entfernen wollte, die Schürze mit Kohlen füllen, die auf dem Feuerherde lagen. Sie that es, ließ aber auf dem Wege fast alle Kohlen aus der Schürze fallen, welche dann das Männlein, das bis zu ihrer Wohnung ihr nachlief, auflas. Sie warf die drei Kohlen, welche sie noch übrig hatte, in der Küche auf den Herd. Am andern Morgen fand sie dieselben in Gold verwandelt. Ganz so trug sich die Geschichte in Churwalden zu, wo dann das Männlein der Frau, welche die Kohlen fallen ließ, immer zurief:

Je meh zerstrast,
Je minder d'hast.

Die Frau achtete aber nicht darauf und es gieng ihr, wie der früher erwähnten. Hingegen auf Furna war die Frau so vorsichtig und sparsam, die Kohlen wohlverwahrt nach Hause zu tragen, und sieh da, am andern Morgen war sie eine reiche Frau (Vernaleken, Alpensagen S. 215). Eine ähnliche Sage theilt Rochholz mit: Das Erdmännchen gab dem Bettelweibe für den Hebammendienst Glasscherben, Steinchen und Kohlen. Sie ließ auf dem Heimwege das Meiste aus der Schürze fallen. So oft sie wieder etwas fallen ließ, sagte das sie begleitende Männlein:

Je minder as b'hebsch,
je minder als hesch.

So kam sie endlich heim. Als sie da den Überrest von Allem, was unterwegs nicht aus der zerlumpten Schürze gefallen war, beim Lichte ausbreitete, fand sie noch eine Glasscherbe, die zu Silber geworden war, und ein Köhlchen und ein Steinchen; das eine war in Gold, das andere in einen Edelstein verwandelt (Sagen aus dem Aargau 1, 266). Eine ähnliche Sage ist in Schwaben bekannt. Ein Erdmännle kam nach Geislingen zu einer Hebamme und holte sie in den Wald. Als diese ihren Dienst gethan hatte, gab es ihr eine ganze Schürze voll schwarzer Kohlen. Unterwegs aber warf die Hebamme eine Kohle nach der andern heraus. Da sagte das sie begleitende Erdmännle:

Wie minder ihr zettelt,
Wie mehr ihr hättet.

Wie sie daheim ihre Schürze auf den Herd schüttete, da waren statt der Kohlen lauter blinkende Goldstücke darin, so daß die Frau mit einem Male sehr reich wurde (Meier Sagen aus Schwaben 1, 59. Bechstein, d. Sagenbuch Nr. 933). Eine hierher gehörige Sage erzählt von Alpenburg: Eine Dirne vom Dörflein Bach im Lechthale sah eines Abends eine gewaltig dicke Kröte am Wege sitzen und sprach: „Geh aus dem Wege! Ich will dich dafür gerne pflegen, wenn du einmal ins Kindbett kommst“ und lachte dazu. Nach drei Wochen kam ein Mann und sagte zur Dirne, sie solle mit ihm gehen, indem er sie an das der Kröte gegebene Versprechen mahnte. Die Dirne folgte und fand in einer einsamen Waldhütte eine Wöchnerin, die sie fleißig pflegte. Als die Zeit um war, gab der Mann der Dirne einen Sack voll Kohlen mit der Bemerkung, ihn beileibe nicht vor der Heimkunft zu öffnen. Sie that aber bald den Sack auf und schüttete die Kohlen aus. Zu Hause sah sie zu ihrem größten Erstaunen am Zipfel des Sackes Goldstücke hangen. Es waren Reste von den Kohlen und hatten sich in Gold verwandelt (Alpensagen Nr. 159). Daß Unterirdische oft irdische Wehfrauen mit Kohlen, die sich in Gold verwandeln, bezahlen, kommt im deutschen Norden oft vor (Bechstein Sagenbuch Nr. 179). Auch andere Dienste und gute Werke belohnen Zwerge und Entrückte mit Schatzkohlen. Der Geiger Lux von Buttwil, der nach Mitternacht von einer Hochzeit heimkehrte, dachte sich bei einem Hügel, in welchem ein Zauberschloß mit allen Schätzen versunken sein soll: Wüsste ich nur da hinein zu kommen, ich wollte mir wohl die füllen. „Komm nur gleich mit“ rief alsogleich ein Zwerg und führte ihn in den hohlen Berg, wo altmodische Herren und Frauen in einem festlich erleuchteten Saal lustwandelten. Lux begann auf den Wink seines kleinen Führers aufzuspielen und alsogleich begann der Tanz. Zum Lohne dafür erhielt er den Hut vollauf mit Kohlen gefüllt. Er kehrte nach Hause und leerte erbost ob der schlechten Bezahlung die Kohlen in das Gras. — Als er am folgenden Tage seinen Hut aufsetzen wollte, fiel daraus ein schönes Goldstück klingend zu Boden. Jetzt verstand er die Bescheerung und lief zur Stelle, wo er gestern den Hut fluchend ausgeschüttet hatte. Hier lag noch der ganze Haufen werthloser Kohlen (Rochholz 1, 312). Als ein frommer Jägerbursche im Walde jagte, bemerkte er auf der Jägerwiese einen

langen Zug Wallfahrer. Er schloß sich ihnen an und kam in eine unterirdische Gegend, wo sich alle Andächtigen in ihre Wohnungen zerstreuten. Der Bursche folgte einer Frau in das Schloß. Nach einigen Tagen sammelten sich die stillen Bewohner wieder zu einer Wallfahrt. Um wieder auf die Oberwelt zu kommen, nahm er Abschied von seiner Beschützerin. Vorher aber füllte sie seine Waidtasche mit Kohlen. Oben verschwanden die Wallfahrer vor seinen Augen. Als er seine schwere Tasche untersuchte, fand er statt der Kohlen Gold (Vernaleken, Mythen S. 13). Die entrückte Agnes giebt braven verarmten Leuten oft eine Schürze voll Kohlen, die dann Goldstücke werden. Sie sagt immer ihren Namen und fügt hinzu, man möge ihrer gedenken (ebendort S. 17). Einem blutarmen Bauer schenkte sie einen Sack voll Kohlen. Als er sie am andern Tage verkaufen wollte, fand er blankes Gold (ebendort S. 17). Noch eine andere merkwürdige auf Kohlen bezügliche Sage theilt Vernaleken mit: Wo jetzt das Siveringer Brünnlein sich befindet, stund vor Zeiten eine mächtige Eiche, welche eines Tages ein Kohlenbrenner umhauen wollte. Da vernahm er hinter sich einen Ton wie von einem Kinde. Er sah sich um, und erblickte ein kleines wunderschönes Mädchen. Das nahm er mit nach Hause, und erzog es. Mit dem Findling war auch Glück in das Haus gekommen, denn alle Kohlen, welche das wunderbare Mädchen berührte, verwandelten sich in Gold (Mythen S. 8). Es würde zu weit führen, wenn ich alle auf Schatzkohlen bezügliche Sagen anführen wollte. Ich verweise nur noch auf Tirol. Sagen Nr. 420, Bechstein Thür. Sg. Nr. 302, Grimm d. Sagen 1, 260, Bechstein österreich. Sg. S. 98, Gräße, Sagenschatz Nr. 632, 5. Werfen wir einen Blick auf die Fundorte dieser Sagen, so ergibt sich, daß sich dieselben über ganz Deutschland verbreiten. Österreich, Tirol, Baiern, Würtemberg, Baden, Rheinpreußen, Hessen, Sachsen, die Mark, Schleswig-Holstein und die Schweiz kennen diese Sagen. Von Trient bis Hapsal hinauf zieht sich diese Sagenkette mit ihren zahllosen Gliedern. Schon aus dieser weiten gleichmäßigen Verbreitung in allen deutschen Ländern müßte man auf ein sehr hohes Alter schließen. Wir können aber nicht nur annehmen, daß diese Sagenklasse in den ältesten Zeiten schon deutsches Gemeingut war, wir haben Zeugnisse daß der Glaube von den Schatzkohlen schon den Römern und Griechen bekannt war. Denn die Stelle des Phaedrus: „carbonem ut ajunt pro thesauro invenimus“ (Fab. 5, 66) setzt voraus, daß eine Beziehung

von Kohlen und Schätzen allbekannt, ja sprichwörtlich gewesen sei. Daß derartige Sagen oder Anschauungen den Griechen geläufig waren, bezeugt uns das Sprichwort: *Ἄνθρακες ὁ θησαυρὸς πέφηνεν* (Leutsch Paroem. graeci 1, 32. 2, 9). Wir müssen deshalb annehmen, daß Sagen von Schatzkohlen den Deutschen schon bekannt gewesen seien, ehe sie aus Asien her eingewandert sind. Vermuthlich ließe sich derselbe Glaube selbst in indischen Sagen nachweisen.

15. Sept. 1861. I. V. ZINGERLE.

ZU HEINRICH UND KUNEGUNDE

VON

REINHOLD BECHSTEIN.

Die eingehende, mit wirklicher Theilnahme geschriebene Beurtheilung meiner Ausgabe des Gedichtes Heinrich und Kunegunde von Ebernand von Erfurt (Germ. 5, 488) beschäftigt sich hauptsächlich mit der Kritik einzelner Stellen, die in sehr vielen, ja in den meisten Fällen eine richtigere Wendung oder Erklärung erhalten, sodann mit Nachträgen in lexicalischer Beziehung. So fanden weiteren Nachweis: *mane* = *manunge* 226, *sûpân* 520, *verschouwen* in der Bedeutung von *despicere* 1436, *entligen* 1735, *gesunde* 1758, *vroude machen* = 'sich freuen' 1774, *meine* 1998, *in hugen* Plur. 2374, *liebe* in der Anrede 2973, *behâhen* = 'hängen bleiben' 3765, und namentlich haben wir Ursache für die Begründung des seltenen Wortes *Abjâthâr*, Plur. *Abjêthœre*, *Abjêtêre* (Hs. *abietere*) 3731 dankbar zu sein, wie nicht minder für Pfeiffers schöne Emendation von 2954. 55: *daz ergiste umme kirret, daz der wagen an im hât.* Andere seltene oder zweifelhafte in der Recension nicht berührte Worte und Bedeutungen mögen der ferneren Beachtung empfohlen sein, wie *vergrêten* 248, *êdenst* 396, *einnehte* 413, *bâte* 859, *friêre* im Reime 968, *prêlât* stm. 1050, *behalten* = 'erlangen' 1852, *nieten* = 'genügen' 1994, *schône* = 'bereits' 2210.

Auf die von Bech meinem Texte gegenübergestellten Emendationen und Vorschläge des Näheren einzugehen, das, was mir in meiner Ausgabe haltbar scheint, zu vertheidigen, kann nicht in meiner Absicht liegen; doch möge mir die Bemerkung gestattet sein,

daß die Beurtheilung noch an Werth gewonnen haben würde, wenn auf den gesammten lateinischen Text, der ja so gute Dienste bot, und nicht bloß auf die von mir in den Anmerkungen citierten Stellen Rücksicht genommen worden wäre.

Eines Missverständnisses aber muß ich gedenken. V. 3556 steht im Texte *mit dîner list* und ich bemerkte hinzu: *dînem list* wäre reinmhd. Auch bei Herbort etc. *die list*. Bech hat zu erinnern, indem er anführt, daß für das 'handschriftliche' *mit dînem list* in den Text gesetzt worden sei *mit dîner list*, daß *list* bei md. Dichtern nicht ausschließlich weiblich sei. Der Text folgt aber der Handschrift, sonst wäre die Abweichung im Anhange angegeben. Meine Anmerkung, sehe ich jetzt, ist allerdings etwas undeutlich; die beiden Sätze folgten besser umgekehrt auf einander. — Ein zweiter Irrthum ist der, daß zu V. 4723 gesagt wird: *genesen 'vor' den egiptschen mucken* ist die Lesart des Hs. und nicht zu ändern; *von*, welches einen ganz andern Sinn geben würde, ist wohl bloßer Druckfehler. Ich kann mir nicht erklären, wie Bech zu dieser Annahme gelangte, da im Anhange nicht *vor* bemerkt steht; wäre *von* wirklicher Druckfehler, einen solchen hätte ich doch sicher in den Berichtigungen gebessert. Nein, die Hs. hat deutlich *Vō*; ich hätte gerne geändert, aber ich hielt an der Überlieferung, weil sie auch einen Sinn, wenn auch einen andern und weniger guten als *vor* bietet.

Von ganz besonderem Werth aber erachte ich — eine Erfüllung einer auf S. VI der Einleitung ausgesprochenen Hoffnung — die vollständige und unbezweifelt richtige Entzifferung des Akrostichons, welche dem glücklichen Auge Bechs am ehesten gelingen konnte. Durch die Lösung der dunkeln Stelle wird einmal meine Vermuthung abgewiesen, daß in ihm wahrscheinlich genaue Kunde über Stand und Amt des Dichters gegeben werde, und sind wir somit ausschließlich auf äußere Nachrichten beschränkt *), dann aber bieten auch

*) Herr Stadtrath Hermann in Erfurt, ein eifriger Forscher und wohlbewanderter Kenner in Thüringer und insbesondere Erfurter Geschichte, hat auf Anregung des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Funkhänel in Eisenach historische Nachrichten über Ebernand zu entdecken gesucht und endlich auch in naheliegenden Quellen wenigstens den Namen gefunden. Bei Falkenstein S. 73 Anmerk. wird in einer Urkunde vom Jahre 1212, in welcher der Rath von Erfurt dem Kloster Pforta einen Hof übern eignet, unter den Vertretern der Stadt auch ein *Ebernandus iuvenis* genannt. Mencke-I. Th. Nr. VII enthält ein Gleichensches Diplomatar, in dessen erster Urkunde vom

von Kohlen und Schätzen allbekannt, ja sprichwörtlich gewesen sei. Daß derartige Sagen oder Anschauungen den Griechen geläufig waren, bezeugt uns das Sprichwort: *Ἀνθρακες ὁ θησαυρὸς πέφηνεν* (Leutsch Paroem. graeci 1, 32. 2, 9). Wir müssen deshalb annehmen, daß Sagen von Schatzkohlen den Deutschen schon bekannt gewesen seien, ehe sie aus Asien her eingewandert sind. Vermuthlich ließe sich derselbe Glaube selbst in indischen Sagen nachweisen.

15. Sept. 1861. I. V. ZINGERLE.

ZU HEINRICH UND KUNEGUNDE

VON

REINHOLD BECHSTEIN.

Die eingehende, mit wirklicher Theilnahme geschriebene Beurtheilung meiner Ausgabe des Gedichtes Heinrich und Kunegunde von Ebernand von Erfurt (Germ. 5, 488) beschäftigt sich hauptsächlich mit der Kritik einzelner Stellen, die in sehr vielen, ja in den meisten Fällen eine richtigere Wendung oder Erklärung erhalten, sodann mit Nachträgen in lexicalischer Beziehung. So fanden weiteren Nachweis: *mane* = *manunge* 226, *sûpân* 520, *verschouwen* in der Bedeutung von *despicere* 1436, *entligen* 1735, *gesunde* 1758, *vroude machen* = 'sich freuen' 1774, *meine* 1998, *in hugen* Plur. 2374, *liebe* in der Anrede 2973, *behâhen* = 'hängen bleiben' 3765, und namentlich haben wir Ursache für die Begründung des seltenen Wortes *Abjâthâr*, Plur. *Abjêthœre*, *Abjêtêre* (Hs. *abietere*) 3731 dankbar zu sein, wie nicht minder für Pfeiffers schöne Emendation von 2954. 55: *daz ergiste umme kirret, daz der wagen an im hât.* Andere seltene oder zweifelhafte in der Recension nicht berührte Worte und Bedeutungen mögen der ferneren Beachtung empfohlen sein, wie *vergrêten* 248, *êdenst* 396, *einnehte* 413, *bâte* 859, *frîêre* im Reime 968, *prêlât* stm. 1050, *behalten* = 'erlangen' 1852, *nieten* = 'genügen' 1994, *schône* = 'bereits' 2210.

Auf die von Bech meinem Texte gegenübergestellten Emendationen und Vorschläge des Näheren einzugehen, das, was mir in meiner Ausgabe haltbar scheint, zu vertheidigen, kann nicht in meiner Absicht liegen; doch möge mir die Bemerkung gestattet sein,

daß die Beurtheilung noch an Werth gewonnen haben würde, wenn auf den gesammten lateinischen Text, der ja so gute Dienste bot, und nicht bloß auf die von mir in den Anmerkungen citierten Stellen Rücksicht genommen worden wäre.

Eines Missverständnisses aber muß ich gedenken. V. 3556 steht im Texte *mit dîner list* und ich bemerkte hinzu: *dînem list* wäre reinmhd. Auch bei Herbort etc. *die list.* Bech hat zu erinnern, indem er anführt, daß für das 'handschriftliche' *mit dînem list* in den Text gesetzt worden sei *mit dîner list,* daß *list* bei md. Dichtern nicht ausschließlich weiblich sei. Der Text folgt aber der Handschrift, sonst wäre die Abweichung im Anhange angegeben. Meine Anmerkung, sehe ich jetzt, ist allerdings etwas undeutlich; die beiden Sätze folgten besser umgekehrt auf einander. — Ein zweiter Irrthum ist der, daß zu V. 4723 gesagt wird: *genesen 'vor' den egiptschen mucken* ist die Lesart des Hs. und nicht zu ändern; *von,* welches einen ganz andern Sinn geben würde, ist wohl bloßer Druckfehler. Ich kann mir nicht erklären, wie Bech zu dieser Annahme gelangte, da im Anhange nicht *vor* bemerkt steht; wäre *von* wirklicher Druckfehler, einen solchen hätte ich doch sicher in den Berichtigungen gebessert. Nein, die Hs. hat deutlich *Vō*; ich hätte gerne geändert, aber ich hielt an der Überlieferung, weil sie auch einen Sinn, wenn auch einen andern und weniger guten als *vor* bietet.

Von ganz besonderem Werth aber erachte ich — eine Erfüllung einer auf S. VI der Einleitung ausgesprochenen Hoffnung — die vollständige und unbezweifelt richtige Entzifferung des Akrostichons, welche dem glücklichen Auge Bechs am ehesten gelingen konnte. Durch die Lösung der dunkeln Stelle wird einmal meine Vermuthung abgewiesen, daß in ihm wahrscheinlich genaue Kunde über Stand und Amt des Dichters gegeben werde, und sind wir somit ausschließlich auf äußere Nachrichten beschränkt *), dann aber bieten auch

*) Herr Stadtrath Hermann in Erfurt, ein eifriger Forscher und wohlbewanderter Kenner in Thüringer und insbesondere Erfurter Geschichte, hat auf Anregung des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Funkhänel in Eisenach historische Nachrichten über Ebernand zu entdecken gesucht und endlich auch in naheliegenden Quellen wenigstens den Namen gefunden. Bei Falkenstein S. 73 Anmerk. wird in einer Urkunde vom Jahre 1212, in welcher der Rath von Erfurt dem Kloster Pforta einen Hof übern eignet, unter den Vertretern der Stadt auch ein *Ebernandus iuvenis* genannt. Mencke-I. Th. Nr. VII enthält ein Gleichensches Diplomatar, in dessen erster Urkunde vom

in der That „die darin gewährten Wortformen einen sicheren Anhalt für den Kritiker bei Herstellung des Textes." — Um gleich bei diesem letzteren Punkte stehen zu bleiben, so würde mein Verfahren allerdings dadurch bestimmt worden sein, wenn mir vor der Herausgabe das ganze Akrostichon zu Gebote gestanden hätte. Der vollständigen Lösung zu Liebe wollte ich aber nicht mit der Veröffentlichung zurückhalten. Das Endungs-*t* in der 3. Pers. Plur. Præs. (*irkennint*) habe ich also mit Recht inmitten des Verses eingeführt, obwohl viele Reime die nieder- und mitteld. Form auf *n* beweisen und außer *irhugint*: *mugint* (2. Pers. Plur.) nur die Reime *tuont*: *stuont* maßgebend waren (Einl. S.ʳ XIII und XXVI). Das *n* in der 1. Pers. Sing. Præs. (*heizin*) wird da, wo es der Vers gestattet, gesetzt werden müssen. Das in den mitteld. Denkmalen stereotype tonlose Endungs-*i* war schon durch *keisir* belegt (Einl. S. XI.); ich wagte nicht, dasselbe auf diese eine Form hin durchzuführen, würde es aber gethan haben, wenn mir außerdem noch *keisirinn*, *heizin* und *irkennint* entziffert vorgelegen hätten. Indess ist hierauf hinsichtlich der Grammatik kein allzugroßes Gewicht zu legen, da dieses *i* in Mitteldeutschland in der Schrift schon früh bis zu Ende des 15. Jahrhunderts Mode ist und wahrscheinlich in seiner ganzen Ausdehnung keine phonetische Bedeutung besitzt; immerhin aber muß die Orthographie eines Schriftstellers respektiert werden. Das *i* in der Vorsilbe *ir* (*irkennint*), zum Theil alterthümlich, zum Theil durch orthographische Analogie unorganisch, würde nun ebenfalls dem *er* vorzuziehen sein. Schwerlich aber wird man nach der im Akrostichon hervortretenden Rechtschreibung für *ch* immer *kh* verlangen (IKH. MIKH), da noch dazu auf *k* in beiden Fällen ein *u* folgt (V. 1163. 2895.) und darum auch *c* ganz gut möglich ist.

Jahre 1217 über den Kauf des Georgenthaler Hofes unter den Zeugen *qui conciliarii vocantur* ein *Ebernandus iuvenis* aufgeführt wird. Ferner wird Mencken S. 584 unter den Zeugen bei einem Verkaufe von Grundstücken an das Kloster Kapellendorf im Jahre 1262 ein *Ebernandus* genannt. „Hier fehlt der Beiname *iuvenis*, weil inzwischen ein *Ebernandus senior* gestorben sein wird, welcher 1212 und 1217 noch gelebt haben muß." Letztere Annahme ist möglicherweise richtig. Wenn wir auch durch diese historischen Nachweise noch kein eigentliches Resultat erlangt haben, so sind wir doch wenigstens auf einer Spur, denn unser Dichter Ebernand würde hinsichtlich der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse mit dem als Zeugen auftretenden Ebernand zusammenstimmen.

Ungleich wichtiger als die kritische Herstellung des Textes scheint mir in Heinrich und Kunegunde des Dichters Sprache, seine Mundart, auf die er selbst so großes Gewicht legt. Dieser Theil der Arbeit lag mir bei der Herausgabe am meisten am Herzen, und ich bedauere, daß die linguistische Seite meines Verfahrens nicht von einem Grammatiker eingehend und streng nachgeprüft worden ist, um so mehr als ich mir von vorneherein bewusst war, daß dasselbe im Ganzen wie im Einzelnen auf Widerspruch stoßen würde. Diesen Widerspruch habe ich auch gefunden. Bech, das Grammatische im Eingange verhältnissmäßig nur kurz berührend und von den dialektischen Eigenthümlichkeiten der thüringischen Mundart späterer Zeit ausgehend, wünscht, daß ich der Handschrift mehr gefolgt wäre; ich hätte außer dem schon erwähnten *i* in *ir* und in den Endungen *û* statt *uo*, *î* statt *ie*, die Brechung *o* statt *u* in *orloge*, *Doringh* etc. und was solcher Einzelheiten mehr sind, schreiben und einführen sollen. Bartsch bemerkt in einer kurzen Anzeige meines Buches im liter. Centralblatt Nr. 20 d. J.: „Auch die sprachliche Darstellung des Textes lässt viel zu wünschen übrig; der Herausgeber gibt ein sonderbares Gemisch ober- und mitteldeutscher Vocale, während er z. B. richtig schreibt: *ê* statt *æ*, setzt er doch immer *uo*, wo *û* stehen müßte, und dies *uo* auch für mhd. *üe*.“ Man sieht, beide Recensenten sind nicht ganz einig. Bech tadelt consequent, methodisch, Bartsch aber nicht. Der letztere führt das richtig gesetzte *ê* für mhd. *æ* nur als Beispiel und als Vertreter des Mitteldeutschen an, von der Brechung *o* und *e* aus *u* und *i* schweigt er, ausdrücklich verwirft er aber als oberdeutsch *uo* statt mhd. *û*. Warum aber nicht auch das parallel laufende *ie* statt *î*? denn *ie* ist ebenfalls oberdeutsch, *î* mitteldeutsch. Daß er dies nicht thut, ist um so mehr zu verwundern, als in der Besprechung der beiden Diphthongen (Einl. S. XIX) deutlich gesagt ist, daß sich im Gedichte Reime finden, die für *î* statt *ie* sprechen, solche aber, die für *û* statt *uo* beweisen würden, durchaus mangeln.

Schon diese auseinandergehende Auffassung über Ebernards Sprache würde es gerechtfertigt erscheinen lassen, sich hierüber eingehender zu äußern, als es in der Ausgabe in den Capiteln der Einleitung „Handschrift und Ausgabe“ und „Sprache“ geschehen konnte, um eine Verständigung wenigstens anzubahnen. Denn es kann nicht fehlen, daß ein so wichtiger Schriftsteller wie Ebernand, ganz abgesehen von seiner Bedeutsamkeit als Dichter, citiert werden wird

und muß. Bech würde also in seinen Anführungen *û* (*uo*) und *î* (*ie*), Bartsch *û* (*uo*) und *ie* (= mhd. *ie*) analog der modernen Orthographie schreiben, wie er es ja auch in höchst räthselhafter Weise in seinem Albrecht von Halberstadt thut; ein dritter endlich würde wieder meiner Ausgabe folgen, und so hätten wir in grammatischer Beziehung in einem und demselben Schriftdenkmale eine bunte Manigfaltigkeit, die unter keinen Umständen wünschenswerth ist. Aber es handelt sich hier nicht allein um Ebernand, sondern wir haben es nach verschiedener Richtung hin mit einer principiellen Frage zu thun.

Bei der Herausgabe eines Schriftwerkes, dessen einzige Handschrift einer viel späteren Epoche angehört, kann man bekanntlich zwei Wege einschlagen. Entweder entscheidet man sich für urkundlichen Abdruck oder man schreibt den Text um und stellt ihn kritisch her. Diesen letzteren Weg habe ich aus Gründen gewählt und scheine Billigung gefunden zu haben. Bei einem echt mhd. Gedichte aus der guten Zeit wird dieser Weg gerade auf das Ziel führen; ist aber die Schrift, wie es bei Heinrich und Kunegunde der Fall, dem oberdeutschen Gebiete entrückt, gibt der Verfasser, auch ohne sein heimatliches Idiom als Richtschnur offen zu bekennen, in seinen Reimen die mitteldeutsche Sprache kund, so wird jener Weg nach zwei Richtungen auseinanderlaufen. Abgesehen von einzelnen grammatischen Formen, die unbedingt die ältere Gestalt erhalten müssen, wird die eine Richtschnur das Mittelhochdeutsche sein, denn das Mitteldeutsche gehört trotz seiner Abweichungen immer demselben Sprachgebiete an, nämlich dem hochdeutschen, es wird seiner Eigenthümlichkeit nur so viel eingeräumt werden, als es die Reime, dieser sicherste Maßstab für Sprache und Kritik, erfordern. Überdies bietet sich in der mitteldeutschen Litteratur keineswegs eine Fülle von Denkmalen dar, und diese selbst sind trotz einer gemeinsamen Gestaltung im Einzelnen vielfach untereinander verschieden. Wir sind überhaupt mit unseren mitteldeutschen Studien eben in Folge des Mangels an Quellen noch nicht über den Anfang hinaus, und deshalb gebietet es meiner Ansicht nach schon die Vorsicht, sich dem Mittelhochdeutschen, so weit es möglich ist, anzuschließen. Das zweite System würde auf ein Denkmal des 13. Jahrhunderts die Eigenthümlichkeiten, wie sie die älteren, mehr noch wie sie die späteren Schrifterzeugnisse gewähren, übertragen und von der Voraussetzung ausgehen, daß außer dem Reime ein Schriftsteller, weil

er eine landschaftliche Sprache vertritt, die mundartlichen Besonderheiten anderer, demselben Sprachgebiete angehöriger Quellen ebenfalls aufzuweisen habe. Diese Richtschnur kann unter Umständen am geeignetsten zum Ziele führen, sie führt aber auf Abwege, sobald nur eine einzige und späte Handschrift zu Gebote steht. Dennoch scheinen viele sie gegenwärtig vorzuziehen, was noch vor 20 Jahren gar nicht denkbar war. Sind es doch gerade erst 10 Jahre, daß Grimm seinen Aufsatz über den sogenannten mitteldeutschen Vocalismus schrieb! Wenn man damals noch von den idealen Forderungen der Grammatik befangen war, geht man umgekehrt heut zu Tage nicht zu weit, wenn man ein mitteldeutsches Sprachdenkmal durchaus nach dem idealen mitteldeutschen Systeme, das in seiner Reinheit erst im 14. Jahrhundert nachgewiesen werden kann, bemessen will? Darf die Vorliebe für die wichtigen mundartlichen Verhältnisse zu einer Nichtachtung der Lautgeschichte führen? Irrthum ist auf beiden Seiten möglich, er ist bei „Versuchen" nie zu vermeiden; es fragt sich nur, welche Methode, selbst wenn sie dem Irrthum mit Bewusstsein entgegentritt, philologischer ist: diejenige, welche die ältere oder diejenige, welche die jüngere Sprachperiode zur Richtschnur wählt. Ich meines Theiles bin gerade den mundartlichen Studien sehr zugethan (s. meine kleinen Aufsätze in der Germania 3, 385 u. 4, 472), und gerne hätte ich meinem Ebernand vollständig dasjenige Lautsystem zugewiesen, wie es im Ganzen die Handschrift, wie es Jeroschin und andere mitteldeutsche Denkmale gewähren, wenn ich nur ein erlaubtes Muster vor mir gehabt hätte, wenn ich mich hätte überzeugen können, daß es, dessen Reime mit Ausschluß der wenigen wirklich mundartlichen so rein, dessen Verse und Ausdruck den mittelhochdeutschen Dichtern so nahe stehend, der Mundart eine so große Ausdehnung hätte geben können, wie sie die spätere Zeit erkennen lässt. Abgesehen vom Reime habe ich im Innern des Verses mit aller Absicht „ein gut Theil der dialektischen Färbung des Ganzen verwischt," selbst auf die Gefahr eines Irrthums hin. Ich schrieb nicht *vor, ir, i* in den Endungen, sondern *ver, er, e*. Jetzt nach vollständiger Lösung des Akrostichons würde ich, wie bemerkt, *ir* und *i* schreiben. Ich würde aber auch nicht *oz* statt *ez* gesetzt haben, selbst wenn das Akrostichon, welches *ez* beweist, nicht vorhanden wäre. So habe ich im Einzelnen systemgemäß noch manches andere ändern müssen, was Bech im Einzelnen getadelt hat, was aber nur im Zusammenhange aufgefasst

werden durfte. Doch dies sind Einzelheiten, die zum Theil wirklich nur orthographischer Natur sind. Die Hauptsache betrifft aber den Vocalismus, wie er in den Reimen hervortritt; über ihn möge mir gestattet sein, mich zu äußern.

In jeder Sprache, in jeder Mundart gibt es dem Allgemeinen und dem Einzelnen gegenüber Neuerungen und Alterthümlichkeiten; die Schriftsprache bleibt oft hinter der Mundart zurück, indem sie der Verflüchtigung durch die Aufzeichnung Halt gebietet, andererseits wurzelt in den Mundarten ein conservatives Element, welches einen Sprachzustand noch lange bewahrt, wenn die Schrift schon ganz andere Bahnen eingeschlagen hat. So stellen auch beide Vocalismen, der mittelhochd. und der mitteld., sprachgeschichtlich Altes und Neues dar. Ein Fortschritt des ersteren gegen den zweiten besteht in der vollständigen und entschiedenen Durchführung der Vocaltrübung, des Umlautes; das ist ein ganz bedeutender Unterschied gegen die reinen Vocale des Mitteldeutschen, das dadurch den Charakter des Alterthümlichen bis in das 15. Jahrhundert hinein bewahrt. Umgekehrt ist im Mitteldeutschen ein Zeichen der Einbuße am Sprachvermögen folgendes: *ê* = *æ* (= dem. organ. *ê*), *û* = organ. *iu* (= d. organ. *û*), *î* = diphtong. *ie* (= d. organ. *î*) und *û* = diphthong. *uo* und *üe* (= d. organ. *û* u. d. unorgan. *ü*). Ferner ist die nach mhd. Weise weit ausgedehnte Brechung von *u* und *i* zu *o* und *e* als ein Weiterschritt, wenn auch kein günstiger, in der Sprachentwickelung zu betrachten. Das Dialektische, welches wir in irgend einem Ländergebiete gewahren, muß, wenn es im Vergleiche mit der älteren Periode eine neuere Sprachform zeigt, in einer bestimmten Zeit entstanden sein, es müssen sich Übergangsstufen auffinden lassen, in welchen verschiedene Redeweisen gleichberechtigt neben einander hergehen. Nun sind die von uns angenommenen Neuerungen des Mitteld. vollständig erst für das 14. Jahrhundert belegt, noch nicht durchgängig für das 13. Darf da der Beweis der Analogie gelten? Selbst die gleichzeitige Schrift ist für sich allein noch lange nicht ausreichend. In einer Zeit, in der uns Reime, noch dazu reine Reime, zu Gebote stehen, da sind die Reime maßgebend. Wenn Bech verlangt, ich hätte *û* statt *uo* schreiben sollen, da sich in den „ältesten" thüring. Schriftstücken *u* finde, so frage ich: in welchen? sind sie so alt, sind sie älter als Ebernand? und gebe zu bedenken, daß sehr oft auch süddeutsche Hss. für *û* bloß *u* schreiben und daß mitteld. auch *û* setzen. Und wenn be-

merkt wird, es scheine gewagt und noch nicht hinlänglich bewiesen, daß gegen die Hs. das mhd. *uo* überall vorgezogen worden sei, so muß ich von meinem Standpunkte aus antworten: Nein, umgekehrt, wie in der Einl. S. XIX. bemerkt ist: „da sich kein einziger Reim mhd. *uo* : mhd. *û* findet, so ist an *uo* so lange festzuhalten, bis das Gegentheil erwiesen ist.“ *). Ja hätte ich den Umlaut (natürlich außer *e* und *ê* = *œ*) eingeführt, dann würde Bech Recht haben, jenen Schluß zu ziehen; denn wenn ihn das 14. und 15. Jahrhundert nicht aufzuweisen haben, wird er dem 13. nicht angehören. Es würde also auch ohne Reimbeweis geschrieben worden sein: *o, ô, u, û, ou* und *uo* für mhd. *ö, œ, ü, iu, öü* und *üe*. Das *ê* für *œ* beweisen die ältesten md. Schriftdenkmale, ebenso die Reime; *û* für *iu* findet sich auch in älterer Zeit geschrieben, doch würde, wenn nicht Reime dazukämen, auf diesen Schriftenbeweis nicht viel zu geben sein. In der Ausgabe findet sich also mit Ausnahme von *uo* und *ie* und der Brechung *o* und *e* ganz dasselbe md. Lautsystem, wie es uns in späterer Zeit so scharf ausgeprägt entgegentritt. Rechnet man hiezu die Apocope der Infinitive, das öfters hervortretende *sal* statt *sol* **), die Reime *karte* : *larte* etc., die Abneigung gegen *ch* und *h*, die Zusammenziehungen, die Form *niet* neben *niht* u. dgl., so sind dies gegen das reine Mhd. gehalten so bedeutende Unterschiede, daß sie schon genügen, um des Dichters Ausspruch über sein Festhalten an seiner heimischen Sprache (V. 4467—74) zu veranlassen und zu rechtfertigen.

Also um *uo* und *ie* würde es sich hauptsächlich handeln. Über beide Diphthongen mit Rücksicht auf die correspondierenden, namentlich mitteldeutschen Laute verdiente einmal eine eingehende Untersuchung angestellt zu werden, denn gar vieles ist noch unauf-

*) Daß *uo* der ältere Laut, mit anderen Worten, daß *û* aus *uo* entstanden, wird also hier vorausgesetzt. Aus der widersprechenden Bemerkung von Bartsch scheint eine andere Auffassung hervorzugehen; er spricht von einem sonderbaren Gemisch oberdeutscher und mitteldeutscher Vocale, welches vom Herausgeber herrühre, findet also das Gemisch trotz meiner deutlichen Erklärung (Einl. S. XIX) nicht in der Sprache begründet. Wenn er *uo* oberdeutsch nennt, was mir ursprünglich und für das 13. Jahrhundert, speciell für Ebernard nicht antimitteldeutsch dünkt, so folgt, daß er historisch *û* und *uo* gleichstehend erachtet, beide Laute als von einem Stammlaute, also von *ô* entsprossen ansieht. Über die Entstehung des mitteld. *î* aus *ie* wird wohl kein Zweifel sein.

**) Es hätte besser *sal* geschrieben werden sollen, *sol* nur in den Reimen, weil *sal* die ältere Form ist.

geklärt. Hier können nur einige Andeutungen gegeben werden mit directer Beziehung auf Ebernand. Da aber Ebernand bei dem Mangel ächt thüring. Werke aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts als ein Vertreter der thüring. Sprache dieser Zeit zu gelten hat, so erweitert sich naturgemäß die Frage und es ist nachzusehen, ob dort und damals noch *uo* und *ie* oder was dasselbe ist, ob *û* und *î* schon im Gebrauche waren.

Dunkel ist noch die Entstehung des mitteld. *û* (= mhd. *uo*), das wir aber auch schon frühe in mittelniederd. Denkmalen finden (Gr. 1³, 259. Germ. 3, 495, wo Pfeiffer des Veldeckers Reime zusammenstellt). Im Niederd. überhaupt entspricht diesen Lauten, wie auch im Gothischen, *ô*. Aus dem urdeutschen *ô* wurde durch eine Art diphthongischer Brechung *uo* gebildet. Das niederd. *ô* kann man als conservativ bewahrten Rest des alten Lautbestandes ansehen, Grimm erklärt es als eine Verdichtung von *uo* (Gr. 1³, 247), obwohl er vorher sagt (das. 242) . . . *ô* entspricht dem ahd. *uo*, ist also dem goth. *ô* treu geblieben. Wie dem aber auch sei, es fragt sich nur, ob *û*, neben welchem in mitteld. Schriften auch vielfach *ô* erscheint, aus diesem *ô* oder aus *uo* herzuleiten ist. Wahrscheinlicher scheint mir das letztere; denkbarer ist, daß *ô* aus *û*, wie ja auch dem kurzen *o* vielfach ein *u* vorausgegangen, als umgekehrt, daß *û* aus *ô* erwachsen sei. Dies alles müßte jene angedeutete Arbeit aus dem sämmtlichen Materiale, aus dem mitteld. und aus dem niederd., zu entwickeln suchen. Für jetzt dürfen wir wohl *uo* als den älteren, ursprünglichen, als den Mutterlaut von *û* ansehen.

Alle in das mitteld. Gebiet gehörige Dichtungen mit Ebernand zu vergleichen, würde hier zu weit führen. Spätere wie das Passional kommen nicht in Betracht. Von den älteren werden jetzt Lamprechts Alexander und Herborts Troierlied genügen. — Im Alexander findet sich kein Reim, der für *û* statt *uo* bewiese. Denn hier sind nur die stumpfen Reime maßgebend, da die scheinbar klingenden sehr oft auf der Endung den Tiefton haben, z. B. *geschâffen óffen* 167 (nach Massmanns erster Ausgabe in den Denkmälern *), also ist *fûren (fuoren) : mûren* 6507 nicht beweisend. Wohl aber finden sich viele, die *ô* an der Stelle von *uo* haben, vor allen

*) Daß die doppelte Zählung nicht angegeben ist, auch die nach Massmanns Gabe in den Gedichten des XII. Jahrhunderts, möge, da es der Citate nur wenige sind, entschuldigt werden. (Vgl. Frommann im Herbort S. 238 Anmerk.)

zô (Hs. *zo. zv. zů.*): *dô* 981. 2834. 3140. 4394. 4705. 5363. 6103: *Darîô* 9661. 2618. *Alexandrô* 1695. *frô* 1817. *blôt* (Hs. *blut*): *tôt* 4244. *frô* (= Hs.): *dô* 1009. 2864. 5729. *môt* (Hs. *mut*): *enbôt* 1902. *gemôt* (Hs. *gemût*): *tôt* 4787. *rîchtôm* (Hs. *richtům*): *Salemôn* 3674. *tôt* (Hs. *tot*): *nôt* 3240. *wôs* (Hs. *wohs.* mhd. *wuohs*): *grôz* 5463. Ebernand dagegen hat keinen einzigen Reim, der das mehr niederd. *ô* belegte. Wie die Reime *tuon*: *sun*, deren einer im Alexander vorkommt (*sůn*: *tůn* 5249), aufzufassen sind, darüber scheint man noch nicht einig zu sein; da ja im Md. die Brechung häufig eintritt, kann der Reim *tôn*: *son* ebenso gut möglich sein wie *tûn*: *sun**). Ebernand hat auch diesen Reim nicht aufzuweisen.

In Herbort's Sprache ist viel niederdeutscher Gebrauch enthalten, und findet sich auch an der Stelle von *uo* oder *u* fast nur *ô*. Frommann hat Anmerk. 701 mehrere Reime angeführt. Wir sehen auch hier wieder hauptsächlich *zô* mit *dô* zusammengestellt, ferner häufig das Præt. und das Partic. von *füeren*: *fôrte*, *gefôrt* mit *hôrte*, *gehôrt* (*gehort* in manchen Fällen) reimen, ferner *gerôrt* (*geruort*, *gerüeret*): *vort* 9957, *geſwôr* (Hs. *geſwur*): *vor* 3381 u. s. w. Auch *tuon* (Hs. *don*): *fun* findet sich 2729. 13459. Nur einen Reim habe ich entdecken können, der für *û* spricht: *fûne* (*ſuone*, Sühne): *nûne* (mhd. *niune*, neun) 7047**) In Herborts Sprache müßten wir, da dieser eine Reim nicht durchgängiges *û* zu belegen vermöchte, entweder immer *ô* oder *ô* und *uo* annehmen. Dies letztere scheint mir nicht undenkbar, es sind hier alte und neue Laute nebeneinander, die beide Dialekte, den niederd. und den hochd., repräsentieren, wie auch *sal* und *sol* als Nebenformen zeitliche und örtliche Bedeutung haben. Jener Reim nun, der das Vorhandensein von *û* möglicherweise beweist, zeigt den Beginn der neuen Lautwandlung, und wenn der Veldecker in seiner Sprache *û* darbietet, wird sein Nachahmer sich nicht gescheut haben, vielleicht selbst gegen seine eigene Mundart der Neuerung einen Platz einzuräumen. Eigenthümlich ist es, daß wir nicht noch mehr solche Reime finden, denn wir sehen sogar an der Stelle von mhd. *uo* das kurze *u* im Praet. von *ſtân* (s. Frommann zu 425), wie noch in anderen mitteld. und niederd.

---

*) Ein *tuon*: *suon*, wie Lachmann bei Wolfram geschrieben, wird allerdings kaum mehr zu halten sein (Pfeiffer Jeroschin. Einl. S. XIII).

**) Ganz sicher ist auch dieser Reim nicht, gemeint ist wahrscheinlich *nône* (*none hora*), darum *sône* (Hs. *none*: *sone*), wie es auch Pfeiffer auffasst, Jeroschin. Einl. S. XIV.

Dichtungen. Muß da nicht die Zwischenstufe langes *u* vorhergegangen sein? Beweisende Reime stehen mir nicht zu Gebote.

Vergleichen wir hiermit Ebernands Reime, so haben wir erstens, wie bemerkt, anstatt *uo* das niederd. *ô* gar nicht, zweitens findet sich die Kürzung *stunt* niemals, sondern, wenn dieses Praet. im Reime vorkommt, ist es ausschließlich mit *tuont* zusammengestellt. In der Hs. von Heinr. und Kun. zeigt sich eine Wendung, die, wenn sie Bestand hat, allerdings *û* beweisen würde, näml. V. 115, 16. *daz* (sc. *vleisch*) *mich zuo den sunden zût | und mîner ſêlen ſchadin tût.* Bech hat Recht, wenn er an meinem Ausdruck in der Anmerk.: „Reime wie *zût* (= *zûhet*, mhd. *ziuhet*) : *tût* (*tuot*) sind nach dem Ganzen zu schließen unmöglich" Anstoß nimmt. Aber selbst wenn der Reim richtig wäre, würde er allein das Vorhandensein von *uo* nicht widerlegen. Die Wendung aber scheint mir gemacht, sie ist matt, wahrscheinlich durch ein Missverständniss des Schreibers hervorgerufen. Sollte der Dichter nicht 1. Petr. 2, 11 im Sinne gehabt haben: *abstinete vos a carnalibus desideriis, quae 'militant adversus animam'*?

Wie mit *uo*, so verhält es sich auch mit *ie*. Daß mhd. *ie* im Niederdeutschen vielfach zu *ê* wird*), bietet ein Analogon zu der Wandlung *ô* aus *uo*. Im Alexander bisweilen *ê* (z. B. *têr* (Hs. *tier*) : *êr* 4671. *hêr* 5229. Die meisten Reime aber sind rein, nur zwei finden sich, die *î* für *ie* beweisen können: *knî* (mhd. *knie*) : *drî* 1797. *ſchîr* (Hs. *ſchyr*) : *ſaphîr* 6707. Ferner findet sich die Kürzung *i* im Praet. von *gân* vereinzelt: *ginc* : *iungelinc* 1425: *rinc* 5683. Dieselbe Kürzung auch auf die Verba *hâhen* und *vâhen* ausgedehnt, finden wir dagegen bei Herbort sehr häufig (s. Frommann zu 571, wo verhältnissmäßig nur wenige Beispiele angeführt sind). In den späteren md. Denkmalen, bei Jeroschin u. A. sind diese Reime dann so oft vorhanden, daß sie als ein charakteristisches Merkmal des Mitteldeutschen gelten können. Auch bei dieser Kürzung analog der von *stunt* (= *stuont*) die Frage, ob sie unmittelbar aus den Diphthongen entstanden, oder ob die Mittelstufe *gînc, vînc, hînc* den Übergang bildet. Sonst findet sich bei Herbort kein Reim, der für *ie* das bei Jeroschin so häufige *î* belegte.

Stellen wir diesen Ergebnissen Ebernards Sprache gegenüber, so

*) Daß umgekehrt wieder hd. *ie*, namentlich in fremden Worten, aus *ê* durch Brechung entstanden, verdiente genau erörtert zu werden (Gr. 1^3, 241, 258).

findet sich fürs erste kein niederd. *ê* an der Stelle von *ie*; dann fällt es auf, daß er den sonst so beliebten Reim auf *-inc, -ingen* nicht aufzuweisen hat. Wegen der Unsicherheit in diesem Punkte, d. h. in Hinsicht des Singulars wurde deshalb nach einem Reime (*gie : hie* 1582) die Form auf *-ie* gewählt. Einzelne Reime aber sprechen für das Vorhandensein von *î* (= mhd. *ie*), welche Einl. S. XIX aufgeführt sind. Hiezu kommt noch, falls die sehr hübsche Emendation von Bech Geltung hat (V. 1115, 16 *hî : monachî*). Dagegen scheint mir das durch die weitere Auflösung des Akrostichons hervortretende *i* im Artikel *di* (*Erfurtêre*) durchaus kein sprechendes Zeugniss zu sein, weil es eben im Artikel steht, der ja auch in oberdeutschen Hss. unzählichemale bloß *di* geschrieben wird. Auf die wenigen Reime hin glaube ich auch jetzt noch nicht an einen Mangel des älteren *ie*. Ich betrachte das vereinzelte *î*, wie in der Ausgabe bemerkt, als ein eintretendes Schwanken, oder besser als einen Anfang, als einen Übergang zu der neuen Wandlung, denn es ist gegen alle Sprachentwickelung, plötzliche Veränderungen anzunehmen. Welche Vocalisierung der Zeit nach eher vor sich gieng, die von *ie* zu *î* oder die von *uo* zu *û*, wage ich nicht zu entscheiden. Was Ebernand und somit das eigentliche Thüringisch anlangt, so würde nach den wenigen Reimen zu schließen zuerst *î* durchgedrungen sein. Eine eigenthümlich analoge Erscheinung ist es, daß im Spätthüringischen sich das organ. *î* zuerst zu *ei* fortbildet, während das organ. *û* noch eine Weile der Wandlung in *au* widersteht (Rothe, ed. v. v. Liliencron S. 712. 729. Germ. 4, 478).

Es erübrigt noch, der Brechung *o* und *e* aus *u* und *i* zu gedenken. Wir finden sie wie im Niederd. auch in mitteld. Denkmalen älterer und jüngerer Zeit, und gerade darum, daß Ebernand wenig oder gar keine Reime aufzuweisen hat, die eine solche, sowohl mundartliche als sprachgeschichtlich neuere Erscheinung belegen könnten, sehe ich die Thatsache begründet, daß er dem hochdeutschen Sprachgebiete nicht so weit entrückt war, was ja auch seine Heimat beweist, wie viele andere Schriftsteller, die uns als Vertreter des Mitteldeutschen gelten. — Der eine Reim *soln* (statt *suln*) : *doln* 2095 kann nur als Nebenform angesehen werden. Sonst gibt es keinen, der berechtigte, *orloge, worden, Dorinc* etc. zu schreiben, wie Bech wieder mit umgekehrter Schlußfolgerung verlangt. Die späteren Schreiber setzen auch Erfort; daß es aber in Ebernands Sprache Erfurt heißt, beweist das Akrostichon (V. 1691, *ûf* oder *uf*

Den Übergang von *i* zu *e* hat Ebernand einigemal, es heißt bei ihm *Wenden* (mhd. *Winden*) : *henden* 543. *meln* (mhd. *milwen*) : *verheln* 3105. Auch dieß ist meiner Anschauung nach der Anfang zu der späteren und ächt mundartlichen Gestaltung des Thüringischen, als dessen hauptsächlichen Vertreter wir Rothe kennen. Somit ist es allerdings ein Beweis für *i*, wenn auch, wie Bech mit Recht einwendet, kein strenger, daß gegen die Hs., die *beben* schreibt, der Dichter *biben* : *bliben* reimt (V. 2643); denn in der modernen Sprache ist die eine Form der früheren Mundart nachgefolgt, die andere hat den hochdeutschen Laut bewahrt. Über V. 3729—30 kann man streiten. Ich habe statt des handschriftl. *ich wel : spel* nicht um dem Dichter die Form *wel* abzusprechen, *wil* : *spil* gesetzt, sondern weil das *e* des Schreibers nicht maßgebend genug erschien, ein sonst nur gering erwiesenes Lautverhältniss auf den Dichter zu übertragen. Sonst ist *spel* allerdings ganz angemessen, nach der von Bech angeführten Stelle aus Lanzelet 8521, *spil* aber gibt nicht minder einen guten Sinn. In diesem Falle dürfte wohl das Grammatische den Ausschlag geben*).

Diese Erörterung, welche weniger eine Vertheidigung meines in Heinrich und Kunegunde eingeschlagenen Verfahrens zu sein beabsichtigt, als für ein ergiebiges Gebiet der deutschen Grammatik eine mehr „linguistische“ Anschauung und Richtung anzuregen sucht, kann ich nicht besser schließen, als mit einem gegen Jacob Grimm gerichteten Ausspruche Pfeiffer's im Jeroschin S. XVI: „es versteht sich von selbst, daß eine über ein weites Gebiet sich erstreckende Sprache, die von zwei Seiten her der Einwirkung zweier sich widerstrebender Mundarten ausgesetzt ist, nicht überall dieselben dialektischen Besonderheiten zeigen, oder mit anderen Worten, daß ein einzelnes Gedicht unmöglich den für eine ganze Länderstrecke behaupteten besonderen Vocalismus in allen seinen Theilen rein darstellen kann.“

*) Auf Albrecht von Halberstadt habe ich, so gern ich es gewünscht hätte, hier keine Rücksicht genommen. Das Bruchstück ist zu kurz und gewährt keine Ausbeute für unseren Zweck, und die mühevolle und scharfsinnige Arbeit von Bartsch, wenn sie auch in vielen Fällen das Richtige treffen sollte, geht allzusehr von dem Beweise der Analogie aus, als daß sie selbst zum Belege dienen könnte.

DIE NIBELUNGEN IN DER GESCHICHTE UND DICHTUNG.

EIN BEITRAG ZUR FRAGE ÜBER DIE ENTSTEHUNGSZEIT DES LIEDES

VON

MORIZ THAUSING.

εἰ δὲ μή, ἐπ' ἐκείνου, ἀλλ' ἐπ' ἄλλουγε ἂν γένοιτο ἀληθές.
Arist. Pol. V. 8. 14.

Holtzmann hat sich das unvergängliche Verdienst erworben, dem deutschen Volke sein herrlichstes Geistesdenkmal in seiner wahren Gestalt wiedergegeben zu haben; dem großen Werke hat er überdieß seinen großen Dichter gerettet, beide hat er zurückerobert gegen eine Willkühr, die sich lange genug Kritik genannt hat. Wer so recht von der Größe dieses seines Verdienstes überzeugt ist, kann dem Meister gewiss keinen größeren Beweis seiner Anerkennung und Dankbarkeit geben, als wenn er, so gut er kann, auf dem von ihm geebneten Wege weiter geht und auch dort, wo er seinen Ansichten nicht beipflichten kann, die eigene Meinung unumwunden hinstellt. Zu einem solchen Widerspruche zwingt mich das Resultat, zu welchem Holtzmann bezüglich der Entstehungszeit unseres Nibelungenliedes gelangt ist. So einleuchtend und überzeugend für jeden Unbefangenen sein Nachweis ist, daß das Alter der Dichtung über den bisher allgemein angenommenen Zeitpunkt hinaufzurücken sei, so schwer scheint es mir, dem kühnen Gange dieser seiner Untersuchung über eine gewisse Grenze hinaus zu folgen, wo er die sichere Fährte „äußerer Zeugnisse" verlässt, um „nach inneren Kennzeichen" auf dem luftigen Pfade der Vermuthungen hinaufzusteigen bis zu jenem sagenhaften Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau. Daß ursprünglich unser Lied in der althochdeutschen Sprache des 10. Jahrhunderts verfasst worden sei, dürfte von vornherein eben so unglaublich sein, als es sicher ist, daß die „latînischen buochstaben," in welcher nach der Klage Konrad die Sage niedergeschrieben haben soll, im Gegensatze zu: „in tiuscher zungen" nichts anderes als

lateinische Prosa bedeuten; abgesehen von der sehr geringen Glaubwürdigkeit, welche die ganze betreffende Nachricht der Klage beanspruchen kann. Doch ferne sei es von mir, eine Widerlegung dieser Behauptungen zu versuchen; eine geübtere Feder nur dürfte dazu berufen sein. Auf einem ganz anderen Wege und vorzüglich vom geschichtlichen Standpunkte, will ich einige Betrachtungen anstellen, die schließlich zur Beleuchtung der Frage über Alter und Entstehung des Nibelungenliedes beitragen dürften und mindestens der weiteren Forschung zur Orientierung dienen können.

Es ist wiederholt nachgewiesen worden, daß die Heldensage, das gemeinsame Erbtheil der indogermanischen Völker, von Zeit zu Zeit an geschichtliche Thatsachen und Persönlichkeiten angelehnt oder an bestimmte Örtlichkeiten geknüpft wurde, ob diese nun eine größere oder geringere Analogie zum Inhalt der Sage boten. Es geschah dieß einestheils durch absichtliche, gelehrte Combination, anderseits durch den unmittelbaren und unbewussten Einfluß wichtiger Ereignisse auf den Gesichtskreis des singenden und sagenden Volkes. Diese Einwirkung der jedesmaligen staatlichen und socialen Verhältnisse der Nation auf ihre kostbare Überlieferung scheint mir die weitaus wichtigste. Die Auffindung ihrer Spuren wird mehr als alles andere dazu beitragen, die Räthsel einer großen Vergangenheit des deutschen Geistes zu lösen. Ein derartiger Einfluß der Zeit auf die poetische Tradition und ihre Träger muß darum nicht in das innere Gerippe der Sage ändernd eingreifen; ja weit weniger als dieß bei einer bewussten, gelehrten Unterschiebung der Fall ist. Äußern wird sich derselbe vielmehr an den weicheren Bestandtheilen, an der Einkleidung des Sagenstoffes, in der Charakterisierung der Persönlichkeiten, in deren Sitten und Denkweise, in geographischen Anknüpfungen, überhaupt in alledem, was neben den gemeinsamen Hauptzügen unserer proteusartigen Heldensage hergeht und sozusagen Fleisch und Blut eines jeden Ganzen bildet. Hat sich dann noch zur rechten Zeit ein Geist gefunden, der die frischen Naturgebilde in eigenthümlicher Gestaltung zu einer großen poetischen That zusammenrafft, so wird aus dem Ganzen ein Individuum, wie es lebendig und belebend im Nibelungenliede vor uns steht. Solch ein göttlicher Dichter hat den deutschen Sagenstoff zusammengefasst, als er in den Händen des Volkes zu zerfallen, zu zerinnen drohte, er hat seinen Helden die eigene große Seele eingehaucht, hat dem Ganzen eine leitende Idee und Leben gegeben

vom Leben seiner eigenen Zeit, hat endlich sein Werk in eine äußere Form gekleidet, die unübertrefflich bleibt, so lange die deutsche Sprache klingt.

Den Einblick in dieß Getriebe verdanken wir den unschätzbaren Forschungen Holtzmanns. Er hat die wichtigsten Verhältnisse und Grundzüge sicher gestellt, und wenn die Frage nach der Person und dem Zeitalter des Dichters noch als eine offene betrachtet werden muß, so gebührt ihm wieder das Verdienst, diese Fragen erst möglich gemacht, erst angeregt und begründet zu haben. Jeder Versuch einer Beantwortung derselben kann daher wieder nur in seinem Sinne unternommen werden. Bei einer Untersuchung der Zeitfrage vorerst kann es sich nicht um die bloße Festhaltung einzelner Worte und Namen, einzelner unzuverläßiger Stellen handeln, um aus denselben weittragende Consequenzen zu ziehen. Bei der veränderten, schwer zu sichtenden Fassung, in welcher uns das Lied vorliegt, bei der Ungenauigkeit alter Schriftsteller überhaupt können derlei Folgerungen leicht zu einem luftigen Hypothesenbaue werden, dessen Unhaltbarkeit erst manchem Unbefangenen sich aufdrängt, bevor wir, eines Lieblingsgedankens entwöhnt, vor dem eigenen Trugwerke erschrecken. Durchdrungen von der hohen Bedeutung unseres Heldengedichtes, werden wir besser von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehen, wenn wir uns die Frage beantworten wollen, wann das deutsche Volk sein schönstes Lied schaffen, seinen größten Dichter erziehen konnte. Betrachten wir die Geschichte der Nibelungensage, so erscheint uns dieselbe in den älteren nordischen Überlieferungen noch in den ursprünglichen, kleinen, fast patriarchalischen Verhältnissen. Erst in unserem Epos nimmt sie die gewaltigen, welthistorischen Dimensionen an, um in der späteren Zeit wieder zusammenzuschrumpfen. Schon in der Wilkinasage, die doch unser Lied kennt, lebt sie innerhalb kleinerer Lebenskreise fort und fristet so unter sehr lehrreichen inneren Wandelungen im Volksmunde ihr kümmerliches Dasein bis auf die Gegenwart. Diese ganz allgemeine Erwägung schon mit Rücksicht auf die geographischen Beziehungen des Gedichtes muß auf den naheliegenden Gedanken führen, daß eine große Heldenthat unseres Volkes der Enstehung des Liedes verangegangen sei, deren Nachklänge vielleicht in demselben so würdig fortleben. Wenn jedes Litteraturleben nur durch gerechte Würdigung seiner Grundlagen in dem gesammten Gedankenkreise, im Thun und Treiben des Volkes seine Erklärung, sein Verständniss

finden kann, so ist wohl auch die Frage gerechtfertigt, welcher moralischen Erhebung Deutschland sein Nibelungenlied und mit ihm den Beginn seiner ersten Litteraturblüthe zu danken habe. Die Auffindung dieser treibenden Lebensepoche würde zugleich den Markstein liefern, über welchen hinaus die Entstehung des Liedes nicht zurückversetzt werden kann. Schon Holtzmann legt auf diese Anschauung bedeutendes Gewicht, indem er sich frägt, ob sich denn im Gegensatze zu anderen Völkern die politische und litterarische Entwickelung des deutschen Volkes verhalten, wie die Schalen der Wage, von denen die eine sinken muß, wenn die andere steigt *). Und er antwortet sich: „So scheint es, aber es ist nicht so. Auch in Deutschland ist die Zeit des höchsten politischen Glanzes, die Zeit des Glückes und des Ruhmes zugleich die schönste Periode der Litteratur. Das größte deutsche Gedicht, die Nibelungen, ist der Nachklang der größten deutschen Befreiungsschlacht, der Besiegung der Hunnen auf dem Lechfelde. Zur Zeit der größten deutschen Kaiser lebten auch deutsche Dichter, die wir unbedenklich zu unsern größten zählen dürfen ..... Wir werden künftig nicht nur von einer karolingischen und einer schwäbischen Periode unserer Poesie sprechen, sondern auch von einer sächsischen. Nicht erst durch Anregung von außen entwickelte sich um 1200 eine Poesie, die ihren Stoff und ihre Form meist aus Frankreich empfieng, sondern schon vor 1000 Jahren, noch ehe in Frankreich die nationale Bewegung begonnen hatte, entstanden in Deutschland Dichtungen, die in Stoff und Form ganz deutsch an Vortrefflichkeit des Gehaltes und der Darstellung nicht nur die Werke der späteren Periode weit überragen, sondern kühn neben den mustergiltigen Leistungen aller Völker und Zeiten Platz nehmen dürfen."

Wenn Holtzmann mit diesen Worten seine Untersuchung über das Alter der Dichtung bedeutungsvoll abschließt, so stimme ich dem hiemit ausgesprochenen Principe mit Überzeugung bei. Gegen die specielle historische Anwendung desselben aber muß ich mich erklären, und will ich, an diesen Ausspruch Holtzmanns anknüpfend, versuchen in einer Reihe geschichtlicher Betrachtungen, nicht sowohl haarscharfe Beweisführungen, als vielmehr brauchbare Anhaltspunkte für eine umsichtige, gesunde Kritik zu liefern. Dieselbe wird sich stets auf einen allgemeinen, rationellen Standpunkt stellen müssen,

*) Untersuchungen S. 130.

sobald sie an dichteriches Schaffen und zumal an die dunklen Fragen der Völkerpsychologie herantritt. Wenn ja irgend wo, so sind hier kleinliche Deuteleien nicht am Platze, auch wenn dieselben sich nicht wie gewöhnlich am Resultate strafen würden. Und erst wenn eine solche tiefgreifende Frage von allen Seiten wird beleuchtet sein, wird ein Forscher eine erschöpfende und befriedigende Antwort geben können. Für diesen mittelbaren Zweck dürfte das Folgende nicht ganz werthlos erscheinen.

Stellen wir uns nochmals die Frage: welche politische Lebensperiode unseres Volkes hat den Samen zur Entstehung unseres größten Nationalliedes ausgestreut? so werden wir gewiss geneigt sein, mit Holtzmann zu antworten, die größte sei es gewesen. Wenn wir dieser einfachen Verstandesforderung prüfend nachgeben, so wäre zuerst zu bestimmen, wo der Höhepunkt der politischen Macht Deutschlands zu suchen sei. Der Zeitraum von Otto dem Großen bis zu Heinrich III., welchen Holtzmann als die Zeit der größten äußeren Macht und des größten inneren Glückes Deutschlands anführt, ist zu umfassend und begreift zu verschiedene Entwickelungsstufen unseres Volkes in sich. Nimmer aber können wir den Culminationspunkt in dem Anfange dieser Periode erblicken. Den sächsischen Kaisern und namentlich Otto I. bleibt der hohe Ruhm, die ersten schweren Grundsteine zum Riesenbaue des römischen Reiches deutscher Nation gelegt zu haben; aber selten sieht ein Gründer die Vollendung seiner Schöpfung, die volle Verwirklichung seiner Idee. Und wie stand das Reich unter Otto dem Sohne, dem Enkel?

Gerne werden wir Giesebrecht beistimmen, wenn er sagt*): „Die ottonische Zeit gefiel sich auf der Höhe der Idee, sie fasste das Imperium nach seiner idealen Bedeutung auf; aber die Realität entsprach nur zum Theil der Machtstellung, deren man sich rühmte.“ Beides wurde erst unter Heinrich II. und den Franken in möglichsten Einklang gebracht, und zwar zumeist unter der glorreichen Regierung Heinrich III., also zu Ende des von Holtzmann bezeichneten Zeitraumes. Ein Überblick der Geschichte desselben wird uns an den hier bloß angedeuteten Verhältnissen nicht zweifeln und nur mit Giesebrecht resumieren lassen: „Nie ist in der That das deutsche Kaiserthum mehr eine Wahrheit gewesen als um die Mitte des eilften Jahrhunderts. — Rings um den erhöhten Thron des Franken stan-

*) Geschichte der deutschen Kaiserzeit 2, 501.

den die Könige des Abendlandes in gebeugter Stellung. Und diese Herrschaft des Kaisers war kein leerer Schein, sie machte sich aller Orten fühlbar.“ Auf der Höhe des trefflichen Kaisers stand auch das Reich und das Volk, das er repräsentierte; das deutsche Volk, das in seiner damaligen Gliederung durch freie Wahl den würdigsten aus seiner Mitte auf die höchste Stufe menschlicher Werthschätzung erheben konnte.

Nach dieser ganz allgemeinen Vergleichung, deren Ausführung hier nicht am Platze ist, beschränken wir uns auf die wichtigste Einzelheit, nämlich auf die Beziehungen des Reiches zu den Ungern, den Hunnen der damaligen Zeit. Hier vertritt Otto I. allerdings die erfolgreichste Defensive, Heinrich III. jedoch die glücklichste Offensive. Aber nicht bei der Abwehr des Feindes im eigenen Hause sieht ein starkes Volk sich gerne, es wird sich nicht feiern in der Erlösung von Schrecken und Furcht. Wenn ein junges kräftiges Volk zum Helden des eigenen Gesanges werden will, so muß es auf kühne Abenteuer ausgezogen sein, wie seine gepriesenen Helden und Typen in der Sage; und wie diese der Kampf mit landplagenden Drachen und Ungeheuern am meisten ehrt, so muß die spontane Heldenthat der übermüthigen Jugend dem Erbfeinde gegolten haben. Die einzige geschichtliche Wahrheit, die der Trojanersage zu Grunde liegt, sind wohl ein oder mehrere siegreiche Heerzüge der Hellenen gegen einen gemeinsamen asiatischen Feind. Und das griechische, wie das deutsche Volk kleideten ihre blühende Heldensage in das glänzende Gewand des eigenen Ruhmes. Hier wie dort und wie immer muß das schwache Weib Schuld sein am blutigen Ausgange; hier wie dort entkeimen die Heldenlieder dem blutgetränkten Boden des östlichen Gränzlandes, um bald, wie die alte That selbst, kostbares Gemeingut des ganzen Volkes zu werden. Der Sieg auf dem Lechfelde trug dem Selbsterhaltungstriebe des bedrängten, weil uneinigen Volkes Rechnung, und ohne hinkenden Vergleichungen nachzugehen, wissen wir doch, welcher Art die geistigen Folgen einer großen Befreiungsschlacht auf deutscher Erde sein können. Höher mußte das nationale Selbstgefühl steigen, mächtiger die Thatenfreudigkeit des Volkes erwachen, als sein junger König hinzog, dem alten Feinde im eigenen Lande Gesetze zu geben. Daß die Größe dieser That von den Zeitgenossen in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt wurde, davon gibt selbst jene quellenarme Zeit manches Zeugniss. Der Biograph Kaiser Konrads II., Wipo, weiß vom jungen

König Heinrich nichts mehr zu preisen, als die würdige und wunderbare Besiegung und Bändigung Ungarns, das er — wie Wipo damals meinte — nach weisem Rathschlusse sich und seinen Nachkommen gesichert habe, obwohl es früher von uns nicht einmal habe hören wollen *). Der hochgebildete Hermann von Reichenau fand sich veranlasst, so wenig er sonst zu den Freunden Heinrichs III. zählt, über den Ungernkrieg des Jahres 1044 ein eigenes Gedicht zu verfassen **); und der allgemeine Aufschwung, welchen die deutsche Geschichtschreibung um jene Zeit in ganz Deutschland nahm, wird lediglich aus der Theilnahme an des Kaisers Großthaten zu erklären sein. „Ein Heldengeschlecht umringte in diesen Kämpfen den jungen hochgesinnten Führer, bereit, alles für ihn zu wagen, bereit, alles für die Ehre des Reiches zu leiden .... Es war als ob in dem deutschen Kriegerstande der schöne Geist unverbrüchlicher Diensttreue und aufopfernder Hingebung wieder aufgelebt sei, der in den letzten Jahrzehnden fast erstorben schien; besonders erfüllte er die Ritterschaft jener südöstlichen Marken, die damals hauptsächlich den Kriegsschauplatz bildeten. Der Geist und die Kämpfe jener Zeit — so fährt Giesebrecht fort — spiegeln sich, wenn wir nicht irren, noch im Nibelungenlied ab, das unter dem Einflusse derselben auf jenem mit Ungarnblut getränkten Boden seiner letzten abschließenden Form entgegenreifte." Mit diesem Ausspruche unterstützt Giesebrecht unsere Ansicht, die allerdings weiter geht und in den oben bezeichneten Umständen geradezu die Vorbedingung für die Entstehung unseres Liedes, die Möglichkeit der Existenz seines Dichters hingestellt haben will.

Wie wir uns nichts vorstellen können, was wir nicht mindestens theilweise durch unsere Sinne wahrgenommen haben, so kann auch die kühnste Phantasie des Dichters nicht über den Charakter, den Vorstellungskreis, über das historische Bewusstsein seiner Zeit hinaus. Wie wenig dieß besonders bei unseren mittelalterlichen Künstlern der Fall ist, bedarf kaum der Erwähnung. So setzen wir auch bei unserem naiven Nibelungendichter keine absichtliche Anlehnung an die Geschichte voraus, sondern wir nehmen an, daß er wie seine Zeit unter dem Eindrucke der großen Vergangenheit sich einer derartigen Auffassung der Sage nicht entziehen konnte. Die Burgunder, die zu Etzels unheilschwangerem Feste zogen, konnten dem Dichter

*) Wipo, Vita Chuonr. Imp. C. I. M. G. XIII, 257.

**) Otto v. Freis. Chron. VI, 32.

nicht anders erscheinen als jene Helden, die unter dem neuen Burgunderkönige zu mancher Bluthochzeit die Donaustraße hinabzogen. Ferner hat der Dichter im schöpferischen Drange und aus dem Munde der Zeitgenossen neue Züge in die Sage getragen, und wie er an der Wahrheit der alten Überlieferung festhielt, so glaubte er gewiss auch an seine neuen Schöpfungen, wie an sich selbst. Wenn nun auch einzelne dieser neuen Umstände manchen Thatsachen aus Heinrichs Ungerkriegen entsprechen, so wäre gewiss die Annahme paradox, daß ein Dichter erfindet, was später erst wirklich geschieht oder an einem später geschehenden charakteristisch zu Tage tritt.

Ich will es nun versuchen, eine Reihe von einzelnen Vergleichungspunkten in Geschichte und Dichtung aufzustellen. Ohne aus jedem einzelnen bestimmte Folgerungen ziehen zu wollen, dürften alle Momente zusammengenommen schließlich doch zu einem Urtheil berechtigen. Dabei darf man nie aus dem Auge verlieren, daß wir aus jener Zeit nur sehr lückenhafte, äußerst unvollständige Nachrichten überkommen haben, daß somit die ganze Menge von Einzelheiten und Persönlichkeiten, welche zumeist auf die Sage und Dichtung mögen eingewirkt haben, ganz außer dem Bereiche unserer Beobachtung liegt.

Zuerst in unserem Liede ziehen die Nibelungen längs der Heerstraße die Donau hinab ihrem Verhängnisse entgegen. Dahin hat den Sagenhelden gewiss erst die Unzahl der wirklichen Hunnenstreiter den Weg gebahnt, und ein junger Burgunderkönig auch war es, der diese Streiter führte, Burgunder waren in ihren Reihen und werden bei einer Waffenthat vor allen genannt*). Durch die Erschließung der Wallersteiner Handschrift wissen wir, daß Gran die Residenz Etzels, die Etzelenburg ist, dasselbe Gran, welches die geistliche und politische Hauptstadt des heiligen Stephan war. Was Zeitbestimmungen anlangt, so feiert Etzel seine Vermählung in Wien an einem Pfingstfeste, und das Pfingstfest des Jahres 1045 (26. Mai) war die einzige unblutige Hochzeit, zu der Heinrich III. friedlich nach Stuhlweißenburg kam, um die Huldigung seines Vasallenkönigs Peter entgegenzunehmen**). Wenn im Liede der große Mord zu einer Sommersonnenwende geschah, so ist bloß zu bemerken, daß die Un-

*) Herrm. Cont. a. a. 1051. Mon. Germ. VII.

**) Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Gesch. des XI. Jahrhunderts, hergestellt von Wilh. Giesebrecht. Berlin 1844 S. 74. a. a. Herm. Aug. a. a. S. 125.

gerkriege meist in Sommerfeldzügen bestanden. Die einzige Schlacht, deren Datum wir besitzen, fällt auf den 4. oder 5. Juli 1044, also nicht viel später. Es ist dieß die Schlacht unweit Raab auf dem Felde von Menfö, d. i. Baierntod, deren Ausgang Heinrich in den Stand setzte, den fliehenden Ungarn einen König und baierische Rechte und Gesetze zu geben. Beides aber mußte durch eine starke Bedeckung von Deutschen geschützt werden. Wie hoch man diesen Sieg anschlug, beweist das große Dankfest, welches man gleich nach der Schlacht im Lager begieng; der König selbst in wollenen Kleidern und das ganze Heer gaben auf ihren Knieen Christo die Ehre dieses herrlichen Sieges. Und ruhmgekrönt nach Regensburg zurückgekehrt, genoß Heinrich nichts, bevor er nicht diese Danksagung wiederholt, barfuß alle Kirchen besucht und alle Altäre beschenkt hatte *). Welchen Widerhall mußte die Kunde dieses Sieges in allen Gauen finden, wenn man Grund hatte, die Feier desselben in solcher Weise zu begehen?

Vielfach ist bereits der feige Barbarencharakter aufgefallen, durch welchen sich die Hunnen des Liedes nicht eben günstig auszeichnen. Das sind allerdings nicht die gefürchteten Hunnen Attila's das sind aber eben so wenig die furchtbaren Gäste auf dem Lechfelde. Wohl aber sind es genau die Ungarn aus Heinrichs Kriegen, die in ihrem damaligen Verfalle alle Schwächen und Laster einer überstürzten, ungesunden Halbcultur an sich tragen und doch nicht mehr die alten Tugenden ihrer Wildheit besitzen. Die damaligen Ungarn sind es, die aufgehört haben, Heiden zu sein, ohne daß sie angefangen hätten, wahre Christen zu werden, die bald ihre Götzen, bald ihre Kirchen zertrümmern, sich bald taufen lassen, bald wieder sich vernogieren und so in religiöser Hinsicht weder Fleisch noch Fisch sind. Von ihrer echt barbarischen Treulosigkeit gibt jedes Blatt jener Kriegsgeschichte Nachricht, auch wenn dieselbe nicht immer wieder betont würde **). Doch fällt ihre Tücke nicht selten auf ihr Haupt zurück, und wenige deutsche Helden leisten oft der großen Überzahl von Feinden siegreichen Widerstand. So gedachte auch im Jahre 1044 der eidbrüchige König Ovo (ganz in der Weise Kriemhild's) das kleine Heer Heinrichs widerstandslos in's Land einziehen zu lassen, um es dann sicher zu verderben. Doch der deutsche

*) Ann. Altah. a. a. 1044. p. 70. ff.

**) Herm. Aug. 1044, 1046: 'pristina perfidia Ungarorum'. a. 1051: 'periurum regnum.'

König schlug, selbst tapfer kämpfend, das zahllose Ungarnheer in die Flucht und erkämpfte jenen glorreichen Sieg. Bei dieser Gelegenheit hatte sich Heinrich der Kriegslist bedient, die ungarischen Gesandten, die gekommen waren zu unterhandeln, stets vorrückend bis zum dritten Tage vor der Schlacht bei sich zurückzuhalten. Im vorigen Jahre schon war er den abgewiesenen Unterhändlern Ovos mit seinem Heere auf dem Fuße nachgefolgt*). Zu derselben Vorsicht räth Hagen seinem Herrn, als es gilt, der Einladung Etzels zu folgen; die Boten sollen zurückgehalten werden, bis zum siebenten Tage vor der Abfahrt der Burgunder selbst**).

In der Geschichte wie in der Dichtung spielt der Markgraf des Donaulandes die Vermittlerrolle zwischen den zwei feindlichen Parteien. Der greise Adalbert der Babenberger, der wie Rüdiger auf beiden Seiten Vertrauen genießt, führte im Herbste 1041 den entthronten König Peter als Schutzflehenden an den Hof König Heinrichs nach Regensburg; im Jahre 1051 schließt er den Reichsfrieden mit König Andreas, welcher bei der Gefährdung seines Thrones im Jahre 1060 sogleich seine Familie nach Melk, dem Sitze der österreichischen Markgrafen, in Sicherheit bringt. Im Liede jedoch ist die Stellung des Markgrafen verschoben; die Mark ist hunnisch. Als das konnte sie dem unterrichteten Dichter um so leichter in der Vergangenheit erscheinen, da die Grenze damals eben nach Osten vorgeschritten war, und man sich auf beiden Seiten dieser Verschiebung von altersher gewiss wohl bewusst war. Derlei Verhältnisse bis in's Kleinliche seiner Gegenwart zu entlehnen, konnte der Bearbeiter der alten Sage doch nie beabsichtigen. Daß das Gedicht aber eine genaue Bekanntschaft mit unseren Donaugegenden und dem derzeitigen Zustande derselben voraussetzt, ist schon oft bemerkt worden. Für den vorurtheilsfreien Leser verläuft im Nibelungenliede die Westgrenze der Mark an der Enns, die Ostgrenze zwischen Wien und Hainburg, also gerade wie bei der wirklichen älteren Mark vor 1043. Einen anderen Sinn in die ziemlich deutlichen Stellen (1331; 1402, 1403) hineinzuzwängen, halte ich für eben so unnöthig als ungerechtfertigt, da kein Widerspruch dazu veranlasst. Auf zu der Enns reitet Götlinde mit Rüdiger's Markmannen ihrer neuen Herrin Kriemhild entgegen (1328), die zu Effer-

*) Ann. Altah. a. a. 1043 p. 68.
**) Nib. Holtz. 1512 ff.

ding das letzte Quartier in Baiern gemacht. Als sie über die Traun kamen auf das Feld bei Enns, da sah man Hütten und Zelte aufgespannt, in denen die Gäste der Nachtruhe pflegen sollten. Also Enns selbst nimmt sie nicht gastlich auf, wie Pechlarn, Traismauer, wie Tuln, Wien, Hainburg, hier wohnten keine Getreuen wie in Melk und Mautern. Vielmehr müssen Rüdigers Freunde auf offenem Felde Herbergen errichten für die hohen Gäste, ein Beweis, daß Enns, wie in der Geschichte so in der Dichtung, nicht zur Mark, also nicht zum Freundesland gehört. Enns liegt am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, und ist es auch nicht ausdrücklich gesagt, so werden wir uns doch das Nachtquartier, das von dem Felde bei Enns aus sichtbar wird, auf dem rechten Ufer, d. i. auf dem Boden der alten Mark errichtet denken. Von Wien ausreitend kömmt der Brautzug in der Hunnen Land und jetzt erst sind sie in der alten Heimenburg über Nacht. Daß für den Dichter die Grenze Ungarns vor Hainburg verläuft, beweist, daß demselben die Vorgänge zur Zeit der Ungarnkriege, vor denen er nicht kann gedichtet haben, doch sehr wohl erinnerlich waren. Denn erst 1043 und 1045 wurde das östliche Grenzland bis zur March und Leitha an das Reich abgetreten und weiter unten werden wir sehen, wie erst 1050 dessen Besitz durch Wiederaufbau und Befestigung des zerstörten Heimenburg gesichert wurde. Diesem Umstande gegenüber dürfte vielleicht auch beachtenswerth sein, daß der Dichter gerade von „Heimburc der alten" spricht. Da er aber nicht die Gegenwart, sondern eine für ihn wahrscheinliche und seiner Zeit glaubwürdige Vergangenheit im Auge haben mußte, so durfte er die ihm bekannte Lostrennung Hainburg's von Ungarn als nicht geschehen ansehen.

Was den Umstand anbelangt, daß dem Nibelungendichter allem Anscheine nach die Ostmark in zwei politische Theile zerfällt, wovon bloß der östliche Osterrîche, Osterlant heißt, so deutet dieß auch wenigstens im Allgemeinen auf die Mitte des XI. Jahrhunderts hin. Zwar verläuft auch damals so wenig wie sonst eine Provinzialgrenze in der Nähe von Mautern, aber es existiert mindestens überhaupt eine zweite Provinz im Donaulande, nämlich die neuere Mark seit 1043, welche das Land zwischen Fischa und Leitha südlich der Donau und zwischen Fischament und der Thaya bis zur March im Norden des Stromes umfasst. Diese neuere Mark ist es, die der tapfere Sohn Adalberts, Leopold, zu Lehen trug und nach ihm jener bisher noch nicht näher bekannte Markgraf Siegfried, den wir in

vier Urkunden des Jahres 1045 erwähnt finden. Auch noch einige Jahre später scheint diese neue Mark, welche man ihrer Lage gemäß vorzüglich Osterrîche, Osterlant genannt haben mag, selbständig verwaltet worden zu sein, doch war sie in den 50ger Jahren bereits mit der alten Mark vereinigt. Damals und nie wieder, wie niemals zuvor, existierte eine politische Provinzialgrenze in dieser Gegend des Donauthales. Eine Überlieferung dieser Eintheilung scheint sich in der Anschauung Otto's von Freising erhalten zu haben, wenn er Marchia orientalis mit Pannonia superior identificiert und darunter das Land östlich vom Wienerwalde versteht*).

Wenn nun auch die Eintheilung des Nibelungenliedes mit der geschichtlichen zusammentrifft, dürfte doch das bloße und einzige Dasein einer solchen Trennung im Zeitraume der Ungernkriege Heinrichs neben anderem beachtenswerth sein. Vielleicht daß diese Abweichung der Dichtung, wie auch die Hervorhebung von Pechlarn auf ganz besondere Gründe zurückzuführen wäre, worüber eine Meinung zu äußern ich mir für ein anderes Mal vorbehalte. Von Pechlarn wissen wir wenigstens, daß Heinrich III. sich 1043 auf seinem Ungarnzuge aufgehalten habe, da wir eine daselbst datirte Urkunde vom 3. September des Jahres besitzen**). Dieser Umstand lässt zugleich auf keinen ganz flüchtigen Aufenthalt schließen, und der König mag wohl dort zu Gaste gewesen sein, wie er zwei Jahre später von der Gräfin Richlinde von Ebersberg zu Persenbeug bewirthet wurde. Jedenfalls spielt hier Pechlarn eine der sagenhaften sehr ähnliche geschichtliche Rolle, und diese muß im Falle eines wahrscheinlichen Zusammenhanges natürlicherweise älter sein, als die analoge Situation in der Sage und nicht umgekehrt!

Zu Persenbeug war es, wo Heinrich am Sonntage vor Pfingsten 1045 glücklich einer Lebensgefahr entgieng. Der Söller nämlich, auf dem die hohen Gäste saßen, wich und alles stürzte in das darunter angebrachte Badhaus. Wie die Hausfrau selbst, so starb auch Bischof Bruno von Würzburg, der in der Begleitung des Königs war, in Folge dieses Unfalles***). Dem Bischofe aber war kurz vorher der nahe Tod verkündet worden. Als nämlich der König mit den Seinen, nachdem er das Himmelfahrtsfest in Passau gefeiert

*) Otto von Freising VI. 15 und VI. 32.

**) Böhmer Reg. N. 1507.

***) Herm. Aug. a. a. 1045 S. 125. Chron. Ebersperg. Oefele §§. II. S. 14.

hatte, auf der Donau nach Ungarn herabfuhr und hinter Grein an dem Strudel vorbeikam, da erschien an einer Felsklippe ein finsteres Gespenst, das dem Bischof Bruno seinen baldigen Tod prophezeite*). Sollten nun auch Hagens Meerweiber bloß der alten Sage angehören, so ist doch die tragikomische Gestalt des Kapellans gewiss eine Erfindung unseres Dichters, und es bleibt auffallend, daß den kühnen Gästen, die zum hunnischen Feste ziehen, auch ein Flußgespenst begegnet, dessen Prophezeiung wieder vor allen einen Priester betrifft.

Auch von dem verhängnissvollen und vielen Golde der Dichtung finden wir einen Wiederschein in der Geschichte, in welcher zugleich die Darbietung reicher Seidengewänder nicht vermisst wird. Als Zeichen der Zeit dürfte beides der Beachtung werth sein. Auf dem Kriegszuge des Jahres 1043 schickt sich König Heinrich eben an, ein Kastell an der Repcze zu stürmen, da lässt König Ovo durch Gesandte um Frieden bitten und verspricht nebst Gebietsabtretung und Unterwerfung 400 Talente Goldes und eben so viele seidene Mäntel als Buße. Überdieß gelobt er Giselen der Witwe König Stephans zurückzugeben, was er ihr entzogen; es handelt sich also zugleich um Schadloshaltung einer beraubten und gekränkten Königswitwe — ohne gerade auf Kriemhilde hinweisen zu wollen. An reichen Schätzen mag es nach den Beutezügen langer Jahre im damaligen Ungarn nicht gefehlt haben und dürfte dieser Hort auf unsere Landsleute auch eine Anziehungskraft geäußert haben, die vielleicht nicht zu unterschätzen ist. Auf jenem glänzenden Feste, das König Peter zu Pfingsten 1045 seinem mächtigen Gönner gab, nachdem er durch Überreichung der goldenen Lanze sein Lehnsmann geworden war, bei diesem Feste schloß er das wahrhaft königliche Gastmahl durch Darbietung einer großen Menge Goldes, das Heinrich alles an seine Krieger vertheilte, die im vorigen Jahre mit ihm die siegreiche Schlacht geschlagen hatten**). Die Freigebigkeit Heinrich's gegen seine Getreuen wie an Gold so an Land und Leuten, ist ein ganz besonderer Charakterzug dieses Königs, der auch hierin mehr als irgend ein anderer an die gepriesene Liberalität und Großmuth der Nibelungenfürsten hinanreicht***).

---

*) Ann. Altah. a. a. S. 75.

**) Ann. Altah. S. 75. 76.

***) Giesebrecht Gesch. 2, 339. 340.

Der Kampf im brennenden Saale ist ein neuer Zug der Sage in unserem Liede, denn daß Gudrun', die Kriemhilde der Atlaquida, dort das Haus über der Leiche Atlis anzündet, hat einen ganz anderen Sinn. Über diese Eigenthümlichkeit in der Kampfweise der Hunnen aber, wie über ihre sonstige Kriegführung, finden wir in der Geschichte manche Bestätigung der Dichtung. Lehrreich ist hier die Erzählung von der Erbauung Heimburg's, nachdem es von den Ungarn war zerstört und verwüstet worden. Ich will daher folgen lassen, was uns die Annalen darüber berichten, und bei dieser wie bei den folgenden Schilderungen halte ich mich, um jeder Beargwöhnung auszuweichen, möglichst strenge an den Wortlaut einer tendenzlosen Überlieferung. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1050) hatte der Kaiser mit den Fürsten Baierns den Aufbau des zerstörten Heimenburg beschlossen und Herzog Konrad, Markgraf Adalbert und Bischof Gebhard von Regensburg die Ausführung dieses Baues übergeben. Sie begeben sich sogleich an Ort und Stelle und schlagen ein Lager auf, damit unter dem Schutze desselben die Arbeit ungehindert gefördert werde. Dieses Lager griffen aber die Ungarn in der Nacht des 22. September an und beschossen es. Die Pfeile fielen so dicht, daß man zweihundert nachher an einem Zelte fand. Sieben Tage hindurch vertheidigten sich die Baiern gegen die unaufhörlich erneuten Angriffe der Feinde; am achten Tage machten sie sogar selbst einen Ausfall aus dem Lager und schlugen glücklich die Ungarn in die Flucht. Hierauf wird die Befestigung Heimenburg's vollendet, und eine Besatzung in die Stadt gelegt, der man die weitere Vertheidigung des Platzes überlässt. Die Ungarn erscheinen in der That bald darauf wieder; an einem Sonntage umschließen sie die Stadt, vier Tage nacheinander berennen sie dieselbe vergeblich, endlich werfen sie brennbare Stoffe auf die Häuser und an die Wälle. Das Feuer greift um sich, während die Belagerten, um es zu löschen, herbeieilen, brechen die Ungarn in die Stadt ein.

Bisher haben wir im größeren Maßstabe dieselbe Situation, wie im Nibelungenliede. Während nun die Helden in der Dichtung auf Kosten der natürlichen Wahrheit auch den Kampf mit den Elementen trotzig und siegreich bestehen, besänftigt bei dem frommen Chronisten eine höhere Hand die Wuth des Feuers. Plötzlich erhebt sich ein Wind, der die Flammen von der Stadt abwendet, bis sie endlich ersterben. Zugleich wird eine Turteltaube gesehen, welche die Belagerten umflattert und von denselben unter Jubel als ein

günstiges Vorzeichen begrüßt wird. Muthig greifen sie die Ungarn an, treiben sie zurück und erlegen eine große Anzahl derselben auf der Flucht. Sechs Schiffe füllten die Baiern nachher mit den Leichnamen erschlagener Feinde, sie selbst hatten nur einen sehr geringen Verlust erlitten *).

Was den Gebrauch der Schießwaffen anbelangt, so wissen wir, daß auch Etzels Völker in der Dichtung vorzügliche Bogenschützen sind **). Aber nicht jeder der zahllosen Kämpfe nahm einen so günstigen Ausgang und manches von den stattlichen deutschen Kriegsheeren, die jahraus jahrein in's hunnische Land hinabzogen, manche hilfreiche Besatzung, die der Kaiser dem ergebenen Könige zurückließ, kehrte nicht wieder in's Vaterland heim, wenn die nationale Reaction der Magyaren sich erhoben hatte.

So gerieth der Kaiser mit den Seinen in die größte Gefahr, als er im nächsten Herbste wieder längs der Donau nach Ungarn hinabzog. Nachdem er das Fest der Himmelfahrt Mariä in Passau gefeiert ***) und die Friedensunterhandlungen, die König Andreas durch Gesandte anbot, stolz zurückgewiesen hatte, eröffnete er mit einem tüchtigen Heere den Feldzug. Seinen Oheim Gebhard †), den Bischof von Regensburg und die Herzoge Welf und Brzetislav sandte er hinüber, das Land nördlich von der Donau zu verwüsten. Er selbst aber nahm aus den Schiffen an Proviant, so viel er auf Pferden fortführen konnte, und machte wegen der Überschwemmung der Flüsse einen weiten Umweg durch Kärnthen, um dort in das meineidige Königreich einzudringen. Während das flüchtige Heer der Ungarn nach Räuberart bald hierhin, bald dorthin schwärmte, ohne einen offenen Kampf zu wagen, ließ er, so lange sein Heer mit Proviant versehen war, alles verwüsten. Als dasselbe aber bereits Mangel litt, trachteten die Ungarn ihm den Rückzug abzuschneiden. Sie besetzten die wohlverschanzten Flußufer und die Furten der Sümpfe mit ihren Haufen und drohten, Alles zur Ergebung zwingen oder durch Hunger aufreiben zu wollen. Doch die

*) Ann. Altah. a. 1050 S. 82. 83.

**) Nib. 1367.

***) Urk. 15. Aug. Böhmer N. 1622.

†) Den streitbaren Bischof, der an diesen Kriegen sich sehr betheiligt, mit dem Gelpfrat der Dichtung, dem Vogt im Baierlande, zusammenzustellen, halte ich trotz der geographischen Analogie nicht für rathsam, weil unsere unbewusste Anlehnung sich nirgends nachweislich an Namen und Persönlichkeiten hält.

unerschrockenen Krieger setzten unverzüglich über die Flüsse und schlugen die Feinde, die sie vertheidigten, in die Flucht. Eine sehr starke Befestigung an einer Brücke über die Rebnitz, auf die der Feind großes Vertrauen setzte, stürmten einige aus den Burgundern und Sachsen, nachdem sie nicht ohne Gefahr über den Fluß gesetzt waren. Binnen Kurzem eroberten sie dieselbe, erschlugen oder vertrieben die Ungarn und bahnten dem übrigen Heere den Weg. Als fast alle hinübergezogen waren, wurde aber auch diese Befestigung in Brand gesteckt, so daß einigen der letzten, welche mit der größten Gefahr dem Andrange der folgenden Feinde Stand hielten, dadurch der Rückzug abgeschnitten wurde*). Wie im Liede haben auch diese letzten weil besten Kämpfer zwischen Feuers- und Feindeswuth ihrem Tode entgegengesehen. Auch sie fielen als Opfer der ritterlichen Ehre, der Vasallentreue und ihr größter Schmerz dabei war wohl der Gedanke, den baldigen Feldzug des nächsten Jahres nicht mitmachen zu können.

In solchen verzweifelten Fällen aber zeigt sich gerade am glänzendsten die Überlegenheit der deutschen Waffen im Einzelkampfe gegenüber der unglaublichen Mehrzahl ganzer Schwärme von Ungarn. So hatte nach dem Tode unseres großen Heinrich Andreas von Ungarn um Frieden und um die Hand der Kaiserstochter Sophie für seinen Sohn Salomon nachgesucht. Er hatte beides erhalten. Als aber vor dem herannahenden inneren Sturme seine Herrschaft zu wanken begann, sandte ihm König Heinrich ein bedeutendes Hilfsheer, das aber erst nach Andreas' Niederlage eintraf. Dieser beschließt, da er die Unmöglichkeit, sich im Lande zu behaupten, einsieht, nach Baiern zu gehen, und das deutsche Hilfsheer sucht ihn dahin zu geleiten. An den Klausen wird jedoch Andreas von Bela im Rücken angegriffen und fast sein ganzes Heer vernichtet; er selbst fällt tapfer kämpfend im Getümmel der Schlacht. Bloß einer der deutschen Führer, der Markgraf Wilhelm von Thüringen, und der baierische Graf Boto**) erreichen kämpfend einen Hügel und vertheidigen sich hier mit unglaublichem Muthe den ganzen Tag hindurch gegen den Andrang der Feinde. So viele strecken sie mit ihren Schwertern nieder, daß sie endlich einen Wall von Leichen um sich bilden, der ihnen zur Wehr gegen die Angreifenden

*) Herm. Aug. S. 130. Ann. Altah. S. 84.

**) Nach einem anderen Berichte auch dessen Bruder Aribo.

dient. Die Nacht endet den Kampf und die Ungarn begnügen sich, während der Dunkelheit die Helden auf ihrem Hügel zu bewachen.

Wer denkt hier nicht an Gunther und Hagen? Das Heldenpaar auf dem Hügel hinter dem selbstgeschaffenen blutigen Walle findet seinesgleichen nur in den beiden Trosten der Nibelungen, die endlich allein, im Blute bis an die Knie, dort im Saale stehen. Die letzten Säulen einer gebrochenen Macht erwarten diese wie jene trotzig ihr Schicksal. Der Dichter nun kann freilich den Helden seiner Schöpfung ihre übermenschliche Kraft noch bewahren, jene aber zwingt endlich bei Sonnenaufgang doch der Hunger, sich zu ergeben. So hoch jedoch stand ihre Tapferkeit in der Bewunderung der Feinde, daß der König Bela auf die Fürsprache seines Sohnes ihrer nicht nur schonte, sondern dem Markgrafen Wilhelm sogar seine Tochter verlobte *). Doch starb dieser schon im folgenden Jahre, während Boto, mit dem Beinamen der Tapfere, ein ruhmreiches, hohes Alter erreichte. Bei seinem Tode erwähnt der sächsische Annalist, daß fast alle Völker Deutschlands und Italiens seinen Ruhm und seine kriegerische Tüchtigkeit bezeugen; Ungarn aber habe so sehr seine Kraft fühlen müssen, daß er dort leibhaftig für einen von den alten Giganten angesehen wurde **). Obwohl er davon noch die Menge zu erzählen weiß, gönnt sich der Chronist leider nicht Raum zu näheren Ausführungen. Boto und sein Bruder Aribo, Söhne des baierischen Pfalzgrafen Hartwig, überdauerten lange die Großthaten ihrer Jugend, sie starben wohl als die letzten aus der Heldenschaar des Hunnensiegers Heinrich III. Und wie sie selbst über den Waffen das Wissen nicht vernachlässigt haben, so hörten sie vielleicht in ihren greisen Jahren neben der Geschichte vom Tode ihres Ahnen, des Markgrafen Aribo, ihre eigenen Thaten in Volksliedern wiederhallen. Das Volk und der Ritterstand, der damals dessen besten Theil bildete, bewahrten in deutscher Sprache

*) Lambert a. a. 1061 (60) S. 161. Ann. Altah. a. a. 1060 S. 96.

**) Ekkard chron. a. a. 1104 M. G. VIII. S. 224. 225: Boto comes cognomento fortis etc. Ann. Saxo a. a. O. S. 737. Zu dem hier gebrauchten Ausdrucke *gygantes* scheint mir jene Stelle in Diemer's „Deutschen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts" bemerkenswerth, in welcher ausdrücklich die Nibelungenhelden mit deutlicher Beziehung auf das Lied als *gygantes* bezeichnet werden und die sodann schließt: „de isto Atyla et de *gygantibus* multa falsa ficta reperiuntur et incredibilia."

das Andenken ihrer Braven, das, wie Kaiser Heinrich III. selbst, keine geistliche Feder für sich gewinnen mochte. Solche Volkslieder und Traditionen seiner Landsleute mögen neben der neu aufblühenden Heldensage auf den jungen Nibelungendichter eingewirkt haben, der jetzt erst möglich wird. Denn in jenen Helden allen glaube ich die Nibelungen der Geschichte gefunden zu haben, welche den Nibelungen der Dichtung vorangegangen sein müssen.

Daß diese Verknüpfung keine ganz willkührliche und erkünstelte sei, daß vielmehr eine solche Analogie, wenn nicht von dem Dichter selbst, doch von einem seiner nächsten Überarbeiter auch anerkannt worden ist, beweist jene bisher auf König Heinrich I. missdeutete Stelle bei Lazius, die offenbar einem Nibelungentexte entlehnt ist und in ihrer verderbten Form lautet:

> Doch pald hat jm verkurzt sein starkes leben
> Dschlacht, wie er war von khayser Haynrich vertrieben,
> Und mit sampt den Hungern an in gelan,
> War geschlagen so oft der Hewnisch man*).

Welchen Sinn diese Strophe eigentlich hat, die wie alle andern bei Lazius aus dem Zusammenhange gerissen und vielleicht willkührlich zusammengeleimt ist, wird schwer zu errathen sein. Lazius selbst bezieht dieselbe auf den Markgrafen Rüdiger, in dessen geschichtliche Existenz er natürlich nicht den mindesten Zweifel setzt. Daß aber hier von Kaiser Heinrich III. und nicht von König Heinrich I. die Rede ist, wird nach dem oben Gesagten Niemand bezweifeln. Sollten diese Verse aus dem Volksgesange in den gemeinen Text übergegangen sein, und beziehen sie sich etwa auf Herzog Konrad von Baiern? Dieser hatte sich 1053 gegen den Kaiser empört und geächtet entwich er zu den Ungarn. Er stachelte dieselben nun zum Kriege gegen das Reich auf, und zu wiederholten Malen führte er selbst ihre Heere ins Vaterland, bis sie endlich in einer lange unentschiedenen Schlacht (1054) unter so großen Verlusten siegten, daß sie nicht mehr wieder kamen. Im folgenden Jahre hatten dann die mächtigsten Fürsten Baierns zu Gunsten des geächteten Herzogs eben eine Verschwörung angezettelt, als dieser im ungarischen Exile starb*). Unsere verderbte Strophe wird über die Berechtigung einer derartigen Vermuthung kein Urtheil zulassen. Wenn dieselbe aber unzweifelhaft unseres großen Kaisers Heinrich

*) Lazius: De gentium migrationibus. Francof. 1600. Lib. VII. S. 279. Herm. Aug. a. a S 132. Ann. Altah. S. 87 ff. Ann. Würzb. Chron. Ursperg.

und seiner Ungarnsiege gedenkt, so ist dieß Zeugniss für uns ungemein wichtig, als eine stolze Reminiscenz der Dichtung an die Nibelungen der Geschichte.

Ohne dem Vorwurfe zu großer Kühnheit begegnen zu dürfen, glaube ich nach alldem die Behauptung aufstellen zu können, daß das Nibelungenlied in seiner ursprünglichen Fassung nicht vor den Ungarnkriegen des eilften Jahrhunderts entstanden ist. Der Boden, auf dem die köstliche Frucht reifen konnte, war erst nach Ablauf jener Kriegsperiode gegeben, also erst im letzten Drittel des Säculums. Der Zeitpunkt, über welchen wir anderseits die Entstehung nicht herabversetzen dürfen, ist durch die bekannte Stelle des Saxo Grammaticus angedeutet, nach welcher im Jahre 1131 Magnus, der Sohn des Dänenkönigs, den Herzog von Schleswig Knut Lavard in verrätherischer Absicht zu einer Zusammenkunft einladen lässt. Sein Bote ist ein sächsischer Sänger, der durch einen Eid an der Mittheilung gehindert, mit seinem Gesange vergeblich den Verdacht des arglosen Herzogs zu erregen trachtet. In dieser Absicht und weil er Knut als einen besonderen Freund deutscher Bildung kannte, hub er an mit den Worten der wunderschönen Dichtung die allbekannte Treulosigkeit Kriemhilds gegen ihre Brüder vorzutragen, um durch das Beispiel des berühmten Verrathes die Furcht vor etwas ähnlichem einzuflößen. Zweifelsohne ist hier von unserem Nibelungenliede die Rede. Doch Saxo Grammaticus schrieb erst in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, und nun entsteht die große Frage, ob jener poetische Zug in der Handlung auf glaubwürdiger Überlieferung beruhe oder nicht vielmehr eine sagenhafte Ausschmückung des spätern Erzählers sei? Die Kritik wird gewiss zu letzterem hinneigen, und diese Stelle drängt daher nicht nothwendig zu der Annahme, daß unser Lied um 1130 schon in Norddeutschland allgemein bekannt gewesen, also mindestens zu Anfang des Jahrhunderts entstanden sei. Doch kennt um 1160 der Mönch Metellus von Tegernsee das bei allen Deutschen berühmte Gedicht von den Thaten Rüdigers und Dietrichs im Ostlande.

Ganz abgesehen von plausibeln Vermuthungen werden wir als sichere Grenzen für die Entstehungszeit des Liedes die Jahre 1050 und 1150 aufstellen können. Durch etwas zweifelhaftere oder doch weniger bestimmte Zeitpunkte können wir diese jahrhundertlange Periode noch einschränken, nämlich durch das ganz gerechtfertigte Einsetzen nach der gänzlichen Beendigung der öfter wieder aufle-

das Dorfleben fast ausschließlich nur von seiner poetischen Seite auffasst, steht dieser durchaus auf praktischem Boden und enthüllt uns den schroffen, feindlichen Gegensatz zwischen Adel und Bauern, nicht wie er in Bezug auf Liebesverhältnisse und Dorfschönheiten sich offenbart, sondern im unerbittlichen Kampfe um Mein und Dein. Noch manigfaltiger und vielseitiger sind freilich die Schilderungen, die Seifried Helbling in seinem, durch Karajans Sorgfalt uns eröffneten Lucidarius (der wohl einmal für die österreichische Culturgeschichte ausgebeutet zu werden verdiente) von den sittlichen und politischen Zuständen Österreichs entwirft; was aber dem Stricker vor diesem einen besondern Werth verleiht, ist, daß er ihm um mindesten siebzig Jahre vorausgeht.

Unter dem tropologischen Ausdruck „Gäuhühner" sind die Bauern gemeint, *daz göu* oder *göuwe* ist das ebene flache Land im Gegensatze zum Gebirgsland und zur Stadt (vgl. Schmeller baier. WB. 2, 2—4). Das Wort erscheint im Mhd. häufig einfach und in mancherlei Zusammensetzungen *göuman, göuliute, göumarket* u. s. w. Der Übername „Gäuhühner" ist den Bauern Niederösterreichs (er erscheint bloß hier) wohl wegen der im Mittelalter üblichen Zinshühner gegeben worden, die an Mariä Lichtmess und Michaeli entrichtet werden mussten, und von diesem Termin *herbesthüener*, von jenem *vaschang-*, in Schwaben und der Schweiz *vasnahthüener* genannt wurden. Auch Seifried kennt noch die „Gäuhühner", er ist nicht gut auf sie zu sprechen: *umb daz verfluohte geuhuon treit bruoder sîme bruoder nît, ob man im immer mêr gît. die gebûren machent daz: ieglîcher wil sich herren baz dan er geherret sî von got* u. s. w. VIII, 857.

Der Dichter warnt die Ritter, sich auf dem flachen Lande anzusiedeln, in der Meinung, die Bauernschaft dadurch vergewaltigen zu können. Schon Mancher habe es versucht, sich dort ein festes Haus zu bauen, es sei stäts zu seinem Nachtheile ausgeschlagen: das eine Mal habe es ihm das Erdbeben niedergeworfen, ein ander Mal der Donner verbrannt, und das Ende vom Liede sei seine Verarmung gewesen. So ergehe es allen, die sich auf dem Gäu festsetzen und es über Recht aussaugen wollen. Die Bauern erheben beim Fürsten so lange und so laute Klagen, bis er seine Boten hinsendet und das Haus zerstören lässt. Diese Gewalt versteht der Dichter unter dem Erdbeben: sie sei noch schlimmer als dieses, das nicht alles zerstöre, während des Fürsten Abgesandte nichts übrig

Litteratur heimisch auf deutschem Boden. Diesen Boden aber hat sie nicht unvorbereitet gefunden. Im Südosten hatte der abgeschiedene Baiernstamm bereits hoffnungsreiche Anfänge zu einer echt nationalen Dichtungsepoche gemacht. Wie die neue Schriftstellerei der Geistlichen, nahm auch die mittelhochdeutsche Lyrik ihren würdigen Ausgang in Österreich. Eben dahin und in dieselbe Zeit setzen wir nun die Blüte des deutschen Nationalepos, die Entstehung des Nibelungenliedes, dessen Inhalt ja schon unzweideutig seine Heimat bekundet. Und ganz naturgemäß wird der Höhepunkt des Epos mit den Anfängen der Lyrik gleichzeitig sein.

Ein altes Culturgesetz aber und die allzugroße Empfänglichkeit des deutschen Geistes begünstigte die leidige Einführung des Fremdländischen von Westen her. Und daß die schönen Anfänge des Ostens durch den Geschmack der entgegengesetzten Richtung immer mehr verdrängt und überwuchert wurden, ist gewiss kein Gewinn für unsere alte Litteratur gewesen, welche von da ab — gestehen wir es offen — stets mehr ihren nationalen Charakter und großentheils ihre Selbständigkeit verloren hat. Unser Volk nahm sodann eigentlich nur Antheil an dem gemeinen Gedankenkreise, wie ihn die gemeinsame Ursache bei allen kreuzfahrenden Völkern ausgebildet hatte. Es trat dadurch aus dem Kreise seines ursprünglichen einfachen Nationalbewusstseins heraus und fand auf Kosten seiner Heldensage Wohlgefallen an dem romantischen Sagenkreise der Kreuzzüge, dessen Gebilde das Gepräge ihres Ursprunges nie ganz verläugneten.

Wenn nun diese romanisierte Litteratur vorzüglich ein Geistesproduct der Kreuzzüge und ihrer Folgen ist, so haben wir die ersten Keime der früheren echtnationalen Dichtungsepoche in einer analogen Kriegsbegeisterung unseres Volkes zu suchen; dieß um so mehr, als ja der kriegführende Adelsstand zugleich der Träger der Poesie wird. Und fragen wir dann noch, woher der südöstliche Ausgang stamme, so können wir mit Beruhigung antworten: aus den Ungarnkriegen des eilften Jahrhunderts, aus der Heldenperiode des baierischen Volksstammes. Die Ungarnfahrten der fränkischen Kaiser waren die ersten und selbständigen Kreuzzüge der Nation, sie waren die tüchtige Waffenprobe für die Folgezeit. Galt es hernach für die ganze Christenheit und mit ihr den gemeinsamen Feind im fernen Osten zu bekämpfen, so handelte es sich hier um die Sicherheit des Vaterlandes, hier galt es die Ehre des deutschen Namens dem alten

Erbfeinde gegenüber zu retten und zu rächen. Mit derselben Mischung von Aufopferung und Eigennutz ward hier wie dort der Krieg in heidnisches Feindesland getragen. Verdankten aber die Kreuzzüge ihren Ursprung und ihre Zielpunkte einer Hierarchie, welche bald in schroffen Gegensatz zum Reichsoberhaupte trat, und erfolgten sie nicht sowohl durch die Kaisermacht, als vielmehr trotz derselben; so waren die Ungarnzüge auch in Absicht und Erfolg durchaus deutsche Nationalkriege, in denen eine abhängige Kirche noch getreulich und unbedingt einstand für des Kaisers Macht und des Reiches Größe. Der Charakter dieser Entwicklungszeit ist es, der sich im Nibelungenliede spiegelt, und der entscheidend geworden ist für die Parteistellung der ganzen späteren Litteratur.

Blicken wir schließlich zurück, so haben wir in der Blüte des Reiches und der Kaisermacht den zeitlichen Ausgangspunkt, in deren Äußerung durch die Ungarnkriege die ersten und nächsten Ursachen unserer mittelhochdeutschen Litteratur gefunden. Durch die wahren Heldenzüge „zen Hiunen“ sind zunächst die alten Sagenhelden vom Tode erweckt worden, um ewig fortzuleben in der Dichtung, und diese hat ihnen zugleich mit dem Leben auch das Gepräge und Gewand ihrer eigenen Zeit gegeben. Der Südosten des Vaterlandes aber, der die Riesenkämpfe seiner Söhne gesehen, ihr warmes Blut getrunken hat, wird naturgemäß der klassische Boden der Dichtung, auf dem später ein Walther sein Singen und Sagen gelernt. Auf die Helden der That folgen die Helden des Gesanges; das Schwert der Väter wird zugleich ein Fidelbogen in der Hand der Söhne und so wird der rohen Kraft der schönste Zügel angelegt. Der Gesang, bis dahin ein Erwerbszweig fahrender Spielleute aus dem niederen Volke, wird durch die warme Aufnahme in den eigentlichen Mittelstand jener Zeit wahrhaft geadelt. Erst durch die Bildung des Adels und durch eine thätige Pflege dieser freien Stände konnte aus dem Singen und Sagen des gedrückten Volkes und aus der Versmacherei der Geistlichen eine wahre Nationallitteratur erwachsen.

DAS MÆRE VON DEN GÄUHÜHNERN.

EIN BEISPIEL DES STRICKERS.

VON

FRANZ PFEIFFER.

Das nachstehende Gedicht, das unzweifelhaft den Stricker zum Verfasser hat, ist zuerst auf Neujahr 1859 in wenigen Exemplaren für Freunde gedruckt worden. Es verdient aber, aus mehr als einem Betracht, in weitern Kreisen bekannt zu werden.

Erstens liefert es, wie ich schon in der Germania 2, 499 kurz angedeutet habe, den entscheidenden Beweis für die österreichische Heimat des Strickers, den man in neuester Zeit Österreich absprechen und zu einem heimatlosen Fahrenden, zu einem Landstreicher, hat machen wollen. Die in dem Gedichte zu öftern Malen genannte Burg *Kirchelinge*, deren Zerstörung durch die Bauernschaft dem gewaltthätigen österreichischen Adel zum abschreckenden Beispiel vorgehalten wird, ist das unweit Klosterneuburg gelegene Kirling. Ein Dichter nun, der diese Localität und die Umstände und Veranlassung, unter denen sie zerstört ward, so genau kennt, wird nicht nur in Österreich überhaupt, er wird ganz in der Nähe wohnhaft gewesen sein; vielleicht, da sein Name bürgerlichen Stand vermuthen lässt, gar in Wien selbst. Ich wenigstens finde nichts, was dieser Annahme entgegen stände, während die in diesem und in andern seiner Gedichte öfter begegnenden Andeutungen über den Landesherrn (d. i. den Herzog) und seine schlechten Rathgeber es wahrscheinlich machen, daß er den fürstlichen Hof und dessen Umgebung durch eigene Anschauung und Beobachtung kennen gelernt, sich also wohl auch in dessen Nähe längere Zeit aufgehalten hat.

Sodann gewähren uns die „Gäuhühner“ einen lehrreichen Einblick in die socialen Zustände Niederösterreichs zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; einen Einblick, der uns um so willkommener sein muß, als die historischen Quellen dieser Periode gerade über derlei Dinge so einsilbig, ja schweigsam zu sein pflegen. Zwar liefern uns Neidhards Lieder von der übermüthigen, tanz- und streitlustigen Bauernschaft Niederösterreichs ein weit lebendigeres und farbenreicheres Bild, als die wenigen schwunglosen, fast trockenen Verse des Strickers. Während aber jener in seinen Gegengesängen

das Dorfleben fast ausschließlich nur von seiner poetischen Seite auffasst, steht dieser durchaus auf praktischem Boden und enthüllt uns den schroffen, feindlichen Gegensatz zwischen Adel und Bauern, nicht wie er in Bezug auf Liebesverhältnisse und Dorfschönheiten sich offenbart, sondern im unerbittlichen Kampfe um Mein und Dein. Noch manigfaltiger und vielseitiger sind freilich die Schilderungen, die Seifried Helbling in seinem, durch Karajans Sorgfalt uns eröffneten Lucidarius (der wohl einmal für die österreichische Culturgeschichte ausgebeutet zu werden verdiente) von den sittlichen und politischen Zuständen Österreichs entwirft; was aber dem Stricker vor diesem einen besondern Werth verleiht, ist, daß er ihm um mindesten siebzig Jahre vorausgeht.

Unter dem tropologischen Ausdruck „Gäuhühner" sind die Bauern gemeint, *daz göu* oder *göuwe* ist das ebene flache Land im Gegensatze zum Gebirgsland und zur Stadt (vgl. Schmeller baier. WB. 2, 2—4). Das Wort erscheint im Mhd. häufig einfach und in mancherlei Zusammensetzungen *göuman, göuliute, göumarket* u. s. w. Der Übername „Gäuhühner" ist den Bauern Niederösterreichs (er erscheint bloß hier) wohl wegen der im Mittelalter üblichen Zinshühner gegeben worden, die an Mariä Lichtmess und Michaeli entrichtet werden mussten, und von diesem Termin *herbesthüener*, von jenem *vaschang-*, in Schwaben und der Schweiz *vasnahthüener* genannt wurden. Auch Seifried kennt noch die „Gäuhühner", er ist nicht gut auf sie zu sprechen: *umb daz verfluohte geuhuon treit bruoder sîme bruoder nît, ob man im immer mêr gît. die gebûren machent daz: ieglîcher wil sich herren baz dan er geherret sî von got* u. s. w. VIII, 857.

Der Dichter warnt die Ritter, sich auf dem flachen Lande anzusiedeln, in der Meinung, die Bauernschaft dadurch vergewaltigen zu können. Schon Mancher habe es versucht, sich dort ein festes Haus zu bauen, es sei stäts zu seinem Nachtheile ausgeschlagen: das eine Mal habe es ihm das Erdbeben niedergeworfen, ein ander Mal der Donner verbrannt, und das Ende vom Liede sei seine Verarmung gewesen. So ergehe es allen, die sich auf dem Gäu festsetzen und es über Recht aussaugen wollen Die Bauern erheben beim Fürsten so lange und so laute Klagen, bis er seine Boten hinsendet und das Haus zerstören lässt. Diese Gewalt versteht der Dichter unter dem Erdbeben: sie sei noch schlimmer als dieses, das nicht alles zerstöre, während des Fürsten Abgesandte nichts übrig

lassen. Die Selbsthülfe und Rache der Bauern vergleicht er mit dem Donner, der zerstöre nicht nur, er verbrenne die Mauern bis auf den Grund. Das Gäu habe so große Kraft, daß es über Alle, die es bedrücken wollen, die Oberhand gewinne.

Wer daher Lust trage, sich auf dem Gäu festzusetzen, der sehe, wie es Kirchling ergangen sei: das haben die Gäuhühner niedergebrochen, denen nichts zu widerstehen vermöge *). Wie die Drachen lassen sie das Feuer aus dem Munde gehen, keine Burg kann vor ihnen bestehen, der sie ungnädig sein wollen. Ihre Stimme gleicht dem Donnerschlag, und sie lassen sie weithin im Lande erschallen. Vor ihrem Zorne fallen die Burgen, wie fest sie auch seien, sie verbrennen oder zerstören sie, wie sie es mit Kirchling machten. Diese Hühner, die sich so zu rächen verstehen, seien schwer zu braten, meint der Dichter. Noch gibt es in Österreich viele Burgen, die ein ähnliches Schicksal hatten wie Kirchling, die auch das Gäu gebrochen hat. Noch alle haben es entgelten müssen, die das Gäu haben zwingen wollen.

Wer nach festem, sicherem Besitze trachte, der hüte sich auf die Einflüsterungen Derer zu horchen, die ihm die Bedrückung des Gäues anrathen. Es geschieht nur aus Schmarotzerei, wenn sie zu ihm sprechen: „Herr, ihr seid ein Fremder in eurem eigenen Hause und benehmet euch wie ein Gast. Zeigt, daß ihr Herr über Leben und Gut seid, lasset sie eure Gewalt fühlen und zwingt die Gegend, daß sie euch mit Leuten und Gut unterthan sei. Es kommt leicht so weit, daß es ihnen eine Freude ist, wenn ihr ihnen gewogen seid und sie euch dienen dürfen. Die Armen unterwerfen sich, die Reichen fürchten eure Macht. Wir wissen allerlei, womit wir die Leute dahin bringen, daß sie euch gutwillig und ohne Murren dienen. Was wir heuer ihnen in Güte abgewinnen, das geben sie, ohne Widerstreben, auch übers Jahr: wer euch heuer ein Huhn gibt, der gibt das nächste Jahr auch zwei oder drei. Auf diese Weise mehrt sich euer Vortheil, eure Ehre und Macht. Widersteht euch ein Bauer, so gewinnt ihn zum Vogtmann, dann gehört euch Alles was er hat. So sollt ihr sie beugen mit List und mit Gewalt, dann werdet ihr in Ehren alt."

---

*) Derjenige des Geschlechtes, den dieß Schicksal getroffen hat, wird der Ulricus de Chirchlinge gewesen sein, der von 1222—1244 öfter in Urkunden erscheint; s. Meillers Regesten S. 131. 132. 149. 155. 159. 160. 165. 168. 172. 173. 178.

Die ihrem Herrn zu solchen Dingen rathen, sind niederträchtige Rathgeber, ruft der Dichter aus, denen nur darum zu thun ist, sein Vermögen zu verfressen und zu versaufen. Aber, wie sehr sie auch hinausstreben aufs Land, sie kennen weder des Gäues Kraft, noch der Gäuhühner Überlegenheit. Sie haben schon Manchem, der ihnen gegenüber den Gäustrauß spielen wollte, seine Habe, Kopf, Augen, Hände und Füße weggerissen; so hat er seine Freßlust büßen müssen. Welcher Herr ihrem Rathe folgen will, der gewinnt so viele Feinde, daß ihn die Hühner theuer zu stehen kommen. Alle seine Nachbarn künden ihm die Freundschaft und bringen die Klage vor den Fürsten, daß er um Sühne nachsuchen und am Ende noch schwere Entschädigung zahlen muß. Diese Hühner sind ungesund und schwer zu verdauen. So machen es die Reichen, denen er Unbill zugefügt; dazu kommen noch die Armen, die nicht klagen können, aber durch Selbsthülfe ihren Schaden zu rächen suchen. Bevor er diesen und Gott es büßt, werden ihm die Hühner bitter, sauer und widerwärtig.

Diese kurze, einfache Schilderung muß hohe Achtung erwecken vor der gesunden, frischen Kraft einer Bauernschaft, die sich den Übergriffen und den Bedrückungen des Adels, zu einer Zeit, wo dieser auf dem Gipfel seiner Macht stand, mit so viel Ausdauer und Energie zu erwehren gewusst hat.

Die Handschriften, nach denen ich das Gedicht bearbeitet habe, sind: A. Die Wiener Hs. Nro. 2705. Perg. 13. Jhd. Bl. 31^b — 32^b. — B. Die Heidelberger Cod. Pal. 341. Bl. 275—276. — C. Der Coloczaer Codex. Es sind meines Wissens die einzigen, die sich von diesem Gedichte erhalten haben.

Ez was hie vor ein burcstat,
diu machte manegen riter mat.
ein riter wolte drûffe wesen
und wânde dâ vil wol genesen:
er bowete dâ ein veste
sô ers aller beste
drûffe gemachen kunde.
in einer kurzen stunde

Überschrift: Ditz ist ein hvbschez (schonez *C*) mere von den Gevhuneren (lobere *B*) *BC.* — 2. die *BC.* — 3. druf *A.* — 4. vil *fehlt BC.* — 5. bovte *BC.* — 6. er si *BC.* — 7. dar uf

warf si diu ertbibe nider.
dô bowete er aber hin wider
und verlôs ab sîne habe:
si brante im der doner abe.
sus wart er dicke hûslôs.
swie manic hûs er dâ verlôs,
so geviel im doch daz wesen dâ
baz danne iender anderswâ:
er bowete ie baz unde baz.
alsô lange tet er daz
daz er sîn guot verzerte
und sich diu stat erwerte
daz si ze jungest œde beleip
und ouch den riter dâ vertreip
und vertreip vil manegen sît.
nû habent gnuoge den strît
daz si dar ûf bouwent noch,
und erwert si sich in allen doch.
Diu stat lât iu sîn bekant:
si ist daz göuwe genant.
die des geniezen wolten
für baz dan si solten
und dar ûf bouweten veste
und der ie wurden geste,
der ist gewesen harte vil.
swer ûf daz göuwe zimbern wil
der hât vil schiere bejaget
daz man allen sîten klaget
dem landesherren über in.
ze jungist sendet er dâ hin
und heizet daz hûs brechen.
sus kan sich daz göu rechen.

9. ertbibe *A*, ertpibede *BC*. — 10. als er gebovte dar w. *BC*. — 11. da verl. er *BC*. — 13 sust — huselos *BC* — 15. wesen *BC*, leben *A* — 16 danne *BC* — 17. bonte *BC*. — 19. 20. versert : erwert *A* — 23. mangen ritter sit *BC*. — 24. hant *BC*. — 25. bouent *BC*. — 26. si *fehlt A*. — 27. sint b. *A*. — 29. gewe *B*, gew *C*, gou *A* — 30. danne *A*. — 31. bovten *BC*. — 34. gewe *BC*, göu *A*. zimern *BC*. — 36. ze allen *A* — 40. sich *fehlt A*. göu] hus *BC*.

dâ ist des herren gwalt
zuo der ertbibe gezalt.
der herre schadet noch für baz.
diu ertbibe leibet etwaz,
so enleibent des herren boten niht:
daz beste daz von in geschiht
sô si daz göu rechent,
ob si daz hûs niht brechent,
sô wirt iz doch von in verbrant.
dâ hât der donr dar gesant
daz fiwer daz alsô rihtet
und die krumben voite slihtet.
daz göu hât sô grôze kraft,
an im wirt nieman sigehaft:
ez pflag ie des ez immer pfliget
daz ez in allen angesiget,
die ez niezen wellent âne reht.
ez sî riter oder kneht,
der muot dar ûf ze hûsen hât,
der sehe wie Kirchelinge stât:
daz stiezen göuhüenre nider.
den göuhüenren ist niht wider,
die heten ie vil grôzen prîs.
si lâzent rehte in tracken wîs
daz fiwer ûz dem munde gân.
in enmac ein burc niht vor gestân:
ders ungensædic wellent wesen
diu ist vor in vil ungenesen.
ir stimme ist ein donrslac,
si schrîent daz manz hœren mac
in dem lande über al.
ir zorn machet bürge val:

---

41. gwalt *A*. — 42. 44 ertpibede *C*. — 43. schat *BC*. — 47. 53. gewe *BC*. — 50. doner *BC*. — 51. 52. rihte : slihte *A*. — krummen *BC*. — 55. pflage ie daz i. *A*. 56. des ez *A*. — 57. mezzen wellen uber r. *BC*. — 59. druffe *A*. — 60. gevchlinge *BC*. — 61. geuhuner *BC*. — 63. sie h. *BC*. — 64. entracken *BC*. — 66. in mac *A*. *BC*, berch *A*. — 70. man iz *BC*. — 72. der machet *BC*.

swie grôze veste ein burc habe,
si brennents oder stôzents abe,
alss Kirchelinge tâten.
man mags ungerne brâten,
sît si sich alsô rechent
dazs bürge nider brechent.
swie œde Kirchelinge stê,
der hiuse ist z'Œsterrîche mê
diez göu hât zebrochen.
ez hât sich sô gerochen
daz sis noch alle enkolten
diez göu twingen wolten.
Swer muot ze stæten dingen hât
der neme die niht an sînen rât
die in ûf daz göu reizen
und in daz niezen heizen
und sprechen durch ir geslende
'herre, ir sît ellende
in iuwer besten künde.
daz ist ein michel sünde:
ir gebâret rehte in gastes wîs.
welt ir gwinnen grôzen prîs,
sô erzeiget iuch des muotes
daz ir lîbes unde guotes
ein meister unde ein herre sît,
und machet iwern gwalt wît.
habt riterlîchen mannes muot,
lât iu dienen liute und guot
in der gegende swes ez si:
des enlâzet ir deheinen vrî.
ez kumet vil schiere an die vrist
daz daz ir beste vreude ist

73. groz *A*. berk *BC* — 74. brennens o stozens *BC*. — 75. als *A*, als sie *BC*. chirchelinge *A*. chirlinge *BC*. — 76. machs *A*, mack sie *BC*. — 77 sint *BC*. — 78 dass *A*, das sie *BC*. — 79 chirling *BC*. — 80. das hus ist das O *BC*. ze O. *A* — 81. die ez *A*. die das *BC*. gewe *BC*. habent *A* — 83. siz - engolten *BC*. — 85 ze st eren *BC*. — 87. 88. reizent : heizent *A* -- 89. sprechen *ABC*. — 94 gewin nen *BC*. — 98. gewalt *BC*. — 100. 106. 108 euch *BC*. -- 101 gegent swez *BC*. 103 vil *fehlt BC*

daz si iwer hulde müezen hân
und sint iu gerne undertân.
sô fürhtent die rîchen iwer kraft,
die armen sint iu diensthaft.
wir kunnen mit gefüegen dingen
die liute wol dar zuo bringen
daz si iu dienent alle tage
mit guotem willen âne klage.
swaz wir mit guoten minnen
noch hiure ab in gewinnen,
daz müezens ouch ze jâre geben:
da geturrens nimmer wider streben,
sô müezen siz ouch iemer tuon.
swer iu hiure gît ein huon
der gît iu âne geschrei
ze jâre driu ode zwei.
sô wehset iemer mêre
iwer frum und iwer êre
und werdet werder danne ê.
swelich gebûre iu wider stê,
den gewinnet zeinem muntman.
swaz er geleisten danne kan,
daz ist iemer iwer eigen.
sus sult irs alle neigen
mit listen unde mit gewalt.
sus werdet ir mit êren alt.'
Die ir herren alsô heizent leben
daz sint verworhte râtgeben:
die enhânt niht willen wan der zuo
daz er sîn guot mit in vertuo.
des æhtent si âne mâze
si swelhen und si vrâze.

---

111. 119. 124 euch *BC.* — 114. 118. hewer *BC.* — 114. 118. hewer *BC*, hiute *A.* — 116. geturren si niht *BC.* — 120. oder *BC.* — 121. wæhset *A.* — 123. wert werder *A.* dan *BC.* — 125. zu einem *BC.* amptman *A.* — 126. denne *BC.* — 128. sust hult *BC.* — 130. sust wert *BC.* — 133. hant *A.* dir zu *B.* — 135. æhten *A.* — 6. swællhen *A.*

swie vaste si ûf daz göu streben
und niht wan roubes wellen leben,
si erkennent niht des göuwes kraft
und der göuhüenre meisterschaft.
diu kluckent etlichem abe
den hals und alle sîne habe,
der gar wil sîn ein göustrûz.
si kluckent manegem d'ougen ûz
und füeze abe und hende.
sô dôwent si daz geslende.
swelch herre ir râte volgen wil
der gwinnet vînde harte vil,
daz im diu hüenre werdent sûr,
sô im ieglich sîn nâchgebûr
sînen dienest widersaget
und dem landesherren über in klaget.
daz ist der göuhüenre geschrei.
sô machent driu ode zwei
daz er muoz suochen einen tac,
dâ er niht über werden mac
ezn müeze in kosten zehen pfunt.
dâ sint diu hüenre ungesunt.
daz muoz er von den rîchen hân,
den er daz laster hât getân.
noch sint die armen übersehen,
den der schade ist geschehen.
ê er den und gote gebüeze,
im wirt der hüenre süeze
ein sô bitterlîchiu siure
daz si in dunkent ungehiure.

137. se vaste *A*. — 138 mit roube *BC*. wellent *BC*. — 140. der *fehlt BC*. — 143. göustrûz *A*. geustraus *BC*. — 144. klucken *BC*. diu o. *A*, die o *BC*. ûz *A*. — 145. und die f. u. h. *A*. — 148. harte *fehlt BC*. — 149 sûre *B*, souer *C*, sourre *A*. — 150 ieslich *BC*. -gebvre *B*, -gebouer *C*, -gebourre *A*. — 151. 152. -seit : chleit *A*. — 154. oder *BC*. — 155 do *A*. — 161. arm *A*. — 162. geschen *B*. — 163. got vnd den *BC*. — 165. sô *fehlt BC* — sevre *BC*, sûrre *A*. — 166. ungeheure *BC*, ungehûrre *A*

ANMERKUNGEN.

1. burcstat] die Stelle, wo eine Burg steht, Bauplatz für eine Burg. — 2. mat machen] in Verlust bringen, zu Grunde richten. — 9. diu ertbibe] Erdbeben. Im mhd. WB. 1, 115 ist das Geschlecht nicht angegeben, weil die drei dort aufgeführten Belege es nicht erkennen lassen; vgl. V. 42. 44. — 14. hûslôs werden] seines Wohnsitzes, Hauses beraubt werden. — 15. daz wesen] das Verbleiben, Wohnen. — 21. œde] unbebaut; vgl. 79. — 24. den strît haben] auf etwas bestehen, versessen sein. — 32. gast werden eines dinges] eigentlich entfremdet, eines Dinges beraubt werden, es verlieren. — 34. zimbern] bauen, ein Haus errichten. — 35. bejagen] etwas erreichen, es dahin bringen. — 42. gezalt] gerechnet; kann verglichen werden. — 44. 45. leiben] übrig lassen. — 52. die krumben voite] die vom rechten, geraden Wege abweichenden, ungerechten Vögte. — slihten] grad machen, in Ordnung bringen. — 54. sigehaft werden] den Sieg erringen, die Oberhand gewinnen. — 59. muot haben] die Absicht haben; vgl. V. 85. — hûsen] wohnen. — 62. wider sîn] widerstehen. — 72. val machen] c. Gen. etwas zu Fall bringen. — 74. abe stôzen] von der Stelle stoßen, zerstören. — 76. ungerne] nicht leicht, schwer. — 83. enkelten] entgelten. — 89. daz geslende] Schlemmerei, von slenden, schlingen; vgl. V. 146. — 90. ellende] verbannt, ausgestoßen, fremd. — 91. künde] Kunde, Kenntniss, Bekanntschaft. — 95. sich des muotes erzeigen] zeigen, wie man gesinnt ist. — 103. an die vrist] dahin. — 115. 120. ze jâre] übers Jahr. — 125. muntman] ahd. homo pacis meae, Vogtmann, Einer, der sich in den Schutz eines Andern begibt. — 128. neigen] beugen, niederdrücken. — 132. verworht] übel geschaffen, verdammenswerth. — 135. æhten] verfolgen, ächten. — 136. swelhe] swm. Schwelger. — 141. 144. klucken] brechen. — 143. göustrûz] im Gegensatz zu dem Gäuhuhn gebraucht; doch wird man dabei an den allesverdauenden Straußenmagen denken dürfen. — 146. so müssen sie die Schlemmerei dauen, büßen. — 155. einen tac suochen] um Frieden nachsuchen; vgl. Tristan 11. 35. 37. — 156. über werden] überhoben sein. — 161. übersehen] vergessen; nicht gerechnet. — 166. ungehiure] unheimlich, widerwärtig.

ZU WOLFRAMS PARZIVAL.

I. 'DIU KOUFWÎP ZE TOLENSTEIN.'

Der Rummel der Tolensteiner Kaufmannsfrauen, von denen Wolfram vorübergehend im Parzival 409, 5 ff. spricht, ist unseres Wissens noch niemals beleuchtet worden. Ich habe desshalb alle möglichen Mittel aufgeboten und nach allen Seiten briefliche und mündliche Nachrichten eingezogen, die meine Vermuthung, es sei damit wohl nur ein Fastnachtspaß und ernst gewordener Mummenscherz gemeint, zu bestätigen scheinen. — Gawan hat bei dem Abenteuer mit der schönen Antikonie eine kleine Belagerung durch die ehrsamen Bürger auszuhalten, wobei ihm die minnigliche Jungfrau so wacker beisteht, daß die Kauffrauen zu Tolenstein in dem Fasching auch nicht besser gestritten haben können. Die Königin, sagt Wolfram ‚streit dâ meisterlîche, bî Gâwân si werlîche schein, daz diu koufwîp ze Tolenstein an der vasnaht nie baz gestriten: wan si tuontz von gampelsiten (der Narrheit zu Liebe) unde müent ân nôt ir lîp.' Aber, setzt Wolfram tadelnd hinzu ‚swâ harnaschrâmec wirt ein wîp (wenn sich eine Frau von Harnischruß schmutzig macht), diu hât ir rehts vergezzen' (das ist mit reiner Frauenzucht unvereinbar). Tolenstein, vier Stunden von Neuburg an der Donau entfernt, ist ein sehr alter, an der Altmühl liegender, auf einem römischen Pfahlwerk erbauter Ort. Er gehörte früher zum Kloster Baring (Baringi), einem bis in die Zeiten Thassilos hinaufreichenden Stift mit den Resten einer byzantinischen Kirche. K. Heinrich vergabte am 15. April 1007 den Ort als Seelgeräth für seine Gemahlin Kunigunde den dortigen Benedictinern.

Zu Tolenstein saßen nach Spangenberg (Adelspiegel 1591, I. 281) die Grafen von Hirsperg, die um 1300 ausstarben. Von da kam es an die Freiherren von Heydeck, die das Schloß an Bischof Albert von Eichstätt verkauften (Pastorius, Franconia rediviva. 1702 S. 394). Spangenberg widmet (I. 455) einen eigenen Abschnitt ‚den streitbaren Weibern' und erzählte alle ihm bekannten Fälle, wo die Weiber, insbesonders in der Schweiz und in Schwaben, ihren Männern in schweren Kriegshändeln wacker beigestanden. Auch der

Bürgerfrauen von Ulm wird Erwähnung gethan, wobei des weiteren auf des Franz. Irenicus (eigentl. P. Andr. Oldenburger) exegesis Germaniae (Nürnb. 1518) verwiesen wird; doch findet sich dort (lib. IV. cap. 21. pag. CXIII.) nichts über unsere Tolensteinerinnen. Schmeller (1, 569) citiert die Stelle bloß wegen des Wortes ‚Fasnacht,' gibt aber sonst keinen Aufschluß. Die vom verstorbenen Domprobste Popp (welcher der gründlichste Specialhistoriker des Eichstätter Territoriums war) gesammelten Urkunden enthalten über den fraglichen Handel gleichfalls nichts.

Wichtiger ist die durch Herrn Prof. Suttner erhaltene Notiz, daß daselbst in der Umgegend früher allerlei Faschingsgebräuche mit der sog. „Löll" getrieben wurden, einer Strohpuppe, welche in den Fastnachtstagen öffentlich herumgeführt und darauf verurtheilt wurde, nachdem man ihr vorerst alle lächerlichen Streiche, die im Laufe des vergangenen Jahres stattgefunden, vorgeworfen und aufgebürdet hatte; die Posse gab dann gewöhnlich Anlaß zu ernsthaften Raufereien, wesshalb sie abgeschafft wurde [1]). Vielleicht waren Zweikämpfe u. dgl. in alter Zeit zu Tolenstein die Rechtsmittel, mit welchen die beim Löllgerichte zu Fastnacht angeklagten Käuflerinnen sich vertheidigen mußten. Interessant sind ferner allerlei Erzählungen von der Nachbarschaft, in denen vielfach Spuren von Weiberkämpfen vorkommen, z. B. in dem Pfarrorte Pfrauenfeld, einige Stunden von Eichstätt, und in der Filiale Hagau in der Pfarrei Wolferstadt bei Wemding. Doch halten (und in Hagau soll die Sitte noch bestehen) die Weiber in der Kirche die Evangelienseite inne und zwar, wie es heißt, desshalb, weil die Weiber ihre Männer mit Gewalt zwangen ‚katholisch' zu bleiben. Die Ursache muß jedoch eine andere, ältere sein, denn es ist gewiss, daß Pfrauenfeld nie ‚lutherisch' und Hagau wirklich längere Zeit reformiert war. Betrachtet man ferner, daß zu Tolenstein schon im 13. Jahrh. ein höchst bedeutender Handelsverkehr war [2]), so wäre die Annahme

[1]) Journal von und für Franken. Nürnberg 1793, VI. 193 und 194. Etwas Ähnliches berichtet Panzer 2, 510. aus Ebrach (bei Bamberg), der Böll ist dort eine wirkliche, nur verlarvte Person und hat von einem aus zwölf Jungfrauen bestehenden Gericht einen eigenen Anwalt.

[2]) In einer Urkunde von 1309 (Falkenstein Cod. diplom. Eystett p. 145) werden Zollrechte des Marktes Tolenstein (der damals noch nicht dem Bischof gehörte) besonders reserviert Es heißt nämlich: möge Tolenstein eichstättisch oder Allod der alten Grafen von Hirschberg sein, „so sollen doch Tolenstein gewesen sind, in unserer Stadt Eichstätt von Kaufen und

nicht gewagt, daß die reichen Kauffrauen in dem Fasching einen übermüthigen Handstreich versucht hätten; ihr Rummel wäre dann ein ‚vrouwen turnei' gewesen, wie dergleichen in Dichtung und Geschichte häufig genug vorkommt (vgl. Hagen Ges. Abent. Nr. XVII). Wie tapfer vertheidigt nicht Gyburg im ‚Willehalm' mit ihren Frauen die Festung Oranse gegen die Heiden! Im Jahre 1211 ward zu Treviso ein Kampfspiel aufgeführt, wo die Frauen ihre hölzerne Burg mit Blumen, Obst und Backwerk gegen die anstürmenden Ritter vertheidigten. Ein ernstes Frauenturnier zu Lagny-sur-Marne schildert Hues d'Oisy; die Frauen schienen eben auch neugierig zu erfahren, wie die Streiche und Stöße thun, deren die Ritter ihretwegen sich rühmten.

II. ‚DIE TRÜHENDINGER PHANNE'.

Ein mehr behagliches Leben als in dem traurigen Abenberg mußte zu Truhendingen geführt worden sein. Wolfram erwähnt dasselbe mit einem einzigen Nebenblick, wie er die Hungersnoth zu Pelrapeire schildert (184, 24): ‚ein Trühendinger phanne mit kraphen selten dâ erschrei: in was der selbe dôn enzwei'[3]; das heißt also: keine Pfanne hörte man da von Krapfen erschreien, wie das zu Truhendingen wohl immer der Brauch war, wo fleißig gebraten, gesotten und gebacken wurde.

Darüber gibt es verschiedene Erklärungsversuche. Vorher ist in Betracht zu ziehen, daß in einer kaum sechsstündigen Entfernung von Eschenbach die Orte: Hohen-, Alten- und das Städtchen Wasser-Trüdingen liegen. Das letztgenannte ist aber heute noch durch seine Krapfen bekannt[4]. Die Krapfen ‚schreien,' wenn man den Teig ins heiße Schmalz legt, wo sie gebacken werden, wie noch heut zu Tage der Volksdialekt die Bratwürste schreien lässt[5]. — Die Anderen aber meinen, die Pfanne habe absonderlich im Grafenschlosse geschmort, wo der Dichter häufig gute Gastfreundschaft genossen habe, und die heute noch übliche Leckerspeise sei nur eine volksthümliche Erbschaft aus der früheren adeligen Wirthschaft.

Verkaufen keinen Zoll geben, als es vor mit Gewohnheit bei dem sel. Grafen von Hirschberg herkommen ist."

[3]) Lesearten: truhendingaere, trühendinger, druhendinger, Truehender, druhunder.

[4]) Bericht d. hist. Ver. im Rezatkreis 1833, S. 9.

[5]) Hoffmann im Nürnb. Album 1852, S. 65.

Vielleicht kommt der einen und der anderen Ansicht die Geschichte des dortigen Grafengeschlechtes zu Hülfe. Die Grafen von Truhendingen[6]) hatten um die Zeit, wo Wolfram dichtete, noch große Güter und Besitzungen, darunter auch ein schönes Bergschloß und Amt im Markgrafenthum Anspach, sie müssen aber schauerlich gewirthschaftet haben, denn bald darauf, schon am Ende des 13. Jahrh., waren sie genöthigt, ein Schloß und Gut nach dem anderen zu verkaufen, so daß im Beginn des 14. Jahrh. die Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Oetting und das Hochstift Würzburg alle ihre Ländereien an sich gebracht hatten. Dieser schnelle Verfall eines so reich begüterten Geschlechts ist auffällig und könnte leicht auf die Vermuthung führen, die Herren hätten früher mit übermüthiger Lustbarkeit ihre Habe verprasst. Ich gestehe gerne, daß das nur ein Einfall ist, der aber durch die folgenden großartigen und sicherlich nothgedrungenen Verkäufe an Unwahrscheinlichkeit verlieren kann.

Ein Graf Friedrich von Truhendingen verkaufte a. 1280 die Vogtei Burckbernheim um 12500 Pf. Heller an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg (Pastorius, Franc. rediv. 1702, S. 387). — 1299 wurde das Schloß Neuenburg von Graf Friedrich von Truhendingen um 1200 Pf. Heller an das Hochstift Würzburg verkauft (IX. Bericht d. hist. Ver. f. Mittelfranken. 1839, S. 20). — a. 1307 hat ein Graf v. Tr. einen Theil des Marktes Bergel an die Burggrafen verkauft um 60 Pf. Heller; den anderen Theil erwarben die Grafen von Baldern a. 1412 um 11500 Gulden. — Die Stadt Leutershausen (am Ursprung der Altmühl) und das Amt Kolenberg verkaufte 1314 Graf Friedrich v. Tr. dem Burggrafen v. Nürnberg um 6200 Pf. Heller (Pastor. S. 413); 1318 bekamen die Burggrafen auch das Schloß Kolenberg (Kolmberg?). Wasser-Trüdingen, eine Stadt im Ries, 4 Meilen von Onoltzbach gelegen, war erstlich dem Grafen von Tr., darnach dem Grafen von Oettingen, von diesen

---

[6]) Ein Adelbreht de Truhendingen erscheint a. 1142 (Lang Regesta 1837, S. 46); a. 1147 Adelbertus de Tr. 1151 (S. 49, 51) 1152: Hermannus sacerdos de Truohteginga (S. 53); 1152: Adalbertus comes de Tr. Vogt des Heidenheimer Klosters (S. 53) ward von Pabst Eugen III. belobt, daß er den Abt bei der Reformation des Klosters so löblich unterstützt habe; in der Folgezeit erscheint neben Albert immer sein Bruder Friedrich 1153, 1157, 1163, 1165, 1169, letzterer wird 1167 als ein sehr harter Mann bezeichnet; weiter kommen abwechselnd die Beiden vor: 1172—74, 1180—83—84—86, 1190—93 und 94 u. s. w.

kam es an die Herren von Hohenlohe, welche es a. 1561 an die Burggrafen von Nürnberg verkauften. (Pastor. S. 435). Hohen-Trudingen und Hohenheim wurden 1566 von dem Baier-Fürsten an die Burggrafen von N. um 17000 Gulden verkauft und 30 Jahre hernach sind vollends alle Lehen von dem Grafen Oswald von Tr. an die Burggrafen gekommen (ib. 406). Zuletzt wurde noch die alte Herrschaft Truhendingen 1371 von den Grafen von Hohenlohe und denen von Berlichingen tamquam haeredibus an die Herren Burggrafen von N. um 33000 Pf. Heller verkauft (ib. S. 433).

MÜNCHEN, 21. Nov. 1861. H. HOLLAND.

ALLEIN.

Im d. Wörterb. 1, 217 ist im Artikel **Allein**, *solum, tantum* eine wichtige Stelle bei Luther nicht angeführt, welche nachgetragen zu werden verdient. Im Sendbrief 'Von Dolmetschen vnd Fürbit der heiligenn. M. D. XXX.' sucht Luther das von ihm ohne Anleitung des lateinischen Textes Römer 3, 28 gesetzte *allein* auch von sprachlicher Seite aus zu rechtfertigen. Die Stelle sei nach dem Einzeldrucke mitgetheilt.

. . . . . Das ist aber die art vnser deutschen sprache, wenn sie ein rede begibt, von zweyen Dingen, der man eines bekennet, vñ das ander verneinet, so braucht man des worts solum (allein) neben dem wort (nicht oder kein). Als wenn man sagt, Der Baŭr bringt allein korn vñ kein geldt, Nein ich hab warlich ytzt nicht geldt, sondern allein korn. Ich hab allein gessen vnd noch nicht getruncken. Hastu allein geschrieben vnd nicht vberlesen? Vnd der gleichen vnzeliche weise yn teglichen brauch.

In disen reden allē, obs gleich die lateinische oder kriechische sprach nicht thut, so thuts doch die deutsche, vnd ist yhr art, das sie das wort (allein) hinzusetzt, auff das das wort (nicht oder kein) deste volliger und deutlicher sey, Denn wie wohl ich auch sage, Der Baŭr bringt korn vñ kein geld, so laut doch das wort (kein geldt) nicht so vollig und deutlich, als wenn ich sage, Der Baŭr bringt allein korn vnd kein geldt, vnd hilfft hie das wort (Allein) dem wort (kein) so viel, das es ein vollige Deutsche klare rede wird . . . . .

R. BECHSTEIN.

LITTERATUR.

SCHRIFTEN ÜBER DEUTSCHE GRAMMATIK.

1. **Deutsche Grammatik.** Mit Rücksicht auf vergleichende Sprachforschung von Dr. H. B. Rumpelt, Privatdocenten an der Universität zu Breslau. Erster Theil. Lautlehre. Berlin. Dümmler 1860. XXIII. 328 S. 8.

Der Verfasser verspricht in dem vorliegenden Buche, bei dessen Abfassung er vor Allem an Studierende gedacht hat, lediglich eine Darstellung der „hochdeutschen Sprache". Alles was es außerhalb der Sphäre der letzteren enthält, bezeichnet er als Mittel für seinen Zweck. Er fasst „hochdeutsch", die eigentliche räumliche Beziehung des Wortes bei Seite lassend, als die höhere Sprache, welche „die Trägerin des deutschen Geistes im Strome der Zeit" ist, und versteht darunter die Sprache der deutschen Litteratur, die mit scharf geprägter Eigenthümlichkeit in den Denkmälern dreier verschiedener Perioden, vom 7. — 11., vom 11. — 13., vom 16. — 19. Jahrhundert, auftritt. Daß das Gothische zum Ausgangspunkt gewählt wurde, ist bei einer historischen Grammatik der hochdeutschen Sprache selbstverständlich. Nothwendig war aber auch die Herbeiziehung der urverwandten Sprachen, wenigstens des Griechischen, Lateinischen und Sanskrit, denn es wird heute nicht mehr bezweifelt, daß die vergleichende Grammatik allein bei dem deutschen Sprachstudium nicht selten Aufklärung zu geben vermag, die vom rein deutschen Standpunkt zu gewinnen unmöglich ist.

Wie schon die Überschrift sagt, behandelt dieser Band (S. 1 — 328) die Lautlehre und dieß in zwei Abschnitten. Der erste hat zum Gegenstand die wichtigsten Lautverhältnisse im Allgemeinen (die einfachen Laute, die Lautverbindungen und Lautveränderungen), der zweite die einzelnen deutschen (d. i. die gothischen, alt-, mittel- und neuhochdeutschen) Laute im Besonderen. Die deutsche Lautlehre findet sich demnach hier in einer Ausführlichkeit, wie sie bisher in Lehrbüchern der deutschen Grammatik nicht vorgelegen ist, und sicher wird es allgemeine Beistimmung finden, daß der phonetische Standpunkt mehr als bis jetzt üblich in den Vordergrund gestellt worden ist. Auffallend erscheint, daß E. Brücke's Untersuchungen auf dem Gebiete der Phonetik „Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute für Linguisten und Taubstummenlehrer". (Wien, 1856) unbekannt oder unberücksichtigt geblieben sind. Daß J. Grimm's Forschungen die Grundlage des vorliegenden Werkes bilden, aber auch die Schriften anderer Forscher zu Rathe gezogen wurden, wird vom Verfasser selbst bemerkt und kann nur Anerkennung finden. Rumpelt hat aber auch der eigenen Forschung weiten Raum gegeben, und davon geben nicht wenige Theile des inhaltreichen Buches erfreuliches Zeugniss. Wenn ich daher annehme, daß diese Grammatik auch über den zunächst im Auge gehaltenen Kreis hinaus Theil-

nahme und Beachtung finden wird, so spreche ich mindestens einen Wunsch aus, welcher der sorgfältig eingehenden Forschung und namentlich dem tüchtigen Streben des Verfassers gegenüber nicht unberechtigt erscheint. Klarheit in der Anordnung und Darstellung sind ein weiterer beachtenswerther Vorzug des Buches. Daß sich hier und dort auch Irrthümer eingeschlichen haben, wird bei dem reichen Inhalte nicht überraschen und dem Verfasser nicht zu hoch angerechnet werden, obgleich manche bei größerer Sorgfalt leicht hätten vermieden werden können.

So wurden S. 65 skr. *vahantas*, griech. *Fέχοντες*, goth. *aigand* (*ïs*,) lat. *vehentes* irrthümlich verglichen. Mit dem Sanskritworte kann nur das lat. zusammengestellt werden, *ἔχω* aber und *aigandïs* sind nicht wie jene auf die skr. Wurzel *vah*, sondern ersteres auf *sah*, griech. *(σ)ἐχ-ω* und letzteres wie auch griech. *ἄγειν* und lat. *agere*, auf skr. *îç* herrschen, Herr werden, zurückzuführen. Auf derselben Seite wird auch goth. *faur* mit skr. *pari*, griech. *περί*, lat. *per* in Verbindung gebracht; allein das gothische Wort entspricht dem skr. *purás* (vor, vorn), lat. *prae*. Die Zusammenstellung von sanskr. *agnis* (*ignis*), lat. *ignis*, goth. *aihns* (*fornax*) hat durch Aufrecht in Kuhn's Zeitschrift 5, 135 ff. ihre Berichtigung gefunden. Er stellt *aihns* zu sanskr. *açna-s* Stein (in den Veden); *açmanta* n. Ofen, Feuerherd (vgl. ahd. *steinofan*). Hierzu hat Schleicher ebd. S. 400 noch beigebracht kirchenslav. *kamy* m. (Stamm *kaman*, *kamen*) Stein, böhm. *kamna* pl. n. Ofen. Goth. *naus* (der Todte) ist nicht, wie S. 152 gesagt wird, aus *nagus* entstanden. Die Grundform kann dem griech. *νεκύς*, lat. *necare*, zend. *naçu-s* gegenüber gothisch nur *nahus* lauten, doch würde dieses, wäre *h* nicht ausgestoßen worden, den gothischen Lautgesetzen zufolge jedenfalls in der Form *nagus* aufgetreten sein.

S. 158 scheint der Verfasser das *d* in Hund (gr. *κυν-*, skr. *çun*) dem auslautenden Dental in Jeman-d, Nieman-d, irgen-d, (wir) sin-d, Dutzen-d gleichzustellen. Allein solche Epithesis, wie sie in den genannten Bildungen der neuhochdeutschen Zeit erscheint, ist bis jetzt im Gothischen nicht nachgewiesen, wo bekanntlich *hunds* bereits erscheint, dessen *nd* Kuhn in seiner Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1, 380 als Participialaffix fasst, weil das sanskr. Thema *çvan* (*nom. çvâ*, in Zusammensetzungen *çva*) und griech. *κύων* vor dem *n* einen Bindevokal zeigen, *n* somit nicht der Wurzel, sondern dem Affix angehört.

S. 192 wird goth. *digan*, dem *aihan* gegenüber, als die ursprüngliche Form angenommen und das eigentliche Verhältniss dieser beiden Formen zu einander verkehrt aufgefasst. Von *digan* gilt aber dasselbe, was von *dugô* (Auge), als dessen Urform von J. Grimm und Bopp *aihô* betrachtet wird.

S. 188 findet man zusammengestellt „goth. *vaurd*, lat. *verbum*, griech. Wurzel *Fερ*, *ἰρ*, *ἰρέω*, *ῥῆτρα*, vielleicht sanskr. Wurzel *brû* (*loqui*)." Ansprechender erscheint mir die Vereinigung von *vaurds* mit *verbum*, *γλῶσσα* und der sanskr. Wurzel *gri sonare*, ved. *laudare*, *celebrare*.

S. 212 ist *faurhts* irrthümlich durch *timor* statt durch *timidus* übersetzt. Daselbst wird auch goth. *fôna* (*ignis*,, das Bopp als Thema ansetzt, mit sanskr. *bhânu* (*lumen*), das sich auf die Wurzel *bhâ* (*splendere*) stützt, verglichen, doch macht die Gleichheit des Anlautes diese Zusammenstellung

[redacted]

LITTERATUR.

SCHRIFTEN ÜBER DEUTSCHE GRAMMATIK.

1. Deutsche Grammatik. Mit Rücksicht auf vergleichende Sprachforschung von Dr. H. B. Rumpelt, Privatdocenten an der Universität zu Breslau. Erster Theil. Lautlehre. Berlin. Dümmler 1860. XXIII. 328 S. 8.

Der Verfasser verspricht in dem vorliegenden Buche, bei dessen Abfassung er vor Allem an Studierende gedacht hat, lediglich eine Darstellung der „hochdeutschen Sprache". Alles was es außerhalb der Sphäre der letzteren enthält, bezeichnet er als Mittel für seinen Zweck. Er fasst „hochdeutsch", die eigentliche räumliche Beziehung des Wortes bei Seite lassend, als die höhere Sprache, welche „die Trägerin des deutschen Geistes im Strome der Zeit" ist, und versteht darunter die Sprache der deutschen Litteratur, die mit scharf geprägter Eigenthümlichkeit in den Denkmälern dreier verschiedener Perioden, vom 7. — 11., vom 11. — 13., vom 16. — 19. Jahrhundert, auftritt. Daß das Gothische zum Ausgangspunkt gewählt wurde, ist bei einer historischen Grammatik der hochdeutschen Sprache selbstverständlich. Nothwendig war aber auch die Herbeiziehung der urverwandten Sprachen, wenigstens des Griechischen, Lateinischen und Sanskrit, denn es wird heute nicht mehr bezweifelt, daß die vergleichende Grammatik allein bei dem deutschen Sprachstudium nicht selten Aufklärung zu geben vermag, die vom rein deutschen Standpunkt zu gewinnen unmöglich ist.

Wie schon die Überschrift sagt, behandelt dieser Band (S. 1 — 328) die Lautlehre und dieß in zwei Abschnitten. Der erste hat zum Gegenstand die wichtigsten Lautverhältnisse im Allgemeinen (die einfachen Laute, die Lautverbindungen und Lautveränderungen), der zweite die einzelnen deutschen (d. i. die gothischen, alt-, mittel- und neuhochdeutschen) Laute im Besonderen. Die deutsche Lautlehre findet sich demnach hier in einer Ausführlichkeit, wie sie bisher in Lehrbüchern der deutschen Grammatik nicht vorgelegen ist, und sicher wird es allgemeine Beistimmung finden, daß der phonetische Standpunkt mehr als bis jetzt üblich in den Vordergrund gestellt worden ist. Auffallend erscheint, daß E. Brücke's Untersuchungen auf dem Gebiete der Phonetik „Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute für Linguisten und Taubstummenlehrer". (Wien, 1856) unbekannt oder unberücksichtigt geblieben sind. Daß J. Grimm's Forschungen die Grundlage [illegible] vorliegenden Werkes bilden, aber auch die Schriften anderer [illegible] gezogen wurden, wird vom Verfasser selbst bemerkt und [illegible]nung finden. Rumpelt hat aber auch der eigenen For[illegible]geben, und davon geben nicht wenige Theile des in[illegible]liches Zeugniss. Wenn ich daher annehme, daß diese [illegible] zunächst im Auge gehaltenen Kreis hinaus Theil-

nahme und Beachtung finden wird, so spreche ich mindestens einen Wunsch aus, welcher der sorgfältig eingehenden Forschung und namentlich dem tüchtigen Streben des Verfassers gegenüber nicht unberechtigt erscheint. Klarheit in der Anordnung und Darstellung sind ein weiterer beachtenswerther Vorzug des Buches. Daß sich hier und dort auch Irrthümer eingeschlichen haben, wird bei dem reichen Inhalte nicht überraschen und dem Verfasser nicht zu hoch angerechnet werden, obgleich manche bei größerer Sorgfalt leicht hätten vermieden werden können.

So wurden S. 65 skr. *vahantas*, griech. *Fέχοντες*, goth. *aigand(ôs,)* lat. *vehentes* irrthümlich verglichen. Mit dem Sanskritworte kann nur das lat. zusammengestellt werden, *ἕχω* aber und *aigandôs* sind nicht wie jene auf die skr. Wurzel *vah*, sondern ersteres auf *sah*, griech. *(σ)ἐχ-ω* und letzteres wie auch griech. *ἄγειν* und lat. *agere*, auf skr. *îç* herrschen, Herr werden, zurückzuführen. Auf derselben Seite wird auch goth. *faur* mit skr. *pari*, griech. *περί*, lat. *per* in Verbindung gebracht; allein das gothische Wort entspricht dem skr. *purâs* (vor, vorn), lat. *prae*. Die Zusammenstellung von sanskr. *agnis* (*ignis*), lat. *ignis*, goth. *aúhns* (*fornax*) hat durch Aufrecht in Kuhn's Zeitschrift 5, 135 ff. ihre Berichtigung gefunden. Er stellt *aúhns* zu sanskr. *açna-s* Stein (in den Veden); *açmanta* n. Ofen, Feuerherd (vgl. ahd. *steinofan*). Hierzu hat Schleicher ebd. S. 400 noch beigebracht kirchenslav. *kamy* m. (Stamm *kaman*, *kamen*) Stein, böhm. *kamna* pl. n. Ofen. Goth. *naus* (der Todte) ist nicht, wie S. 152 gesagt wird, aus *nagus* entstanden. Die Grundform kann dem griech. *νεκύς*, lat. *necare*, zend. *naçu-s* gegenüber gothisch nur *nahus* lauten, doch würde dieses, wäre *h* nicht ausgestoßen worden, den gothischen Lautgesetzen zufolge jedenfalls in der Form *nagus* aufgetreten sein.

S. 158 scheint der Verfasser das *d* in Hund (gr. *κυν-*, skr. *çun*) dem auslautenden Dental in Jeman-d, Nieman-d, irgen-d, (wir) sin-d, Dutzen-d gleichzustellen. Allein solche Epithesis, wie sie in den genannten Bildungen der neuhochdeutschen Zeit erscheint, ist bis jetzt im Gothischen nicht nachgewiesen, wo bekanntlich *hunds* bereits erscheint, dessen *nd* Kuhn in seiner Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1, 380 als Participialaffix fasst, weil das sanskr. Thema *çvan* (*nom. çvâ*, in Zusammensetzungen *çva*) und griech. *κύων* vor dem *n* einen Bindevokal zeigen, *n* somit nicht der Wurzel, sondern dem Affix angehört.

S. 192 wird goth. *áigan*, dem *aíhan* gegenüber, als die ursprüngliche Form angenommen und das eigentliche Verhältniss dieser beiden Formen zu einander verkehrt aufgefasst. Von *áigan* gilt aber dasselbe, was von *áugô* (Auge), als dessen Urform von J. Grimm und Bopp *aúhô* betrachtet wird.

S. 188 findet man zusammengestellt „goth. *vaurd*, lat. *verbum*, griech. Wurzel *Fερ*, *ἐρ*, *ἐρέω*, *ῥῆτα*, vielleicht sanskr. Wurzel *brû* (*loqui*)." Ansprechender erscheint mir die Vereinigung von *vaurds* mit *verbum*, *γλῶσσα* und der sanskr. Wurzel *grî sonare*, ved. *laudare*, *celebrare*.

S. 212 ist *faúrhts* irrthümlich durch *timor* statt durch *timidus* übersetzt. Daselbst wird auch goth. *fôna* (*ignis*), das Bopp als Thema ansetzt, mit sanskr. *bhânu* (*lumen*), das sich auf die Wurzel *bhâ* (*splendere*) stützt, verglichen, doch macht die Gleichheit des Anlautes diese Zusammenstellung

bedenklich. Ich schließe mich Bopp an, der hier die sanskr. Wurzel *pû* (reinigen, hell machen) in Betrachtung zieht.

S. 69 hat der Verfasser dort, wo der Verschiebung der Halbvocale *l* und *r* gedacht wird, nur drei deutsche Beispiele, goth. *kalbô* (*juvenca*), lith. *karwa* (*vacca*); hochd. Pflaume, lat. *prunum*; hochd. Kirche, schweiz. Chilche beigebracht. Es wäre hier am Platze gewesen, der vielen gothischen *l* zu gedenken, die sowohl an-, in- und auslautend auf sanskr. *r* zurückzuführen sind, und dieß um so mehr, da auch S. 186, wo das gothische *l* seine besondere Besprechung findet, diese Erscheinung, wenn gleich nicht unbekannt, doch unberücksichtigt geblieben ist.

S. 118 werden Spuren von wirklicher Gunirung, selbst mit geschwächtem Zulautvokal im Lateinischen als nicht vorhanden erklärt. Sollte aber *foidus*, *foedus*, das unter den Belegen für den Wechsel kurzer Vocale unter einander neben *fidus* angeführt wird, nicht einen solchen Zulaut nachweisen? Doch genug der Bemerkungen, die, wenn sie auch reichlich vermehrt werden könnten, das Verdienstliche der vorliegenden Arbeit nicht verringern.

Zum Schlusse stimme ich dem Verfasser vollkommen bei, wenn er S. XV. in dem Zusatze zu S. 138 sagt, daß das ganze Gebiet der Compensation sich nach Holtzmann's Theorie zwischen Assimilation und accentischem Lautwechsel (bei Rumpelt Gravitation) vertheilt und die Aufstellung eines eigenen Abschnittes dafür in der Folge überflüssig sein dürfte, und wenn er S. 284 die historische Methode unsere, wenn auch „elende," Orthographie zu ändern für unberechtigt erklärt, da die Schrift lediglich den Laut selbst, nicht dessen Geschichte zu geben hat. Auch halte ich das S. 117, 3 über den Ablaut Gesagte für das Richtige. Aber der Punkte, in denen ich insbesondere bei strittigen Fragen mit dem Verfasser übereinstimme, sind zu viele, um mit ihrer Aufzählung fortzufahren, ich muß mich daher darauf beschränken, das Hauptverdienst des Buches in Kürze hervorzuheben. Meiner Ansicht nach besteht dieß aber darin, daß es den heutigen Standpunkt der deutschen Grammatik eingehend darstellt, die sicheren Resultate von den zweifelhaften oder irrigen sorgfältig scheidet und letztere häufig durch ansprechende Ergebnisse der eigenen Forschung ersetzt oder berichtigt. Die hierdurch zu weiteren Forschungen in verschiedenen Theilen der deutschen Lautlehre gegebene Anregung macht das auch vortheilhaft ausgestattete Buch als Lehrbuch doppelt empfehlenswerth.

---

2. Über den Beilaut mit besonderer Rücksicht auf den alemannischen Vocalismus. Von Dr. Karl Weinhold. Wien, 1860. 19 S. 8.

Der gelehrte Verfasser beabsichtigt mit dieser Abhandlung die Entdeckungen des Ablautes, Umlautes und der Brechung zu ergänzen und lenkt zu diesem Zwecke die Aufmerksamkeit auf eine Erscheinung, welche, wie er bemerkt, „tief in die gesammte Sprache eingreift, jedoch noch nicht zusammenhängend verfolgt ward." Es ist dieß die Erscheinung, die er Beilaut nennt, und „die in der Hinneigung der Vocale der *A*- und *U*-Classe zu dem *i* besteht, — eine umlautähnliche Entartung, die vom Umlaute aber verschieden ist. Bei diesem ist überall eine äußere durch das *i* der Ableitungssilbe

gegebene Veranlassung, die den reinen Vocal nach dem *i* hinzieht, bei dem Beilaute dagegen treten jene Vocale zwar in dieselben Trübungen über, wie beim Umlaut, allein ohne sichtbare Veranlassung, nur durch einen geheimen Zug.“ Mit diesen Worten eröffnet der Verfasser nach vorausgeschickter Einleitung S. 5 seine Abhandlung, der Hauptsache nach mit denselben Worten schließt er sie S. 18. „Was Beilaut und Umlaut scheidet, ist der Grund; der Umlaut ist durch die Einwirkung des *i* in den Sproßsilben hervorgerufen, während der Beilaut, wie es scheint, unabhängig von einem äußeren Anlasse ist. Die Stamm-Consonanten geben wenigstens keinen Anhaltspunkt für eine annehmbare Vermuthung; denn dem Beilaut vor Liquiden, wenn ihm diese besonders günstig sein sollten, stehen eben so zahlreiche Fälle vor den Mutis gegenüber. Auch offene und geschlossene Silben bieten keine Erklärung. So vermag ich wenigstens ihn nur wie eine freie Neigung der *A*- und *U*-Vocale zu fassen, in eine abweichende Stellung überzutreten.“ Was die Schrift zwischen diesem Schlusse und jenem Anfang (S. 6—18) enthält, sind vorzugsweise Beispiele, welche die Existenz dieses seinem Wesen nach geheimnissvollen Beilautes auf das deutlichste beweisen sollen. Diese Beispiele hat der Verfasser vorzüglich aus der „alemannischen Mundart“ gewählt, weil sie „ausgedehnte Mittel gewährt, um diese Erscheinung zu beobachten;“ doch war er nebenbei bemüht, das, was er Beilaut nennt, auch im Oesterreichischen, Fränkischen, Niederdeutschen, Niederländischen, Friesischen, Angelsächsischen, Englischen, Altnordischen, Schwedischen, Dänischen, Griechischen, Lateinischen, Französischen, Wallachischen aufzudecken.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so stellt sich heraus

1. daß der Verfasser die bezeichnete Lauterscheinung zusammenhängend betrachten und insbesondere in der alamannischen Mundart nachweisen will;

2. daß für diese Vocaltrübung keine Ursache aufzufinden ist;

3. daß für sie der Name „Beilaut“ in Anspruch genommen wird.

In diesen drei Sätzen erschöpft sich das Wesentliche des Inhalts der vorliegenden Schrift.

Beachtet man zuerst den Namen „Beilaut,“ so zeigt sich, daß der Verfasser dieses Wort in einem Sinne braucht, der mit dem Begriffe „Beilaut“ nicht nur nichts gemein hat, sondern in offenem Widerspruche steht. Wir lesen bei ihm auf jeder Seite von den „Beilauten“ und „beilautenden“ *e, æ, ö, œ, ü*, S. 5 und 17, daß *a* in *ä, o* in *ö* beilautet, und S. 7 endlich von einer „beilautenden Neigung des *a* zu *ä*.“ Die Begriffsverwirrung hat in diesem letzten Satze offenbar ihre Spitze erreicht; wenigstens darf eine Neigung die beilautet, als bisher unerhört bezeichnet werden. Beilaut, seinem Begriffe nach unverfälscht aufgefasst, bezeichnet nur einen Laut, der einem anderen beilautet, indem er phonetisch und graphisch diesem sich anschließt. Ein Beilaut dieser Art findet sich ganz besonders ausgebildet in der niederrheinischen Mundart der mittelhochdeutschen Zeit, und es ist dieß *i*, das an die verschiedenen Vocale beilautend herantritt. Wenige Beispiele werden genügen, da die Erscheinung hinreichend bekannt ist. *pfaiffen* Seelen Trost 40ᵃ, *jair: wair* Hagen Reimchr. 30, *weiren* (= *wern*) Seelen Trost 59ᵇ; *weist* (= *weste*)

ebd. 51[b], *doit: noit* Hagen Reimchr. 686, *duicht* (= *dûhte*) Seelen Trost 14[b]. Gegenüber dieser Auffassung des Beilautes erscheint die Bezeichnung von *ä, ö, ü* als „Beilaut" völlig ungerechtfertigt, ungerechtfertigt selbst dann, wenn diese Trübungen aus *ai, oi, ui* für ursprünglich *a, o, u* durch Verschmelzung entstanden wären, was nicht bewiesen werden kann. Allein Weinhold nimmt nur eine Hinneigung des *a, o, u* zu *i* an und lässt daraus den „Beilaut" entstehen. Dadurch aber, daß *a* in bestimmten Zeiten bei diesen Völkern und jenen Stämmen in der Aussprache sich dem *i* näherte und so zu *e* wurde, folgt noch keine Berechtigung von einem Beilaut *i* zu sprechen, jenes *e* jedoch Beilaut zu nennen kann noch weniger gestattet sein. Zu der ganz und gar misslungenen Benennung der hier besprochenen Lauterscheinung kommt zweitens der Mangel einer Erklärung dieser Erscheinung, ein Umstand, der den Werth des Schriftchens geradezu in Frage stellt. Doch davon später.

Wenden wir uns nun dem Theile der Abhandlung zu, welcher der umfangreichste und wesentlichste ist, den Beispielen, durch die der Verfasser seinen sogenannten Beilaut in den alamannischen Mundarten anschaulich zu machen bemüht war. Es gilt hierbei zweierlei zu beachten: die getroffene Wahl von Belegen und die dabei gehandhabte Methode.

Der Verfasser beginnt mit den Trübungen des kurzen *a* und führt etwa zwanzig Reime an, wie *beder*: *meder* (= *bader*: *mâder*) Dankrotsheim 125; *klegen* (= *klagen*): *engegen* Walther von Rheinau 144, 31; *merkt* (= *markt*): *werkt* Brant Narrensch. 111, 3; *dennen* (= *dannen*): *kennen* Murner Schelmenz. *g, ij; dennen*: *brennen* Beheim Quellen und Forsch. herausg. v. Th. G. v. Karajan 5, 47; *allenthelben*: *selben* ebd. 8, 76 u. s. f. Können aber diese und ähnliche unechte Reime, die der Mehrzahl nach dem 15. und 16. Jahrh. angehören, für etwas anderes Zeugniss ablegen, als für ihre Mutter, die Reimnoth? Warum auch sollte man dem Reime zu lieb *a* in *e* nicht ändern, da man doch, der deutschen Lautentwicklung entgegen, aus demselben Grunde *e* in *a* zu ändern (vgl. *malt* M. S. 2, 243 statt *melt*) nicht gescheut hat.

In anderen beigezogenen Reimen lassen die Trübungen auch eine andere Erklärung zu. *enker* (= *anker*), im Reime auf *krenker*, deutet nach Grimm Gr. 2, 140 auf ein althochdeutsches Neutrum *anh-ari*, assimilirt *anh-iri*, *enh-iri*, bestätigt durch das altnordische Neutrum *akkéri*. — *versegen* (: *pflegen*) weiset auf ahd. *segjan*; vgl. *zi giseganne* in Tegerns. Glossen des 10. Jahrh. — Der Reim *geweschin*: *næschin* zeigt unorganischen Umlaut, bewirkt durch das in der Schweiz und in Mitteldeutschland vorherrschende unorganische *i* der Flexion und Ableitung. — *denne* (: *erkenne*) für *danne* findet sich schon in alamannischen Denkmälern des 8—10. Jahrh.: *denne denni*. Diese unorganisch umgelautete Form ist aber keine alamannische Besonderheit, denn Walther gebraucht 49, 2 *denne* in demselben Reime wie Konr. Flecke. — Unorganischer Umlaut, der bekanntlich gegen den Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit, insbesondere in den Mundarten seine ursprüngliche Grenze weit überschritten hat, liegt auch in *vælsch* (: *wælsch*) und in *ællen* (: *gellen*). Handschriften des 14. Jahrh. zeigen häufig genug *elliu, swerziu, ermiu, eltiu*. Hier wurde Anfangs die Flexion *iu* Ursache des unorganischen Umlautes;

einmal eingeschlichen hat dieser später auch vor den übrigen Flexionen sich festgesetzt und erhalten. Vgl. Grimm's Gramm. 1^{2}. 745.

Als theils organischen, theils unorganischen Umlaut lassen sich auch fassen mehrere der Prosa entnommene Beispiele, in denen Weinhold eine Ursache der Trübung nicht erkannt und diese daher als Beilaut angesehen hat. Z. B. *hentschuo* Schwabensp. B. 123, als Schuh, nicht für die Hand, sondern für die Hände; *gehäder* Basl. R. 1, 377, vgl. Grimm's Gramm. 2, 738; *torwœrte* Iwein B. 6165, *torwerter* altd. Bl. 1, 261. Diefb. gl. 148 und das heutige „Wärter." In den meisten übrigen Wörtern mit *e* statt *a* wird es gestattet sein, unorganischen Umlaut zu sehen, veranlasst durch äußere Analogien. „Als die Sprache den wahren Grund des Umlauts verlernte, fieng sie an, ihn schwankend zu handhaben und fehlerhaft auszubreiten." Diese Worte Grimm's (Grammatik 1^{2}. 363) hätte der Verfasser nicht außer Acht lassen dürfen; ihre Beherzigung würde ihm diese *e* und die übrigen Trübungen einer klaren Erkenntniss näher gebracht haben.

S. 10 wendet der Verfasser sich dem „Beilaute" des *â* d. i. *æ* (*é* zu. Um zu beweisen, daß dieser „Beilaut" schon im 7. Jahrh. hervortrat, werden *weran* bei Kero (Hattemer 1, 31) und *gotedehto* Boeth. 35, *gotedehti*, Psalm 94 angeführt. Allein *weran* ist meiner Ansicht nach nur ein Schreibfehler, veranlasst durch das in der Interlinearversion entsprechende lateinische *veram*; in *gotedechti* dagegen ist das zweite *e* Umlaut, und zwar aus einer Zeit, in der die Kürze des goth. *thahta* noch fühlbar war. Vgl. auch Graff 5, 162.

Von nun an waltet für den Verfasser ein besonderer Unstern bezüglich der Auswahl von Beispielen, die seinen „Beilaut" stützen sollen. Vorerst werden aus prosaischen Schriften des 13—16. Jahrh. ziemlich viele Worte angeführt, in denen *æ* (*ae*, *ä*, *e*) als „Beilaut" des *â* angesehen wird. Von diesen Beispielen weisen einige organischen, einige unorganischen Umlaut auf, sind andere nicht alamannische, sondern niederrheinische Formen und zeigt die Mehrzahl gar nicht *ä* sondern *au*. Im folgenden gebe ich die Beweise.

In *vâländinne* Nib. C. 19662 = *vâlandinne* sehe ich zweifachen Umlaut. Zuerst hat dieser das kurze *a* der Ableitung ergriffen und es entstand *valentinne*, *vallendin* wie die Wallersteiner Handschrift (*a*) 2308. 4 (Holtzm. Nib. 2431) hat. Später wurde auch das *â* des Stammes vom Umlaut erfasst und es bildete sich *vælendinne* oder *væländinne*.

Derselbe Vorgang ist in *wæfen* Bluntschli 1, 497 (ahd. *wafani*, *ga-wâfani* erkennbar.

hær ist ein Schreibfehler; der von Weinhold citierte Druck (Spiegel 146, 32) hat *haer*, wofür aber zufolge der Mundart jener Handschrift *haur* stehen sollte. Der pl. *hêrre* steht für *hêrer* d. i. *hærer* (Griesh. Pred. 1, 55), gebildet mit paragogischem Umlaut wirkenden *-er* nach der Analogie von *bender*, *bücher*, *dörfer*. Der Verfasser belegt jedoch *hærre* auch im Reim auf *gebærre* aus der guten (?) Münchner Handschrift des Tristan 3813 und scheint Gewicht hierauf zu legen. Meiner Ansicht nach ist dieser Reim ganz bedeutungslos. Dem Schreiber jener Handschrift war *gebærre* geläufiger als *gebâre*, ja vielleicht allein bekannt; dem Reime zu lieb mußte somit *hâre* in *hærre* umgelautet werden. Den Beweis liefern die Zeilen 3919 und 3920 derselben Handschrift, wo *hâre*: *gebære* reimet.

nægber (Bohrer) Anzeig. 4, 237 ist ganz unpassend angeführt, da *æ* nicht ursprünglich langes *â* vertritt. *nabigêr*, *nabeger* ist die echte Form, die umgelautet *nebegêr*, *nebgêr* und mit Metathesis *negbêr* lautet. Vgl. Graff 4, 225. Mhd. W. 1, 498.

mæc aus Schwabensp. c. 151 verdient keine Berücksichtigung, da in diesem Rechtsbuche sonst durchwegs *mâc* gebraucht wird. Vgl. c. 3, 275.

In *let* Weist. 1, 659 (= *læt* d. i. *lât* aus ahd. *lâzit*), das Wolfram im Parzival, aber auch der Stricker (Mhd. W. 1, 944) häufig gebraucht, und das nicht als specifisch alamannische Form betrachtet werden darf, mag *æ* unorganischer Umlaut sein, indem ahd. *lâzit* erst *læzit*, *læzet* und hieraus durch Syncope *læt* wurde.

In *mornegeben* Orend. 207 nimmt Weinhold das aus dem Präteritum gebildete Substantiv *gâbe* an; warum nicht *gëbe*, ahd. *gëba*, goth. *giba*? Schon die Lex rip. 37 und die Lex al. 56 haben *morgangëba*, und auch altn. *morgungiöf* zeigt das Thema *gifu*, obgleich ein dem mhd. *gâbe* entsprechendes altn. *gâfa* nicht fehlt. Nicht zu übersehen ist ferner, daß *mornegêben* (diese Form angenommen), aber auch *grêffen*, beide belegt aus der Straßburger Handschrift des Orendel, der straßburgischen oder oberrheinischen Mundart überhaupt eben so wenig gemäß sind wie *frêgen* bei Merswin 14. und daher als alamannisch nicht bezeichnet werden dürfen. Denn schwäbisch können diese Worte nur *gaub*, *grauf*, *fraugen*, straßburgisch aber nur *gôb*, (*gobben* Mersw. 128) *grôf*, *frôgen* lauten. Jenes *ê* statt *â* bietet aber neben der mitteldeutschen Mundart stätig die niederrheinische, und das Erscheinen solcher *ê* am Oberrhein unterliegt keinem Bedenken vom 14. Jahrh. ab, in welcher Zeit der Verkehr zwischen den ober- und niederrheinischen Landen lebhaft genug war, um das Eindringen und sich Festsetzen niederrheinischer Formen in und um Straßburg in der häufig nachweisbaren Weise zu ermöglichen. So bietet der Straßburger Bürger Rulman Merswin in seinem Buch von den neun Felsen aus dem Jahre 1352, das in seiner Urschrift vorhanden ist, neben echt straßburgischen *frôge*, *frôgende*, *frôgest* S. 145. *frôgen* S. 14, 121, 141. *gefrôget* S. 34, niederrheinisch *fregen* S. 14, 26, *freggen* S. 114, *fregge* S. 9, *freggest* S. 130, *freget* S. 21, *fregende* S. 19. Auch *ginc* S. 72, 130, *ginge*, *gingent* S. 27, *enphinge* S. 57, *annefinge* (conj.) S. 9, welche Formen er neben *fúrhieng*, *enphieng* S. 34 u. s. w. gebraucht, insbesondere *búrnend* S. 114 u. v. a., die gewiss nicht als alamannisch aufgefasst werden können, sind der niederrheinischen Mundart entnommen. Das aus Merswin angeführte *fregen* steht, da seine Form keiner der alamannischen Mundarten angehört, unter den übrigen von Weinhold ausgehobenen Wörtern demnach ganz ungeeignet; ebenso *grêffen* und *mornegêben*.

Was nun die *ä* (*å*, *ae*) betrifft in *mäl* Keller Erz. 624, 1. *fraesz* ebd. 667, 37. *åne* Reyscher 35. *wårheit* ebd. 36. *ja'r* Weist. 1, 80 u. s. w., so ist schwer zu erklären, wie Weinhold den Widerspruch dieser *ä* mit dem schwäbisch-alamannischen Lautsystem ganz übersehen konnte, dem gemäß die mittelhochdeutsch schriftgemäßen Wörter *mâl*, *frâz*, *âne*, *wârheit*, *jâr* in der oben angegebenen Weise nie gesprochen worden sind und auch heute nicht gesprochen werden. In der schwäbischen Mundart lauten jene Worte

nur *maul*, *frauez*, *aune*, *vaurheit*, und diese Aussprache findet auch ihren Ausdruck in den Handschriften, die den von Weinhold benutzten Drucken zu Grunde liegen, indem das *u* in der Form von *v* dem langen *a* (*a*ᵉ) überschrieben wurde. Da die handschriftliche Schreibung dieses *u*-Zeichens aber häufig der Art ist, daß der Sprache Unkundige es leicht für zwei Punkte oder für *e* halten konnten, so wurden die *a*ᵛ (*au*) von den Abschreibern bald als *ä* bald als å erfasst und auch so gedruckt, wo jedoch die Typen für å fehlten, wurde *ae* verwendet. Den Beweis für diese meine Auffassung hat kürzlich Keller in seiner Ausgabe des Nicolaus von Wyle (1861) beigebracht. Er hat dort erklärt, daß die *ä*, å, *æ* in jenen Worten, die Weinhold aus seinen (Keller's) Ausgaben citiert, dort irrthümlich stehen und als *a*ᵛ d. i. *au* zu betrachten sind.

Als ganz irrig erweist sich demnach auch die Behauptung (S. 11), daß „Beheim sich sogar den Beilaut von aus *ou* und *ô* mundartlich entstandenen *â* im Reime (6. 92 *äch* (*ouch*) : *näch*, 2, 289 *näch* : *häch* (*hôch*) erlaubt." Der Reim *äch* : *näch* ist zu ändern in *a*ᵛ*ch* : *na*ᵛ*ch* d. i. *auch* : *nauch* für *ouch* : *nauch*) und *näch* : *häch* in *na*ᵛ*ch* : *ha*ᵛ*ch*, d. i. *nauch* : *hauch* für *nauch* : *houch* (= *hôch*). Wie in der schwäbischen Mundart *â* zu *au* wird, so tritt auch *ô* in *ou* über, das, wie diese Reime Beheims zeigen, in der Aussprache mit *au* zusammenfällt. Von selbst schwindet hiermit die aus diesen Reimen gezogene Folgerung, daß *ou* und *ô* mundartlich, sich in *â* umwandeln — ein Vorgang, der innerhalb der alamannischen Mundarten gewiss nicht nachzuweisen ist. Daß auch in *bäm*, *bäme* (*boum*) in einer schwäbischen Legende von 1412 (Fastnachsp. Nachl. 123) *ä* als Beilaut des *â* = *ou* steht, wie S. 11 Anm. 2 angenommen wird, beruht auf demselben Verkennen des schwäbischen Lautsystems und bedarf nach dem bereits Gesagten keiner weiteren Widerlegung; das Wort ist einfach in *ba*ᵛ*m* d. i. *baum* zu ändern.

In dem folgenden Satze spricht der Verfasser von einer „alamannisch sehr beliebten Verdumpfung *ô* aus *â*" und sieht Beilaut dieses *ô* in *müle* Röttl. Chron. 4 *ön* Weisth. 1, 104, *geto'n* Mone Zeitschr. 7, 165, *undertön* Konr. Alex. J. 67 u. s. w. Die meisten dieser *ö* (*o*ᵉ), wenn nicht alle, haben dieselbe Entstehungsgeschichte, wie die vorher erwähnten *ä*, å, *æ* und sind in *o*ᵉ, d. i. *ou* (für *au* = *â*) zu bessern. In einigen wenigen, so etwa in *oen* Reyscher 100, mag niederrheinischer Einfluß thätig gewesen sein; denn *oen* statt *ân*, *âne* ist weder schweizerisch, noch schwäbisch, noch elsässisch, somit auch nicht alamannisch.

Anschließend an den vermeinten Beilaut *æ* wird S. 11 gesagt, daß im Schwäbischen *â* zu *û* sich verdumpfe und wird in *brüchen* (für *brächen* Fastnachtsp. Nachl. 124 der Beilaut jenes *û* erkannt; allein der schwäbischen Mundart ist die Verdumpfung des *â* zu *ú* ganz und gar fremd und *ü* in *brüchen* ist nicht ein Beilaut, sondern ein Schreib- oder Satzfehler.

Einem wirklichen Beilaute, d. h. einem nachklingenden *i* begegnen wir in *foire* (= *vuore*) Diut. 1, 55, *vois* (= *vuos*) ebd. 54, in *rui* (= *ruowe*) Anzeig. 6, 349, *sui* (= *suo*) und *guit* (= *guot*) Reyscher 5. In diesen Wörtern

sieht Weinhold S. 13 einerseits *ö* und *oe*, anderseits *iu*, alle nach seiner Ansicht „Beilaute." Beilaut, doch in anderem als Weinholds Sinne, ist, wie schon gesagt, hier wirklich vorhanden, und er erklärt sich vielleicht durch die Länge der aus *uo* hervorgegangenen *ô* und *û*. Jene Worte aber wären meiner Ansicht nach *vô're*, *vô'z*, *rû'*, *zû'*, *gû't* zu schreiben, wie in manchen Handschriften auch wirklich zu lesen ist.

Was die mit den *ui* (*û'*) zusammengestellten *ü* in *hün* (= *huon*), *tün* (= *tuon*), *erschüf* (= *erschuof*) u. s. w. betrifft, so waltet bei ihnen derselbe Irrthum wie bei *ä* (d. i. $a^v = au$). Die in den citierten Drucken erscheinenden *ü* sind ů, ů, d. i. *uo*, *ue*.

Ebensowenig ist *ú* in *zú* (d. i. *zû* aus *zuo*) als *ui* oder *iu* zu fassen. Schreibt doch, wie jeder weiß, der mit Handschriften vertraut ist, dieselbe Handschrift, die *ú* für *iu* braucht, *ú*, und zwar in beweisenden Reimen, auch für *u*. Hiemit erledigen sich auch die *ú* in *úrkúnt*, *zúgent* u. s. w., die Weinhold für beilautendes *ü* = „gemeinem *u*" hält. Eben so wenig als *ü* zu nehmen sind die *ü* und ů, welche die vom Verfasser angeführten Drucke zeigen in *erschüllen*, *schültheisse*, *gebünden* (ptc.), *münd*, *stünd*. In allen diesen Worten kann nur reines *u* stehen. Anders steht es um *üns*; hier kann der heute in der Schweiz üblichen Aussprache zufolge *ü* zuerkannt werden, das aber nicht Beilaut, demgemäß *uins* gesprochen werden müßte, sondern unechter Umlaut ist, der sich aus ahd. *unsih* entwickelt haben mag.

Zu diesem seinem Beilaut *ü* bemerkt Weinhold S. 14: „Noch heute hegt die alamannische Mundart mancher Gegenden, z. B. des Berner Oberlandes das beilautende *ü*" und beruft sich auf Stalder Dialectol. 70. Dort aber wird gesagt: „Im Berner Oberlande lautet das *u* wie ein ganz eigener Mitlaut, der fein und sanft zwischen *u* und *ü* hinschwebt", und ich glaube, diese Worte besagen nicht so viel, als W. seiner Theorie zu liebe hineinlegt. Nicht unbeachtet darf hierbei auch bleiben, daß Stalder in seinen Proben aus der Mundart des Berner Oberlandes die *u* nicht durch *ü* ersetzt. Hier mag noch Erwähnung finden, daß der Übergang von *u* zu *ü* im Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen, Niederländischen schon in Schleichers Buch „die deutsche Sprache" (1860) S. 52 eine kurze Zusammenstellung gefunden hat, nur mit dem Unterschied, daß dieser Gelehrte darin, daß *u* durch Annäherung an *i* zu *ü* wird, nicht einen Beilaut, sondern eine Erleichterung des *u* findet, die Weinhold (S. 18) freilich nicht anerkennt, weil er die Gewichtserleichterung der Vocale anders als die übrigen Sprachforscher zu verstehen scheint.

S. 15 sagt der Verfasser, daß *o* (entstanden aus *u* durch Einfluß eines *a*) gleichfalls dem Beilaut unterliege, der, gleich dem Umlaute dieses *o*, *ö* laute. Mit diesem *ö* hat es insoferne seine Richtigkeit, als es, namentlich in altschweizerischer Sprache, häufig *o* vertritt, doch ist die Benennung Beilaut ganz unstatthaft. Nicht alamannischer Mundart angehörig ist *doeder* für *tohter* bei Merswin 72. Diese Form, die S. 73 hinter einander noch zehnmal vorkommt, ist niederrheinisch, wie das vor *doeder* (S. 72) stehende Adjectiv *gůnge* (= *junge*), angelsächsisch *geóng juvenis*.

Nach S. 16 hat die Neigung zum Beilaut auch über *u*, entstanden theils durch Dehnung aus *u*, theils durch Verengung verwandter Diphthonge, Macht bekommen und ein beilautendes *iu* gezeugt. Betrachten wir einige Belege.

fu'll : *mu'll* (d. i. *fûl* : *mûl*) Mone Pass. 2212 (Bd. 2, S. 273) beruhen auf einem Verkennen der in der Handschrift über jene *u* gesetzten Zeichen, die jedenfalls Längenzeichen sind. Diese meine Ansicht findet auch darin ihre Bestätigung, daß jene Handschrift dem Druck zufolge den *ú*-Laut meistens durch *ú* wiedergibt (vgl. *unser frúnd* S. 233, v. 1245; *frúnd* : *súnd* S. 239, v. 1387; *zúgnuß* S. 238, v. 1347; *búl* (= *biulet*) : *núl* v. 1349 u. s. w.), denn es ist fraglich, ob *kúnd* : *su'nd* S. 228 v. 1121 der Handschrift entspricht; wahrscheinlich hat diese *súnd*. Auch ist zu beachten, daß *u*, *û*, seltener *u* = *uo*, wofür häufig û steht, in dem Passionsspiel fast durchwegs ohne eine Bezeichnung erscheinen. Endlich aber zeigt eine sorgfältige Betrachtung aller *u'* des Moneschen Abdruckes, daß es leichtsinnig wäre, einem derselben grammatische Bedeutung beizulegen. Vergl. *mu'nd* (*os*) : *stu'nd* (*hora*) S. 224, *mu'nd* : *ſtund* S. 203, *stund* : *mund* S. 208, *mu'nd* S. 223 v. 993, *stund* : *gesunt* S. 202. 203, *stu'nd* : *geſund* S. 231, *grund* : *ſtu'nd* S. 243 *stund* : *grund* S. 222, *kund* : *ſtund* S. 223, *su'n* (*filius*) : *tu'n* S. 229 und noch öfter neben *tûn* : *sûn* S. 228, *tûn* : *ſûn* S. 238. Diese Beispiele weisen deutlich genug, daß das über dem *u* stehende Zeichen in der Handschrift zumeist bestimmt war den *u*-Laut auszudrücken, zum Theil aber auch *uo* (û) bezeichnen sollte.

Nicht *iu*, sondern den reinen *u*-Laut sehe ich ferner in *tûsent* M. S. A. 96. 17.; ist es ja hinlänglich bekannt, daß in Handschriften dieser *u*-Laut zum Unterschiede von *v* oft durch einen darübergesetzten, dem *i* ähnlichen Strich bezeichnet wird, namentlich dort, wo für *u* und *v* dasselbe Buchstabenzeichen geschrieben wird, z. B. *verlv'stet* oder *uerlústet*.

Zu den *öu* und *oe* (*ö*, *ô*), die S. 17 als Beilaute des *au* und *ou* in einigen Beispielen vorgeführt werden, haben wohl zum großen Theil missverstandene *o"* und *ô* der Handschrift Veranlassung gegeben. Es wird daher *junckfro"en* statt *junckfrôen*, *bo"m* statt *böm*, *zo"m* statt *zöm*, *betro"g* : *gelo"g* statt *betrög* : *gelög*, *genôs* statt *genös* zu ändern sein.

In *biroibit*, *roit* : *boit*, *oigen* u. s. w. erkenne ich, wenn anders die Handschriften in diesen Wörtern *oi* neben einander geschrieben zeigen, abermals einen Bei- oder Zulaut, doch nicht nach Weinholds Auffassung des Beilautes, sondern in dem von mir oben entwickelten Sinne. Ich schreibe daher obige Wörter *birô'bit*, *rô't* : *bô't*, *ô'gen*. Dem *oi* im letzten Worte liegt ein aus Zusammenziehung des *ou* enstandenes *ô* zu Grunde.

Die Reime *schœne* : *lœne* (= *lône*), *tœren* (= *toren*) : *hœren* u. s. w. bei Thomasin von Zirclaere sind falsche Reime, wahrscheinlich erst durch späte Abschreiber entstanden und beweisen nichts als die Geschmacklosigkeit dieser.

Die endlich S. 18 angeführten *büm* (= *boum*) Keller Erz. 618, 36 und *gûchlich* (= *gôgellich*) Altsw. A. 17, 11 verdienen nach allem bereits Gesagten keiner weiteren Beachtung.

Die eingehende Untersuchung, der ich mich hier unterzogen habe, zeigt deutlich genug, daß bei der Wahl der Belege von Seite des Verfassers der Kritik wenig Raum gegeben wurde. Nur diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß so viele echte und unechte Umlaute als geheimnissvolle Trübungen, d. h. als Beilaut (im Sinne Weinholds) aufgefasst, daß niederrheinische Wortformen mit alamannischen vermischt wurden und daß schlecht geschriebenen Handschriften, aber auch den Reimen mittelmäßiger Dichter und überhaupt späten Schriften, denen das Sprachverderbniss ihrer Zeit scharf genug aufgeprägt ist, beweisende Kraft unbedenklich zuerkannt wurde. Aus Mangel an Kritik — wenn nicht an genauer Kenntniss der alamannischen Mundarten — hat endlich der Verf. auch durch schlechte Drucke sich irre führen lassen und aus ihnen für umlautähnliche Trübungen (Beilaut) Belege gezogen, die den zu Grunde liegenden Handschriften zufolge doch nur reine ungetrübte Vocale und Diphthonge enthalten können, weil jene Trübungen dem Lautsystem der Mundarten widersprechen, denen die beigebrachten Belege angehören.

Wenn nun alle von Weinhold irrthümlich angeführten Beispiele aus seiner Abhandlung entfernt werden, bleibt wohl dann noch so viel übrig, um zu einem Schluß für die Lautlehre zu berechtigen? Doch was sage ich! angenommen, Weinholds Auffassung des Wortes „Beilaut" wäre dem in ihm liegenden Begriffe entsprechend und logisch richtig und es böten die für diesen Beilaut beigebrachten Beispiele alle ohne Ausnahme wirklich den Laut, den Weinhold in ihnen sieht: selbst dann hätten diese Belege durchaus nicht die ihnen zugemuthete Beweiskraft, und dieß aus dem einfachen Grunde, weil die bei ihrer Auswahl angewandte Methode eine unwissenschaftliche ist. Statt nachzuweisen, daß die als alamannisch bezeichnete Lauterscheinung in einem alamannischen Sprachdenkmale oder in mehreren entweder ausschließlich oder doch vorherrschend zu Tage tritt — denn nur dann berechtigt sie zu grammatischen Folgerungen — hat der Verfasser aus nahezu sechzig verschiedenen Druckschriften, die zwar theils der schweizerischen, theils der schwäbischen, theils der elsäßischen Mundart, aber sehr verschiedenen Zeiten (dem 12.—16. Jahrh.) angehören, für je einen der getrübten Laute zwei oder drei Beispiele, häufig auch nur eines aus je einem Werke beigebracht. Darf aus so zusammengesuchten Wörtern irgend ein Lautgesetz festgestellt werden? Darf eine grammatische Folgerung daraus gezogen werden, daß in einer Handschrift des Schwabenspiegels neben mehrmaligen *mâc* einmal (c. 151) *mæc* geschrieben steht, und zwar selbst dann, wenn derartige vereinzelte Beispiele, die nicht selten Schreib- oder Druckfehler enthalten, aus hundert verschiedenen Schriften zusammen gestellt werden können? Gewiss nicht; doch hat Weinhold es gethan, und es ist dieß doppelt überraschend bei ihm, dem Schüler jener nordischen Schule, die sich vorzugsweise die kritische nennt und einer streng wissenschaftlichen Methode in ihren Arbeiten nicht ungerne rühmt. Dieser Mangel an Methode tritt aber noch anderwärts und hier nicht minder bedenklich hervor. Weinhold fasst nämlich die schweizerische, schwäbische und elsäßische Mundart unter der Bezeichnung „alamannisch" zusammen und spricht z. B. S. 11 von „der alamannisch sehr beliebten Verdumpfung *ô* für *â*" und einige Zeilen tiefer von der „alamannischen Diphthongisierung *au* für *â*." Allein jene Verdumpfung ist nur der

elsäßischen, diese Diphthongisierung nur der schwäbischen Mundart des Mittelalters eigen, und die vorliegende Untersuchung verliert dadurch, daß die darin behandelten Lautveränderungen nicht stets landschaftlich gesondert betrachtet werden, nicht wenig an der nöthigen Klarheit und Bestimmtheit. Da nun Weinholds Schrift in der Grundlage wie in der Ausführung gleich verfehlt ist, so ergibt sich von selbst die Folgerung, daß der Wissenschaft oder, um im engsten Kreise zu bleiben, der germanischen Lautlehre aus der zusammenhängenden Betrachtung jener Lauterscheinung ein Gewinn nicht erwachsen ist. Zwar sagt der Verfasser am Schlusse: „Es war nur ein vereinzelter Zug aus dem Leben der Vocale, den ich hier schilderte, aber hinreichend, um bestimmte Neigungen und Eigenthümlichkeiten aufzudecken, und genügend, um auch hieran die Übereinstimmung nachzuweisen, welche die getrennten Stämme germanischen Blutes verbindet, und von ihnen zu den vor Jahrtausenden abgesonderten urverwandten Völkern führt"; aber derartige Neigungen und Eigenthümlichkeiten in der Sprache der bezeichneten Stämme und Völker sind uns längst nicht mehr unbekannt und ihre Entdecker haben vor dem Verfasser das voraus, daß sie ihre Ergebnisse aus sicherer Grundlage gezogen und das Wesen jener Eigenthümlichkeiten richtiger aufgefasst haben.

Ist der Hauptsache nach das vorliegende Schriftchen hiermit hinreichend gewürdigt, so bleiben doch noch Einzelheiten übrig, die in einer das Ganze umfassenden Beurtheilung nicht übergangen werden dürfen. S. 8 lesen wir: „Besonders bedeutend wird für uns, daß sich der Beilaut stark ausgebildet auch in den urverwandten Sprachen nachweisen lässt." Der Verfasser meint die griechischen und lateinischen *e*, die im Sanskrit reinem *a* entsprechen. Die dafür angeführten Beispiele nehmen beinahe eine ganze Druckseite in Anspruch und sind viel zu freigebig geboten, da die Erscheinung, selbst über den Kreis der Philologen hinaus, nicht unbekannt ist.

Ich will jene Beispiele, bei denen zu einer Bemerkung Veranlassung ist, der Reihe nach hervorheben, jedoch mit Verbesserung der sinnstörenden Druckfehler.

Bei *δέρκω* wird Curtius I, 104 citiert: allein schon Bopp's Glossar bringt die Vergleichung dieses Wortes mit sanskr. *drç* (= *dark*).

damas *δέμας* (*δόμος*) *domus*

wäre richtiger zu stellen

dámas *δόμος* *domus*

δέμας (Körperbau, Gestalt, Körper).

Zu skr. *manas*, gr. *μένος*, lat. *mens* ist zu bemerken, daß wohl *μένος* = skr. *manas* ist, *mens* aber, wenn gleich von derselben Wurzel *man* (denken), mittelst des Suffixes *-ti (men-ti-s)* gebildet ist und für *ments* steht. Ich berühre dieß, da der Verfasser weiter unten ja auch *pe(d)s* angesetzt hat.

Statt *g'aran* = *γερῶν* wäre besser anzusetzen der Stamm *g'árant* (oder nach englischer Schreibart des anlautenden Palatalen *járant*) = *γέροντ*.

g'anu = *γόνυ*, *genû* gehört nicht in die Reihe dieser Beispiele, da sein *a* lang ist: *jâ'nu*.

Bei sanskr. *mala-s* wäre, genüber dem griech. *μέλᾶς* und lat. *malus* (?), die Angabe der Bedeutung „Schmutz" nicht überflüssig gewesen.

Zu *nábhas* = *νέφος* hätte noch gesetzt werden können *νεφέλη* = *nebula*.

Bei sanskr. *naç*, verglichen mit griech. *νέκ-υς* „Leichnam, Todter", lat. *nec-* (*nec-s* Ermordung und *nec-ó* ermorden) hätte die Bedeutung „umkommen" *perire, mori* nicht fehlen sollen. Hat doch der Verf. viel bekannteres, so den Umlaut wiederholt, in dieser Schrift zu erklären nicht für unnöthig erachtet.

Statt *pad*	*πέδιλον*	*pe(d)s*

zu setzen, würde ich vorziehen

pád-am	*πόδ-α* (f. *πόδ-αμ*)	*ped-em*
	πέδ-ῖλον (Sohle, Sandale, Fußfessel.)	

Was nun aber das Wichtigere in diesen Beispielen, die Auffassung der griechischen und lateinischen *e* gegenüber einem sanskr. *a* betrifft, so sieht Weinhold den entsprechenden Vorgang dafür in seinem „Beilaut", d. h. er hält diese griech. und latein. *e* für Beilaute und demnach für eine Lauterscheinung, über deren Ursache er nicht einmal eine Vermuthung aufzustellen wagt.

Diese griechischen und lateinischen *e* sind aber eben so wenig als Beilaut zu fassen, wie die deutschen umlautähnlichen Trübungen des *a* und die französischen *ai* in *main*, *sain* u. s. f. (S. 10. 12), denn die Färbung des reinen Vocals nach *i* hin oder der Vorgang, vermöge dessen *a* dem *i* ähnlich, d. h. zu *ä*, *e* wird, kann doch nie und nimmer Beilaut genannt werden. Auch ist die Ursache dieser Vocalentartung nicht ganz so geheimnissvoll, wie Weinhold annimmt, und ganz gewiss nicht in der „Neigung der reinen Vocale nach *i* hin" zu suchen. Im Allgemeinen beruhen diese *ä* (*e*), *ö* und *ü* auf einer Neigung einzelner Sprachen und Idiome die reinen Vocale zu trüben, einer Neigung, die schon früh hervortritt, im Laufe des sprachlichen Lebens immer weiter um sich gegriffen hat und, nicht in der Natur des reinen Vocals, wohl aber in dem redenden Individuum liegt, und entstehen diese Trübungen oft ohne äußere Veranlassung. Es erfolgt, wie Schleicher a. a. O. S. 53 richtig bemerkt, diese und andere Vocalveränderung zumeist dadurch, daß es dem Sprechenden bequemer ist benachbarte Silben mit ähnlichen oder gleichen Vocalen auszusprechen als mit verschiedenen. Bequemlichkeit der Aussprache, Ersparung an Muskelthätigkeit ist das wirkende Agens bei der Veränderung der Vocale. Erleichtert wird dieser Übergang der starken reinen Vocale in schwächere und trübe durch die Tonschwächung. Dieß gilt namentlich von der griechischen und lateinischen Sprache, wo die Verstärkung oder Steigerung der Vocale, aber auch der Übergang des alten *a* in das hellere *e* und in das dunklere *o* in der Betonung den eigentlichen Grund hat. Der Einfluß nebenstehender Consonanten ist gleichfalls nicht zu übersehen. Als Zeichen der Tonschwächung im Griechischen hebe ich einige der von Weinhold S. 8 angeführten Beispiele heraus, doch setze ich bei den entsprechenden Sanskritwörtern den Accent an.

skr. *ásti*	gr. *ἐστί*	skr. *párâ*	gr. *παρά*
„ *dákschas*	„ *δεξιός*	„ *pári*	„ *περί*
„ *náptar*	„ *ἀ-νεψιός*	„ *vámami*	„ *Fεμέω*

Eine physiologische Erklärung der aus ursprünglichem *a* hervorgegangenen *ä*, *e* giebt Schleicher a. a. O. S. 49 ff.

Als Druckfehler machen sich unter den S. 8 angeführten Beispielen bemerkbar *damus, δέξιος, g'anus, γένιον, ἀ-νέφιος, περά, πέδ-ιλον, ἕπτα*; sie

sind zu bessern in *dámas*, *δεξιός*; *g'ánas*, *γέρων*, *ἀ-πεψιός*, *περί*, *πέδ-ιλον ἑπτά*. Die ungleiche Bezeichnung für *j* in sanskr. Wörtern (S. 8. *madhjas*, S. 12 aber *syâs*) beruht auf einem Versehen.

Noch wollen wir einzelne zerstreut vorgebrachte Äußerungen des Verfassers berücksichtigen.

S. 5 lesen wir, daß die alamannische Mundart „eine Reihe von Jahrhunderten die Grundlage der deutschen Litteratursprache gewesen." Diesen weit verbreiteten Irrthum hat der Herausgeber dieser Zeitschrift in einer akademischen Abhandlung „Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit" hoffentlich für immer beseitigt.

S. 11, Anm. 4 wird die Vergleichung von goth. *ê* mit jon. *η* nach dem Ursprunge beider Laute als falsch erklärt. Das *η* ist dem Verfasser Beilaut, das goth. *ê* Verengung eines Diphthongen. „Es ist eigentlich die zweite Steigerung der *a*-Classe; daß beide *â* vertreten, ist secundär." S. 12 sagt Weinhold: „die höchste Steigerung der *A* Classe ist im germanischen *ô*" und das ist ganz richtig und bekannt. Da aber in der deutschen Sprache nur zwei Steigerungen des Grundvocals (hier *a*) angenommen werden und goth. *ê* von Weinhold als „eigentlich zweite Steigerung" bezeichnet wird, so müßte *ô*, das mit Recht nur als die zweite Steigerung betrachtet werden kann, die dritte Steigerung des *a* sein. Die gothische Sprache würde demnach den übrigen germanischen Sprachen gegenüber eine Vocalsteigerung mehr haben, das anzunehmen jeder zwingende Grund fehlt. Richtiger scheint mir Schleichers Erklärung a. a. O. S. 135, der zufolge die goth. *ê* eine Färbung des *â* der ersten Steigerung, nämlich nach *i* hin sind.

Ähnlich dürfte das jonische *η* aufgefasst werden, da es von genauen Kennern des Griechischen und des Sanskrit dem gothischen *ê* gleichgestellt wird.

S. 12 wird bei der Vergleichung des sanskr *â* und der jonisch-attischen *η* sanskr. *âh(a)* mit griechisch *ἠμί* zusammengestellt. Da aber *ἠμί* nichts anderes ist als *φημί (inquam)*, lateinisch *fâ-ri*, demnach von der Sanskrit-Wurzel *bha* nicht getrennt werden kann, *âha* (*dixit*) hingegen das reduplicierte Präteritum der Wurzel *ah* ist, so bleibt mir obige Vergleichung unverständlich und beruht sie vielleicht auf einem Druckfehler. Ferner wird zu sanskr. *gâ* (?) griechisch *γῆ* gestellt. Allein die thematische Form des Nominativs ist nicht *gâ*, sondern *gô* d. i. *gán-s* (im accus. *gâ-m*) und es ist nichts weniger als sicher, daß *γῆ* = *gô* ist.

S. 13 sagt Weinhold, daß sich an *i* kein Umlaut zeigen kann. Aber warum sollen denn *ĕ* und *o*, durch welche sich *i* und *u* dem folgenden *a* nähern, nicht ebenso gut als Umlaute bezeichnet werden wie *e*, durch das sich *a* dem folgenden *i* nähert? Ist doch dort wie hier derselbe Vorgang, mittelbare Anähnlichung, nicht zu verkennen und die Ursache dort wie hier das schon oben bezeichnete Streben benachbarte Silben mit ähnlichen Vocalen auszusprechen.

Wenn S. 16 gesagt wird, daß altnordisch *ŏ* d. h. das durch folgendes *u* umgelautete *a* des Stammes nur *o* geklungen habe, so hat dieß Holtzmann bereits 1843 in seiner Abhandlung über den Umlaut (S. 38) ausgesprochen;

wenn es aber weiter heißt: „Zur Unterscheidung jedoch von dem aus *u* gebrochenen *o* setzte sich für jenes umgelautete die Aussprache *ö* fest, was ich auf Einfluß des Beilautes schreiben möchte," so darf der Verfasser versichert sein, daß diese Auffassung des altn. *ö* von keiner Seite Beistimmung erhalten wird.

S. 18 heißt es: „Die beilautenden Vocale sind betont, und von unverkürzter Schwere, gleich den umlautenden." Liegt in dem letzten Worte ein Druckfehler vor oder betrachtet Weinhold die durch Umlaut entstandenen *ä, ö, ü* gegenüber den *a, o, u* wirklich als umlautende Vocale? Der bereits erwähnte eigenthümliche Gebrauch des Adjectivs „beilautend," insbesondere der Umstand, daß wir auch S. 10 Z. 17 „das umlautende *æ*" lesen, macht letzteres zur Gewissheit. Ihm ist also *a*, das in *ä* umlautet, nicht der umlautende Vocal, und er hat somit auch eine eigene Begriffs-Auffassung des Participium Präs., die er uns, um seinem Gedankengange folgen zu können, nicht hätte vorenthalten sollen.

Als Druckfehler betrachte ich „das beilautende *ä*" S. 6, Z. 8, wofür wohl *e* stehen soll, und „stammhaftes *a*" S. 9, Z. 4 v. u., wo gleichfalls *e* zu setzen ist. Sinnstörend sind auch die langen Pausenzeichen nach *Mallo* und *Mad* S. 6 und nach *per* S. 8, es soll dafür *Mallo-*, *Mado-*, *per-* stehen. S. 9, Z. 3 v. u. ist *confineo* in *contineo* zu ändern.

Wird zum Schlusse alles bereits Gesagte nochmals überblickt, so stellt sich wohl deutlich heraus, daß der Verfasser, von dem auf dem Gebiete der Cultur- und Sittengeschichte und der mythologischen Forschung Verdienstliches geleistet worden ist, mit der vorliegenden grammatischen Untersuchung ein Gebiet betreten hat, auf dem er trotz seiner schönen Begabung und seiner vielseitigen Kenntnisse nicht vermocht hat, sich zurechtzufinden. Nur so lässt sich die Kette der dargelegten Irrthümer, nur so die gänzliche Resultatlosigkeit seiner Schrift erklären, die nicht einmal das Verdienst für sich beanspruchen kann zur weiteren Forschung über den behandelten Gegenstand anzuregen, weil diese schon lange nicht mehr nothwendig ist.

---

3. **Die deutsche Sprache.** Von August Schleicher. Stuttgart. J. G. Cotta. 1860. VIII. 340 S. 8.

Das vorliegende Werk hat, wie der gelehrte Verfasser im Vorworte sagt, nur einen nationalen Zweck, der zwiefacher Natur ist. Es „soll das Verfahren und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zugänglich machen und zugleich das Wesen unserer deutschen Muttersprache in seinen Hauptzügen darlegen." Gewiss eine löbliche Absicht, durch deren Ausführung, insbesondere wie sie vorliegt, ein tiefgefühltes Bedürfniss befriedigt wird. In einfacher, klarer Darstellung werden dem Leser vorerst die Elemente der Sprache, Laut und Wort, dann das Wesen des Wortes und somit das der gesammten Sprache, in Laut, Form und Function (Bedeutung) vorgeführt und verdeutlicht. Auch wird aufmerksam gemacht auf die syntactische Betrachtungsweise der Sprache,

in der das Wort nicht als solches, sondern als Glied des Satzes erscheint und der Satz selbst sprachliche Würdigung findet. Hierauf folgt eine Erörterung über die mehr oder minder größere Abweichung der zahlreichen Sprachen unseres Weltkörpers in den genannten Beziehungen, in Laut, Form Function und Satzbau, und, da in der Form das Wesen der Sprache sich ganz vorzüglich offenbart, eine Betrachtung der Wortformen in verschiedenen Sprachen, so im Chinesischen, im Kassia, einer Sprache des nördlichen Hinterindiens, im Namaqua (Hottentottisch), die man isolierende Sprachen nennt, dann in den zusammenfügenden Sprachen, zu denen die zahlreichen Sprachen gehören, die man unter dem Namen der ural-altaischen oder finnisch-tartarischen zusammenzufassen pflegt, und endlich in den semitischen und indogermanischen (richtiger wohl, wie auch Bopp annimmt, „indoeuropäischen") Sprachstämmen. An alles dieses reiht sich als Schluß der ersten Capitels der „Einleitung" eine Darlegung der Sprachsippen. Das zweite Capitel zeigt in wenigen, doch scharfen Umrissen die Entwicklungsgeschichte der Sprache und den Verfall der sprachlichen Formen, also das Leben der Sprache, und dürfte mit dem folgenden Capitel leicht eine der anziehendsten Partien des Buches sein. Dieses dritte Capitel führt einzeln die Sprachfamilien vor, die zum indogermanischen Stamme gehören, somit auch das Deutsche, das sich hier anschließt, und sucht die Entstehung der indogermanischen Grundsprachen, d. i. der asiatischen oder arischen, der südeuropäischen, etwa gräcoitaloceltischen und der nordeuropäischen d. i. slavodeutschen zu erklären. Das successive Hervorgehen dieser Grundsprachen, deren acht gezählt werden, wird in einem Schema veranschaulicht. Hindeutungen auf den Ursitz, die Wanderungen und den Culturzustand der Indogermanen bilden den Schluß. Im vierten Capitel lesen wir über die Entstehung der deutschen Grundsprache und erfahren einiges über die Lautverschiebung, als eine Besonderheit jener Grundsprache, die sich durch den Proceß allmälicher Scheidung in drei Theile zerlegt hat: in's Gothische, in's Deutsche im engeren Sinne und in's Nordische. Das fünfte Capitel hebt die charakteristischen Kennzeichen der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprache hervor, entwickelt in Kürze die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache und berührt flüchtig die deutschen Mundarten, dann den Mangel an Sprachgefühl, der sich in den späteren Stadien des Sprachlebens in immer steigendem Maße einstellt, und endlich die Fremdworte. Das sechste Capitel erörtert das Wesen der Sprachwissenschaft, die, wie mir scheint, sehr unpassend Glottik genannt, von der Sprachphilosophie und Philologie geschieden und in ihren Theilen (Lautlehre, Lautgeschichte, Morphologie d. i. Lehre vom Worte, Functionslehre und Satzbau) näher erklärt wird. Hiermit schließt die lehrreiche Einleitung (S. 1—128).

Der folgende Abschnitt (S. 129—288) trägt die Überschrift „Mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Grammatik" und hat zum Inhalt die Vocale, Consonanten, Wurzeln und Wortstämme und die Wortbildung. Ein Anhang (S. 289—317) hebt Einiges aus der mittelhochdeutschen Syntax und mittelhochdeutschen Verskunst hervor, und Wortverzeichnisse zur Lehre von der richtigen Schreibung des Neuhochdeutschen schließen das verdienstliche Werk ab.

Ist nun die vorliegende Arbeit im Ganzen freudig zu begrüßen, so kann

doch nicht verschwiegen werden, daß manches Einzelne anders zu wünschen wäre, namentlich in Rücksicht auf den oben bezeichneten, vom Verfasser selbst festgestellten Zweck. Was in dieser Beziehung zu erwähnen ist, betrifft neben sehr Wesentlichem auch Nebensächliches, Geringfügiges; bei einem Buche aber, das die Resultate strenger Wissenschaft in weite Kreise zu tragen bestimmt ist, erscheint es als wünschenswerth, daß auch in Kleinigkeiten der vorgesteckte Zweck dem Auge des Verfassers nicht entrückt werde. In Beziehung auf das eben Gesagte dürfte die S. 194 in einer eigenen Anmerkung gegebene Hinweisung auf die nordfränkische Mundart Sonneberg's nicht an geeigneter Stelle sein, und das um so weniger, da doch andere, für die Sprachforschung und Sprachgeschichte bedeutsamere Mundarten, und zwar mit Recht, unberücksichtigt geblieben sind. Unzweckmäßig erscheint die Schreibung chinesischer, hebräischer und arabischer Wörter S. 12, 22, 25, 26 mit den Schriftzeichen dieser Sprachen, während Wörter des Sanskrit und anderer Sprachen, die besondere Schriftzeichen haben, mit lateinischen Lettern wiedergegeben sind. Daß griechische Wörter, Wurzeln und Suffixe S. 7, 17, 22, 51, 69 mit lateinischen, dagegen S. 3, 7, 59, 85, 86, 88, 89, 92, 116, 122, 157, 158, 207, 216, 219, 224, 233, 251, 257, 258, 263, 283, 285 mit griechischen Lettern geschrieben werden, ist mindestens ein Mangel an Folgerichtigkeit, der, abgesehen davon, daß griechische Lettern nicht jedem „Gebildeten" verständlich sind, gewiss nicht zu billigen ist. Nur S. 9, 52, 67 finden sich griechisch geschriebene Worte durch darneben gestellte lateinische Schrift erläutert. S. 89 hätte bei der Vergleichung vom gothischen *bróthar*, slavisch *bratr*, sanskrit *bhrâtar*, lateinisch *frater*, griechisch φρητήρ, das in Kuhn's Zeitschrift 7, 436 aus Hesychius nachgewiesen wurde, der genau entsprechenden Bedeutung halber den Vorzug vor φρατήρ, φράτωρ verdient. Wenn der Verfasser S. 224 die Diminutivform auf *-erl* im österreichischen Dialecte „abscheulich" findet, so lässt sich dem gegenüber bemerken, daß *r* in *-erl* in dem österreichischen Dialecte kaum hier oder dort zur Aussprache kommt. Der Verfasser hat die von ihm angeführten Wörter, nach seiner Schreibung „Mailüfterl, Schatzerl, Dienderl, Herzerl", entweder nicht von im österreichischen Dialect Aufgewachsenen gehört oder die Laute in ihrer Aussprache nicht gehörig aufgefasst oder aber nach einer ungenauen Schreibung des eigentlichen Lautes jener Verkleinerungssilbe angesetzt. In der Wirklichkeit lautet diese Silbe *el*, das *l* ähnlich dem polnischen ł ausgesprochen. Ganz auf Rechnung des gelehrten Verfassers kommt aber die Behauptung, daß jene Diminutivbildungen von Stämmen auf *er* ausgehen, ähnlich dem dialectischen „Vingerl" d. i. Fingerlein. Wie käme aber die österreichische Mundart dazu, Stämme wie „Mailüfter", „Schatzer," „Diender," „Herzer" behufs der Begriffsverkleinerung zu bilden, da sie ja in Stämmen, auslautend auf *r*, so in „Finger", dieses *r* in der Aussprache geradezu fallen lässt, sobald ein *l* als Rest des diminutiven *lein* antritt. Nur in der von Grimm (Gramm. 3, 674) angesetzten Beschränkung darf von einem vor dem Verkleinerungs-*l* eingeschobenen *r* die Rede sein. Wenn der Verfasser an jene Diminutivformen spöttelnd die Bemerkung knüpft, daß man sie „in gemüthlich sein sollenden Abgeschmacktheiten so reichlich anzubringen pflegt," so wird er, falls Reimereien wie die des Freih. v. Klesheim gemeint

sind, nirgends mehr Zustimmung finden als in Oesterreich, wo man in gebildeten Kreisen eine geschminkte Gassendirne von der echten Volksmuse sehr gut und vielleicht besser zu scheiden weiß, als anderwärts, und wo desshalb jene „Abgeschmacktheiten“ nie den Beifall errungen haben, der, wie ich als Augen- und Ohrenzeuge weiß, ihnen anderswo gespendet wurde. Ist es nun gegenüber der wirklichen allgemeinen Aussprache jener österreichischen Diminutivform ganz unpassend sie „abscheulich“ zu nennen, so wird hingegen nicht zu bestreiten sein, daß in des Verfassers Buch der nachfolgende S. 10 zu lesende Satz viel mehr Anspruch hat auf jenes Epitheton, namentlich in einem Buche über deutsche Sprache. „Erstreckt sich die Betrachtung weiter als auf das einzelne Wort, betrachtet sie auch das Wort als Glied des Satzes und den Satz selbst, so tritt eine vierte Betrachtungsweise der Sprache ein, die syntactische“ *). Ein solcher Satz ist in einem Werke, das „der deutschen Sprache Wesen erkennen und ihre Schönheit genießen lehrt,“ mindestens sehr auffällig. Auch wird kaum zu billigen sein, wenn ein und derselbe Begriff bald durch „fühlen,“ bald durch „empfinden,“ bald wieder durch „denken“ ausgedrückt wird. Der Verfasser schreibt S. 65 in fünf aufeinander folgenden Sätzen: „Wie sollte auch ein Franzose bei Worten wie *dit*, *été* etwas anderes empfinden, als“ u. s. w. „Wie sollte er fühlen können, daß *été*“ u. s. w. „Wir Deutschen fühlen auch im Ganzen wenig mehr bei unseren Worten. Wer denkt bei *lôs* (*solutus*) an verlieren“ u. s. w. „Nichts empfinden wir bei diesen Worten als ihre Function, die sie als Ganzes haben“ u. s. w. Als geziert erscheint es, wenn statt des üblichen „verlängern“ S. 315, das bereits erloschene „längen“ wieder einzuführen gesucht wird.

S. 112 sagt der Verfasser: „wo man *dat* (*det*) hört, da ist die Mundart niederdeutsch, wo man *das* (*des*, *dös*) sagt, oberdeutsch.“ „So weit meine Kenntniss auf diesem Gebiete, auf welchem bisher der Dilettantismus sehr viel, die Wissenschaft aber noch verhältnissmäßig wenig geleistet hat, reicht, habe ich immer das oben angegebene practische Erkennungszeichen bewährt gefunden: alle *Dat*-Mundarten sind völlig oder doch wesentlich niederdeutsch, alle *Das*-Mundarten völlig oder doch wesentlich oberdeutsch.“ Der Dilettantismus, gegen den der Verfasser und zwar mit Recht eifert, scheint ihm hier doch einen kleinen Streich gespielt zu haben. Bekanntlich sind in die Sprache Mitteldeutschlands schon in mittelhochdeutscher Zeit manche niederdeutsche Formen eingedrungen und haben sich diese, und darunter insbesondere *dat*, dort völlig eingebürgert. Wer wollte aber desshalb behaupten, daß jene mitteldeutsche Sprache niederdeutsch sei? Daß also *dat* ein practisches Erkennungszeichen für die niederdeutschen Mundarten sei, entbehrt für die mittelhochdeutsche Zeit aller Wahrheit. Obige Sätze des Verfassers haben demnach eine nur beschränkte Geltung, die aber gleichfalls fällt, sobald nachgewiesen wird, daß jene mitteldeutsche Sprache der alten Zeit, versetzt mit niederdeutschen Wortformen, im Wesentlichen unverändert hier oder dort noch heute gesprochen wird.

*) In des Verfassers neuestens erschienenen Compendium für vergleichende Grammatik steht Bd. 1, S. III ein ähnlicher Satz: „Hieraus entwickelte sich allmählich das nun in's Werk gesetzte Vorhaben, ein Compendium für Anfänger überhaupt in's Werk zu setzen.“

S. 139 werden „die Vocale der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Stammsilben“ angeführt und wird an *iu* in der Anmerkung 2 folgende Bemerkung geknüpft: „Auch *iu* spricht man am sichersten so aus, wie es geschrieben wird: kurzes *i* und kurzes *u* schnell nach einander, auf *i* fällt der Hauptton. Späterer Zeit mag die uns schwierige Aussprache *ü* entsprechen.“ Was aber versteht der Verfasser unter „späterer Zeit?“ Sei nun die mittelhochdeutsche Blüthezeit oder, wie zu vermuthen ist, ihr Ausgang gemeint, in beiden Fällen kann ich mich nicht für die Aussprache *ü* entscheiden, die doch für *iu* als Umlaut des *û* schwer zu begründen wäre und auch in der Bindung dieses und des organischen *iu* im Reime keine Stütze findet. Der Verfasser hat sich hier offenbar der Ansicht R. Bechsteins angeschlossen, der aber, und dies nicht ohne Bedenken, höchstens zuzugestehen ist, daß eine diphthongische Aussprache dem hochdeutschen *eu* einmal wohl vorhergegangen sein mag, daß diese jedoch zur Zeit der höfischen Dichtung, wenn auch im Volke noch fortlebend, bei den Dichtern selbst nicht mehr bestanden hat und bereits durch *ü* ersetzt war. Die Deutschen am südlichen Böhmerwalde sprechen beide *iu* wie *u'* aus; sie sagen *nu'* (neu), *fu'r* (Feuer), *hu'ser* (Häuser), und haben somit *i* in *u'* umgestellt, gerade so wie die Schwaben, die *du'*, *su'* für altes *di*, *si* (beide fem. sing.) sprechen. Jenes schwäbische *su'* wird im Böhmerwalde aber *sai*, d. i. *sei* (= alt *si*), geprochen.

Ganz besondere Veranlassung zu wichtigen Bedenken gibt der Anhang in seinen beiden Theilen. Im ersten Theile stellt der Verfasser bezüglich der mittelhochdeutschen Syntax einiges von dem zusammen, was dem Anfänger zunächst als abweichend vom jetzigen Deutsch auffällt und ihm theilweise wenigstens das Verständniss erschwert, und wurde bei der Wahl der mittelhochdeutschen Beispiele die Nibelungendichtung fast ausschließlich zu Grunde gelegt. S. citiert nach Lachmanns Ausgabe, da er den von ihm gegebenen Text „als älteste bekannte“ (somit wohl auch als beste) „Recension“ erkennt. Betrachten wir nun eines der beigebrachten Beispiele dieser „ältesten bekannten“ Textrecension. S. 293 lesen wir in der Anmerkung: „*zuo* als Adverbium vor der Präposition *ze*, z. B. *man brâhte in zuo sin allez ir gewant* (365, 2), wörtlich: „man brachte ihnen zu zu ihnen alles ihr Gewand“ d. h. „ihre gesammte Rüstung,“ wie wir ja auch sagen können „hinzu zu ihnen“ u. s. w. Ja, aber „hinzu zu ihnen“ heißt nur *zuo sin*, der Lachmann'sche Text bietet jedoch *in zuo sin* d. h. nach des Verfassers Übersetzung „ihnen zu zu ihnen“ oder „ihnen hinzu zu ihnen.“ Seine diesen Text rechtfertigende Erklärung übergeht demnach das voranstehende *in*, über das gerade zumeist Aufklärung wünschenswerth gewesen wäre, da es vollkommen überflüssig und störend erscheint, und dieß um so mehr, da auch der vorhergehende Satz dieses *in* enthält: *Ir goltvarwen schilde man truoc in ûf den sant | unde brâhte in zuo sin allez ir gewant.* Betrachten wir dagegen diese beiden Langzeilen nach der Lassbergischen Handschrift C in Holtzmanns Ausgabe (384): *Ir goltrôten schilde die truog man ûf den sant | unt brâht in zuo dem schiffe allez ir gewant;* sollten nicht diese den besseren, älteren Text gewähren? Durch späte Abschreiber entstellte Sätze

dort vorzuführen, wo man das Lesen des Nibelungenliedes in der Ursprache nicht philologisch Gebildeten empfiehlt, ist immerhin bedenklich; aus solchen Sätzen sogar syntactische Eigenheiten und Regeln zu folgern ist insbesondere gegenüber den Lesern, für die der Verfasser absichtlich geschrieben hat, durchaus nicht zu rechtfertigen.

S. 299 sagt der Verfasser bezüglich der mittelhochdeutschen Sprache: „In der Anordnung der einzelnen Satzglieder herrscht große Freiheit, so lesen wir z. B. *si willekomen mîn bruoder* (Nib. 344, 1), während wir nur sagen können „mein Bruder sei willkommen". — So nur konnte man auch im Mittelhochdeutschen sagen: alle Handschriften lesen übereinstimmend *willekommen si mîn bruoder und der geselle sîn*, nur *A* hat wie so häufig die angezogene undeutsche Wortstellung. Wie lange wird es noch dauern, bis die Anhänger dieser Handschrift zur Einsicht und Erkenntniss des wahren Verhältnisses kommen?

Auf derselben Seite wird auf die „nicht seltene Construction" aufmerksam gemacht, in der „ein und dasselbe Satzglied zugleich zweien Sätzen angehört, also eigentlich doppelt stehen oder durch ein Pronomen wieder aufgenommen sein sollte", und werden mehrere Belege dafür aus dem Nibelungenliede beigebracht. In dem ersten Beispiele „*dâ von wart im kunt der wille sînes kindes was im harte leit*" (L. 51, 2. 3) hat der Verfasser nach *kindes* das von Lachmann in Klammern gesetzte *es* weggelassen, das doch in *A* und in zwei anderen Hss. steht und welches wegzulassen kein stichhaltiger Grund vorliegt. Vollkommen correct ist der Satz mit folgender Interpunction: „*dâ von wart im kunt* | *der wille sînes kindes*; | *es was im harte leit*, | *das er werben wolde* | *die vil hêrlîchen meit*". In dem fünften Beispiele „*in ir kemenâten* | *bat diu künigîn* | *bringen tougenlîchen* | *die boten fî gesprach*" (L. 1353, 2. 3.) hat der Verfasser das handschriftliche *dâ* vor *die boten*, abermals der Angabe Lachmanns folgend, der aber jenes Wort auch hier nicht weggelassen, sondern nur eingeklammert hatte, ganz bei Seite geworfen. Die Hs. *C* hat hier nach Holtzmanns Ausgabe 1441, 2. 3 „*in ir kemenâten bat si diu künigin* | *bringen tougenlîchen*, | *dâ si die boten sprach*" und Lachmann meint in seinen Anm. zu 1353, 2, daß *si* in Zeile 2 „nicht unrichtig" ist und im Text von *A* aufgenommen werden könnte, „wenn Zeile 3 *dâ* gestrichen wird." Der Grund dieser Forderung ist mir durchwegs unklar, ersichtlich ist mir nur, daß Schleicher mit seiner Texteonstruierung viel zu weit gegangen ist, indem er Z. 2 *si* und Z. 3 *dâ* den Handschriften entgegen beseitigt hat, und zwar einer Construction zu Liebe, die zwar öfter Anwendung findet, aber gewiss unberechtigt ist, wo alle Handschriften dagegen sprechen. Überhaupt liebt der Verfasser für seine und Anderer Lehren Beispiele hervorzuheben, die von der unbefangenen Kritik mit vollem Rechte angefochten werden, deren Richtigkeit also zum Mindesten streitig ist, obgleich bei nur einiger Umsicht und Gründlichkeit geeignete Belege für diese und jene Regel leicht zu finden waren.

Außer den schon berührten Beispielen spricht für das Gesagte auch das Folgende. S. 309 wird als Beispiel für zweisilbigen Auftact angeführt

| *kunnet ír uns áne geságen* (Nib. L. 1424, 1)

die gemeine Lesart bietet

künnet ir úns geságen,

nur *A* hat *ane*, dessen Nothwendigkeit in Verse doch Niemand wird behaupten wollen. Auch verdient Berücksichtigung, daß *C* (Holtzm. 1517) ganz abweichend liest

„ir sült uns wizzen lán.“

S. 315 sagt der Verfasser: „Am Ende der ersten Halbzeilen findet sich nicht allzu selten noch nach althochdeutscher Art der Schluß ⏑ ⏑ anstatt – ⏑“ und hebt sechs Halbzeilen aus dem Nibelungenliede als Belege hervor. Zuerst *„ich wil daz gérne séhén“* 65, 4.; allein dafür liest C (H. 64, 4) *„ich wil versuóchen gérné“*. Statt *„von swánnen sie kómént“* 86, 4 hat C (H. 85, 4) *„swánnen si joch rîtén“*; statt *dô wás ouch Sîfrit kómmén,“* 198, 2 liest C (H. 200, 2) *„dô wás ouch kómen Sîfrit*; statt *„swáz si nâch êren strîtén“* 227, 3 bietet C (H. 229, 3) *„swaz iémen stréit nâch êrén.“* Ob aber das, was in A, verglichen mit C, offenbar als eine spätere Nachlässigkeit erscheint, so geradezu als eine Alterthümlichkeit erklärt werden darf, ist doch sehr fraglich. Jedenfalls sind die angeführten Beispiele gegenüber dem abweichenden Texte in C als Belege für bestimmte Versregeln oder für gestattete Ausnahmen davon nicht geeignet. Was ferner das Beispiel *„ím und Sîfridé“* 598, 1 (nicht 3) betrifft, so betont M. Rieger, der Lachmann folgt, im Anfange zur Kudrun hgb. von W. v. Plönnies S. 266 *„ím und Sîfride,“* doch ziehe ich vor mit C (H. 653, 1) zu lesen *„im únde Sîfride.“* Das letzte Beispiel *„óder iu geschihét“* 614. 4 weist auf ein Verderbniss in A. Lesen wir die drei letzten Zeilen der Strophe

si sprach: 'nu lâtz, er Gunther | als liep iu daz sî
daz ir iht arebeite | lîdet alsam ê:
oder iu geschihet | von mînen handen wê.

so zeigt sich klar, daß die vierte Verszeile nur den Sinn der vorhergehenden abgeschwächt wiedergiebt und ganz geschmacklos nachhinkt. Ganz anders in C (H. 671, 2—4):

si sprach: 'nu lât ez, Gunther, als lieb als iu daz sî,
daz ir niht arebeite lîdet alsam ê.'
sît getet diu frouwe dem künige Sîfride wê.

wo auch die erste Halbzeile der vierten Langzeile jenen Schluß „nach althochdeutscher Art“ nicht nachweist. Auch die gemeine Lesart stimmt in der vierten Zeile mit *C*, nur bringt sie *küenen*, was vorzuziehen ist, statt *künige*. Doch soll nicht verschwiegen sein, daß bei Lachmann diese Strophe cursiv gedruckt und als jüngere Einschaltung bestimmt ist ausgeschieden zu werden.

Ungeeignete Beispiele sehe ich ferner S. 316 dort, wo zu dem Satze „nicht gar selten hat auch der zweite Halbvers der vierten Langzeile nur drei Hebungen“ vier Belege aus der Hs. A des Nibelungenliedes beigebracht werden. C bietet hier überall die gesetzmäßigen vier Hebungen.

zer wérlte nie gebórn 2037
in C. (H. 2157) *nie zer wérldé gebórn.*
an tríwen nie verlíe 2043
in C. (H. 2163) *an tríuwen nie deheinen lie.*
nieman scheiden lân 2074
in C. (H. 2195) *scheiden niemén gelân.*
zen Búrgónden sint 272 (nicht 288)
in C. (H. 275) *hie zen Búrgónden sint.*

S. 307 betont der Verfasser „*man bát Sífriden sítzén* (Nib. L. 745, 3, nicht 145, 3), stellt er also *-fríden* in die Senkung; diese Abweichung von der für solche Fälle allgemein geltenden Betonung ist ganz ungerechtfertigt.

Ganz Neues erfahren wir S. 310, wo gelehrt wird, daß der Auftact umgestellt werden, d. h. nach der ersten Hebung anstatt vor derselben stehen kann. „Bei zweisilbigem Auftacte ist solche Umstellung aber nur einer der beiden Silben des Auftactes verstattet.“ Als Beispiele für einsilbigen „umgestellten“ Auftact bringt der Verfasser *sídîniu vúrbúegé* | , *Sífride und Kríemhildé* | , | *Günther den kúenen mán* , | *márcgrâve Rúedegêr* u. v. a.

Als Beispiele für zweisilbigen „umgestellten“ Auftact lernen wir kennen „*dô kômen von Béchlâren* |, *wir sûmen uns mít den mœrén* |, *dër bíschof mít síner níftél* | u. s. w. Mit dieser wunderbaren Erscheinung, die kein Auftact und doch Auftact ist, verlässt der Verfasser Lachmanns Lehre über deutsche Metrik, und er darf dessen gewiss sein, daß diese seine Ansicht, die auch S. 307, 313 und 316 berührt wird, weder bei denen, welche, gleich ihm, „die Wissenschaft der deutschen Metrik“ für Lachmanns „unsterbliches Werk“ halten, noch bei Anderen Zustimmung finden wird, und dieß aus dem einfachen Grunde, weil sie, man möchte sagen, sinnwidrig ist. Hierzu kommt noch das Unpassende, solche subjective Ansichten, die von den allgemein oder vorherrschend geltenden abweichen, alle Gründe gegen und keinen für sich haben, ja den Gegenbeweis schon in sich tragen, in einer Schrift einzuführen, die „keinen gelehrten“ Zweck hat, sondern nur, wie schon gesagt wurde, „das Verfahren und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zugänglich machen soll.“ Ein Buch, wie das vom Verfasser beabsichtigte, hat „den Gebildeten unserer Nation“ nicht beliebige Einfälle als Ergebnisse der Wissenschaft zu bieten und liefert, wo es dieses thut, den Beweis, daß der Verfasser den sich gewählten Leserkreis und den selbstgesteckten Zweck zeitweilig ganz aus den Augen verloren hat.

S. 311 Anm. 1 will der Verfasser „*ein mohten niht gehérbérgén* | Nib. 1303, 1 entweder mit dreisilbigem Auftact lesen oder *niht* streichen. Des dreisilbigen Auftactes zu geschweigen und abgesehen davon, daß C (Holtzmann 1390) „*si ne mohten niht beliben*" liest, darf nicht übersehen werden, daß *niht* in allen Handschriften steht, nur *D* ausgenommen, und nicht so geradewegs hinaus geworfen werden darf. Meiner Ansicht nach ist jene Halbzeile zu betonen, „*sie móhten niht* ⁀*geherbérgén*," ebenso 687, 1 *dô wart* ⁀*geherbérgét*."

Zum Schlusse kann ich nicht unterlassen dem Verfasser vollkommen beizustimmen, wenn er S. 111 sagt, daß, wer sich vom Reiz des heimatlichen Dialectes so weit hinreißen lässt, daß er vermeint ihn zu einer seiner Gegend eigenen deutschen Schriftsprache erheben zu müssen, sich gegen die deutsche Nation versündigt, indem er das einzige sie umschlingende Band zu zerreißen trachtet. „Poetische oder prosaische Schriften in Volksmundarten, wenn sie wirklich echt volksthümlich in Sprache und Inhalt sind, sind natürlich wohl berechtigt, aber sie dürfen sich niemals anmaßen über ihre natürliche Sphäre hinaus zu gehen, d. h. sie müssen immer die Darlegung des mundartlichen Wesens, der Sprache, der localen Anschauungs- und Darstellungsweise, zum Zwecke haben, nicht aber darf die mundartliche Sprache als bloßes Mittel der Mittheilung auftreten. Dieß Recht steht bloß der einen allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache zu, da nur sie die allgemein verstandene, die überall mit Recht vorauszusetzende ist." Ich weiß nicht, ob der Verfasser bei diesen Worten vorzugsweise an Claus Groot gedacht hat; jedenfalls mag dieser sie zu Herzen nehmen, wenn er anders einer Belehrung in dem berührten Punkte zugänglich ist.

Als Druckfehler sind außer den schon hier und dort bezeichneten noch zu bessern S. 305 *sam* (*ëz wâté der wínt*) in *sám* (Nib. L. 304, 4), *sô si giengé derfúre* in *sô si gienge derfúre* (Nib. L. 945, 2), wenn jene Betonung nicht etwa gar absichtlich so gewählt ist. Das von dem Verfasser S. 307 erwähnte Gesetz, daß (doch nur in Halbzeilen mit dreien Hebungen) vor anlautendem *d* das *e* der Endung *-te, -de* stets wegfällt, scheint mir auch im vorliegenden Fall zu gelten und es wird der Endung *-te, de* wohl auch *-ge* angereiht werden dürfen. S. 300 Z. 1 ist das Citat 1950 1. 2 zu ändern in 1384, 3. 4.

WIEN, Jan. 1862. FRANZ STARK.

Der Schwanritter. Eine Erzählung von Konrad von Würzburg herausgegeben von Dr. Franz Roth. Frankfurt am Main, gedruckt in C. Naumann's Druckerei 1861. 51 Seiten. 8.

Von Konrad's Schwanritter hat sich bekanntlich nur eine, noch dazu lückenhafte (es fehlt der Anfang und ein Stück in der zweiten Hälfte) Hand-

schrift erhalten, die früher im Besitze des Dr. Kloss, nun der Frankfurter Stadtbibliothek gehörig, dem Drucke in den altdeutschen Wäldern 3, 52—96 zu Grunde liegt. Schon wegen der Seltenheit dieses Buches war es sehr erwünscht, eine neue Ausgabe zu besitzen, dêr sich der bewährte Kenner Konrad'scher Dichtungen, Franz Roth, mit gewohnter Sorgfalt unterzogen hat.

Bei den stark hervortretenden Eigenthümlichkeiten des Dichters, die wir genugsam aus seinen andern, besser überlieferten Werken kennen, war es möglich, auch aus einer einzigen in anderer (niederrheinischer) Mundart geschriebenen Hs. von nicht sonderlicher Güte den ursprünglichen Text fast überall mit Sicherheit herzustellen. Vorgearbeitet war dem Herausgeber außer den Verbesserungen, die schon der Text der altd. Wälder darbot, namentlich durch Haupt's Anmerkungen zum Engelhart, so wie durch briefliche Mittheilungen W. Grimm's, aber auch jetzt noch ist es gelungen, durch fortgesetzte sorgfältige Beobachtung, namentlich des nun in kritischer Gestalt vorliegenden Trojanerkrieges, viele Stellen zu bessern. Wir dürfen daher, wenn nicht neue kritische Hülfsmittel aufgefunden werden, die Kritik des Textes als vorläufig abgeschlossen betrachten. Einige kleine Versehen thun dem Werth der saubern Ausgabe keinen Eintrag. Ein paarmal ist das Correlativum an die Stelle des Interrogativums gesetzt worden, nämlich Vers 8—10.

si liez in bî dër zite
hantvesten unde brieve sëhen,
swie (l. *wie*) *vor dën hërren was geschëhen*
mit rëhte daz gedinge;

Vers 20—25.

ir ungemach si leiten
den ôren sîn mit rede fûr,
swie (l. *wie*) *si nâch sînes hërzen kür*
vertribe dër herzog âne schult
und swaz (l. *waz*) *ër grôzer ungedult*
an in begangen hæte;

Vers 432—435.

daz ër sëhe die brieve . . .
swâ (l. *wâ* oder *dâ*) *mite uns wart diu hêrschaft*
. . . bestætet.

Vers 566—569.

hie muoz ein tœtlich wunde
bewæren . . . swër (l. *wër*) *disen kriec beherten müge.*

Außerdem wären noch etwa folgende Stellen zu bemerken: 181 *dër ist dar în entslâfen*, l. *dar inne*. 226. l. *dô* für *dâ*, mit der Handschrift. 322 *daz wil mit frevelicher hant verstôzen uns dîn bruoder*, l. *des* für *daz*.

356. ff. *Brâbant enhât gefüeret hër*
daz rëht wil manec hundert jâr u. s. w.

Die Hs. liest *Prauanden hat; enhât* kann nicht richtig sein, entweder ist mit W. Grimm zu schreiben *Brâbant hât* oder *Brâbanden lant gefüeret her*. Auch *Brâbande* (Plur. von *Brâbant*) *hânt gefüeret her* wäre erlaubt, denn auf den in *Brâbande* liegende Landesnamen darf sich das folgende *drinne* nach einem mhd. nicht seltenen Sprachgebrauche beziehen. Oder wäre ein Nom. *Brâ-*

banden denkbar? als Dativ steht es im Reime z. B. 369. — 972 l. *ërbent*, denn der Conjunctiv ist nicht ohne Bedenken.

— 846 ff. *ër hiez im bringen unde zeln*
vil mangez dar besunder
sô daz im keinez drunder
ze strîte lützel töhte (l. *tohte*),
swenn (l. *wan*, mit der Hs.) *ëz sich niht enmöhte* (l. *enmohte*)
enthalden sîner drücke,
wan (l. *swann*) *er im ûf dën rücke . . . greif.*

1096 ff.
die ritter sprâchen . . .
daz got vor sînen mieten
geruochte ir aller lîp bewarn!
si wëllent sînes zinses varn
vil gërne lëdec;

statt *wëllent* besser *wolten* (Hs. *wollent*) als Conjunctiv. — 1243 *ër hiez vor sît diu kinder gân*, wahrscheinlich *vor sîn* vor sich; vgl. mhd. Wörterbuch 3, 373[b]. — 1300 *diu* (*clage*) *si begunden*, l. *die*. — Über die Interpunktion kann man zuweilen anderer Ansicht sein; möchte es mir gelingen an den meisten der nachfolgenden Stellen meinen Freund von der größeren Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen zu überzeugen. 123 nach *küssîn* ein Semikolon oder Kolon. 181 ff. l. *der ist dar inne entslâfen. sîn harnasch und sîn wâfen, glanz unde missewende frî, sint im geleit vil nâhe bî.* 205 nach *komen* Semikolon. 211 nach *arken* Punkt. 257 nach *gesëhen* ebenso. 341 nach *schult* Kolon; ebenso nach *hêrschaft* 373. — 379 nach *bin* Semikolon. 396 ff. *swie gar von rëhter ê sîn kint mîn niftel sî*, ‚wiewohl meine Nichte sein rechtmäßiges Kind ist.' 415 Punkt nach *leider*, ebenso 429 nach *gerihtes*, 491 nach *tuot*, 493 nach *lant*, 495 nach *ziehen*, dagegen Komma statt Punkt 497 nach *bëte*. 503 nach *gelîden* Kolon. 563 Komma nach *Brâbant*. 571 Punkt nach *rëht*. 573 Kolon nach *gërt*. 769 Punkt nach *lanc*, ebenso 903 nach *frëch*. 919 Komma nach *stangen*. 955 Punkt nach *louf*, ebenso nach *henden* 997, *stich* 1007, *ümbe* 1023, *gewant* 1077. — 1097 Kolon nach *bieten*. 1122 Punkt nach *stunt*. 1173 Komma nach *mich*. 1195 Punkt nach *vinden*. 1271 Kolon nach *kinden*. — Diese kleinen Bemerkungen sollen den Dank für die schöne Gabe nicht vermindern; sie mögen dem verehrten Herausgeber im Gegentheil beweisen, welchen Antheil wir seiner Ausgabe, die der 1861 zu Frankfurt tagenden Philologenversammlung dargebracht wurde, gewidmet haben.

ROSTOCK, im Nov. 1861. KARL BARTSCH.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen

REGISTER

ZUM VIERTEN BIS SECHSTEN JAHRGANG.

ANGEFERTIGT VON JOHANN LAMBEL.

A.

Abbinus 5, 297.
Ablœser 5, 302.
Abor und das Meerweib 5, 105.
Adelgêr, -hart, -heit, -trût, -unc 5, 294.
Adelheid 5, 339.
Adelring 4, 136.
Adjectiv, das, in den Nibelungen 6. 1. I. vorausgehend ohne Artikel 6, 1. nach dem bestimmten Artikel 6, 7. nach dem unbestimmten Artikel 6, 9. nach Pronom., Zahlw. u. s. w. 6, 9. II. nachgesetzt 6, 14. III. prædicativ 6, 17. mehrere attribut. Adjective 6, 21. das Possessiv in Bezug auf abgeworfene Flexion 6, 22.
Adler und Löwe 5, 99.
Aegidius S. Gidi, Gilg, III, Till, Dill 5, 339. Sand Diligen, 5, 340. Strumpf-Gidi 5, 340. Till-Tapp, Dill-, Dille-Dapp, Didl-Tap 5, 340. Happerdidel 5, 340. Dille Dalle 5, 340.
Aff 4, 156.
Affenberc 5, 314. -tal 5, 314.
Ahselhart 5, 298.
Akrosticha, zwei 6, 222.
Albrecht Achilles, zwei Lieder auf ihn 4, 361.
Aldrian 5, 326
allein *(solum, tantum)* 6, 471.
Alman 5, 294.
Almicê 4, 139.
Alpensagen, deutsche 6, 252,
Alterthümer, die vaterländischen, der fürstl. Hohenzollern'schen Sammlungen zu Sigmaringen 6, 110. — unserer heidnischen Vorzeit 6, 111.
Alzei 6, 324.
Ân tugent 5, 303.
Andreas 4, 159.
Andrian 5, 328.
Andvara naut 4, 141.
Angeln 4, 388
Angst 4, 146.
Anna 5, 340. schwed. Sage 5, 192.
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 6, 255.
Apolouia 5, 340.
Apparitionibus, de fantasticis: Wastinus und die Wasserfrauen 5, 51. Erik der Wilde 5, 51. der böse Nachtgeist 5, 52. der bretagn. Ritter und seine verstorbene Frau 5, 60. Henno mit den Zähnen 5, 60.
Appellativnamen, die deutschen 4, 129. 5, 290. I. Gegenstände nicht menschl. Art mit Namen nach menschl. Art belegt 4, 133. Schwerter 4, 136. Helme 4, 139. Panzer 4, 140. Horn 4, 141. Ringe 4, 141. Rosse 4, 141. Hunde 4, 143. Rind 4, 151. Ziege 4, 152. Esel 4, 152. Schwein 4, 152. Katze, 4, 152. Affe 4, 152. Bär 4, 152. Falke 4, 153. Staar 4, 144. Canarienvögel 4, 154. Papageien 4, 154. Storch 4, 154. Schiffe 4, 154. Geschütze 4, 156. Thürme 4, 157. Glocken 4, 158. II. Eigennamen wortspielweise angewendet 5, 294. Namen nach Art der Taufnamen neu gebildet 5, 297. Personification einer Handlungsweise, imparativ. 5, 300. Mannigfache andere Bildungsweisen adj. subst. 5, 302. adv. ganze ellipt. Sätze 5, 303. alleg. Personennamen als Appell. 5, 303 geograph. Eigennamen als Appell. 5, 310. schon vorhandene 5, 312. erfundene 5, 313.
-arin in Ortsnamen 4, 34.
Armanjacken, Armjacken 5, 345.
-arun in Ortsnamen 4, 34.
Artuskreis, Bruchstücke eines Gedichtes aus demselben. 5, 461.
Asprian 5, 326. 6. 310.

Atgeir 6, 349.
Aventrod 6, 345.
Aviones 4, 402.

B.

Babi 5, 331. — Dunkel, Ditti-Dockebabi 5, 331.
Bad, das, ohne Arzt 4, 260.
Bär 4, 156.
Baiwaren, die heidn. Religion der 6, 123. Bavaria 6, 249. Das baierische Hochland 6, 252.
Bauernhochzeit, die siebenbürgisch-sächsische 6, 247.
Balmunc 4, 136.
Bandym 4, 148.
Barthold 4, 152.
Bartholomæus, Barthel 5, 340. Geißbarthel, Schuß-Schmutz- 5, 340. 4, 151.
Bartmann 4, 152.
Baschi, Narren- 5, 353.
basthart 5, 306.
Bayart 4, 142.
Beamis 4, 148. 150.
beffardo 5, 305.
bêgehard, bêghard, bêkart 5, 305.
Beide 6, 224.
Beilaut, über den 6, 474 ff.
beißen, ins Gras 4, 112.
Belche 4, 142.
Belîbentriu 5, 314.
Bell, Beylgen 5, 321.
Bello 4, 150.
Benig, 4, 142.
Benz 5, 332.
Berchtold, Kammerbote zu Bodman 4, 40.
Bethlehem 5, 312.
Bettingen 5, 312.
Bî genôt 5, 303.
Billunc 5, 294.
Bitterfêr 4, 136.
Bitterolf 5, 295.
Blank 4, 140.
Blanke 4, 142.
Blasi 5, 295.
Blass, Blässl 4,142. 151.
Blôdhgang 4, 130. 136.
Blutegelwunder 4, 264.
Blutlampe 5, 192.
Bocca della verità 4, 275.
Bodmann 4, 35. der Name 4, 88. älterer Zeitraum der Geschichte B.'s 4, 35. jüngerer 4, 49. Hans v. B. 4, 65. der Burgbrand, die Bodmann'sche Heimkehrsage und das Nebelmännlein 4, 67.
Bonifacius 5, 297.
Bonikt 4, 147.
Bonthart 4, 142.
Boppe, Poppe 5, 345.
Bôswiht 5, 302.
Bôzolt 5, 302.
Bracka 4, 147.
Brahâne 4, 142.
Brautlauf 4, 371.
Brich den eit 5, 301.
Brinning 4, 137
Brîsinga men 4, 141.
Brüni Kuo 4, 152.
Bullerjan 5, 328.
Bursian 5, 328.

C sieh K.

D.

Dâinsleif 4, 137.
daphart 5, 306.
Darbiân 5, 314. Darbstätt 5, 314.
daß Gott erbarm 5, 303.
Dempfrian 5, 328.
Diebolt 5, 299.
Dietrich, Diez 5, 306.
Dietrich von Bern 6, 317. D. u. s. Gesellen 6, 25. D.'s erste Ausfahrt 6, 256.
Dinghart, Dinghärtel 5, 304.
Dölpelbach 5, 314.
Donau 4, 146.
Donnersberg 6, 319. 328.
Dorothea, Durl, Duredêl 5, 342.
Dôtenheim 5, 314.
Drail 4, 156.
Draupni 4, 141.
Drometterin 4, 156.
Duller-Tollerjan 5, 328.
Dummerjan, Dummerian 5, 328.
Dunkel guot 5, 301.
Dünne habe 5, 303.
Durendart, Durndart 4, 139.

E.

Ebernant v. Erfurt 5, 488. 6, 422 ff.
Ecke, egdir 6, 345.
Eckesahs 4, 137. 138.
Edda, die. 4, 383. 5, 383.
Edrik d. Wilde 5, 51.
Ego, Graf. 5, 297.
Egofyn 4, 148.
Eile sehr 5, 301.
εἶμα, ἕσμα 4, 163.
Elch, der 6, 225 ff. elaho ebd.
Elisabeth, Else, Lise; dumme- 5, 342. Kitterelsi 5, 342. Elsli Trib zuo 5, 300.
Ellidhi, 4, 155.
Elo 6, 225.
Elsäßisches Volksbüchlein 5, 128.
Emuleym 4, 147.
Engelland 5, 312.
Engelmâr 5, 295.
Ente 4, 156.
Entercador 4, 142.
Ἔπεα πτερόεντα 6, 125.
Erchanger, Kammerbote zu Bodmann 4, 40.
Eremita, de quodam 5, 49.
Êrenkranz 5, 303.
Erge 4, 151.
Ergelin 5, 302.
Ernst, Herzog 6, 350.
Êrwart 5, 299.
Eselberc 5, 314. Eselsheim 5, 315.
Et cetera Bundschuh 5, 482.
Eudoses 4, 395.
Euggel, Zwerg 5. 309.
Eustachius, Staches, Stachs 5, 342.
Eva, mein-, Schwätzevel 5, 342.

F sieh V.

G.

Gabeljörge 5, 309.
Gabriel, Gaberl, Gäblin 5, 343.
gadem 4, 169.
gairda, gards, karto 4, 168.

gelghaert 5, 305.
Gans 4, 156.
Ganz aus 5, 303.
Garaus 5, 303. 308.
Gardevîaz 4, 150.
Garm 4, 145.
Garten, Virgils wunderbarer 4, 261.
Gâuhuhn, das Märe von den Gâuhühnern vom Stricker 6, 457 ff.
Gauriel v. Montavel, von Konrad v. Stoffeln 6, 385 ff.
Gebehart 5, 295.
Gebhausen, Gebingen 5, 315.
Geck, Gäck 5, 344. 345.
Gelichsêre 5, 302.
Gelübdestein, der, zu Seligenstadt am Main 5, 485.
Genofeva, die Historie von der Pfalzgräfin 6, 249.
Georg 5, 343. la vie de saint George 4, 501. Verhältniss zu Reinbot's heil. Georg 4, 502.
Gerbert, de fantastica deceptione G. 5. 61.
Germania, zur, des Tacitus 5, 219.
Gertrud 5, 343. dicke Trudel 5, 343.
getreuwer rât 5, 303.
gewand 4, 170.
Gibenach 5, 312. Giebichenstein 5, 312.
Gibich, statt Dankrât in der Nibelungenhs. k. 4, 336.
Giebs wohlfeil 5, 302.
Giemolf 5, 299.
Gidi, 5, 355.
Gilg, Ilg 5, 339.
Gillescop 5, 53.
Glasflasche des Virgil 4, 263.
Gleste 4, 137.
glêt 4, 169.
Glîdinc 5, 298.
Glîhsenhart 5, 298.
Glimpfius 5, 302. Glympfyus, Herr 5, 327.
Glockenturm des Virgil 4, 269.
Gottfried, d. alte, Birkengottfriedchen 5, 343.
Gotliep, 5, 295.
Götterwelt, die der deutschen und nord. Völker 6, 253.
Götze, Oelgötze 5, 309. 343.
Gouchesberc, Gouchhûsen 5, 315.
Graal, Conte del u. Chrestien's Fortsetzer 4, 414.
Grab, das u. seine Länge 4, 374. 5, 64. 486.
Gram 4, 137.
Grammatik, Wort- und Sachverzeichniss zu J. Grimm's deutscher 6, 115. Schriften über deutsche Grammatik 6, 472. ff. deutsche Grammatik v. Rumpelt ebd.
Grani 4, 142.
Gratamund 4, 142.
Gregor, zu Hartmanns 6, 372.
Greiff, 4, 146.
Greif in peutl 5, 300. Greif zu 5, 301.
Grete 5, 318. 323. Gretchen in der Küche 5, 324. Murrgret, Furchtgret 5, 324. als Geliebte, Hans und Grete als Paar 5, 324. 330. Gretel in der Hütte, -in der Hecke, -in, unter hinter der Stauden, Gretchen im Busch 5, 325.
Grimold 4, 39.
Gringuljete 4, 143.
grîzârd 5, 305.
Grobian 5, 327. St. Grobian 5, 302.
grognard 5, 305.
Grotian 5, 328.
Gudrun, zur 4, 106. 493.
Guiot v. Provins, seine Dichtungen 6, 233.
Guverjorz 4, 143.

H.

habitus 4, 163.
Hab mich lieb 4, 308.
Hâbrôc 4, 154.
Hacberta 6, 294.
Hainsel 4, 143.
Halb aus 5, 303.
Haltecleir v. Alteclêre 4, 139.
ham, hemidi 4, 165. 166.
Hamingja 5, 175.
Hankelein 4, 143.
Hanrei 5, 334.
Hans, Hänsel 4, 143. Hansel 4, 154. Hans, Hansken, Henneke 5, 318. Schmalhans 5, 319. 323. Hennekîn, Henselin, Hänslein 5, 320. Hänschen im Keller 5, 320. 324. Hans heißen 5, 321. Meister Hans, Junker-, Grau-, Grün- 5, 321. Gewaltiger Hans 5, 321. die großen H. 5, 321. Groß-, Klein-H. 5, 321. d. hübschen H. 5, 321. Reicher H. 5, 321. Bart-H. 5, 321. H. ohne Bart 5, 321. Boch-H., Fabel-H. 5, 321. Fackel-H. 5, 321. Fasel-, Feder H. 5, 322. Goukelhans 5, 322. Kalth. 5, 322. Klotz-, Knapp-, Marter-, Plapper-Pralhans 5, 322. Rebhänslin 5, 322. Scharrhans 5, 322. Schrammh., Schwabbelh. 5, 322. Spielh., Waldh. 5, 322. Hans Gerngroß, -Nimmersatt, -Selteufröhlich 5, 322. H. Aff, 5, 322. H. Dampf, -Knochler, -Küchenmeister, -Leard, -Kraft, -Mors, -Narr 5, 322. -Schenk 5, 322. -Unfleiß 5, 322. 355. -Worst 5, 322. -acht sein nicht, -Guck in die Welt, -Spring ins Feld, -Sauf aus, -Laß dünkel, -Friß umsonst 5, 323. H. Strich den Bart 5, 301, -Tapp, -Tapps, -Tapp ins Mus 5, 323. -oben im Dorf-, ohne Fleiß 5, 323. Hans in allen Gassen 4, 157. 5, 323. -v. Narrenberc, -im Schneckenloch, -ohne Sorgen, Luginhansgesell 5, 323. Hans, Name einer männl. Figur 5, 324. — Quast 5, 324. Hänsel, Vorrichtung zum tragen, ziehen und dergl. 5, 325. Stiefelhänsel, Tanz- 5, 325. H. Heiri 5, 331. Herr Hans, Hans Omnis 5, 354. Schmalhans 5, 355.
Hans Sachs, vier Dialoge 4 97, 117.
Harff, die Pilgerfahrt des Ritters Arnold v. 6, 255.
Harielf, Stifter v. Elwangen, 4, 39.

Harm 4, 148.
Harrenberc 5, 315.
Hartmann v. Aue, zu seinem Erek 4, 185. zu s. Gregor 6, 372.
hasehart, hashart 5, 306.
Haus, Kleid u Leib 4, 160. Haus-Kleid 4, 163. Leib-Haus 4, 170, verwandt mit Haut 4, 166.
Haut 4, 166.
Haut ab 5, 303.
Havegriff 5, 148.
Heimchen, die 6, 129. das Mutisheer 6, 131. die Milchstrasse 6, 133.
Heime (Hâma) 6. 342.
Heimeran 5, 295.
Hein, Freund 5, 334.
Heini, 4, 154.
Heinrich, Heini, Heynz 4, 151. 152. 5, 329. 330. 331. 332. Heyntzlin, Hinze, Heinz 4, 152. Heini Wunderfitz, Etter-, grober-, 5, 333. fauler. 5, 333. 334. Tummerhenz, Gigenheinz, -Narr, -Lüll 5, 333. holten Hînrick, knöchernîsern- 5, 333. Heynzmann Hug 5, 334. Heinz und Metz ein Liebespaar 5, 334. Heinz in daem. Bedeutung. H. Bockestein, Grauheinrich, Heinzlîn, Heinzelmann, Heinzelmännlein 5, 334. Heinz auf Dinge übertragen, Stiefelheinz, Heinzel, sanfter Heinrich, guter-, stolzer-, großer-, böser-, rother- 5, 334. Heinerli 5, 334. Heinz Effmichwol 5, 355.
Heinrich v. Türlein, s. Verhältniss zu Wolfram von Eschenbach 5, 469.
Heinrich und Kunegunde v. Ebernand v. Erfurt 5, 488. der Dichter 5, 488. Sprachliches 5, 490. Erklärungen 5, 491. Zu Heinrich u. Kuneg. 6, 422 ff.
Helküchlein 4, 100.
Herla, Herlething 5, 47.
Hermann 4, 152.
herre vor männl. Eigennamen 4, 193.
Hêrstuol 5, 302.
Hetzebolt, Hetzbolt 5, 304.
Hienz 4, 143.
Hie und dort 5, 303.
Hildisvîn u. Hildigôlt, Hiltegrîm oder Hildegrîn 4, 140. 5, 310. hildegrein 5, 309.
hindersprâche 5, 302.
Hitzenplitz 5, 300.
Hitzlein 4, 152.
hlê, lê 5, 58. 90. 91.
Hoffenheil 5, 315.
Hohenzoller'sche Hochzeit Jac. Frischlin's 5, 374. 375.
Horn, d. goldene 5, 101. 367.
Hornbil, Hornbîl 4, 137.
Horni 4. 151.
Hornuß 4, 156.
Hrafn 4, 141.
Hrimgerde 5, 85.
Hringhornir 4, 155.
Hrôtti 4, 137.
Hüdel 4, 152.
Hufeisen, d. verlorne 5, 479
Hugo's v. Trimberg Weltanschauung 5, 384. I. über d. Geistl. und den Pabst 5, 384. 392. II. die Stände und weltl. Verhältnisse 5, 395.
Hungertal 5, 315.
Hunnfischfang 4, 45. s. Bedeutung 4, 63.
Hüpfauf 5, 308.
Hurlebus, Hurlebaus 4, 156.
Hütte 4, 170.
huvil in Ortsnamen 4, 377.
hvîtabiörn 6, 315.

J.

Jacob, Jack, Jäckel 4, 154. 5, 343. 344. Jocki, Jockeli 5, 344. Hurenjäckel, Schmier-, Tauben- 5, 344. Jacob Gryfs an 5, 300.
Jäckel, der Bauer schickt den — aus 5, 463.
jâherre 5, 303.
Jahrbuch für romanische und engl. Litteratur 4, 377. 6, 254.
Jan Abschleif. v. Johannes 5, 325. -Gat, -Hen, -Blif to Hus, -kumm er nich, nn alle Mann, der korte -im Tun, -Hagel 5, 326. 355 Jan mit Voraussetzung eines andern Wortes 5, 326.
igels wer 4, 156.
Iltutus 5, 51.
Ingliant 4, 143.
Joachim, Jôchen 5, 345. Schwabbeljochen 5, 345. d. gute - 5, 345.
Jodel, Joel, Jol v. Georg 5, 343. Raufjodel 5, 343.
Johannes 4, 159.
Joiôse 4, 139.
Joseph 4, 159. Sepp, wüester 5, 345.
Irre sich selben 5, 301.
Isung 6, 315.
Îtel êre, -spot 5, 303.
iu, zur Aussprache des mhd. iu 5, 403.
Iwein, Bruchstücke aus, 6, 357.

K (C).

Cadoc Brenin 5, 51.
Campatille 6, 44.
Kandelberc 5, 312.
Cantian 5, 328.
Kara 5, 176.
Carbonarospiel 4, 267.
Karl, Kerl 5, 345. Karli, Kerli 5, 346.
Karlhöfdi 4, 155.
Karlmeinet, zum 6, 28.
Carolus, 4, 159.
Caspar, Kasperle 5, 341.
Castellum crescens 5, 62.
Catharina, Katterl, Kattel, Ketterlin 5, 322. die laufende, die schnelle, Jungfer- 5, 332. Mari- 5, 332.
Katze 4 156.
Kehraus 5, 308.
Kei, über den Ritter 6, 116.
Cercamon Troubadour 4, 380. 382.
Ketterlin v. Einsen 4, 130. 157.
Charlemagne le voyage de. 4, 382.
Cheveslinus 5, 54.

Chimke, Chimmeke, Gimken 5, 345.
Christoph 4, 159. Christoffel, Stöffel, Töffel 5, 341.
Cicade, kupferne d. Virgil 4, 267.
Kilian 5, 295.
Kindergebet, ein altes 5, 448.
Kindersprüche, deutsche und griechische 6, 380.
Kindheit Jesu 5, 247. -und das Passional 5, 432.
Kircheling, Kirling 6, 457 f.
Kiverêre 5, 302.
Clafêre v. der werlte 5, 303.
Claf unnütze 5, 301.
Klage, zu Lachmann's Ausg. 4, 431. des Minners Klage. 6, 223.
Clarmîne 4, 139.
Claus 5, 350. -Narr, Zuberclaus 5, 350. -Fluoch übel 5, 301.
Kleid; Haus Kl. u. Leib, 4, 160. Haus-Kleid 4, 163. Leib-Kleid 4, 173, verwandt mit glêt 4, 169.
Klinchart 5, 298.
Cluterêre 5, 302.
kô, bunte 4, 155.
Kohlen und Schätze 6, 411.
Cola Pesce 5, 63.
Kollel 4, 146.
Colmarer Liederhs. 5, 210. 444.
Konrad, Konz, Kunz 5, 329. 330. 331. 335. d. arme-, grobe - 5, 335. Kunz und Matz 5, 335. dæmon. 5, 335. Kunz hinderm Ofen 5, 335. d. -jagen, -jäger, -spieler, -mann, Schlaf- 5, 335. Schweinname 5, 335. 336.
Konrad v. Stoffeln 6, 385 ff.
Konrad v. Würzburg, Erwiderung 4, 113. der Welt Lohn 4, 256. der Schwanritter 6, 495.
Korbabenteuer des Virgil 4, 273.
Kratzhan 5, 302.
Kratzhart 5, 298.
Kratzian 5, 326.
Krebs 4, 156.
Criar 5, 305.
Krieg, der helle 6, 295.
Crismel 4, 148.
Crypta d. Virgil 4, 261.
Kuh 4, 157. Kuh u. Kalb 4, 141.
Kunegunde s. Heinrich.
Kunst und Leben der Vorzeit 6, 256.
Kunz 4, 152. Kunz ohne Sorgen 5, 355. — sihe sur 5, 301.
Kynewulfi poëtae aetas 6, 125.

L.

Lagulf 4, 137.
Lalenburg 5, 315.
Länder 4, 152.
Læren biutel 5, 301. Lærß kärly 5, 301.
Lasterberc 5, 315.
Laubi 4, 151.
Laudin, Wilhelm 5, 54.
Laurin 6, 332. 334.
Lausus 5, 55.
Leard 5, 309.
Lebenskerze 5, 192.
leccardo 5, 305.
lechespiz 5, 300.
leck 4, 184.
Lecwalder, Leberberge-meere, Leefelder 5, 88. Leemann 5, 92. Leb, Löbenmeister, Leu, Leuenfeld 5, 93.
Lehrbuch der ahd. Sprache und Litteratur 6, 126.
Leib; Haus, Kleid u.- 4, 160. Leib-Haus 4, 170. Leib-Kleid 4, 173. Etymol. 4, 183.
Lene 5, 295.
Lesebuch, altnord. 6, 126. alt- u. angelsächs. 6, 246.
Lewe 4, 156. Lewe, Leo 4, 135.
Lieber 5, 214.
Liederdichtung, zur deutschen 5, 67. Colmarer Liederhs. 5, 444. 210.
Liederjan 5, 328.
Liegât 5, 302.
Lienel 5, 309. Bachlienel 5, 309.
Lignmaredî 4, 143.
Limburger Chronik des Johannes 6, 255.
Limme 4, 140.
Lips, Han 5, 352.
Lisel, Lise 4, 143.
Lobdenfrumen 5, 300.
Lodder, der holländische Nachtgeist 5, 183. 199.
Loen, Grafen v. 5, 18. Agnes v. Loen 5, 18. 409.
Logik, Bruchstücke einer lat.-ahd. 5, 288.
lolhart 5, 305.
Lorleberg, der 5, 446.
Lorenz, Lenz, der faule -, Faullenz 5, 346. 355. Lenzteufel, Lenzenau 5, 346. Brennsuppenlenz, Hemedlenz 5, 347.
Löw 4, 146.
Löwe, Adler u. — 5, 99.
Löwen; die Sage von dem Professor zu L. 5, 192.
Loz s. Loen.
Luchs 4, 156.
Ludwig, Lutz 5, 347.
Ludwig d. Baier, Kaiser u. s. Stift zu Ettal 6, 246.
Luelin 5, 53.
Luginsland 4, 130. 157.
Lügenhart 5, 298.
Lügenlingen 5, 315.
Lupolt Schüh nit 5, 300.
Lusca 4, 147.
Lusti 4, 151.
Lutz, Lutzl 5, 295.

M.

Maienlied 5, 373.
Maistange, eine schwedische 4, 374.
Mangelburc 5, 314.
Manhaft 5, 302.
Männi 4, 154.
Manolt (Meinalt) 5, 299.
mantal, mantel 4, 164.
Mapes, Gualterus, nugae curialium 5, 47.
Marius, Marx 5, 349.
Margaretenmarter 4, 440. 6, 376.
Maria 5, 349. wüeste -, e damischs Miel 5, 349. Marie-Evel, -Gredl, -Kat 5, 349. -Wasch 5, 349. -Margal 5, 349.
Marienritter 5, 48.
Marschibeiz 4, 143.
Marten, Meister 5, 336.
Märtin 4, 152. 153.

Mathaeus, Mattês, Matz 5, 349. Mattes vor Hans heißen 5. 349. Matz heißen. Matz v. Dresden 5, 349. M. Fotz v. Dresden 5, 350. Hosen-, Leier-, Scheiß-, Gouch-, Plauder M. 5, 350.
Mathias, Hiesel 5, 350.
Matz 4, 154.
Matze, Metze 5, 347. verächtl. 5, 348.
Mauerbrecherin 4, 186.
Mâzeburg 5, 299.
Meffrid 5, 212.
Meistergesänge des 15. Jahrhunderts 5, 210.
Melac 4, 150.
Melni 4, 142.
memingk, meningk 5, 310.
Mercian, Mertian 5, 326.
Merian 5, 328.
Meridiana 5, 47. 61. 185.
Merz 4, 151.
Metz, Mette, Metteke 4, 157.
Metzig, die gesunde 4, 260.
Mich wundert, daß ich fröhlich bin 6, 368.
Michel, d. deutsche 5, 354.
Mildemâr 5, 299.
Mîminc 4, 137, 5, 310.
Mæhrli 4, 151.
Mitteldeutsch, über den md. Vocalismus 6, 428 ff.
Montavel, Gauriel v. 6, 385 ff.
Montfort, Grafen v. 4, 51. Hugo v. 4, 52. ihr Wappen 4, 51. 53.
Monumentorum veterum, theodiscorum decas 6, 126.
Moos 4, 62.
morgend 5, 95.
Morian 5, 328.
Möringer, d. edle 4, 95.
Moses 4, 152.
Muffian 5, 327.
Mugelar v. Mulagir 4, 139.
Müglin, Heinr. v., zwei Fabeln 5, 286. Gedicht auf den Zauberer Virgil 5, 368.
Muorlef, der, 6, 384.
Murner 4, 152.
Müschenkelch 5, 300.
Mutz 4, 153.
Mylni 4, 142.
Mysterien, engl. bes. d. Townleysammlung 4. 379.
Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich 5, 124.
Mythologie, Beiträge zur deutschen 6, 214. 211.

N.

Nachtigall 4, 156.
Nagehart 5, 298.
Nagelring 4, 137.
Nahtolf 5, 297.
Nar 4, 157.
Narragonia, Narragonien, Narragûn 5, 315. Narrenberc, Narrental 5, 315.
Nassauer 5, 313.
Nasus Joh. 6, 115.
St. Neff 5, 302.
Nehmingen 5, 315.
Neidhart 5, 303.
Neidhart v. Reuenthal 4, 247.
Nemehart 5, 298.
Nerthus, die Insel der 4, 385. die Wohnsitze der 7 Nerthusvölker 4, 386. die Lage der Nerthusinsel 4, 403. d. Nerthuscult u. d. Frö-blôt auf Seeland 4, 408.
Nibelungenlied oder N.-lieder 4, 115. zum Nibelungenlied 4, 421. zu den Beiträgen zum Nl. 4, 435. Nibelungenhs. k. 4, 315. ihre Vorlage 4, 322. ihr Schreiber 4, 320. Einteilung in Abschnitte 4, 335. Spuren d. Niederdeutschen in d. N. hs. A. 4, 428. rîke für rîche in d. N. hs. A. 4, 427. das Adjectiv in d. Nibelungen 6, 1. d. Nibelungen in der Geschichte und Dichtung 6, 435 ff.
Nicolaus, Nickel 4, 143. 5, 350. Dummenickel, Filznickel, Giftnickel, Graunickel, Saunickel, Schiefer-, Schor-, Schore-, Schwein- 5, 350. Pumpernickel 5, 350. 351. Schrandnickel 4, 351. dæmon. 5, 351. Feuernickel 5, 351. Biernickel 5, 352. Pauternickel 5, 352. Metallname 5, 352.
Nicolaus, zur Legende vom heil. 4, 241.
Nîdinc, Nidunc, Nîthart 5, 295.
Niderlant 5, 313.
Niederheinisch, Bruchstücke eines ndrh. Gedichtes 5, 356.
Niemans vriunt 5, 303.
Niht envint 5, 302.
Nimmer vol 5, 302.
nolhart 5, 305.
Nona Quare 5, 186.
Nordian 5, 326. 6, 344.
Norprecht 6, 323.
Notes and Queries, choice-notes, from- Folk-Lore 5, 120.
Nôthart 5, 305.
Nubli Zettmist 5, 300.
Nugae curialium, des Gualt. Mapes, zu den 5, 47.
Nütingen 5, 315.
Nuithones 4, 399.

O.

Oberland 5, 313.
Oberpfalz, aus der 4, 123. 5, 127.
Oegishialm 4, 138. 140.
Olifant, Olivant 4, 141.
Orendel u. Brîde 5, 109.
Origenes europaeae 6, 112.
Ortsnamen, über deutsche, mit tëgar 4, 376. mit huvil 4, 377. auf -arun, -arin 4, 34.
Ôskmey 4, 155.
S. Oswald, die deutschen Gedichte v. ihm 5, 129. das 'ältere' Ged. 5, 129. die Reime 5, 131. 140. d. Wortvorrath 5, 135. ältere Grundlage 5, 134. 142. d. Lesarten d. Münchnerhs. 5, 142. d. 'jüngere' Ged. 5, 154. Reime 5, 155. ältere niederrhein. Grundlage 5, 156. Vergleichung der verschiedenen deutschen Bearbeitungen 5, 164
Otmar S., Abt v. S. Gallen 4, 37. 51.
S. Ottilienlied 5, 373.

P.

Packan 4, 151.
Papelfels 5, 315.
Paradigmen zur deutschen Gramm. 6, 127.
Parât 5, 302.
Parisius, de contrarietate Par. et Lausi 5, 55.
Paron 4, 147.
Parzival, d. deutsche, der Conte del Graal u. Chrestiens Fortsetzer 4, 414. de Parzivali, poëmatis, Wolframi aliqnot locis 6, 127. -studien. 1. Guiot v. Provins altfranz. u. deutsch 6, 233. 2. über d. Religiöse im Parzival 6, 235. Zu Wolfram, Parzival 6, 467.
Passion, Bruchstück einer aus d. XII. Jh. 4, 245.
Passional, Kindheit Jesu u. das 5, 432.
Peter 5, 329. 336. der dumme 5, 336. 337. Dudel-, Hinke-Sporen-, Umstands- 5, 336. P. Meffert, - Blöckel, -Bloch 5, 336. Meister P. 5, 336. Holle-, Petermännlein 5, 336. 337. Peterlein, Peterle 5, 336. 337. d. schwarze- 5, 337. Petermann, Peterl 5, 337. Peterli petroselinum 5, 337. Kuhpeter 5, 337. Fensterpeter 5, 337. Peter u. Paul 4, 159. 5, 337.
Petitcriû 4, 150.
Petz 4, 153.
Pferd, ehernes des Virgil 4, 263.
Pfingstag 4, 151.
Pfürpfel sac 5, 301.
Philipp, Lippel, Han Lips 5, 352.
Pilatus 4, 380.
Pilgerin 4, 155.
Pipe, de Nicolas 5, 63.
Poimunt 4, 142.
Polykarpus, Schabgnaw 5, 300.
Porsa 4, 147
Preciosa 4, 135. 139.
Predigt - Märlein, einige Nachweisungen dazu 5, 48.
Priamel, eine engl. 4, 373. zur Priamellitt. 5, 44.
Prichenfried 5, 300.
Prokris 5, 180.
Prodigo de quodam 5, 54.
Proverbiis de quibusdam 5, 55.
Püfel 4, 156.
Pulian 5, 327.
Purlepaus, Purlapous 4, 156.
Puzât, Puszât 4, 143,

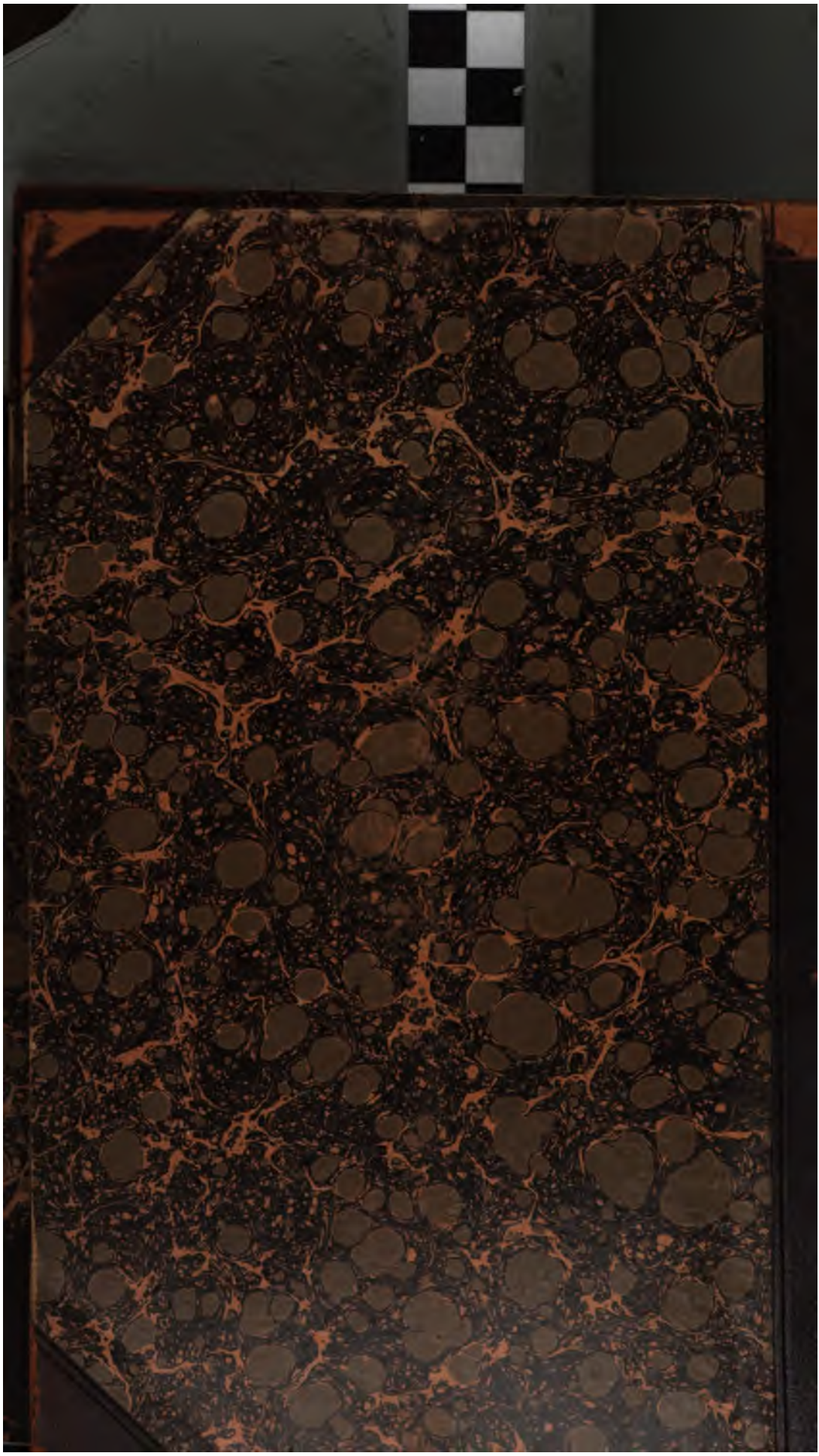
Q.

Quellcultus, der in der Schweiz 6, 113.

R.

Ranzinbeta 5, 301.
Raso, de R. et ejus uxore 5, 56.
Räthsellitteratur, zur 4, 308.
Raufbolt 5, 304.
Raumentegl 5, 300.
Rechtssprichwörter, deutsche 4, 117. Rechtsgebräuche zu Epfendorf 4, 90. Beffendorf 4, 91. Schliengen 4, 93.
Rede, die, v. d. XV Graden 6, 144.
Regenbogen 5, 401.
Regula, Regeli 5, 352.
Reinhard Fuchs zu 4, 109. 371. Reinardus Vulpes 6, 128
Reißaus 5, 308.
Resus 5, 58
Reudigni 4, 400.
Revelin 4, 148.
Richart 5, 296.
Richer 4, 147
Riesenschmied in d. Edda 5, 85
Riesenstamm, der 6, 340.
Rin 4, 146.
Ringgi 4, 151
Riserer 5, 302.
Rispa 4, 142
Riuwental 5, 313.
Rollo, de R. et ejus uxore 5, 58
Rom, Graf v. 5, 372.
Rœme 4, 151.
Roraff 4, 157.
Rose 4, 137.
Rosenblüts disputas eines Freiheits mit einem Juden 4, 482. Verwandte Daratellungen, französisch 4, 483. aus d. Orient 4, 486 489. v. d. Spanier in Aberdeen 4, 488. 493. beim Arcipr. de Hita 5, 487. zur Litteratur des Hans Rosenplüt 6, 106. Des Türken Vastnachtspiel 6, 107. Von den Turken 6, 107. V. Herzog Ludwig v. Beyern 6, 107. Von der Herren Flucht 6, 108. Ein Spruch v. Beheim 6, 108.
Rosengarte 4, 1. Verhältniss d. Pommersfelder Bearbeitung zu d. anderen bisher bekannten 4, 4 d. Roseng. zu Worms 6, 307. myth Hintergrund 6, 310 örtl. Anhalt d. Rosengartenlieder im Wormsgau 6, 321. der kleine Roseng. 6, 332.
Rothe Joh, zu dessen thüring. Chron. 4, 472 5, 226 Verhältniss des Verfassers und Schreibers. Vocale 4, 473. Umlaut 4, 473. 478 ie u. uo 4, 475. Brechung 4, 476. ei, ey statt i 4, 478. einzelnes 4, 479. Consonanten 4, 479 Verhärtung im Auslaut 4, 479. Ortogr. der S-laute 4, 481. Flexion 4, 481. Declination 4, 481. Conjug. 4, 482. d. has 5, 227. Zur Erklärung 5, 235. Joh. Rothe, Verf. d. thüring. Chron 6, 45 des Ritterspiegels 6, 52. deutscher Rechtsbücher 6, 59 79. Dedications - Akrostichon d Chronik v. Brûno v. Teitleben 6, 257. muthmaßl. Verfasser d. sog. Buchleins v. d stete ampten u. v. d. fürsten ratgeben, besser genannt des rätes zucht 6, 271.
Roubolt 5, 299
Rudhart 4, 37.
Rufinus 5, 297.

Rum den hag 5, 301.
Rûmezlant 5, 300.
Ruodolf, Ruodi, Rüedi, -bueb, -maitli, Säurüedi, Ridi 5, 337.
Ruore 4, 421.
Ruprecht, Rüpel 5, 352. Knecht Ruprecht 5, 352. d. hohe Rüpel 5, 353.
Rusca 4, 147.
Rusche, Roschlîn 4, 142.
Rütelschrîn 5, 300.

S.

Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen 5, 375. Isländische Volkssagen 5, 378. Volkssagen und Schilderungen aus d. Salzkammergut 5, 380. Sagen, Märchen und Bräuche aus Tirol 5, 507. Sagen aus Hapsal, der Wilk, Oesel u. Rynö 6, 382. Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim 6, 250. Sagen u. Lieder aus dem Nösner-Gelände 6, 248.
Salamanca, d. Teufel zu 5, 199.
Sældenberc 5, 315.
Salomon v. Constanz 4, 40.
Salvatio Romae 4, 269. 271.
Same karc 5, 302.
Samstagsblatt, elsäßisches 6, 383.
saro 4, 169.
Saufaus 5, 307.
Schabab 5, 308.
Schabe 4, 152.
Schade 5, 302.
Schaffe niht 5, 301.
Schalksberg 5, 313.
Schamigunt 5, 299.
Schamperyon 5, 327.
Schandendecke blôz 5, 302.
Schatten. Ohne Schatten, ohne Seele 5, 69. 175. Licht und Schatten 5, 70. d. Mittagssonne im Volksglauben 5, 74. der Mond 5, 76. vom Körperschatten 5, 79. d. schwarze 5, 79. linke 5, 80. d. Schatten als Schaden 5, 81. Schatten und Licht im Kampf 5, 85. der Schatten als Stundenzeiger 5, 86. 87. Local- u. Eigennamen d. Schattens 5, 88. d. Schattengeist 5, 175. Erscheinungsweise des Geleitsgeistes 5, 182. Folgen des Erblickens s. Gefolgsgeistes 5, 184. Schattenprobe 5. 186. Schattenbuße 5. 193. ethischer Gehalt 5, 195. Schattenraub und Schattenverkauf 5, 198.
Schelch, der 6, 225. Schelo, Schelaho ebd.
Scheminc, Schemminc, nord. Skemming 4, 142.
Schenziana 5, 300.
Schew den Galgen 5, 300.
Schickelmann 5, 302.
Schimpfelîn 5, 302.
Schindengast 5, 301.
Schlafofta 5, 301.
Schlach in Haufen 5, 300.
Schlange 4, 156.
Schlangentor 4, 261.
Schleißheim 5, 313.
Schlemihl, Peter 5, 201.
Schlendrian 5, 326. 355.
Schlickenwider 5, 300.
Schmierian 5, 328.
Schmirwanst 5, 301.
Schnecke 4, 156.
Schrebian 5, 329.
Schreckhenvol 5, 300.
Schrit 4, 137.
Schrätel 4, 156.
Schürenprand 5, 300.
Schütt den Helm 4, 157.
Schwaben, Wanderlust der 6, 109.
Sebastian, Wastl 5, 353. Tiroler Wastl, Schiefer- 5, 353. Seb. schind den puren 5, 300.
Sehnen o. S. du viel bittres Kraut 6, 304.
Sein mit d. inf. 5, 365.
Seligenstadt, der Gelübdestein zu 5, 485.
Selphart 5, 298.
Seltenfrid, fraw 5, 302.
Seltenrîch 5, 302. -satt 5, 302.
Sempacher Schlachtlieder, die 6, 161. das große Sempacher Schlachtlied in 3 kleinere Lieder zerlegt 6, 173. d. histor. daran 6, 179. die Sempacher-Schlacht, beschrieben in einer Chronik v. Constanz 6, 185.
Servatius 5, 297. d. S. Veldeke's 5, 406. über die Person d. Dichters 5, 406. d. Gräfin v. Loen 5, 409. die Quelle d. Dichters 5, 410. Sprachl. Bemerkungen 5, 410. Zeit d. Entstehung 5, 422. zum Text 5, 422.
Sigismund 4, 159.
Silete 5, 97.
Simon 5, 296.
Singerin 4, 157.
Singûf 5, 300.
Siuftenecke 5, 316.
Siuftenhein 5, 313. 316.
Siurinc 5, 298.
Sist, blinder- 5, 353.
Skaði 5, 81.
skôgarbiörn 6, 316.
Sleipni 4, 141.
Slich 5, 302.
Slihtinc 5, 298.
Slintezgen 5, 300.
Slinthart 5, 298. Slüntherlîn 5, 298.
Slûngni 4, 141.
Slurchart 5, 295.
Smalian, Schmalian 5, 329.
Smeichart 5, 298.
Der'smit ûz Oberlande' 6, 221.
Snüdel 5, 302.
Sommer u. Winter 5, 257. Kuckuck 5, 265. Hulst u. Epheu 5, 269. Buchsbaum u. Felber 5, 271. Maienröslein 5, 275. Maienfahrt 5, 275.
Sorgenrein 5, 313 316.
Sorgnit 5, 300.
Spar helblinc 5, 301.
Sparmund 5, 299.
Speculum ecclesiae, altdeutsch 4, 494. Entstehung 4, 494. Sprachliches 4, 495. Verwandtschaft mit 'Predigtbruchstücken d. 12. Jh.' 5, 456.
Speier 5, 313.
Spelche 4, 152.
Spiegel, der, deutscher Leute